Bunte Bilder aus dem Sachsenlande

MITWIRKENDE

	TITEL : Bunte Bilder aus dem Sachsenlande	

AKTION	*NAME*	*DATUM*	*UNTERSCHRIFT*
VERFASST DURCH	Andreas Romeyke	2014-12-24	

VERSIONSGESCHICHTE

NUMMER	DATUM	BESCHREIBUNG	NAME
	2014-12-24		AR

Inhaltsverzeichnis

I Bunte Bilder aus dem Sachsenlande - Bd. I 1

1 An den Leser. 5

2 Zur vierten Auflage. 7

3 Auf der Stammburg der Wettiner. 9

4 Konrad, der erste erbliche Markgraf von Meißen. 14

5 Die Mark Meißen in frühester Zeit. 20

5.1 I. Meißen ums Jahr 1089. 20

5.2 II. Meißen ums Jahr 1189. 21

6 Die Albrechtsburg. 24

7 Meißen, die alte Markgrafenstadt. 32

8 Die Einführung der Reformation in Meißen. 37

9 Die königlich sächsische Porzellanmanufaktur. 42

10 König Albert in Meißen. 46

11 Miescos Eiche. 48

II.1 Sage von der Burg Siebeneichen. 48

12 Das königliche Jagdschloß Moritzburg. 61

13 Das Lustlager bei Zeithain. 65

14 König Johann in der Schule. 69

15 Dresden, die Haupt- und Residenzstadt Sachsens. 70

16 Dresden vor 400 Jahren. 85

17 Das Wettinfest in Dresden. 93

18 Johannes Schilling, ein Meister der bildenden Kunst in Dresden. 97

19 Vater August und Mutter Anna. 102

20 Ein Musikfest in Dresden im Jahre 1615. 110

21 Der Fürstenborn in Klotzsche. 112

22 Das Steinkreuz bei Klotzsche. 114

23 Pirnaisches Elend. 116

24 Die Festung Königstein. 123

25 Eine Wanderung durch die sächsische Schweiz. 128

26 Die Schloßjungfrau. 137

26.1 Eine Schandauer Sage. 137

27 Die Strohhutindustrie im Müglitzthale. 140

28 De Åberlausitz. 141

28.1 Gedicht in Mundart. (Aus „Allerlee aus der Åberlausitz“) 141

29 D'r Wint'r is doa. 143

29.1 Gedicht in Oberlausitzer Mundart. 143

30 Sitten und Gebräuche in der Oberlausitz in früherer Zeit. 144

31 Aus Bautzens ältester Vergangenheit. 150

32 Die Gründung Bautzens. 154

32.1 Eine Sage. 154

33 Aus der sächsischen Wendei. 155

34 Die Goldgrotte auf dem Valtenberge. 158

34.1 Eine Volkssage. 158

35 Der Goldkeller auf dem Löbauer Berge. 161

35.1 Eine Sage. 161

36 Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge. 162

37 Kloster St. Marienthal bei Ostritz. 165

38 Die Cölestiner auf dem Oybin. 170

39 Adventsumgänge des Christkindes. 174

39.1 Eine Volkssitte des Eigenschen Kreises und der südöstlichen Oberlausitz. 174

40 Aus Lessings Jugendzeit. 177

41 Aus dem Leben des Philosophen Fichte. 184

42 Leipzig, die größte Stadt des Sachsenlandes. 188

42.1 1. Allgemeine Geschichte des alten Leipzigs. 188

42.2 2. Leipzig als Handelsstadt. 191

42.3 3. Ein Blick auf das neue Leipzig. 196

43 Die Gründung der Universität Leipzig. 202

44 Christian Fürchtegott Gellert. 206

45 Die erste Eisenbahn Sachsens. 211

46 Die Wurzener Kreuz- oder Marterwoche. 216

47 Der Rochlitzer Berg. 223

48 Kriebstein und Rochsburg, 225

49 Rot und Silber. 232

49.1 Eine Schönburgische Wappensage. 232

50 Auf dem Totensteine. 234

50.1 Vaterländische Sage aus dem mittleren Erzgebirge. 234

51 Chemnitz, die bedeutendste Fabrikstadt Sachsens. 245

52 Chemnitz im siebenjährigen Kriege. 248

53 Richard Hartmann und der sächsische Maschinenbau. 253

54 Das Haus Esche und das sächsische Strumpfgewerbe. 259

55 Jakob Georg Bodemer, der große Bürger der Stadt Zschopau. 263

56 Zwickau. 267

57 Der Steinkohlenbergbau bei Zwickau. 270

58 Eine Einfahrt in den Brückenberg zu Zwickau im Jahre 1881. 272

59 Ein Schatzgräber im niederen Erzgebirge. 279

60 Paul Flemming. 283

61 Die Vorberg–Sage. 287

61.1 Aus der Gegend von Kirchberg. 287

62 Mei Haamet. 291

62.1 Gedicht in vogtländischer Mundart. 291

63 Walpurgisfeier im Vogtlande. 292

64 Das Hahnhaus bei Wernesgrün. 294

65 Der Schneckenstein im Vogtlande. 296

66 Julius Mosen, ein hervorragender Sohn des Vogtlandes. 299

67 Die Verfertigung von Musikinstrumenten in Markneukirchen und Umgegend. 306

68 Bad Elster im sächsischen Vogtlande. 310

69 Sagen vom Stelzenbaum. 313

70 Der Stelzenbaum im Frühjahr 1891. 316

71 Die Perlenfischerei in der Weißen Elster und die Perlmutterwarenfabrikation in Adorf im Vogtlande. 317

72 Verzauberte Schätze. 320

72.1 Sagen aus dem oberen Vogtlande. 320

73 Sagen von Wald- und Moosleutchen und dem Wassermann aus dem oberen Vogtlande. 324

74 Holzweibchen. 329

74.1 Sage aus dem Vogtlande. 329

75 Petition an König August den Starken. 330

76 Lob des Erzgebirges. 332

77 Eine Winterfahrt im Erzgebirge. 333

78 De Kinner im Gebarg. 337

78.1 Gedicht in erzgebirgischer Mundart. 337

79 Die Gründung von Johanngeorgenstadt. 338

80 Unera Hamet. 342

80.1 Gedicht in obererzgebirgischer Mundart. 342

81 Weihnachten im Obererzgebirge. 344

82 Annaberg und die Industrie des oberen Erzgebirges. 347

83 Der Greifenstein und seine Sagen. 353

84 Die lange Schicht von Ehrenfriedersdorf. 357

85 Hieronymus Lotter, kurfürstlicher Baumeister. 360

86 Evan Evans, der erste Baumwollspinner Sachsens. 367

87 Die Hungersnot im sächsischen Erzgebirge in den Jahren 1771 und 1772. 370

88 Erzgebirgische Zufriedenheit. 375

88.1 Gedicht in obererzgebirgischer Mundart. 375

89 Kleinstädterleben im Erzgebirge am Ende des 16. Jahrhunderts. 377

90 Freiberg am Ende des 16. Jahrhunderts. 381

91 Halsbrücke und der höchste Schornstein der Welt. 388

92 Die Waldfee. 391

92.1 Eine Erzählung aus dem oberen Erzgebirge. 391

93 Die Eigenart der sächsischen Stämme. 409

94 Wahlsprüche und goldene Worte sächsischer Fürsten. 416

95 Sachsentreue. 419

96 Kronprinz Albert von Sachsen im Liede seiner Soldaten. 424

97 Der Sachsen Dank. 428

Abbildungsverzeichnis

1 Königin Carola, ... 3

3.1 Die Burg Wettin. 11

4.1 Die Peterskirche auf dem Petersberge bei Halle. 15
4.2 Konrad I. von Wettin. Luitgard, Konrads I. Gemahlin. 17

6.1 Die Albrechtsburg in Meißen. 25
6.2 Das Denkmal Albrechts des Beherzten in Meißen. 27

7.1 Ansicht von Meißen. 33

9.1 Johann Friedrich Böttger. 43
9.2 Die königliche Porzellanfabrik im Triebischthale. 44

11.1 Schloß Siebeneichen bei Meißen. 50

12.1 Das königliche Jagdschloß Moritzburg. 61

15.1 Das Japanische Palais. 71
15.2 Ein Blick auf die Augustusbrücke und ihre Umgebung von der Marienbrücke aus. 72
15.3 Die katholische Hofkirche zu Dresden. 74
15.4 Teilansicht vom Zwinger zu Dresden. 76
15.5 Das Hoftheater zu Dresden. 77

15.6 Die Brühlsche Terrasse zu Dresden. 78
15.7 Die Frauenkirche zu Dresden. 79
15.8 Die Johanniskirche zu Dresden. 81
15.9 Die russische Kirche zu Dresden. 82
15.10 Das Palais im Großen Garten zu Dresden. 83

16.1 Das Pirnaische Thor zu Dresden vor der Demolierung 1813. 87
16.2 Das sächsische Königspaar. 92

18.1 Johannes Schilling. 98
18.2 Der Abend. 99
18.3 Die Nacht. Abend und Nacht, zwei Treppenfiguren an der Brühlschen Terrasse in Dresden. . 100

19.1 Vater August. 103
19.2 Die Augustusburg in ihrer früheren Gestalt. 105
19.3 Die Augustusburg in der Gegenwart. (Aus Grafers Zschopauthal-Album.) 106
19.4 Mutter Anna. 108

24.1 Stadt und Festung Königstein. 124
24.2 Auf der Plattform der Festung Königstein. 125

25.1 Ein Blick von der Bastei in der sächsischen Schweiz. 129
25.2 Das Felsenthor im Uttewalder Grunde in der sächsischen Schweiz. 131
25.3 Die Basteibrücke in der sächsischen Schweiz. 132
25.4 Der Amselfall in der sächsischen Schweiz. 133
25.5 Der Kuhstall in der sächsischen Schweiz. 134
25.6 Das Prebischthor in der sächsisch-böhmischen Schweiz. 135
25.7 Ansicht von Schandau (Elbseite). 136

31.1 Ansicht von Bautzen (Südseite). 151

33.1 Eine wendische Hochzeitsgesellschaft. 157

37.1 Ordenskleid der Äbtissin des Klosters Marienthal. 167

38.1 Der Berg Oybin im Zittauer Gebirge. 171
38.2 Die Klosterruinen auf dem Oybin. 172

40.1 Gotthold Ephraim Lessing. 178
40.2 Ansicht von Kamenz. 179
40.3 Johann Gottlieb Fichte. 183

42.1 Ansicht von Leipzig zu Anfang des 18. Jahrhunderts. 189
42.2 Der Augustusplatz in Leipzig zu Anfang des 19. Jahrhunderts. 190
42.3 Das Buchhändlerhaus in Leipzig. 193
42.4 Die Markthalle in Leipzig. 194
42.5 Die neue Börse in Leipzig. 195
42.6 Die Peterskirche in Leipzig. 197
42.7 Das neue Konzerthaus in Leipzig. 198
42.8 Der Mendebrunnen auf dem Augustusplatze in Leipzig. 200

44.1 Christian Fürchtegott Gellert. 207

45.1 Der erste Zug auf der Leipzig-Dresdner Eisenbahn. 213
45.2 Der erste Bahnhof in Sachsen. 214
45.3 Die Göltzschthalbrücke. 215

48.1 Das Schloß Kriebstein bei Waldheim. 227
48.2 Das Schloß Rochsburg bei Penig. 230

53.1 Richard Hartmann. 254
53.2 Die Sächsische Maschinenfabrik zu Chemnitz. 256
53.3 Ein Maschinensaal der Sächsischen Maschinenfabrik zu Chemnitz. 257

54.1 Theodor Esche. 261

55.1 Jakob Georg Bodemer. 264

56.1 Die Marienkirche in Zwickau in ihrer jetzigen Gestalt. 268

58.1 Einfahrt in den Schacht eines Steinkohlenbergwerkes. 274
58.2 Verladung der Hunde in einem Kohlenbergwerke am Ausgang der Strecken. 275
58.3 Bergleute bei der Arbeit. 276

60.1 Paul Flemming. 285

65.1 Der Schneckenstein im Vogtlande. 297

66.1 Julius Mosen. 301

68.1 Das Kurhaus in Bad Elster. 311

77.1 Eine Schlittenfahrt im Gebirge. 335

82.1 Ansicht von Annaberg und Buchholz mit dem Pöhlberg. Verlag von Herm. Graser in Annaberg. 348
82.2 Das Denkmal der Barbara Uttmann in Annaberg. 350

85.1 Hieronymus Lotter. 361
85.2 Das Rathaus in Leipzig, ein Werk Lotters in seiner ursprünglichen Gestalt. 362

90.1 Ansicht von Freiberg. 383
90.2 Der Abrahamsschacht bei Freiberg. 385

92.1 Abbildung zu der Erzählung „Die Waldfee“. 405

95.1 Lukas Cranach. Abbildung zu dem Gedicht „Sachsentreue“. 420

Widmung

Dieses Buch widme ich meiner lieben Jeanette.

Vorwort

Das vorliegende Buch habe ich im Dezember 2012 angefangen zu digitalisieren. Das Einscannen hat rückblickend die wenigste Zeit in Anspruch genommen. Aufwendig waren vor allem die Fehlerkorrektur und die korrekte semantische Auszeichnung. Das Buch ist noch work-in-progress und wird fortlaufend verbessert. Es kann (bitte unter Namensnennung und Verweis auf die Originalquelle) frei verwendet werden. Für Fehlerrückmeldungen bin ich sehr dankbar. Weitere Infos findet ihr unter http://andreas-romeyke.de

---

Anmerkung
Das Buch wurde gescannt und übertragen von Andreas Romeyke. Diese Version wurde am 2014-12-24 erzeugt.

Teil I

Bunte Bilder aus dem Sachsenlande – Bd. I

Das Buch wurde versucht 1:1 zu übertragen. Das Inhaltsverzeichnis des Originals wurde zugunsten des automatisch erstellten Inhaltsverzeichnisses entfernt.



Abbildung 1: Königin Carola,

Protektorin des Sächsischen Pestalozzi-Vereins.

Nach der neuesten photographischen Aufnahme von Müller & Pilgram in Leipzig.

Bunte Bilder

aus dem Sachsenlande.

für Jugend und Volk

Herausgegeben

vom

Sächsischen Pestalozzi-Vereine.

Mit zahlreichen Abbildungen.

(Der Ertrag ist zur Versorgung alternder, hilfsbedürftiger, verwaister Töchter vaterländischer Lehrer bestimmt.)

A. Band

Neunte Auflage

Leipzig. In Kommission bei Julius Klinkhardt. 1902.

Kapitel 1

An den Leſer.

Das vorliegende zweibändige Werk „Bunte Bilder aus dem Sachſenlande“ verfolgt einen doppelten Zweck.

Zunächſt iſt es dazu beſtimmt, Großen und Kleinen, Alten und Jungen Kunde zu bringen von Land und Leuten, Kunde vom Leben und Treiben, Singen und Sagen der Bewohner der verſchiedenen Gegenden unſeres engeren Vaterlandes. Mit der genaueren Kenntnis der Heimat aber ſoll es ein lebhaftes Intereſſe für die Entwickelung derſelben und für ihre Eigen artigkeiten und Schönheiten vermitteln und ſo eine Heimatsliebe erwecken und pflegen, die, wenn ſie ſich frei hält von Engherzigkeit und Überſchätzung die ſchönſte Eigenſchaft eines Staatsbürgers und die beſte Grundlage des wahren, geſunden Patriotismus iſt, der unſerem deutſchen Volke ſo not thut.

Daneben will das Buch aber auch darauf hinwirken, daß das Band der Liebe, welches das Herrſcherhaus ſeit mehr denn 800 Jahren mit Land und Volk verknüpft, ein immer innigeres und feſteres werde. An den verſchiedenſten Stellen nimmt es daher Bezug auf die Geſchichte des er lauchten Hauſes Wettin und auf den Einfluß, den die Herrſcher desſelben auf das Gedeihen und Blühen des Sachſenlandes und auf das Wohl des Sachſenvolkes ausgeübt haben.

Die zahlreichen Artikel ſind in der Hauptſache geographiſcher und ge ſchichtlicher Natur; und da man ein Volk in ſeiner Eigenart nicht zum ge ringſten auch aus Sitte, Sang und Sage kennen lernt, ſo iſt auch dieſe Seite des Volkslebens nichts unberückſichtigt geblieben.

Die Beiträge für das Buch ſind geliefert worden von Lehrern und Freunden der Jugend aus den verſchiedenſten Landesteilen. Einige dieſer Beiträge erſcheinen im Gewande der Wiſſenſchaftlichkeit und ſind die Frucht einge-hender Quellenſtudien und fachmänniſcher Einſicht, andere ſind in Form und Inhalt mehr der Auffaſſungskraft des ſchlichten Mannes angepaßt; einige ſind mehr belehrend, andere mehr unterhaltend, noch andere ſind

IV reichlich mit Humor gewürzt. Sie ſind alſo in ihrer Art ziemlich verſchieden, aber in dem einen ſind ſie ſich völlig gleich: alle ſind hervorgegangen aus der Liebe zum Vaterlande.

Das Buch führt den Haupttitel „Bunte Bilder“. Damit ſoll die bereits angedeutete Mannigfaltigkeit und Vielgeſtaltigkeit der einzelnen Artikel bezeichnet werden. Wie an dem leiblichen Auge des Wanderers die

verschiedensten Naturbilder, so sollen die mannigfaltigen „Bilder“ des Buches am geistigen Auge des Lesers vorüberziehen und Verstand und Herz des selben gleichzeitig anregen. Und was durch das Wort nicht geschieht, das sollen die vielen hübschen Illustrationen thun, die dem Texte beigegeben sind.

Das Buch will kein Lehrbuch im eigentlichen Sinne des Wortes sein; gleichwohl wird es aber neben der Unterhaltung auch zur Belehrung und zur Belebung des Unterrichtes in Schule und Haus mit Erfolg benutzt werden können. Möge es daher seinen Einzug halten in die verschiedensten Kreise und auch in die Schul- und Volksbibliotheken; möge es aber vor allem ein gerngesehener Gast in der Familie werden und überall dem Zwecke dienen, zu dem es geschrieben ward, nämlich Liebe pflanzen und Liebe pflegen bei Jungen und Alten zu Fürst, Volk und Vaterland!

Die Herausgeber.

Kapitel 2

Zur vierten Auflage.

Die ein Jahr nach dem Erſcheinen der 3. Auflage nötig gewordene 4. Auflage iſt nicht nur als eine verbeſſerte, ſondern auch als eine weſent lich vermehrte zu bezeichnen; denn es haben 10 neue Artikel Aufnahme gefunden. Dabei ſind alle ausgeſprochenen berechtigten Wünſche berückſichtigt worden, und es darf ſich dieſe Auflage daher wohl einer ebenſo freundlichen Aufnahme verſichert halten, wie ſie ihren Vorgängerinnen zu teil geworden iſt.

Die Herausgeber.

In Deutschlands Mitte liegt ein Garten Gottes, Geschmückt mit allen Reizen der Natur Und ob auch vom Gebirg des Winters Schnee Ins Niederland noch lange leuchtend glänzt, wenn hier schon milde Frühlingslüfte wehn: Trägt doch das Land, was zur Behaglichkeit Der fleißige, zufried'ne Mensch bedarf.

Auf breiten Äckern wogt das gold'ne Korn, Auf fetterm Boden senkt die schweren Ähren Der Weizen, beut der wohlgepflegte Baum Zu seiner seit die edlen, süßen Früchte, Und selbst die Traube reift am Bergeshang. Auf blum'gen Wiesen fällt der saft'ge Halm In Sommers Mitte unterm Schnitt der Sense, Nach deren Werk genug noch übrig bleibt, Um Schaf- und Rinderherden dort zu weiden.

Durch diesen Garten trägt der Elbe Stronm Des Binnenhandels stolz geblähte Segel, Und von des Südens Bergen fließt ihm zu Aus nie versiegten Adern neue Fülle.

2

An seinen Ufern läuft das Schienenband, Sich schwingend über kühn gewölbte Brücken; Es führt, was aus des Schachtes tiefem Schoß, Was von der Berge waldbekränztem Rücken Die fleiß'ge Hand gewann, was sie mit Kunst Und Emsigkeit geschafft, hinab zum Thal Und bringt, was überm Ocean gedieh, Her zum Genuß und in der Werkstatt Räume.

Und daß der treuen Arbeit nie das Ziel Und nie der rechte Weg zum Ziele fehle, Gebricht's an Stätten nicht, wo Aug' und Hand Und Geist und Herz in innigem Verein Gebildet wird für alles Gut' und Schöne.

Dies ist dein Vaterland! Als duft'ge Blume Ist es gefügt in Deutschlands Ehrenkranz, Und was es ist, es ward's zum ew'gen Ruhme Dem Haus Wettin in unverblich'nem Glanz.

Ferd. Engelmann.

Kapitel 3

Auf der Stammburg der Wettiner.

„Dort sind schon die Schachtberge, und drüben sehen Sie den Schweizerling. Auf seine bewaldete Höhe wandert das junge Volk Wettins an Sonn- und Fest tagen gern hinauf; denn es ist gar schön da droben. Wenn wir die beiden Wind mühlen im Rücken haben, sehen wir Wettin drunten im Thale.“

So berichtete der biedere Wettiner Ackerbürger, indem er angesichts der beiden Windmühlen stehen blieb und seinen langschößigen Sonntagsrock wieder anzog. Seine kugelrunde, gesprächige Ehehälfte, mit der er von einer kleinen Reise zurückkehrte, klappte hierauf den Regenschirm zusammen, den sie in Ermangelung eines Sonnenschirms als Schutz gegen die brennenden Strahlen der Frühlingssonne aufgespannt hatte. Der Tag war heiß, und die Luft war still.

Der holperige Feldweg, auf dem wir ein und eine halbe Stunde lang von der Station Nauendorf an durch unabsehbare Feldpläne rüstig vorwärts geschritten waren, wurde allmählich steinig, und hier und dort traten bereits die breiten verwetterten Schichten des rötlichen Porphyrs zu Tage.

„Unser Städtchen ist steinreich und doch arm,“ sagte mein Begleiter, als er sah, daß ich einige Porphyrstücke aufhob und sie prüfend betrachtete. „Freilich,“ fuhr er fort, „müssen wir dem Himmel auch für diesen Reichtum danken; denn außer in den Schächten und Cichoriendarren und auf den Schiffen des Saal stromes sind viele Menschen in den Steinbrüchen beschäftigt und haben da ihr kümmerliches Brot. Doch wir sind dem Ziele nahe, – da drunten liegt Wettin!“

Mit einem Schlage hatte sich die Scenerie verändert. Von der Höhe eines Bergkammes blickte ich hinunter in das Thal. Meine Blicke schweiften über die altersgrauen Ziegeldächer des kleinen Bergstädtchens hin, dessen Häuschen dicht gedrängt wie Schwalbennester jenseits am Berghange klebten und sich bis auf den Rücken desselben hinaufzogen. Eins wie das andere gebaut, harmonierten sie prächtig mit dem Felsgestein, auf dem sie standen. Nur einige hoben sich durch lebhaftern Anstrich aus dem Häusermeer heraus, das die Türme der Kirche, des Rathauses und der Burg überragten. Der Tag war still und heiter und bot eine weite Fernsicht. Hier und dort glänzte das rötliche Gestein der schroffen Felswände. Drüben im Blauen sangen die Lerchen. Drunten zur Linken blinkte

und blitzte das silberne, vielfach gewundene Band des Saalstromes, der aus seinen Ufern getreten war und das Wiesengelände überschwemmt hatte. Und nun leuchtete und flimmerte es in dem wässerigen Grün der Auen und zwischen den knospenden Bäumen und Büschen kleiner Strominselchen, als habe die Sonne einen Demant regen über sie ausgeschüttet.

So, wie es da vor mir lag, und nicht anders hatte ich mir das alte Berg städtchen Wettin gedacht: im Äußern unberührt vom Strome der Neuzeit, ein Denkmal ferner schöner Vergangenheit, ein würdiger Zeuge deutschen Fürstenruhms und deutscher Fürstengröße! Und voll Freude und Stolz hing mein Blick an den hohen Mauern und an den Turmzinnen der alten Burg, die sich im Süden auf einer scharf vorgestreckten Felszunge trotzig und kühn erhebt und die Dächer der Stadt weit überragt. Dieser ehrwürdige, schlichte, feste Bau, der mit dem Fels verwachsen scheint, der den Stürmen und Wettern fast eines Jahrtausends getrotzt hat, ist das schönste Symbol des edlen ruhmreichen Fürstenhauses der Wettiner. Nicht der romantische Hauch der Sage umwebt die alten Mauern — unser Volk weiß nichts Wundersames von dieser Burg zu singen und zu sagen —, wohl aber der Geist hoher, tapferer und großherziger Ahnen und der Geist einer glorreichen achthundertjährigen Vergangenheit! Sie schützen die Wiege unseres teueren Herrschergeschlechtes und werden auch das Haus Wettin auf stolzer, sonniger Höhe erhalten, wenn Bau und Fels längst in Trümmer gesunken sind! . . .

„Schade um unsere schöne alte Burg," plauderte mein Reisegefährte, als wir auf steilem, schmalem Pfade abwärts stiegen und durch die engen, gewundenen Gäßchen des Städtchens dem alten Rathause zuwanderten. „Wir Wettiner wissen wohl, welche Bedeutung sie hat," fuhr er fort, „und wir würden uns freuen, wenn unser junger Kaiser die Burg Ihrem König Albert schenkte. Die Schaf herden, welche in den Räumen kampieren, könnte man wohl noch auf dem Amts hofe unterbringen und auch die Kornböden dorthin verlegen; die Bierbrauerei, seither in dem Flügel nach der Stadtseite zu gelegen, hat man so wie so seit Neu jahr eingestellt. Arme alte Invaliden müßten da hinein, die einst mit Gott für König und Vaterland ihr Blut und ihre Gesundheit gelassen haben; dann würde die Burg ihren Zweck erfüllen." Ich konnte ihm aus vollem Herzen beistimmen.

Im kühlen Rathauskeller zur Seite des kleinen abschüssigen Marktplatzes er holte ich mich nach der ermüdenden Fußwanderung und forschte bei Wirt und Gästen nach der Geschichte der Burg und Stadt Wettin. Die Leutchen wußten mir sehr wenig zu erzählen. Das chronistische Material ist bei dem großen Brande im Jahre 1666 verloren gegangen und das Rathaus von Grund auf neu gebaut worden.

Nach einigen alten Chronisten ist der römische Feldherr Claudius Drufus Nero als Gründer anzusehen, der auf seinen Heereszügen in den Jahren 12–9 v. Chr. in Germanien bis in die Saalgegend gekommen und außer einem festen Kastell, der jetzigen Burg Wettin, auch auf dem Lauterberge (Petersberg bei Halle) einen Tempel zu Ehren des Mars und der Bellona errichtet haben soll. Ähn lichkeiten des Namens haben andere verleitet, den Herzog Wittekind als Ahnherrn des Hauses Wettin und Erbauer des alten Stammsitzes zu nennen; doch ist

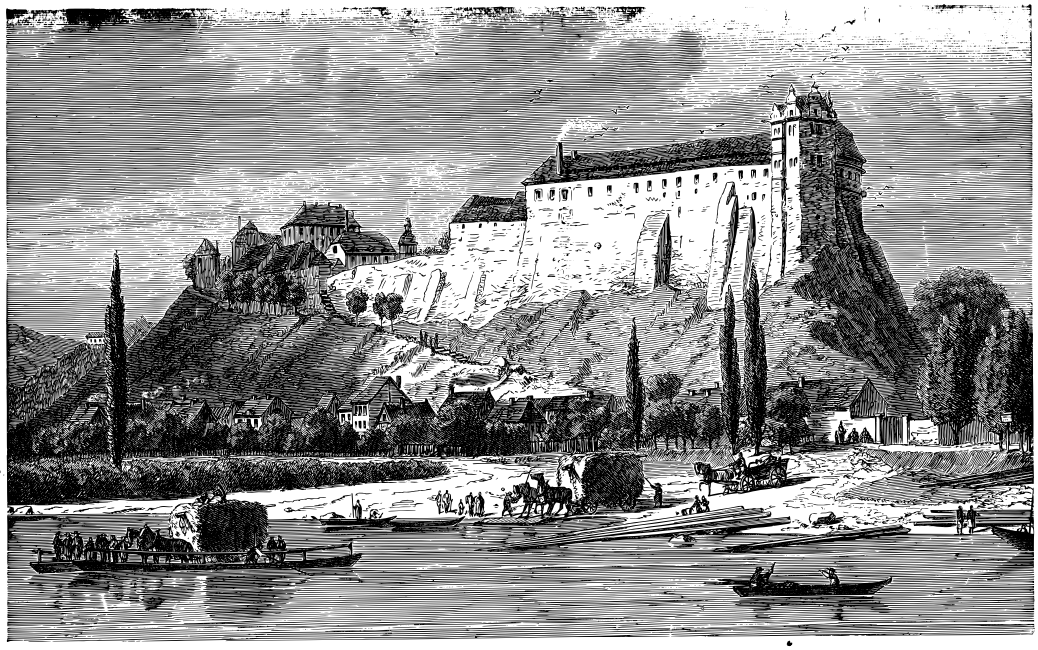

Abbildung 3.1: Die Burg Wettin.

6 längst sicher nachgewiesen, daß die Besitztümer dieses Geschlechts in Westfalen lagen, und daß die Wettiner aus Nordschwaben stammen.

Und wird auch der Ursprung der Burg in Dunkel gehüllt bleiben: das alte Bauwerk redet lauter als alle Chroniken und verweist uns in die ersten Jahr hunderte unserer Zeitrechnung.

Wettin (Wittin) ist ein wendisches oder slavisches Wort. In den ältesten Chro niken wird die Stadt Vidin genannt und bereits im Jahre 960 n. Chr. als civitas (Stadt), im pago (Distrikt) Nuzini oder Buzini gelegen, aufgeführt. Aus diesem Gau schenkte Kaiser Otto I. der Kirche zu Magdeburg den Zehnten der Einkünfte.

In alter Zeit hatte die Grafschaft Wettin einen bedeutenden Umfang. Außer dem eigentlichen Burglehn gehörte der Petersberg mit allen seinen Gütern, das Schloß Krosigk, Löbejün mit seinen Dörfern und vielleicht auch die Stadt Halle zu diesem Distrikt. Die stark befestigte Burg Wettin galt als eins der besten und sichersten Bollwerke, die man im Elb- und Saalgau errichtet hatte, um dem energischen Vordringen der kriegerischen, Ackerbau treibenden Sorben-Wenden Einhalt zu ge bieten. Das Wappen der Grafen zu Wettin zeigte einen roten Löwen in silbernem Felde. Auf dem Wappenhelme stieg aus silbernem Grund ein roter Adler mit schwarzen Flügeln auf. Die Flügel waren mit goldenen Herzchen oder kleinen Kleeblättern besetzt.

Der erste bekannte Graf von Wettin ist Dietrich I., der den Kaiser Otto II. auf seinem Zuge nach Italien begleitete und 982 bei Basentello fiel. Von seinen Söhnen erbte Dedi I. Wettin und Friedrich die Grafschaft

Eilenburg. Friedrich ſtarb 1017 kinderlos, und nun vereinigte Dedis Sohn, Dietrich II., der 1009 ſeinem Vater gefolgt war, Eilenburg wieder mit Wettin. Dietrich II. ſtarb 1034 und hinter ließ ſechs Söhne, von denen Thimo, 1090 Markgraf von Meißen, ſich zuerſt nach ſeiner Burg Graf von Wettin nannte. Als ſein Sohn und Nachfolger Dedi III. 1124 auf ſeiner Heimfahrt aus dem gelobten Lande ſtarb, fiel Wettin an ſeinen Bruder, den Markgrafen Konrad den Großen von Meißen, und iſt danach längere Zeit der Mark Meißen als erblicher Beſitz verblieben.

1288 kamen Wettin und Salzmünde durch Schenkung zum Erzſtift Magde burg, und ſo ging dieſer ſchöne Beſitz dem ſächſiſchen Fürſtenhauſe für immer ver loren. Gegenwärtig iſt das ehemalige Burgamt eine königlich preußiſche Domäne.

Der Prinz Louis Ferdinand von Preußen, welcher am 10. Oktober 1806 in dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld fiel, weilte am Anfange dieſes Jahr hunderts oft und gern auf der alten Burg. Von ſeinem leutſeligen Weſen und ſeinen luſtigen Streichen wiſſen die lieben Wettiner noch heute zu erzählen.

Als ich in den Nachmittagsſtunden die Burg beſuchte, führte mich der In ſpektor des Amtsgutes auch in ein leeres Zimmer. Den einzigen Schmuck des ſelben bildeten zwei Niſchen, deren Bogen einfacher Rokoko-Ornamentenſchmuck zierte. Von den Fenſtern des kleinen Gemachs aus, das ſich im linken Burg flügel befindet, genoß ich eine herrliche Ausſicht auf die alte Stadt. Dies Prinzen zimmer iſt wohl noch der einzige bewohnbare Raum in der Burg; denn außer der Wohnung des Aufſehers und dem Betſaale für die kleine reformierte Gemeinde des Städtchens dienen alle übrigen landwirtſchaftlichen Zwecken.

7

Von ſchönen Aufgängen, Galerien, Eiſengeländern mit phantaſtiſcher Orna mentik und glänzenden Meſſing-knäufen, geräumigen Hallen mit Kreuzbögen und Säulen iſt auf der Burg nichts mehr zu finden. Die dicken Mauern ſind abge tragen, und von dem runden, ſtumpfen Turm inmitten des Hofes iſt die Grund mauer nur noch im Steinpflaſter bezeichnet. Der Turm von den Burgleuten „die letzte Retirade“ genannt, weil man ihn bei harten Kämpfen als letzten Zufluchts ort benutzte, iſt bereits 1697 beſeitigt worden. Die Wallgräben ſind in Gärten umgewandelt, und durch die frühere Ausfallspforte tritt man jetzt auf eine Terraſſe, welche eine ſchö-ne Ausſicht gewährt. Iſt auch der Geſamtcharakter des alten Bau werkes erhalten geblieben, ſo hat es doch im einzelnen mancherlei Veränderungen erfahren. So z. B. ſind die Rokokoverzierungen an den Giebeln des Turmes neueren Datums, die Sandſteinzieraten ſind verſchwundem und das Dach hatte früher jedenfalls eine bedeutendere Höhe als jetzt. Der Rittersaal, gegenwärtig durch einen Boden in zwei Geſchoſſe geteilt, dient zur Aufnahme von Ackergerät und beherbergt den Segen der Felder: große Lager von Weizen und Kartoffeln. Die Wandgemälde des Saales hat man in frommer Einfalt mit Kalk übertüncht. Hier und dort treten noch Überreſte von Kriegs- und Jagdſcenen hervor. Drunten im Burgverließ, wo an der Wand als Symbol ſeiner Beſtimmung eine Hand mit einer Keule und ein Kopf in Stein eingehauen ſichtbar ſind, breitet man Schafwolle zum Trocknen aus, und im oberen Gemach des Turmes, in dem einſt der Burg wart hauſte, niſten friedlich die Tauben.

Lange ſtand ich droben im Turmzimmer an dem geöffneten Fenſter und weidete Herz und Sinn an den tauſend Schönheiten der reizenden Landſchaft, die ſich vor meinen Blicken aufthat. Drunten im blinkenden Fluſſe ſpiegel-ten ſich die braunen Dächer und grauen Mauern langer Häuſerzeilen, und darüber hin fiel das Bild der hohen, ſteilen Porphyrfelſen. Tiefgehende Kähne und Holzflöße glitten ſtill ſtromabwärts. In dem braun und grün ſchimmernden Baumgezweig des Inſelwäldchens, der Burg gegenüber, hatten ſich Schwärme von Raben und Krähen niedergelaſſen und flickten eifrig an den zahlreichen Reiſignеſtern. Ihr Gekrächze und Geſchrei übertönte

das Klirren der Stromkette, an der die Fähre von einem Ufer an das andere schwebte. Jenseits des Flusses verlor sich der Blick in einem fruchtbaren Hügellande mit braunen Ackerplänen und saftig grünen Saalfeldern.

Ein mit Akazienbäumen bepflanzter Weg führt von einer schmalen Mauer pforte aus an dem Burgberg entlang in das Saalthal hinab. Das geklüftete Gestein des Burgfelsens hatte sich bereits mit Frühlingsgrün bekleidet. Das un durchdringliche Rutengewirr des Teufelszwirns – in uralter Zeit wohl als Schutz wehr angepflanzt — wetteiferte mit Hopfengerank und knorrigen Fliedersträuchern. Hier und da hatte auch der Epheu mit seinem dichten Netze die Mauer übersponnen. Eins der kleinen Fenster, die droben in der dicken Burgmauer in geringen Zwischen räumen angebracht sind, war geöffnet. Auf dem Gesims prangte ein Flor blühender Topfgewächse, und das Fenster war innen von weißen Gardinen umrahmt.

Mir kam der Wunsch meines biederen Reisegefährten wieder in den Sinn und ich sah im Geiste droben auf der Turmzinne das deutsche und sächsische Banner

8

wehen ... all die kleinen, dunklen Fenster des Burgflügels waren durch Gar dinenschmuck freundlich erhellt, und über einen niedlichen Wald von Geranium und Myrte schauten mit zufriedenen Blicken deutsche Invaliden in das Saalthal her nieder. Franz Woenig.

———

Kapitel 4

Konrad, der erſte erbliche Markgraf von Meißen.

Der erſte erbliche Markgraf von Meißen aus dem Hauſe Wettin, Konrad der Große oder Reiche oder Fromme, war im Jahre 1098 geboren; er war der Sohn des Grafen Thimo von Brehna und Wettin und der Tochter des Bayern herzogs und Sachſenführers Otto von Nordheim, Ida, und nannte ſich anfänglich Graf von Wettin.

Über Konrads Jugend iſt faſt nichts bekannt.l Er erſcheint mehrfach als Zeuge auf Urkunden oder auch als Verleiher von Schenkungen und Gerechtſamen, die er Klöſtern zu teil werden läßt. Vor 1123 trat er das Erbe ſeines Vetters Wilhelm von Brehna: Brehna, Torgau und Kamburg an, und da in demſelben Jahre Markgraf Heinrich II. der Jüngere von Eilenburg und 1124 ſein älterer Bruder Dedo, ohne männliche Erben zu hinterlaſſen, ſtarben, ſo kam er in den Beſitz des geſamten wettiniſchen Hausgutes. Als der einzige lebende Sproſſe wettiniſchen Stammes hatte er die nächſten Erbanſprüche auf die erledigten Marken Meißen und Lauſitz.

Im wettiniſchen Hauſe galt der Brauch, daß bei Abgang der ſonſt berufenen Erben der zur Erbfolge berechtigt war, welcher dem gemeinſamen Stammvater am nächſten ſtand; das war aber jetzt Graf Konrad von Wettin. Sein Erbfolge recht war unzweifelhaft, und trotzdem erkannte es Kaiſer Heinrich V. (1106—1125) nicht an; er zog beide Marken als heimgefallene Reichslehen ein und übertrug auf dem Hoftage zu Worms Meißen und die Lauſitz an den Grafen Wiprecht von Groitzſch; um dieſe Zeit übergab er die ebenfalls erledigte Grafſchaft Thüringen an Hermann von Winzenburg, den Sohn des im Jahre 1122 verſtorbenen Grafen gleichen Namens.

Hierin erblickte aber der Herzog Lothar von Sachſen, welcher ſich ſchon vorher gegen den Kaiſer erhoben hatte, eine Verletzung des Herkommens; denn es hatte ſich längſt die Rechtsgewohnheit gebildet, daß bei Verleihungen von Reichswürden der nächſte männliche Erbe berückſichtigt werden mußte; zugleich empfand er es als Drohung und Herausforderung, daß gerade die wichtigſten Grenzmarken und deren Vorland Thüringen in den Händen von kaiſerlichen Parteigängern ſein ſollten. Es iſt erklärlich, daß ſich Konrad, welcher mit Recht über ſeine Zurückſetzung erzürnt war, mit Lothar gegen Heinrich V. verband. Von jenem erlangte er durch die Fürſprache der herzoglichen Gemahlin, ſeiner Stief nichte Richenza, die Mark Meißen und wurde Erbe der Eigengüter Heinrichs II. des Jüngeren von Eilenburg. Dieſe Verhältniſſe führten zu einem blutigen Kriege; durch ihn gewann Konrad die Mark Meißen, welche fortan dauernd in den Händen des Hauſes Wettin blieb.

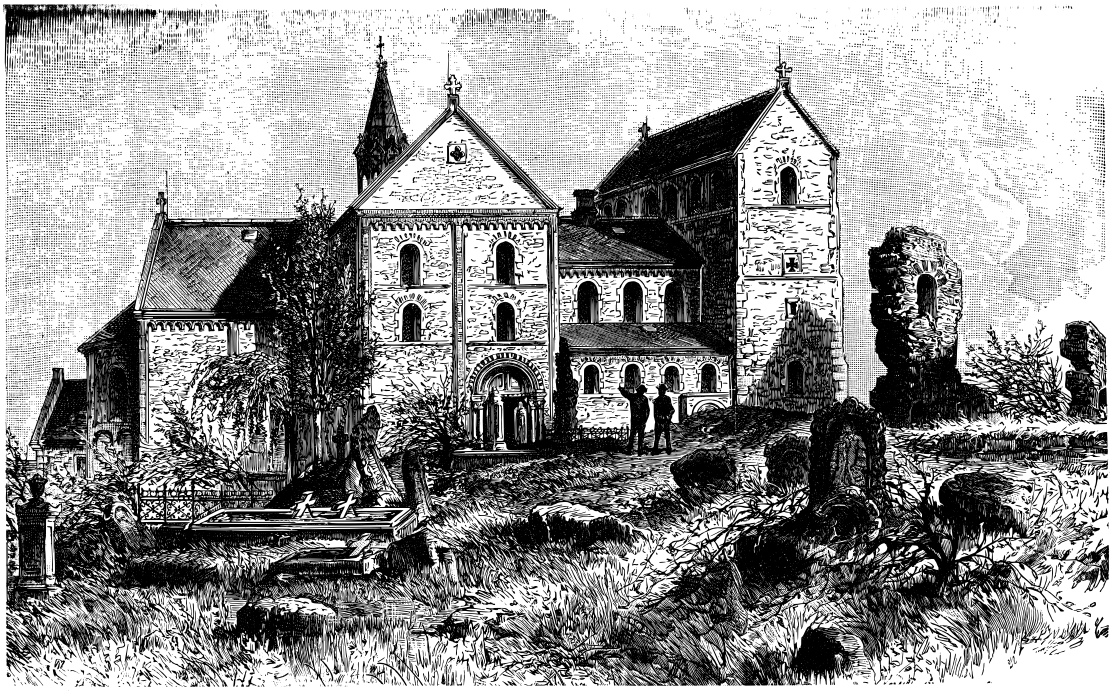

Abbildung 4.1: Die Peterskirche auf dem Petersberge bei Halle.

10

Er vermählte sich wahrscheinlich um diese Zeit mit Luitgard, der Tochter eines schwäbischen Grafen Albrecht.

Für den Wettiner war es von großer Wichtigkeit, daß nach dem Abscheiden Kaiser Heinrichs V. († 23. Mai 1125) sein Bundesgenosse Herzog Lothar von Sachsen zum deutschen Kaiser erhoben wurde (August 1125). Jetzt konnte er den inneren Angelegenheiten des Landes seine Aufmerksamkeit mehr denn zuvor zuwenden. Vor allem begünstigte er das Kloster des heiligen Petrus auf dem Lautersberge bei Halle, das sein verstorbener Bruder Dedo gegründet und seiner Fürsorge besonders empfohlen hatte; für alle Bestimmungen, welche er zu seinen Gunsten traf — beachtlich ist die Anordnung, der Petersberg dürfe nie mit Mauern umgeben werden — suchte und erhielt er die Bestätigung des Papstes, unter dessen unmittelbare Obhut er das Petriskloster stellte. Leider waren die Tage der Ruhe und des Friedens von kurzer Dauer; denn um seinen Länderbesitz und sein Ansehen zu wahren, hatte er zahlreiche Kämpfe, namentlich mit dem Markgrafen der Nordmark, Albrecht dem Bären, zu bestehen; vorübergehend führte er auch Krieg mit König Konrad III. (1138–1152), dem Nachfolger Lothars; letzteren begleitete er 1136 auf seinem zweiten Römerzuge.

In demselben Jahre erhielt er vom Kaiser die Mark (Nieder-)Lausitz, welche durch den Tod des bisherigen Inhabers erledigt war, und 1143 empfing er die Grafschaft Rochlitz als Eigentum für sich, seine Frau und seine Nachkommen, 1144 aber auf Lebenszeit den Gau Nisani und das Milzenerland (Budissin). So erstreckte sich

jetzt die Wettinische Herrschaft auf Meißen, Budissin und die Nieder lausitz; dazu kamen die Eigengüter in den alten Marken Zeitz und Merseburg (Osterland).

Konrad war ein frommer Christ; deshalb beschloß er, nach dem heiligen Lande zu pilgern. Er trat die Fahrt zu Anfang des nächsten Jahres (1145) an; einige seiner Freunde begleiteten ihn. Über den Verlauf der Reise sind wir nicht unterrichtet. Nur Fabelhaftes und Märchenhaftes ist darüber auf uns gekommen. Es steht nur fest, daß er kurz vor dem 19. Mai in Jerusalem ankam und dort in das Hospital eintrat. Dem Prior und den Klosterbrüdern des Heiligen Grabes stiftete er ein Viertelpfund Goldes und versprach, dem Kloster jährlich zu Michaelis zwei Mark Silber zu schicken oder auch ein Stück Land zu schenken, welches jähr lich zwei Mark einbrächte, damit sein, seiner Gemahlin und seiner Söhne An denken hier fortlebe und die Mönche sie alle in ihr Gebet einschlössen; zu dieser Gabe sollten auch seine Nachfolger in der Markgrafschaft verpflichtet sein.

Konrad hatte für die Zeit seiner Abwesenheit seinem Sohne Otto die Ver waltung des Landes übertragen. Auf der Rückreise erhielt der Markgraf die Nachricht von dem Hinscheiden seiner geliebten Gattin Luitgard; sie war am 19. Juni 1146 gestorben und seinem Willen entgegen auf den Rat des Grafen Hoier von Mansfeld im Kloster Gerbstädt und nicht auf dem Petersberge bei Halle begraben worden, dessen Kloster Konrad zum Familienerbbegräbnis bestimmt hatte. Hierhin wurde deshalb auch bald nach seiner Rückkehr die Leiche feierlich übergeführt.

Dann griff Konrad in die Streitigkeiten des Herzogs Wladislaus von Polen, des Schwagers vom Könige Konrad III., und seiner Brüder vermittelnd



Abbildung 4.2: Konrad I. von Wettin. Luitgard, Konrads I. Gemahlin.

ein und gewann seinem Sohne Dietrich die Fürstentochter Dobergana als Ge mahlin. Im Frühling 1147 nahm er mit vielen der sächsischen Fürsten das Kreuz gegen die heidnischen Wenden. Er schloß sich dem Heere an, das

Anfang August bei Magdeburg zusammenkam und in der Stärke vou etwa 60000 Mann gegen die Liutizen zog. Leider erfahren wir nichts von des Markgrafen Schick

12

salen auf diesem Feldzuge. In den nächsten Jahren war er wiederholt als An hänger des Königs gegen den sächsischen Herzog Heinrich den Stolzen thätig; wenn es aber irgend anging, widmete er sich den Werken des Friedens; namentlich erhielt das Peterskloster bei Halle auch jetzt wieder zahlreiche Beweise seiner Gunst und Fürsorge.

König Konrads III. Nachfolger († 15. Februar 1152), Friedrich I. Barba rossa (1152—1190), schloß sich der Markgraf sofort in Treue an. Auf dem Tage von Merseburg (Mai 1152) traf er mit dem Dänenkönig Sven zusammen, welcher wenig später sich mit seiner Tochter Adela verlobte.

Konrads ehrliche Gesinnung und großer Freimut erhellt aus einer Sage, welche infolge dieser Verbindung entstanden ist.

Saxo Grammaticus, ein Seeländer von ritterlicher Herkunft, welcher in seiner Dänengeschichte (Saxonis Grammatici historia Danica – 1186) auch viel fach die deutsche Zeitgeschichte berührt, berichtet nämlich, König Sven sei nach der Rückkehr in die Heimat durch Kämpfe mit Seeräubern und seinen Nebenbuhlern, namentlich mit Knud und Waldemar, so in die Enge getrieben worden, daß er in der Entfernung des letzteren aus Dänemark das einzige Mittel seiner Rettung gesehen habe. Um dieses zu erlangen, habe er zu folgender List seine Zuflucht genommen. Er habe unter dem Vorwande, die Mitgift seiner Gemahlin einzu fordern, eine Reise zu seinem Schwiegervater angetreten und zum Begleiter Waldemar gewählt, mit dem er sich versöhnt habe. Freilich habe sich dieser — er mochte die Gefahr ahnen — erst nach langem Zureden bereit erklärt. Beiden seien Boten vorausgeeilt, um ihre Ankunft am markgräflichen Hofe zu melden, zugleich aber auch Konrad zu veranlassen, Waldemar sofort nach ihrem Eintreffen festzunehmen und gefangen zu halten. Hier aber habe sich der Däne verrechnet; denn jener habe den Gesandten sehr zornig entgegnet, „es schicke sich nicht, daß er, ein alter Herr, solche Dinge vornehmen wollte, die er in seiner Jugend nicht einmal gethan. Es würde nicht wohl klingen, daß er auf seine alten Tage einen so unredlichen Streich begehen wollte, da er sich sonst von Jugend an rechtschaffen aufgeführt. Ja, er wollte lieber sehen, daß sein Schwiegersohn, Tochter und Enkel am hellen lichten Galgen hingen, als geschehen lassen, daß seine Redlichkeit, deren er sich so vieler Jahre lang beflissen, in seinen letzten Lebensjahren einen Schandfleck bekommen sollte. Wenn aber Sven seinen Gegner ohne dergleichen betrügliche Streiche öffentlich anfallen und überziehen wollte, sollte ihn: seine Hilfe unversagt fein.“ Als Sven von diesen Worten gehört habe, sei er schamrot ge worden und sofort nach Dänemark zurückgekehrt.

Hier konnte er sich gegen seine Feinde, die ihn von neuem angriffen, nicht halten; infolge seiner Grausamkeit lichteten sich von Tag zu Tag die Reihen seiner Anhänger; schließlich mußte er mit Weib und Kind das Land verlassen. Er begab sich nach Meißen zu seinem Schwiegervater, bei welchem er ungefähr zwei Jahre verweilte.

über die letzten Tage Markgraf Konrads berichtet die lateinisch ge schriebene Chronik des Petersklosters bei Halle, als deren Verfasser ein Priester Konrad gilt. Es heißt hier in deutscher Übersetzung:

13

„1156. Konrad, Markgraf von Meißen und der Lausitz, bedachte die Un beständigkeit seines Lebens und fürchtete, daß, wenn er noch länger in der sündigen Welt leben wollte, er auch selbst in ihren Untergang gezogen würde, und deshalb beschloß er, sie zu verlassen, und faßte den festen Entschluß, ins Kloster zu gehen. Da er aber für

die Zukunft der Kirche sorgen wollte, nach welcher er sich von Herzen sehnte, das heißt für die Kirche auf dem Lauterberge, welche er schon aus giebig, wie es für sie günstig war, bedacht hatte, so rief er den Erzbischof Wich mann und den Markgrafen Albert von Brandenburg, auch alle seine Söhne und viele andere Geistliche und Weltliche, Edle und Dienstmannen zusammen und kam selbst dorthin, um in ihrer Gegenwart seine Absicht zu verwirklichen. Und so ver teilte er zuerst alle Besitzungen, welche er selbst oder seine Gemahlin an diesem Orte hatten, damit nicht etwa nach seinem Tode über die Länder ein Streit ent stünde, in die Hände seiner Söhne, das heißt: Otto wurde Markgraf von Meißen, Dietrich Markgraf der Lausitz, Heinrich Graf von Wettin, Dedo Graf von Rochlitz, Friedrich Graf vou Brehna. Dann bestimmte er, daß allemal der älteste der Söhne oder Erben die Vogtei des Klosters stiftungsgemäß ausüben sollte, daß die Vogtei selbst keinem jemals als Lehen überlassen werden und der Vogt keine weltliche Abgabe ohne Beschluß der Brüder in den Angelegenheiten der Kirche, gleichsam aus eigenem Rechte, zu fordern wagen sollte, und daß seine Söhne, was sie auch selbst versprachen, und ihre Dienstmannen in diesem Kloster ihr Begräbnis haben sollten. Nachdem dies geordnet worden war, legte er vor dem Altar des heiligen Petrus seine weltlichen Gewänder ab, ließ sich mit der Mönchskutte durch Erzbischof Wichmann bekleiden und nahm freiwillig die Armut auf sich aus Liebe zu Christus, unter dem großen Beifalle der anwesenden Fürsten, denen auch seine Demut gar reiche Thränen entlockte, weil sie an einem Manne von solcher Be deutung eine so große Umwandlung erblickten, wie an ihm, allen sichtbar, Gottes Gnade und Erbarmen seine unübertreffliche Gesinnung heller als das Licht offen barte. Dann erst ruft er, schon ein Streiter Christi, seine Söhne herbei und übergiebt ihrer Huld seine Kirche, deren Mitglied er eben geworden war, damit sie immer und überall sich angelegen sein ließen, der Kirche ihre Hilfe zu gewähren, in welcher, wie sie wüßten, ihre Mutter bereits ruhe und auch er, ihr Vater, im Leben wie im Tode, und auch sie selbst dereinst ruhen würden. Das ereignete sich am Tage des heiligen Andreas (d. i. der 30. November), und an demselben Tage übertrug er auch den Hain, der an der Ostseite des Berges lag, als seine letzte Schenkung dem heiligen Petrus. Er lebte aber noch nach seinem Eintritte in das Kloster 2 Monate und 5 Tage.

Er starb am 5. Februar (1157) im 59. Lebensjahre, und er wurde be graben vom Erzbischof Wichmann in der Mitte der Kirche, in welcher zu seiner rechten Seite seine Gemahlin und nach dieser an derselben Seite seine Schwester Mechtild (Mathilde), die Mutter des Erzbischofs, deren Sterbetag der 21. Januar ist, begraben wurden. Der Leichenfeier wohnten bei Walo, Bischof von Havel berg. und Markgraf Albert und Hermann, der Sohn des letzteren, und alle seine Söhne außer Markgraf Otto und viele andere.“ Dr.. Paul Arras.

Kapitel 5

Die Mark Meißen in früheſter Zeit.

5.1 *I.* Meißen ums Jahr 1089.

Es war im Jahre 1089, als ſich auf der ſchmalen und ſteilen Straße, welche zur Burg Meißen hinanführte, ein feſtlich geſchmückter Zug emporwand. Ihn begrüßten Trompeten und Pauken, der Jubelruf der Deutſchen und das bange Seufzen der Slaven. Da ſah man die deutſchen Kriegsleute, die kräftige Bruſt bedeckt mit dem braunen Lederkoller, das breite Schwert an der Seite, die Arm bruſt auf der Achſel oder den ſchweren Speer in der Hand. Zwiſchen ſie drängte ſich, das kurze Schwert im Gürtel, froh gemutet der Landmann. In der Ferne aber ſtanden, ſcheu und ängſtlich im Vorgefühl hereinbrechender ſchwerer Zeiten, die ehemaligen Herren des Landes, die waffenloſen, ſchwarzhaarigen und dunkel äugigen Slaven. Alle blickten erwartungsvoll auf einen reich gekleideten Mann, der inmitten ſchwer bewaffneter Begleiter ein dunkles, ſtarkes Schlachtroß ritt. Seine Bruſt war mit einem blitzenden Kettenpanzer bekleidet; ſtreng und energiſch ſtreifte ſein ſcharfer Blick die verſammelte Menge.

Das war der neue Markgraf von Meißen, Heinrich von Eilenburg, der Ahnherr unſeres Königshauſes. Dieſen hatte Kaiſer Heinrich IV., der Büßer von Canoſſa, von der fernen Saale hergeſandt, um in der Meißner Mark, die ſein treuloſer Vorgänger verwahrloſt hatte, wieder Ordnung zu ſchaffen. Vor allem ſollte der neue Markgraf den immer übermütiger werdenden Polen Halt gebieten. Hatten doch vor kurzem dieſe wilden Horden es gewagt, die Unterſtadt von Meißen niederzubrennen; ja, faſt wäre ihnen die Burg ſelbſt in die Hände gefallen, wenn nicht die Frauen in derſelben mutig mit in den Kampf eingegriffen, die Flammen mit Wein und Met gelöſcht und die eindringenden Feinde mit Stein würfen begrüßt hätten. Die Spuren dieſes Kampfes konnte Heinrich noch ſehen, als er in die Burg einzog, um die Herrſchaft über die Meißner Markgrafſchaft anzutreten.

Letztere erſtreckte ſich damals vom heutigen Chemnitz bis Pulsnitz, von Lommatzſch bis Stolpen. Mit Ausnahme von Lommatzſch waren die genannten Orte zu jener Zeit nur kleine Dörfer oder noch gar nicht vorhanden. Meißen war kein fruchtbares, reiches Gebiet, da die häufigen Kämpfe, die ſtete Furcht vor den Polen, die hinter der Röder wohnten und jede Gelegenheit zum Einfall benützten, keinen einträglichen Ackerbau aufkommen ließen. Wo ſich aber Rodungen und Anſiedelungen fanden, waren dieſe meiſt von den Sorben oder Slaven angelegt und

bei der Eroberung von den Deutschen weggenommen worden. Ein Drittel der erkämpften Ländereien war dem Kaiser, das andere dem Markgrafen, das dritte der Kirche zugefallen. Die früheren Eigentümer wurden zu fast rechtlosen Knechten, Hörigen, herabgedrückt und mußten schwere Arbeiten verrichten; Heinrichs Vorgänger hatte die Unglücklichen sogar an die Juden zu verkaufen gewagt. Die neuen Besitzer, Kaiser, Markgraf und Bischof, verteilten ihr Land wiederum an ihre Dienstleute, Vasallen, zur Nutznießung. Dafür waren diese verpflichtet, auf einen Ruf von der Burg mit Roß und Waffen herbeizueilen, um den Markgrafen auf seinen Streifzügen zu begleiten oder einfallende Räuberhorden zurückzuwerfen.

15

In fast allen Teilen des Meißner Gaues konnte man die stolze Burg sehen, welche auf hohem, steilem Felsen das Elbthal überragte, allen zum Zeichen, daß hier der Mann wohne, der das wichtige Recht habe, über jeden die Todesstrafe zu verhängen, und der allein dem Kaiser verantwortlich war. Von den glaslosen, mit Häuten oder Fellen verhängten Fenstern des Meißner Schlosses konnte der Blick weit hinausschweifen gegen Osten, wo oftmals nächtlicherweile aufsteigende Flammen den Einfall der Polen anzeigten. Oder das Auge schaute gen Süden gegen die hohen, schwarzen Berge des Miriquidiwaldes, des heutigen Erzgebirges, in dessen dunklem Tannicht Bär, Ur und Wolf hausten, und dessen Schluchten noch keines Deutschen Fuß betreten hatte. Zwischen dieser düsteren Gebirgs mauer und dem Schlosse erhob sich der weiße Turm der Burgwarte von Briesnitz. Zu Füßen desselben lag inmitten von Seen und Sümpfen ein kleines Slavendorf, in dem, von einem rohen Erdwall geschützt, nur einige arme Fischer und Schiffer wohnten; sein Name war Dresdin.

Ähnlicher Burgwarten gab es im Meißner Gebiete gar viele. In einer jeden lebte ein Burggraf, welcher die Steuern einzutreiben und den Bezirk in Ge horsam zu erhalten hatte. Hier waren auch noch begüterte Kirchen errichtet, bei denen Märkte abgehalten wurden, so daß wir fast in jeder reichen Pfarrei des Meisner Landes eine alte Burgwarte vermuten können.

In dieser Weise war das gesamte Gebiet gegliedert, und die eiserne Faust des Markgrafen lag schwer auf dem eroberten, unruhigen und viel umstrittenen Lande. Wenn nun auch die Geschichte von Heinrichs Thaten nichts berichtet, so wissen wir doch, daß es dem Eilenburger bald gelang, Ruhe und Frieden zu schaffen und sich zu einem der mächtigsten Fürsten im deutschen Reiche emporzu schwingen. Mit gutem Glücke hat er sein kleines Stammhaus Wettin an der Saale mit dem großen Herrscherschloß Meißen an der Elbe vertauscht.

5.2 *II.* Meißen ums Jahr 1189.

Auch in diesem Jahre müssen wir zunächst der Burg Meißen unsern Besuch abstatten. Aber welch eine Veränderung bemerken wir! Auf dem Wege zur Burg treten uns weder furchtsame Slaven noch bewaffnete Bauern entgegen; selbst der Thorwächter am Burgeingange hält nur nachläßig den Speer mit dem Fähn lein in der Hand, während seine Genossen dem Würfelspiel huldigen. Auf dem Burghofe, der rings von freundlichen, stattlichen Häusern umgeben ist, sehen wir Pagen, dienende Edelleute in bunten, pelzverbrämten Wämsern, das kleine Weid messer am gestickten Riemen tragend. Sie geleiten Edelfrauen, deren weites, wallendes Gewand, mit breiten goldgestickten Säumen verziert, von einem präch tigen Gürtel mit kunstvollen Schlössern zusammengehalten wird. Im Stalle stehen meist leichte Jagd- und Reitpferde, im Schuppen schwerfällige Karossen und zierliche Sänften.

Und der Blick aus dem Fenster, wie anders als vor einem Jahrhundert! Zwar finden wir hinter der Röder noch immer ein anderes Reich, das Böhmen reich, aber sein König ist dem Wettinerfürsten eng verwandt und verschwägert. Wendet sich unser Auge gen Süden, so sieht es den Miriquidiwald an vielen

16

Stellen gelichtet, sieht den Rauch unzähliger Kohlenmeiler aufsteigen, sieht sogar an einem Punkte eine große Ansammlung von Häusern. Könnten wir mit Fausts Zaubermantel dahinfliegen, so würden wir in eine neuangelegte, lebhafte Stadt kommen, die, von starken Mauern umgeben, belebt wird von ledergekleideten Männern, welche vorn ein Lämpchen, in der Hand Fäustel und Meißel tragen; wir würden diese Leute beobachten können, wie sie in die finstere Tiefe hinab fahren, um hellglänzendes Silber zu Tage zu fördern; denn wir sind in Freiberg das, vor kaum 10 Jahren gegründet, bereits reichen Segen über das Land ausgoß. Was uns jedoch um jene Zeit noch mehr erfreut hätte, ist die nächste Um gegend Meißens. Unsere damaligen Landsleute blickten mit stolzer Freude auf die Hügel, an denen seit 30 Jahren die aus dem sonnigen Süden eingeführte Weintraube gedieh, während an den schattigeren Abhängen sich Anpflanzungen von Kirsch- und Apfelbäumen zu entwickeln begannen und den Enkeln reiche Ernte versprachen. In der Niederung aber reifte das Getreide der Sichel des Land mannes entgegen, der in frohbewegten Prozessionen seine Felder umzog, um den Segen des Himmels auf seine Saaten herabzuflehen und dankbaren Herzens den Gründer all dieser Herrlichkeit, den vor 29 Jahren (1160) verstorbenen Bischof Benno von Meißen, ob seiner Weisheit und Frömmigkeit als Heiligen zu verehren. Und das Leben in der Stadt! Blauäugige Bürgerstöchter erröteten ob des Grußes schmuck gekleideter Meistersſöhne die zur Schule oder zum Turnier eilten. Bedächtig schritten Ratsherren im schwarzen Talar und Barett einher. Innungs meister eilten zur Versammlung. In den offenen Läden hielten die Gewerbe feil, da boten die Bäcker Pretiolae und Similae (wir würden sagen Brezeln und Semmeln) aus. Die Hausfrau griff in die lederne Tasche und gab hin die Silbermünzen, die nur auf der einen Seite mit dem Bilde des Markgrafen geziert, auf der anderen aber vollständig glatt waren. Mancher blanke Goldgülden wanderte in den Säckel des Sportelmeisters; denn seit 4 Jahren (1185) hatte der Markgraf auf dem Landtage am Kolmberg das Recht erhalten, Steuern zu er heben. Auch galt es, Zoll für Straße und Fluß zu entrichten; denn wie sich auf der Elbe ein lebhafter Schiffsverkehr entwickelt hatte, so rollten auf der Landstraße, aus Böhmen kommend und nach Westen ziehend, große Reihen von Lastwagen dahin, jeder mit 8-16 Pferden bespannt. Selten jedoch würden wir, ganz im Gegensatze zum Jahrhundert vorher, bewaffnete Reiter diese Handels züge begleiten sehen; herrschte doch Ruhe im Lande, hielt doch der Markgraf auf strenge Straßenpolizei. Am nächsten Baume empfing der Frevler seinen Lohn. Um weniges Geld mieten wir uns einen Platz auf dem bequemsten der Wagen, fahren durchs wohlverwahrte Stadtthor auf der neuen, allerdings nicht allzuschönen Straße und lassen uns von den redseligen Fuhrleuten erzählen, wie der Barbarossa, der damals lebte, dem Papste habe die Füße küssen müssen, wie die Mailänder, welche erst so heftig mit dem Kaiser gestritten, seinen Sohn jetzt so reich beschenkt und ihm eine so prächtige Hochzeit ausgerichtet hätten. Unter solchen und ähnlichen Gesprächen sind wir glücklich, ohne daß der Wagen um gefallen wäre, in unserm Nachtquartier angekommen. Wir verlassen mit einem herzlichen Händedruck die Fuhrleute, welche ihrem Schutzpatron danken, daß er sie

17

heute so gnädig behütet hat. Wir treten ein in die Herberge, wofür wir ja das neue mächtige Haus, das da vor uns steht, halten müssen. Welch ein Gewühl! Vom rötlichen Lichte flackernder Kienfackeln beleuchtet, sitzen an dem einen Tische Edelleute und trinken aus mächtigen Humpen feurigen italischen Wein. In einem Winkel sehen wir Bergleute; sie kommen aus dem Harze und wollen nach dem „Freien Berge“ wandern, wo die Erde unendliche Schätze bergen soll. Weiter erblicken wir Fuhrleute; die einen sind aus Nürnberg und wollen nach

den Oft seehäfen, die andern kommen vom Rhein, von der Oder, von der Donau — ein buntes Gemisch!

Wo bleibt aber die schmucke Kellnerin, die uns nach staubiger Reise mit einem Kruge schäumenden Bieres erfrischen soll? Wir suchen sie vergeblich. Statt ihrer kommt ein freundlich lächelnder Mönch in langer Kutte, dessen Körperumfang gerade nicht auf schmale Kost deutet, und bringt, was unser Herz begehrt. Zahlung nimmt er von niemand, es sei denn, daß man etwas für die Armen in den Opferstock lege. Wir sind ja in einem Kloster, dem neuesten und reichsten im ganzen Meißnerlande, im Kloster Altenzella bei Nossen. Erst vor kurzem ist es vom Markgrafen begründet und reich beschenkt worden; erhielt es doch für die erzhaltigen Striche des Miriquidiwaldes, von denen es 800 Hufen besaß, das liebliche Städtchen Roßwein als Besitztum. Wir fragen den dienenden Mönch nach der Ursache des starken Verkehrs. Er antwortet, daß dies meist so sei, daß neben der Entdeckung des Silbers bei Freiberg auch die Messe in Leipzig mitwirke; denn mit dieser habe der Markgraf vor einigen Jahren die freundliche Lindenstadt beschenkt. Dort kämen nun aus allen Himmelsgegenden, aus allen Ländern die Waren zusammem aus Brabant Spitzen, aus Nürnberg der Tand, aus Augsburg Webereien, aus dem Norden Pelze und was sonst noch die Welt biete. Man könne es gar nicht aufzählen. —

So sehen wir das Land um Meißen im Zustande schönster Blüte, sehen den wohlthätigen Einfluß des neuentdeckten Silbers und den Kulturfleiß der Mönche. Und dasselbe würden wir bemerken im gesamten Meißnerlande, von der Röder und der schwarzen Elster bis zur Saale und der weißen Elster, bis zu den Höhen des Erzgebirges. — Wahrlich, ein Fürst, der über solch ein Land herrscht, muß glücklich sein! könnten wir meinen. Und doch gilt auch von diesem Fürsten: „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen!“ Denn so glänzend es im Lande „Ottos des Reichen“ aussah, so traurig gestalteten sich seine Familien verhältnisse. Seine Gemahlin Hedwig hatte den nachgiebigen Gatten bestimmt, bei einer Teilung des Landes ihren Liebling Dietrich, den jüngsten Sohn, zu be vorzugen. In seinem Rechte gekränkt, erhob sich der erstgeborene Albrecht gegen den alternden Vater und setzte ihn in der Burg Döben bei Grimma gefangen. Zwar wurde der unglückliche Otto, nachdem Albrechts Erbrecht durch Vertrag gesichert war, auf Vermittlung Friedrich Rotbarts befreit; doch hatten diese trüben Erfahrungen den greisen Fürsten so darniedergebeugt, daß er bald darauf, im Jahre 1190, an der Zukunft seines Hauses verzagend und fast verzweifelnd starb. In Altenzella fand sein müder Leib die ersehnte Ruhestätte.

——— Johs. Ernst Falke.

Kapitel 6

Die Albrechtsburg.

Unter den ſächſiſchen Schlöſſern, die in früherer Zeit den Mittelpunkt wetti niſcher Fürſtenherrlichkeit bildeten, nimmt die Meißner Albrechtsburg die hervor ragendſte Stellung ein; ſie iſt nicht nur ein meiſterhaftes Denkmal gotiſcher Baukunſt, ſondern es knüpfen ſich an dieſelbe auch weitgehende und bedeutungs volle geſchichtliche Erinnerungen. Lange Zeit zwar mißachtet, wie Dornröschen in einen jahrhundertelangen Schlummer eingewiegt, einem die architektoniſchen Schönheiten des Baues wenig ſchonenden Fabrikbetrieb überwieſen, kam ſie aller dings in Gefahr, ihre Bedeutung ganz zu verlieren; aber der Flügelſchlag der neuen großen Zeit hat auch die alte Wettinsburg ihrer Vergeſſenheit entriſſen, und durch die Kunſt neu verjüngt, ſchaut ſie von freier Bergeshöhe weit hinein ins deutſche Land.

An Stelle der Albrechtsburg, die den am linken Elbufer ſich erhebenden „Schloßberg“ krönt, ſtand ehedem das alte Markgrafenſchloß, das wahrſcheinlich ſchon von Heinrich I. erbaut worden war, nachdem dieſer am Fuße des Schloß- berges die erſte Feſte Meißens, die Waſſerburg, angelegt hatte, „dafür die Feinde einen abſchew | und das Land gewißen Schutz hatte“. Eine alte Meißner Chronik beſagt darüber: „Anno 930 und alſo drey Jahr nach der großen Ungeriſchen Schlacht hat Kayſer Heinrich den Schloßbergk gegen Mitternacht räumen, die Bäum und Streuch ausroden, gleich ebenen und ein wohl verwahret feſt Schloß, beydes zu einer Paſtey und Bruſtwehr und zu einer fürſtlichen Wohnung, bauen und zurichten laſſen, auff welchem nachmals je und allewege die Meißniſchen Margkgraffen ihr Hofflager gehalten, welches erſtlich von den Feinden vielmahl überfallen, eingenommen und zerſtöret, doch von den Margkgraffen ſtets wieder gebauet und erhalten.“

Das markgräfliche Schloß, in deſſen Nachbarſchaft ſich ſehr bald auch neben dem altehrwürdigen Dom das burggräfliche und das biſchöfliche Schloß erhoben, bil dete die Reſidenz der Markgrafen und damit auch den Mittelpunkt der raſch auf- blühenden Mark Meißen, bis Heinrich der Erlauchte (1221—1288) die Reſidenz nach Dresden verlegte. Gar oft war das alte Schloß in jener Zeit wohl der Schauplatz glänzender Hoffeſte und ritterlicher Turniere, und ſelbſt Kaiſer ver ſchmähten es nicht, hier Einkehr zu halten. Kaiſer Heinrich III. hielt hier im Jahre 1046 einen prunkvollen Fürſtentag ab, und auch Kaiſer Heinrich IV. hat mehrfach in dieſem Schloſſe geweilt. Nicht ſelten auch hat ſich die Burg als ſtarke Feſte gegen feindliche Überfälle bewährt. Im Jahre 1015 belagerte der Polenkönig Meſico die Burg; aber vergeblich war ſein Bemühen, dieſelbe zu er ſtürmen. Die kleine Beſatzung verteidigte ſich tapfer, unterſtützt durch wackere Bürgersfrauen, welche die

anſtürmenden Feinde mit einem Steinhagel empfingen. Solange die weittragenden Feuerwaffen nicht in den Dienſt des Krieges traten, blieb das Schloß ein feſtes Bollwerk des Meißner Landes, unter deſſen ſicherem Schutze ſich die am Fuße gelegene, ebenfalls befeſtigte Stadt Meißen kräftig ent wickelte.



Abbildung 6.1: Die Albrechtsburg in Meißen.

20 Auch ſpäter, als die Reſidenz nach Dresden verlegt war, blieb dem Meißner Schloſſe das Intereſſe der Wettiner Fürſten noch lange Zeit erhalten. Die beiden fürſtlichen Brüder Ernſt und Albrecht, welche die ſächſiſchen Länder anfangs ge meinſam regierten, wählten das Schloß zu ihrer gemeinſchaftlichen Reſidenz und brauchten hier „eines Tiſches und einer Schüſſel“. Aber die Baufälligkeit des alten Schloſſes, gleichzeitig wohl auch der im Charakter jener Zeit ausgeprägte Hang, koſtbare architektoniſche Prachtbauten auszuführen, bewog die beiden Brüder, an Stelle der alten Burg ein neues Schloß zu erbauen, das ihnen ebenfalls als gemeinſame Reſidenz dienen ſollte. Die Mittel hierzu lieferte „das Bergkwerg auff dem Schneeberg, das Anno 1471 mit Gewalt angegangen“ wurde und reiche Ausbeute ergab.

Im Jahre 1471 wurde mit der Erbauung der neuen Burg begonnen, und 1483 war dieſelbe unter Leitung eines tüchtigen Baumeiſters, des genialen Arnold von Weſtfalen, bis auf die innere Ausſtattung vollendet und zu einem Bau gediehen, der in ſeiner großartigen Anlage und in der Pracht ſeiner reichen, im Stil reiner Gotik gehaltenen Architektur nur wenige ſeinesgleichen hat.

Der Bau erhebt ſich in ſechs Stockwerken, von denen die zwei unterirdiſchen gewölbten Kellergeſchoſſe ſo viel

Raum umfassen, daß 1200 Faß (6000 hl) Wein bequem Platz finden können. Von den oberirdischen Stockwerken zeichnen sich die nächsten drei durch ihre herrlichen Deckenwölbungen aus, die in der Mannig faltigkeit ihrer Formen und vor allem in dem kunstvoll gestalteten Laubwerk der Knäufe als bauliche Sehenswürdigkeiten gelten. Das oberste Stockwerk ist ein Giebelerkergeschoß mit flachen Holzdecken. An der dem Schloßhofe zugekehrten Längsseite des Schlosses erheben sich zwei Türme, in denen kunstvoll angelegte Wendeltreppen nach den oberen Geschossen führen. Namentlich gilt der größere Turm als ein ganz eigenartiges Kunstwerk gotischen Baustils. Ebenso eigenartig ist die Treppe dieses Turmes, der große Wendelstein oder die Schnecke genannt, welche in 113 Stufen um eine hohle Steinspindel führt.

Seiner horizontalen Ausdehnung nach zerfällt das Schloß in zwei Haupt teile, welche einen rechten Winkel bilden, in dessen Scheitelpunkt der kleinere Treppenturm eingebaut ist. Der größere Teil des Schlosses, der sich an den Dom anschließt, war zum Herrenhaus bestimmt und enthält außer vielen kleineren Räumen im ersten Stockwerke den großen Kirchensaal. Den kleineren Flügel bildete das Frauenhaus oder die Kemenate.

Die innere Ausstattung des Schlosses war jederzeit eine dürftige und ent sprach nie der „grandiosen Pracht“ des herrlichen Baues; denn seiner ursprüng lichen Bestimmung, eine Residenz zu sein, hat es nie gedient. Durch die unglück selige Teilung der sächsischen Länder in Meißen und Thüringen (1485) verlor Kurfürst Ernst, der mit einer rührenden Liebe an „seinem geliebten Meißen“ hing, so daß er wünschte, wenigstens hier sein „letztes Ruhestättlein“ zu finden, seinen Anteil an dem Schlosse, und Herzog Albrecht war nach jener Zeit kriegshalber fast ununterbrochen außer Landes.

Nur vorübergehend wurde das neue Schloß von den sächsischen Fürsten benutzt: war es bei Gelegenheit der Beisetzung fürstlicher Personen im Dom, wie

z.B. bei der Beisetzung Georgs des Bärtigen; war es zum Stillleben fürstlicher Frauen, wie der Zedena, der Gemahlin Albrechts, die als Witwe hier wohnte, um „völlig ihrem Herrn zu dienen bei dem löblichen Stift“; war es, um wichtige Be ratungen hier zu pflegen. 1548 berief Kurfürst Moritz eine Versammlung sächsischer Theologen hierher, welche sich zum entschiedenen Widerspruch gegen das Augsburger Interim vereinten, und 1572 versammelte Kurfürst August hierselbst die bedeu tendsten sächsischen Staatsmänner und Rechtsgelehrten, welche eine neue Gerichts ordnung, die Grundlage der späteren Konstitutionen Kurfürst Augusts, entwarfen.

Schwer hatte die Albrechtsburg in den Stürmen des 30jährigen Krieges zu leiden. Im Jahre 1647 hausten hier in rohester Weise die Schweden, welche die Burg unter ihrem General Königsmark ein genommen hatten. Der damalige Schloßverwalter klagte nach dem Kriege in seinem an den Kurfürsten gesandten Bericht, daß „von denen Soldaten die Thüren und Fenster zerschlagen, die Schlösser an den Thüren und was nur zu erlangen gewest, weg genommen, auch das pflaster an vielen orthen aufgehoben“ worden sei.

Daraufhin beschloß Kurfürst Johann Georg II., welcher der Burg durch fürstliche Verordnung den Namen „Albrechtsburg“[1] gab, im Jahre 1671 eine Renovation der selben, welche aber erst im Jahre 1698 unter Johann Georg III. zur Ausführung gelangte. Von neuem wurde das Schloß wohnlich aus gestattet; aber auch diese Ausstattung entsprach nicht den baulichen Schön heiten des Schlosses; ebensowenig war sie dem Baustile des Schlosses angepaßt, da sie im Charakter des damals von Frankreich beherrschten Geschmacks ausgeführt war.

[1] Den Namen „Albrechtsburg“ verdient das Schloß insofern, als Albrecht als der eigentliche Erbauer desselben zu bezeichnen ist. Ihm zu Ehren wurde 1876 im Schloß- hofe ein Denkmal errichtet.

Nur wenige Jahre konnte sich die Burg ihres erneuten Schmuckes erfreuen. Von 1705 bis 1706 schlug der Alchimist Böttger, der im Dienste des prunkliebenden August des



Abbildung 6.2: Das Denkmal Albrechts des Beherzten in Meißen.

22

Starken „den Stein der Weisen“ auffinden sollte, sein Laboratorium hierselbst auf, und nachdem dieser das Porzellan erfunden hatte, scheute sich der Kurfürst nicht, die herrlichen Räume des Schlosses zur Porzellanfabrik einrichten zu lassen.

Von 1710 bis 1863 blieben die Schloßräume zum großen Leidwesen aller Kunstfreunde dem Fabrikbetrieb überwiesen, und je mehr sich dieser Betrieb erweiterte, um so mehr drohte den inneren Schönheiten des Baues die Gefahr, ver unstaltet und ganz vernichtet zu werden. Auch der historische Name „Albrechts burg“ verlor sich, und die alte Fürstenburg wurde ihrer neuen Bestimmung ent sprechend nur „die Fabrik“ genannt.

Bis 1830 war der Geschäftsgang der Porzellanfabrik ein sehr schwanken der gewesen; vom Jahre 1832 an aber lieferte sie nicht unbedeutende Überschüsse, und der Betrieb derselben erweiterte sich stetig. Dies führte endlich dazu, daß man ihr eigene, zu diesem Zweck erbaute Gebäude überwies.

Als das Schloß geräumt war, begann, dank der Fürsorge der sächsischen Regierung, sehr bald das Erneuerungswerk, das sich allerdings zunächst nur darauf beschränkte, das Schloß „architektonisch zu reinigen“. Nachdem die Schloß- räume, von allen Einbauten befreit, sich wieder in ihrer alten Großartigkeit zeigten, lag der Wunsch nahe, denselben auch eine würdige Ausstattung zu ver leihen, und kein Geringerer als der hochselige König Johann trat hierfür lebhaft ein. 1873 bewilligte der sächsische Landtag aus der auf Sachsen entfallenden französischen Kriegsentschädigungsquote über eine halbe Million Mark zur künst lerischen Ausschmückung der Burg und zur Erneuerung einiger zum Schloßbereich gehörigen Gebäude. Neu aufgeführt wurden der Königliche Burgkeller, eine Restau ration, deren Ausstattung ganz dem Stile der Albrechtsburg entspricht, ein Thor turm, der den Zugang zum Schloßgebiet bildet, und eine Galerie, welche das Schloß mit dem Kornhause verbindet, das ebenfalls baulich erneuert wurde. Das Hauptinteresse wandte sich selbstverständlich der Erneuerung und Ausstattung der inneren Schloßräume zu. Den Plan hierzu entwarf der Geh. Hofrat Dr. Wilh. Roßmann, der auch die Ausführung derselben übernahm, wozu hervorragende Künstler berufen wurden. Der leitende Gedanke des Ausschmückungsentwurfes war: die Geschichte der Burg und die Geschichte des fürstlichen Hauses, soweit dieselbe zu der ersteren in Beziehung tritt, in historischen Gemälden, Landschaften und Architekturbildern, sowie in plastischen und gemalten Einzelfiguren zur Dar stellung zu bringen. Inschriften, aus Chroniken gezogen, beziehungsweise Sinn sprüche, auch historische oder doch für die Burg bedeutsame Lieder sollten dabei ergänzend in Verwendung kommen und dazu dienen, die den Räumen anhaftende Reminiscenz für jedermann zur Wirkung zu bringen.[2]

Eine Wanderung durch die Räume des Schlosses zeigt uns, in welch herrlicher Weise dieser Entwurf zur Ausführung gelangt ist.

Wir beginnen unsere Wanderung in den Räumen der ersten Etage und be treten zunächst den großen Kirchensaal, dessen Bilderschmuck vom Historienmaler

23

Dietrich ausgeführt, der Vorgeschichte der Burg, also dem Andenken an das alte Markgrafenschloß, gewidmet ist. Dem Eingange gegenüber prangt das Bild „Gründung der Burg durch Heinrich I.“ An der sich anschließenden Wandfläche finden zwei weitere bedeutungsvolle, zur Geschichte des alten Schlosses in Be ziehung stehende Ereignisse ihren bildlichen Ausdruck: „Verteidigung der Burg gegen den Polenkönig Mesico“ und „Einzug Konrads von Wettin in die Burg zu Meißen“. An den übrigen Wandflächen erscheinen die überlebensgroßen Ge stalten der Wettiner von Konrads Sohn, Otto dem Reichen, bis zu Friedrich dem Sanftmütigen, dem Vater des Erbauers des neuen Schlosses, mit ihren Ge mahlinnen. Besonders hervorzuheben ist in dem großen Kirchensaale die ein gebaute, überaus reich ausgestattete Kapelle mit einem aus dem Ende des 15. Jahr hunderts stammenden Altare. Am Eingange der Kapelle sind die Gestalten Ottos des Großen und des Bischofs Benno dargestellt, „des ersteren, weil er die Mark Meißen kirchlich verfaßt hat; des letzteren, weil er der bedeutendste und volks tümlichste Bischof des Stiftes war“.

Die übrigen Räume des ersten Geschosses sind „der Geschichte jenes mann haften und ruhmreichen Fürsten zugeteilt, dessen Namen die Burg trägt, sowie dem Andenken derjenigen, welche ihr Haus und diesen Bau befestigt und geschmückt haben“. Der große Bankettsaal bezieht sich in seinem vom Professor Oehme ge malten Bilderschmucke – darstellend „Episoden aus dem Prinzenraub“, „Das Tur nier des jugendlichen Prinzen Albrecht im Schloßhof zu Pirna“ und „Die Beleh nung der Prinzen Ernst und Albrecht durch den Kaiser Friedrich III.“ – auf die Jugendgeschichte des fürstlichen Erbauers. Unter dem Bilde, welches die Errettung

[2] Wilhelm Roßmann, Die künstlerische Ausschmückung der Albrechtsburg zu Meißen.

des geraubten Albrecht durch den braven Köhler Schmidt darstellt, steht ein Vers aus einem alten Liede, das zu jener Zeit allüberall in Sachsen gesungen wurde:

„Was blast dich Kunz für Unlust an, Daß du ins Schloß rein steigest, Und stiehlst die zarten Herren raus, Als der Churfürst eben war nit zu Haus, Die zarten Fürstenzweige."

Längs der Wandpfeiler dieses am reichsten ausgestatteten Raumes haben die aus Lindenholz geschnitzten und bemalten überlebensgroßen Statuen der Fürsten, welche für die Geschichte der alten und neuen Burg besondere Bedeutung erlangt haben, Aufstellung gefunden: König Heinrich I., Konrad der Große, Heinrich der Erlauchte, Friedrich der Streitbare, Albrecht der Beherzte, Georg der Bärtige und Johann Georg II.

Der an den großen Bankettsaal grenzende kleine Bankettsaal ist in seiner künstlerischen Ausschmückung „den persönlichsten Beziehungen und Schicksalen des Herzogs Albrecht" gewidmet. An der größten Wandfläche erblicken wir ein über aus farbenreiches, duftiges Bild des Professors Hoffmann „Die Verlobung des jugendlichen Albrecht mit Zedena, der neunjährigen Tochter des Königs Po diebrad von Böhmen." An den Fensterwänden sind die Ansichten der vier Gebäude dargestellt „welche zu den Schicksalen des Herzogs in besonders naher Beziehung stehen: Schloß Grimma, Albrechts Geburtsort, Schloß Eger, der Ort seiner Ver

24 lobung, Schloß Tharandt, sein Lieblingsaufenthalt, und der Dom zu Emden, wo sein Herz bestattet liegt." Durch entsprechende Staffage sind diese von Preller jun. gemalten Landschaften noch beziehungsreicher gestaltet. Auf dem Bilde „Schloß Grimma" erscheint ein Taufzug in der Morgenfrühe; Schloß Eger ist durch einen Verlobungszug in sonniger Mittagsbeleuchtung stimmungsvoll illustriert; auf Schloß Tharandt erscheint in herbstlicher Abenddämmerung ein Jagdzug, und nach dem Dom zu Emden bewegt sich in mitternächtlicher Stunde ein düsterer Leichenzug. Einen besonderen Schmuck hat dieses nach der Elbseite zu gelegene, reizende Zimmer durch das Mobiliar erhalten, das, nach Zeichnungen des Pro fessors Graff ausgeführt, Ihren Königlichen Majestäten als Ehrengeschenk zur Feier des silbernen Ehejubiläums von den Kreisständen der Erblande gestiftet worden ist.

In den von dem großen Kirchensaale rechts gelegenen Gemächern hat Pro fessor Julius Scholtz „die Mannesthaten und Schicksale Herzog Albrechts" durch prächtige Gemälde verherrlicht. Wir erwähnen besonders folgende Bilder: „Al brecht beim Überfall zu Neuß", „seine Ankunft im gelobten Lande", „das Gefecht bei dem Schlosse Nechau in Ungarn", „die Eroberung von Arschot in Flandern", „Einzug in das besiegte Harlem".

Die Räume der zweiten Etage erinnern im Schmucke ihrer prachvollen Gemälde an die Zeit nach Albrecht bis zu der Zeit, in welcher das Schloß zum Betrieb der Porzellanmanufaktur übergeben wurde.

Die kleine Appellationsstube, auch das „Meißner Zimmer" genannt, ent hält zwei Gemälde von Spieß, darstellend die Eröffnung der Meißner Fürsten schule zu St. Afra und den Einzug Leipziger Studenten, die 1447 infolge krie gerischer Unruhen nach der Albrechtsburg übersiedelten. Die Möbel dieses Zim mers, nach Zeichnungen von Professor Händel ausgeführt, sind ein Geschenk, das der Meißner Gewerbeverein Ihren Majestäten zum silbernen Ehejubiläum dar gebracht hat.

Der sich anschließende Raum, Böttgerzimmer genannt, ist mit zwei Bildern von Paul Kießling der denkwürdigen Erfindung des Porzellans durch Böttger ge widmet. Das eine Bild stellt Böttger sinnend in seinem Laboratorium dar; das andere zeigt uns den Alchimisten Böttger, wie er Kurfürst August den Starken in das Geheimnis der Erfindung einweiht.

Der von James Marshall ausgeführte Bilderschmuck der großen Appel lationsstube gilt dem Andenken des Kurfürsten Moritz. Das erste Bild stellt die schon erwähnte, von Moritz einberufene Theologenversammlung

dar, welche 1548 hier über die Annahme des Augsburger Interims verhandelte. Eine hierauf bezüg liche, links vom Fenster angebrachte Inschrift, aus einer Chronik entnommen, lautet: „Anno 1548 d. 1. July, als Churfürst Mauricius kurz zuvor im Junio vom Reichstage kommen, hat er den ersten conventum zur Deliberation vom Interim jen Meißen beschrieben und dahin gefordert: Fürst Georg von Anhalt, Dr. Jo hann Förster, der Zeit zu Merseburg, Dr. Pfeffinger, Caspar Cruciger, Major, Philippus, Daniel Gresser, Anthonius Lauterbach und außerdem die fürnehmsten von der Ritterschaft.“ Das zweite Bild führt uns eine ergreifende Scene vor:

25

den Tod des Kurfürsten Moritz in einem Zelte auf dem Schlachtfelde zu Sievers hausen am 11. Juli 1553. Die auf dieses Bild bezügliche, rechts vom Fenster angebrachte Inschrift besagt: „Zur Abwendung jämmerlicher Verderbung der Lande hat sich Churfürst Moritz in die Schlacht begeben und sich so männlich, fürstlich und ritterlich erzeigt, daß er das Feld behalten. Kein mehr ehrlicher und rühmlicher Abschied von dieser Welt konnte ihm begegnet seyn, als daß er, der Fürst im Kriege, zu Rettung von Land und Leuten und um gemeiner Wohl fahrt willen, nach erlangtem Krieg und Gewinnung des Feldes, so christlich ab geschieden. – Die churfürstlichen Räte.“

Eine dritte Inschrift, welche sich auf die ebenfalls schon erwähnte, von dem Kurfürsten August berufene Ver sammlung bezieht, lautet: „Auf des Churfürsten zu Sachsen, Herzog Augusti Begehren sind anno 1572 zu Meißen zusammen gekommen und die Rechtsfälle, so D. Michael Teuber mehrenteils gefaßt und zu Leipzig zusammen gezogen, auch zuvor in ein groß Buch derowegen nach Hofe ge schicket, erwogen und beratschlaget worden von Churfürstlichen Hofräten Hans von Bernstein“ (darnach folgen die weiteren Namen).

Die übrigen Räume dieses Geschosses, welche in dem Frauenhause liegen, sind „den fürstlichen Frauen, welche hier gewaltet haben, und im besonderen der Mutter Anna und ihrem Gemahl Kurfürst August gewidmet“. Wir betreten hier zunächst einen Raum, in dem Leonhard Gey „die volkstümliche und wirtschaftliche Thätigkeit des Kurfürsten August und das liebevolle Wirken seiner Gemahlin Anna zur Anschauung bringt“: auf einem freien Platze vor den Thoren Meißens pflanzt ein junges Ehepaar in Gegenwart des Kurfürsten und gemäß seiner Ver ornung einen Obstbaum, und Mutter Anna ist beschäftigt, einem kranken Kinde Arznei einzuflößen.

An diesen Raum schließt sich die Wappenstube. Außer den Wappenschildern der Grafschaften und Herrschaften der sächsischen Lande und den Wappen von Sachsen, Meißen, Thüringen und Landsberg erscheinen auf den Wandflächen die Ansichten von sieben Burgen: Schloß Wettin, die Albrechtsburg, Schloß Dresden, Feste Koburg, Schloß Torgau und der Burgberg bei Landsberg.

Das Gemach, „darinnen es ein stark Echo giebt“, ist mit den Bildnissen von fünfzehn sächsischen Fürstinnen geschmückt, welche diese Räume einst für kürzere oder längere Zeit bewohnt haben.

Der letzte Raum, die sogenannte Sammetmacherstube, in der Vater August versuchsweise eine Sammetmach erwerkstätte einrichtete, ist einfach ausgestattet.

Außer den Gemälden, welche in Wachsfarben auf die Wände aufgetragen sind, haben sämtliche Räume eine mehr oder weniger reiche ornamentale Aus schmückung erhalten. Die Entwürfe dazu, sowie zur Dekoration der Räume des oberen Giebelerkergeschosses stammen von dem Professor Händel in Weimar.

So ist durch die in jeder Beziehung gelungene und dem Stile des alten Schlosses durchaus entsprechende Ausst tattung jeder geschichtlichen Periode, welche dieses Schloß berührte, ihr Recht geworden. Das 15. Jahrhundert hat die neue Burg, zur Residenz bestimmt, erstehen lassen; das 16. Jahrhundert machte das Schloß: „zum Schauplatz wichtiger Verhandlungen im Glauben und Recht“;

26

das 17. hat es, wie unser ganzes Vaterland, „mit seinem Staube zugedeckt“ – dieser Zeit konnte daher nicht gedacht werden –, und im 18. Jahrhundert wurde die Burg zur Heimstätte „einer für die Zeit so höchst bezeichnenden und wichtigen Luxusindustrie“. Das 19. Jahrhundert aber schuf der alten Fürstenburg in einer Zeit neu erwachten nationalen Lebens „ein Prachtgewand, in welchem diese Ver gangenheiten durch die Kunst zu idealer Vergegenwärtigung gelangen“.

Von neuem wurde das „Ahnenschloß“ zum Mittelpunkt einer bedeutsamen Festlichkeit auserkoren: König Albert, der an der Verjüngung der Stammburg seines Geschlechtes den lebhaftesten Anteil nahm, verband mit der Weihe der neu erstandenen Burg die Feier des 50 jährigen Bestehens der sächsischen Konstitution, wozu er seine getreuen Landstände huldvollst in die Albrechtsburg berief. Eine Gedenktafel, welche an der das Schloß mit dem Kornhause verbindenden Galerie, gegenüber dem Standbild Albrechts, angebracht ist, weist in folgenden Worten auf die Doppelnatur dieser Feier hin:

„Am 4. September 1881 als am Jahrestage der Verfassung Sachsens unter der gesegneten Regierung Sr. Majestät des Königs Albert ist die Erneuerung und Ausschmückung dieser von dem ruhmreichen Ahnherrn Allbrecht dem Beherzten im Jahre 1471 erbauten Stammburg des Königshauses vollendet worden: ein Denkmal der Liebe zwischen Fürst und Volk.“

E. Rasche.

Kapitel 7

Meißen, die alte Markgrafenſtadt.

Meißen, die altehrwürdige Markgrafenſtadt, am ſtolzen Elbſtrom, in lieb licher, reich geſegneter Landſchaft gelegen, berühmt durch ſeine prächtige Albrechts burg, durch ſeinen altersgrauen Dom und durch ſeine altehrwürdige Fürſtenſchule, nicht minder auch durch ſein geſuchtes Porzellan: wer kennt ſie nicht, dieſe Perle ſächſiſcher Städte! Tauſende von Fremden pilgern jährlich hierhier: ſei es, um ſich an den herrlichen Denkmalen gotiſcher Baukunſt zu erfreuen; ſei es, um die weit berühmte Kunſtſtätte der Porzellanbereitung zu beſuchen; es ſei vielleicht auch nur, um ein Schöpplein Meißner Rebenſaftes zu trinken, der wahrhaftig beſſer iſt als ſein Ruf.

Am linken Elbufer, da, wo das klare Waſſer der Triebiſch dem Elbſtrome zueilt, breitet ſich die freundliche Stadt aus, an zwei Seiten eingeſchloſſen durch weinumrankte Höhenzüge, welche das Triebiſchthal bilden. Elbabwärts von der Triebiſchmündung erhebt ſich der Schloßberg, den einſtmals drei Schlöſſer krönten:

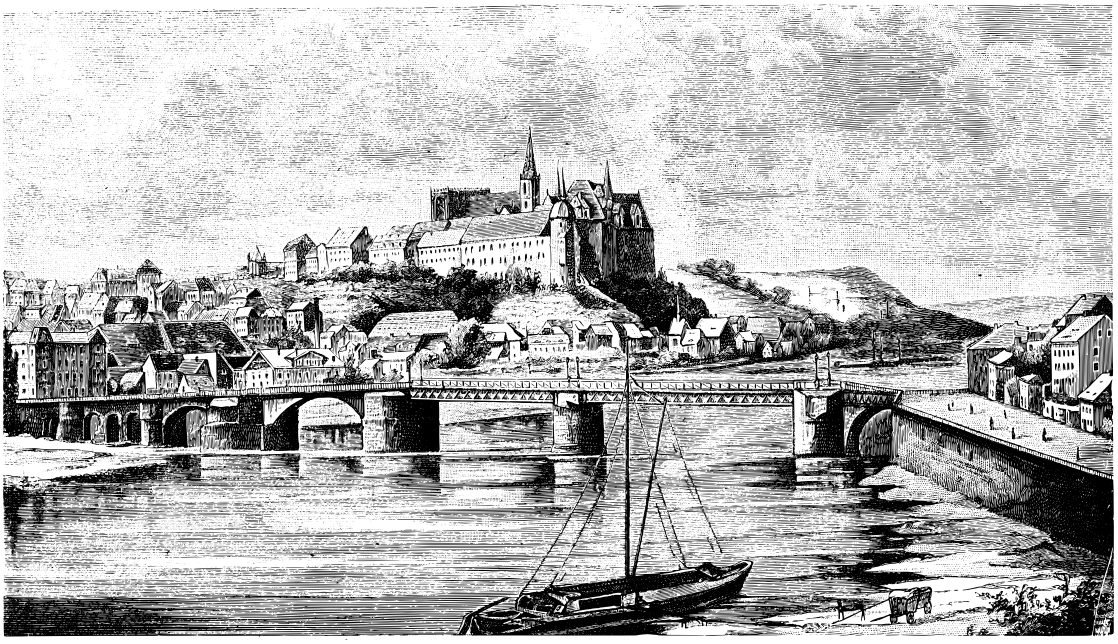

Abbildung 7.1: Ansicht von Meißen.

das Markgrafenschloß, das Bischofsschloß und das burggräfliche Schloß. Von dem Burggrafenschloß ist längst schon nichts mehr zu sehen; das Bischofsschloß mit seinem runden, plumpen Turme wird als Königl. Amtsgerichtsgebäude benutzt, und an Stelle des alten Markgrafenschlosses erhebt sich stolz die Albrechtsburg. An dieselbe schließt sich der ehrwürdige Dom mit dem eigenartig gebauten höckrigen Turme, der gleich der Albrechtsburg als ein hervorragendes Kunstwerk gotischer Bauart gerühmt wird. Der Dom, welcher in seiner heutigen Grundform aus dem 13. Jahrhundert stammt, ist in seiner äußeren Form durch Anbauten zahlreicher Kapellen nicht unwesentlich verändert worden. Die bedeutendste dieser Kapellen ist die Begräbniskapelle Friedrichs des Streitbaren, welche leider das künstlerisch ausgeführte einstmalige Hauptportal verdeckt.

Von dem Schloßberge führt eine steinerne Brücke nach dem Afraberg, auf dessen Plateau sich die Afrakirche erhebt. Mit derselben war in früherer Zeit das Afrakloster verbunden, dessen Räume und Einkünfte der Herzog Moritz nach Auf- hebung des Klosters der von ihm 1543 begründeten Fürstenschule überwies. 1879 trat an Stelle der alten Klosterräume, die im Laufe der Zeit verschiedent lich erneuert und erweitert worden waren, ein Neubau, der in seiner nüchternen Architektur den benachbarten stilvollen Bauten der Albrechtsburg und des Domes leider gar nicht entspricht.

An den Afraberg schließt sich der Jüdenberg, der seinen Namen dem Um stande verdankt, daß die Juden, die im Mittelalter in größerer Anzahl in einer Vorstadt Meißens wohnten, hier ihren besonderen Kirchhof hatten. Eine eiserne Säule, zu Ehren des „ehernen Reichskanzlers“, des Fürsten Bismarck, errichtet schmückt die kahle Höhe des Jüdenberges.

Dem Schloßberge gegenüber in östlicher Richtung liegt der Martinsberg, von dem ein schlichtes Kirchlein, die Martinskirche genannt, freundlich ins Thal herabschaut. An den Martinsberg lehnt sich in der Richtung der Triebisch der Plossenberg, und an diesen reiht sich der Breite Berg, an dessen Abhang sich der schattige Stadtpark ausbreitet.

Zwischen diesen beiden, das Triebischthal umsäumenden Bergzügen liegt die untere Stadt, während die Gebäude des Schloß- und Afraberges die Oberstadt bilden. Die Häuser haben vielfach noch ein altertümliches Ansehen; große Neu bauten verdrängen aber die alten Gebäude mehr und mehr. Die Straßen sind zum Teil sehr eng und winkelig.

Die Hauptplätze der inneren Stadt sind der Marktplatz, der Heinrichsplatz und der Gewandhausplatz. Am Markte stehen die Stadt- oder Frauenkirche und das Rathaus, beides alte Gebäude, welche dem Ausgange des 15. Jahrhunderts entstammen. Am Heinrichsplatze befindet sich die dem Verfalle nahe Franziskaner kirche, die einstmals mit dem Franziskanerkloster verbunden war. Geschmückt wird der Platz durch das Heinrichsdenkmal, die aus Sandstein gehauene Statue Heinrichs I., des Begründers der Burg. In der Mitte des Gewandhausplatzes erhebt sich das umfangreiche Gewandhaus, das in früherer Zeit die Verkaufshalle der Tuchmacher, der einstmal einflußreichsten Zunft Meißens, bildete. Vor dem

29

Gewandhause, in dessen eine Hälfte das Stadttheater eingebaut ist, steht das Siegesdenkmal, die Saxonia.

In den Straßen der Stadt herrscht stets ein regeres Leben, als man bei den 18000 Einwohnern, die Meißen zählt, erwarten sollte. Es liegt dies nicht nur in der volkreichen und gesegneten näheren Umgebung der Stadt, sondern vor allem auch in dem bedeutenden Fremdenverkehr begründet, der seinen Höhe punkt an den schönen Sommersonntagen und zur Zeit der Weinlese findet. —

Meißen, in früherer Zeit „Misni“ genannt, gehört mit zu den ältesten Städten Sachsens. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß Heinrich I. die Stadt gleichzeitig mit der Befestigung des Schloßberges angelegt hat, so wird sie doch in alten Urkunden schon im Jahre 948 als Stadt (civitas, d. h. ein mit Mauern umgebener Ort) aufgeführt.

Unter dem Schutze einer starken Feste, als Residenz, sowie als politischer Mittelpunkt einer aufblühenden Mark und als Sitz eines einflußreichen Bistums, das Kaiser Otto angelegt hatte, entwickelte sich die Stadt rasch zu einem hoch wichtigen Mittel- und Ausgangspunkte deutscher Kultur. Hier strömten die Reichseinkünfte, die aus den verschiedensten Landesprodukten bestanden, zusammen; hierher hatten die Landbewohner den Zehnten zu bringen. Die günstige Lage am schiffbaren Elbstrome beförderte überdies den Verkehr, und es ist anzunehmen, daß Meißen schon im 10. Jahrhundert das Marktrecht erhalten hat. Unter diesen günstigen Umständen gedieh auch das gewerbliche Leben; die Zünfte der Hand werker, namentlich der Tuchmacher und Fleischer, gelangten zu Wohlstand und Ansehen, und frühzeitig schon kam das Stadtregiment, in das sich vordem der Markgraf und der Burggraf teilten, in die Hände der freien Bürger.

Seine Bedeutung als dauernde Residenz verlor Meißen allerdings schon unter Heinrich dem Erlauchten (1221–1288), welcher Dresden zu seinem Wohn sitze erkor. Seit dieser Zeit nahmen einzelne Fürsten nur noch vorübergehend hier Aufenthalt.

Je mehr aber Meißen als weltliche Residenz an Ansehen einbüßte, um so mehr entwickelte sich in ihm das kirchliche Leben. Unter dem Schutze mächtiger Bischöfe, deren Bistum 400 Ml. mit 3000 Kirchen umfaßte,

entſtanden in Meißen zahlreiche Kirchen und drei Klöſter: das Afrakloſter, das Franziskaner kloſter und das Nonnenkloſter zum heiligen Kreuz. Innerhalb der Stadtmauer zählte man im 15. Jahrhundert ſechs Kirchen und in der nächſten Umgebung der Stadt gab es 9 Kirchen und Kapellen. So mit Kirchen, Klöſtern und geiſtlichen Würdenträgern reich ausgeſtattet, bildete Meißen einen hochwichtigen Mittelpunkt geiſtlicher Herrſchaft und des römiſchen Kultus; ja, in jener Zeit, als ſich im erneſti niſchen Sachſen das Reformationswerk unter dem Schutze des Kurfürſten kräftig entwickelte, war Meißen unter der Regierung des lutherfeindlichen Herzogs Georg des Bärtigen „eine wahre Hochburg des katholiſchen Glaubens“. Namentlich bildete die Domkirche, mit reichen Stiftungen bedacht, einen Glanzpunkt katho licher Werkheiligkeit. So berichtet der Chroniſt Laurentius Fauſtus in ſeinem „Geſchichts- und Zeitbüchlein der berühmten Stadt Meißen“: „Es ſind aber zu ſolchen Kirchen und Thumbſtifft (Domſtift) gar viel Lehn | und bei 40 Altäre

30

geſtifftet |darzu viel Perſonen zum Singen vnd Meßhalten | vnd anderen Cere monien vnd Kirchengebreuchen verordnet geweſen | desgleichen man in Deutſch land vnd auch wohl zu Rom nicht funden | ſonderlich wie Anno 1400 vom Chur fürſten Erneſto eine Stifftung verordnet worden | das in der Thumbkirch | Tag vnd Nacht geſungen worden.“

Zur Zeit des Beginns der Reformation waren im Dome 50 Altäre noch nicht hinreichend, den zahlreichen Meſſen zu genügen, ſo daß überdies noch Trag altäre aufgeſtellt werden mußten. Der Meißner Domherr Hieronymus Emſer er zählt vom Jahre 1512, daß im Dome zu Meißen tagtäglich von 12 Uhr mittags bis zur nächtlichen Stunde des folgenden Tages ununterbrochen Gottes- und Heiligendienſt gehalten worden ſei, und daß in ganz Deutſchland, ja ſelbſt in Rom nicht Gott den Engelharmonien gleich geprieſen worden ſei, als in der Stiftskirche zu Meißen. Einen beſonderen Anziehungspunkt beſaß der Dom in dem Grabmal des Biſchofs Benno, das als wunderthätig galt. Biſchof Wittigo I. hatte 1270 die Gebeine des Benno, die bis dahin in einem Winkel der Dom kirche begraben geweſen waren, ſammeln und, nachdem man dieſelben mit Wein abgewaſchen hatte, in der Mitte der Domkirche beiſetzen laſſen. Von jener Zeit an wurde das Grabmal des Benno ein vielbeſuchter Wallfahrtsort; denn Benno wurde, wie der ſchon erwähnte Chroniſt Fauſtus berichtet, „von vielen für einen nothelffer geehrt | zu welcher ſich die | ſo etwa in noth geſtecket | oder mit großen Leibesſchmertzen beleget | mit einem gelübd | vnd ſonderlich mit Wach ſenen gliedern (Gliedern aus Wachs) vnd Bildern gelobt | deren man im Bapſt thumb zu Meißen | mitten in der Thumbkirch an einem Balken | vmb vnd vber ſeinem vergitterten Grabe | zum gedechtnis vnd zur ſterkung der Abgötterey viel aufgehengt geſehen.“

Noch mehr wurde die Bedeutung der Domkirche durch die Heiligſprechung des Biſchofs Benno erhöht, die auf Antrieb des Biſchofs Johann und des Herzogs Georg 1523 durch den Papſt Hadrian VI. erfolgte. Die Gebeine Bennos wurden abermals in einem koſtbaren Marmorgrabe, das an Stelle des früheren errichtet wurde, beigeſetzt, und zwar, wie der Chroniſt meldet, „in herrlicher Solennität | in Beyſein vieler Fürſten vnd Herren | vnter welchen Hertzog George zu Sachſen vnd ſeine zwey Söhne Johannes vnd Friedrich auch gegenwertig geweſen | vnd ſonſten ein groſſer zulauff | von vielem volk fern und nah.“

Aber all dieſe Herrlichkeit römiſcher Macht brach nach dem Tode des Her zogs Georg, der die Reformation mit allen nur möglichen Gewaltmitteln aus ſeinem Lande fernzuhalten geſucht hatte, zuſammen. Sein Nachfolger Heinrich der Fromme führte die Reformation ein. Die Klöſter wurden aufgehoben; der römiſche Ceremonien- und Heiligendienſt wurde aus den Kirchen verbannt, und die Macht der Meißner Biſchöfe und Domherren wurde, allerdings erſt nach langen Kämpfen, gebrochen. Die Räume und Einkünfte der aufgehobenen Klöſter wurden meiſt zu Schulzwecken beſtimmt. So überließ Heinrich der Fromme die Räume des Franziskanerkloſters dem

Rate zu Meißen und bestimmte, „das es gütigen und milden Sachen zugewendet und zur Förderung derselbigen gereiche | und sonderlich | das es von ihren Pfarrer und Schulen | imasen es dazu an

31

gericht | gebraucht werde." Der Rat zu Meißen errichtete daher 1540 in diesen Räumen eine lateinische Schule, Franciscaneum oder schola sanatoria genannt, und Herzog Moritz begründete „aus den erledigten Kloster- und Stifftsgütern" die Landesschule St. Afra zu Meißen.

Mit jener Zeit aber hatte die Stadt Meißen ihre erste Blütezeit erreicht, und sichtlich nahmen nun Ruhm und Wohlstand der Stadt ab. Und war dies nicht sehr naheliegend? Die Räume des Schlosses, einst ein Glanzpunkt fürstlicher Macht, waren verödet, und der Dom, sonst der Mittelpunkt eines prunkvollen Heiligendienstes, der Tausende von Wallfahrern nach Meißen lockte, hatte seine frühere Bedeutung verloren. Hierzu kamen die Reformationskriege, durch die Meißen hart bedrängt wurde. Schon in dem Hussitenkriege war Meißen schwer mitgenommen worden, und auch in dem Schmalkaldischen Kriege hatte es viel zu leiden; aber der 30jährige Krieg, der den größten Teil der Stadt zur Ruine machte, vernichtete Handel, Gewerbe und Wohlstand der Meißner Bürgerschaft fast vollständig. Und so drohte denn Meißen, der ehemaligen Fürstenresidenz, das herbe Geschick, zum armseligen, bedeutungslosen Landstädtchen herabzusinken. Da trat ein Ereignis ein, das für Meißen und seine weitere Entwickelung von den weitgehendsten und segensreichsten Folgen sein sollte, nämlich die Erfindung des Porzellans durch den Alchimisten Johann Friedrich Böttger.

Das gewaltige Häusergeviert im Tribischthale, dem Industrieviertel Meißens, wo gegenwärtig die Böttgersche Kunst in größter Vollkommenheit betrieben wird, und das Böttgerdenkmal, das innerhalb der Mauern der Stadt im Jahre 1891 errichtet worden ist, bezeugen sattsam die Wertschätzung, die diese Kunst in unserer Zeit genießt.

Das Aufblühen der Königlichen Manufaktur regte selbstverständlich auch die Privatindustrie an, und da sich in der nächsten Nähe unerschöpfliche Thonlager fanden, entwickelte sich Meißen zum Haupt- und Mittelpunkt der „keramischen Industrie" Sachsens. Aus bescheidenen Töpfereien sind nach und nach große Öfen- und Chamottefabriken entstanden, deren Betrieb sich teilweise auch auf die Porzellanbereitung erstreckt. Die Porzellan-, Öfen- und Chamottefabriken der Stadt und ihrer Vororte beschäftigen weit über 2000 Arbeiter, die alle einen lohnenden Verdienst finden. Der gesamte Jahresumsatz dieser Fabriken beziffert sich auf nahezu 2¼ Millionen Mark.

Mit der Begründung der Königlichen Porzellanmanufaktur war für Meißen derGrund zu seiner nachmaligen industriellen Entwickelung und zu einem neuen Aufschwunge gelegt. Außer der keramischen Industrie sind namentlich Maschinen bauanstalten, Cigarrenfabriken und eine bedeutende Jutespinnerei und -Weberei angelegt worden, die gleich den als Spezialität Meißens geltenden Zünderfabriken ihre Fabrikate in alle Weltteile versenden.

E. Rasche.

32

Kapitel 8

Die Einführung der Reformation in Meißen.

Während die Reformation im ernestinischen Sachsen ihre Wiege gefunden hatte und sich dort unter dem Schutze Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen immer kräftiger entfalten konnte, war ihr der Eingang im albertin schen Sachsen so lange versagt, als Georg der Bärtige die Zügel der Regierung in seiner Hand hatte. Georg, der hochgebildete und gerechte Fürst, von dem Luther rühmend sagte: „Er hat viel schöne Tugenden und ist geschickter zum Regieren, denn mancher fromme Fürst", der offene, biedere Charakter, der nicht duldete, daß dem Dr. Luther auf dem Reichstage zu Worms das freie Geleit ent zogen wurde: er war von der Berechtigung und Heiligkeit der päpstlichen Macht so durchdrungen, daß er meinte, die Reformation Luthers aufs heftigste bekämpfen zu müssen. Zwar war er nicht blind gegen die offenbaren Schäden der Kirche, auch er wünschte, „daß eine gemeine Reformation geschehe"; aber hierzu schien ihm einzig und allein „ein christlich Concil" berufen. Zudem suchte er die Reformation hauptsächlich nur in „einer Besserung des geistlichen Standes", und für die Lehre der Rechtfertigung durch den Glauben fand er kein Verständnis. Sagte er doch: „Wenn die gemeinen Leute wissen sollten, daß man allein durch Christum selig würde, so würden sie gar zu ruchlos und sich gar keiner guten Werte befleißigen."

Aus innerster Überzeugung suchte Georg daher die alte bedrohte Lehre der katholischen Werkheiligkeit zu schützen, und je mehr er die Erfahrung machen mußte, daß die „neue Lehre" auch in sein Land eindringe, um so mehr suchte er dieselbe durch die härtesten Maßnahmen zu bekämpfen. Der Dresdener Buch händler Jobst Weißbrodt, der durch eine satirische Schrift das Pfaffentum scharf angegriffen hatte, wurde verurteilt, „sein erdicht Schandbuch zu fressen". In Königstein wurde einem Bürger, der sich für Luther ausgesprochen hatte, die Zunge angenagelt, und ein Leipziger Buchhändler wurde enthauptet, weil er Luthersche Schriften verbreitet hatte. Viele Anhänger des evangelischen Glaubens wurden des Landes verwiesen, namentlich in Leipzig, wo nach und nach 800 Ein wohner vertrieben wurden. Luther tröstete die ausgewiesenen Leipziger in einem Sendschreiben, darin er Leipzig mit folgenden Worten rühmte: „Wie gar heiliger ist Leipzig, denn Sodom, darin Gott nicht fünf Häupter fand, die sein waren."

Mit ganz besonderem Wohlgefallen blickte der streng katholische Fürst darum wohl auf die Stadt Meißen, die

in damaliger Zeit eine Hauptstütze des katho lischen Glaubens war. Der Meißener Bischof Johann VIII., dessen Bistum ungefähr 400 Quadratmeilen mit über 3000 Kirchen umfaßte, unterstützte im Verein mit dem einflußreichen Domprobst Ernst von Schleinitz und dem gelehrten und weltgewandten Dechant Julius Pflugk die Maßnahmen des Herzogs, die gegen die Luthersche Lehre gerichtet waren, auf das kräftigste, und mehrfach erließ er in seinem Sprengel scharfe Dekrete gegen Luther und sandte Prediger aus, die „Verirrten" auf den rechten Weg zurückzuführen.

Noch im Jahr 1523, in einer Zeit, in der die Luthersche Lehre ihren Sieges zug durch alle deutschen Lande angetreten hatte, wurde auf des Meißner Bischofs Veranlassung ein Werk rein katholischer Werkheiligkeit ausgeführt: Nachdem

33

der längst verstorbene Bischof Benno vom Papste heilig gesprochen worden war, wurden dessen Gebeine ausgegraben, mit Wein gewaschen und in einem kostbaren Marmorgrab in der Meißner Domkirche abermals beigesetzt, und zwar, wie der Chronist meldet, „in herrlicher Solennität | in Beysein vieler Fürsten vnd Herren | unter welchen Herzog Georg zu Sachsen vnd seine zwey Söhne Johannes vnd Friedrich auch gegenwertig gewesen | vnd sonsten ein großer zulauff | von vielem Volk fern vnd nahe."

Aber auch Meißen, die Hochburg des katholischen Glaubens, blieb von dem belebenden Geisteshauche der Reformation nicht unberührt. Wohl wagten es nur wenige, ihre Stellung zur Lutherschen Lehre offen zu bekennen, aber im stillen zählte das Evangelium auch in jener Zeit hier schon viele Anhänger. Lutherschе Schriften wurden zur Zeit Georgs auch in Meißen vielfach vorgefunden, und die ceremonielle Feier der Heiligsprechung Bennos im Dome war von vielen be lächelt und bespöttelt worden. Die Meißner Klöster, früher überfüllt, leerten sich mehr und mehr. Das Afrakloster zählte 1589 nur 8, das Franziskanerkloster sogar nur noch 4 Ordensbrüder, und im Kloster zum heiligen Kreuz war die Zahl der Nonnen bis auf 11 zurückgegangen. Alles weist darauf hin, daß der Reformationsgedanke auch im „römischen Meißen" erwacht war.

Georg vermochte darum trotz aller Gegenmittel nicht, den gewaltigen Strom der reformatorischen Bewegung von seinem Lande fernzuhalten; ja sein eigener Bruder Heinrich bekannte sich offen zur neuen Lehre und führte in seinen Ämtern Freiberg und Wolkenstein die Reformation ein.

Düstere Gedanken quälten darum den Herzog, als seine Leibeserben vor ihm ins Grab sanken und Heinrich der berechtigte Thronfolger wurde. Um nun zu verhindern, daß die Reformation nach seinem Tode in sein Land einziehe, sollte Heinrich nur unter der Bedingung zur Regentschaft gelangen, daß er ver spreche, in Glaubenssachen nichts zu ändern. Heinrich aber war hierzu nicht zu bewegen, sondern erklärte den Gesandten des Herzogs: „Da sei Gott für, daß ich um einer Hand voll Leute willen meinen Herrn Christum verleugnen soll! Solche Unbeständigkeit sollet Ihr nicht bei mir finden. Ehe ich dieses thue, will ich lieber mit meiner Gemahlin betteln gehen. Im übrigen wird mir St. Peter nicht nehmen, was mir mein Gott gönnen will." Als die Gesandtschaft mit dieser Botschaft zurückkehrte fand sie den Herzog tödlich erkrankt, und ohne ein Testament unterzeichnen zu können, starb er am 17. April 1539.

Noch an demselben Tage abends „bedeutungsvoll bei Fackelschein" traf Herzog Heinrich in Dresden ein, um sein berechtigtes Erbe anzutreten. Die Stimmung, die damals in Dresden und wohl auch im übrigen Lande herrschte, kennzeichnet der Geheimschreiber Heinrichs, Bernhard Freidinger, mit folgenden Worten: „In der Stadt war Trauer und Freude untereinander gemenget; was der alten Religion war, als Mönche, Pfaffen und ihr Anhang, waren betrübt; der gemeine Mann lobte Gott, und wurden viele Gewaltige alsbald belehret, welche

vorher geschworen hatten, ehe sie lutherisch werden wollten, wollten sie eher aus dem Lande ziehen, welcher ich viele gekannt habe. Damals aber ließen sie sich vernehmem sie hättens lange begehret und darauf gewartet, ließen sich auch

3

34

einesteils überreden, die zuvor sich vermaledeiet hatten, ehe sie etwas von geist lichen Gütern haben wollten, daß sie gleich wohl dieselben annahmen."

Am folgenden Tage nach dem Tode Georgs fand dessen feierliche Beisetzung im Meißner Dome statt. Auch Herzog Heinrich wohnte anfangs der Feierlichkeit bei; als aber die Seelenmessen begannen, verließ er das Gotteshaus um sich in der Kapelle der Albrechtsburg von seinem Hofprediger Lindenau eine Predigt über „die Vergänglichkeit des Irdischen" halten zu lassen.

Alsbald begann hierauf Herzog Heinrich, unterstützt durch die Wittenberger Theologen, mit der Einführung der Reformation im albertinischen Sachsen. Während sich aber das Volk, der drückenden Priesterherrschaft müde, dem evangelischen Bekenntnis mit Freuden zuwandte, fand Heinrich auf Seite der Geistlichkeit und des Adels vielfach Widerstand.

Der damalige Meißner Bischof Johann VIII., wie sein Vorgänger Johann VII. ein eifriger Vertreter des Papsttums, suchte dem Herzog durch einen fein ausgedachten Schachzug zuvorzukommen, indem er erklärte, in seinem Bistum selbst eine „Reformation" vornehmen zu wollen. In einer umfangreichen Schrift „Eine gemeine christliche Lehre in Artikeln, die einen jeden Christen zu wissen von nöten", legte er die Grundsätze dieser seiner „Reformation" dar. Heinrich wandte sich in dieser Angelegenheit an den Kurfürsten und die Wittenberger Theo logen. Diese durchschauten gar bald „der Meißner Pfaffen Gedicht" und er klärtem „Wie wohl es im Anfange und in etlichen Artikeln schön pranget und sich mit unseren Federn schmücket, ist doch viel Gifts darin."

Herzog Heinrich ließ sich darum nicht beirren und ordnete in seinem ganzen Lande eine Kirchenvisitation an. „Die verordneten Visitatoren" waren die herzög lichen Räte Casspar von Schönberg, Rudolf von Rechenberg und die kurfürst lichen Theologen Dr. Justus Jonas und Georg Spalatin nebst dem kurfürstlichen Rate Dr. Melchior von Creuzen.

Nachdem diese Visitatoren in Leipzig und Dresden ihres Amtes gewaltet hatten, kamen sie am 14. Juli 1539 nach Meißen. Gleichzeitig erschien auch der Herzog Heinrich mit seinen beiden Söhnen Max und August und seinem Hof prediger Lindenau, sowie der Kurfürst Johann mit seinem Bruder Johann Ernst und den Theologen Nicolaus von Amsdorf, Jacob Schenk und Sebastian Steude. Unter Glockengeläut und begrüßt von der jubelnden Menge des Volkes, hielt die glänzende Versammlung ihren Einzug in die Stadt. Am folgenden Tage fand in der Domkirche, aus welcher tags zuvor das Grabmal Bennos entfernt worden war, der erste evangelische Gottesdienst statt, an welchem sämtliche erschie nenen Fürstlichkeiten samt ihrem Gefolge teilnahmen. Somit ist der 15. Juli als der Reformationsfesttag der Stadt Meißen zu bezeichnen.

Am nächsten Tage begannen die Verhandlungen der Visitatoren. Auf ihre Aufforderung an die Domgeistlich- keit die Augsburgische Konfession und deren Apologie anzunehmen, überbrachten Dechant Julius Pflugk und Domherr Heinrich von Karlowitz den Visitatoren eine durchaus ablehnende Antwort. Doch die Visitatoren kehrten sich nicht an diesen Protest, in dem sich der Bischof auf die „Reichsunmittelbarkeit des freien Hochstifts" berief, sondern sie erteilten den

35

Domherren die Weisung, sich in der Domkirche fernerhin aller „papistischen Ge bräuche“ zu enthalten. Im übrigen wurde dem gesamten Domklerus die Wahl gestellt, entweder ein evangelisches Kirchenamt anzunehmen oder die Stadt zu verlassen. Und als sich daraufhin etliche Domherren vermaßen „schimpflich, spött lich und lästerlich von Gottes Wort und der Lehre, welche ihr Fürst für christlich, göttlich und wahr bekannt, zu reden“, erließ der Herzog den strengen Befehl, daß „die Lästerer gebührlich gestraft und des Landesherrn ernstliches Mißfallen sollte vermerkt werden.“

Indes der Widerstand der Domgeistlichen, die in ihrem Vorgehen den Schutz des Kaisers fanden, war nicht so leicht zu brechen. Zwar wurde der Bischof am 22. Sept. 1539 zu einem Vertrag genötigt, in welchem er der Reichsunmittel barkeit entsagte; aber der Kaiser, verletzt durch das scharfe Vorgehen der sächsischen Fürsten, hob den Vertrag im nächsten Jahre wieder auf. Nach dem Tode Heinrichs setzte der staatskluge Moritz den Kampf gegen die widerspenstigen Domherren fort. Moritz und sein Nachfolger August, durch Verträge dem Kaiser gegenüber gebunden, wagten jedoch nicht, die Einziehung des Meißner Hochstiftes mit vollem Nachdruck zu betreiben. Erst im Jahre 1581 erlangte August die Ad ministration des einflußreichen Hochstiftes, nachdem dessen Macht allmählich ge sunken war und die Domgeistlichen sich mehr und mehr in aller Stille dem Pro testantismus zugewandt hatten.

Sehr entgegenkommend zeigten sich die Afraner Mönche den Visitatoren. Unter Vorbehalt, im Genusse ihrer Renten zu verbleiben, erklärten sie sich bereit, das Evangelium anzunehmen und willigten ein, daß zwei evan=gelische Pfarreien, die eine zu Afra und die andere an der Stadtkirche errichtet würden. Überdies er klärte der Propst des Klosters, „zur Bestellung und Versorgung der Stadtpfarr kirche auf das Jahr 80 Gulden bar, 25 Scheffel Korn und 20 Scheffel Weizen zu geben,“ ebenso auch zur „Versorgung der Pfarrer zu Afra dem neu anzustellen den Prediger 30 Gulden nebst 25 Scheffeln Korn und 10 Scheffeln Weizen zu reichen, dem Diakonus aber, so jetzt noch eine Klosterperson, 20 Gulden jährlich auszuzahlen, ihm auch, der zu jeder Zeit auf das Land müsse reisen können, ein Pferd zu halten, außerdem gelobend, daß beide Geistliche freien Tisch haben sollten“.

Als erster evangelischer Pfarrer der Stadtkirche wurde Johannes Weiß, gen. Albinus, berufen, der dem Rate der Stadt von Melanchthon als „gelehrt, geübt, und zum Predigen wohl geschickt“ empfohlen worden war.

Nicht so fügsam als die Afra=Mönche zeigten sich die Barfüßer=Mönche des Franziskanerklosters. Besonders that sich einer derselben, der „Bruder Andreas Unger“ hervor, indem er öffentlich und mit „viel Spitzfündigkei=ten“ gegen das Werk der Visitatoren predigte. Er wurde der Stadt verwiesen, und die übrigen Kloster brüder wurden nicht sonderlich schonend behandelt. Lediglich auf ihr inständig Bitten erteilte der Herzog dem “Rate der Stadt den Auftrag, die Barfüßer solange notdürftig zu versorgen, „bis alle Dinge genugsam bestellt werden könnten“.

Die vollständige Durchführung der Reformation in Meißen, insbesondere der hartnäckige Widerstand der Domgeistlichkeit machte eine zweite Visitation not wendig, die im Jahre 1540 von den Superintendenten Fuß und Zeuner und drei

36

Vertretern des Adels, Karl Rudolf von Rechenberg, Dietrich von Preuß und Hans von Kitzscher auf Kra=kau, ausgeführt wurde. Außer ihren Verhandlungen mit der widerspenstigen Domgeistlichkeit ist besonders ein „geistliches Lokalstatut“ er wähnenswert, das der Meißner Rat als Instruktion erhielt. Der Schlußpassus dieser Instruktion, die namentlich Bestimmungen über geistliche Amtshandlungen und deren Gebühren enthält, lautet

für die damalige Zeit sehr bezeichnend: „Auf daß auch ein christlich und ehrbar Leben bei dem gemeinen Mann so viel möglich möchte erhalten werden, soll einem Ehrbaren Rate und Gemeine mit Ernst aus Befehl unseres gnädigen Herrn vorgehalten und auferlegt sein, sich Gott und seinem heiligen Evangelio zu Ehren und ihnen selbst zum Besten aller Gottes lästerung, Fluchens, Schwörens, Ehebrechens, Völlerei und anderer Übel zu ent halten, treulich und fleißig Gottes Wort zu jeder Zeit zu besuchen und nicht auf den Kirchhöfen oder sonst, weil man predigt, mit unnützem Gespräch zu stehen oder zu spazieren, auch nicht ärgerlich und schimpflich von dieser Visitation zu reden, bei Vermeidung göttlicher Strafe und des Landesfürsten Ungnade!“ —

Wohl bezweckte die Reformation zunächst nur eine Verbesserung und Er neuerung der kirchlichen Verhältnisse; ihre Wirkung erstreckte sich aber auch auf die übrigen Lebensgebiete, und namentlich wurde das Schulwesen kräftig angeregt und gefordert. Mit Recht erblickten die Reformatoren in einer christlichen Schule eine feste Grundlage der Kirche, und Luther sagte: „Wenn Schulen zunehmen, so steht's wohl, und die Kirche bleibt rechtschaffen. Junge Schüler und Studenten sind der Kirche Samen und Queller. Um der Kirche willen muß man chris liche Schulen haben und erhalten.“ Die Visitatoren suchten darum ihre Auf gabe nicht nur in der Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes, in der Berufung geeigneter Kirchendiener u.s.w., sie ließen sich vor allem auch die Be gründung christlicher Schulen angelegen sein.

In Meißen sah es, wie im übrigen Deutschland, auf dem Gebiete des Schul wesens recht trübselig aus. Wohl bestanden hier zwei Schulen — die Klosterschule des Afraklosters und die Schule des Domstiftes, — aber dieselben standen ganz und gar im Dienste der kirchlichen Interessen; denn ihre Hauptaufgabe, oder richtiger gesagt, ihre einzige Aufgabe bestand darin, die Knaben im Chorgesang auszubilden und zum Meßdienst vorzubereiten. Die Domschule wurde auf Ver anlassung der Visitatoren aufgelöst, und der Propst des Afraklosters ließ sich gern bereit finden, seine Schule „einem Rate zu Meißen willig zuzustellen und aufzutragen“. Der Rat wandelte die ihm übertragene Schule in eine lateinische Schule um, die „schola sanatoria“ oder auch „Franciscaneum“ genannt wurde. Als Schullokal wurde das leer gewordene Franziskanerkloster erwählt. Als erster Rektor dieser Schule wurde vom Rate der Stadt Hermann Fuchs, genannt Vulpius, berufen, der von den Visitatoren Justus Jonas und Georg Spalatin als „ein ehrlich tapfer vnd wohl gelerter man“ bezeichnet worden war.

Veranlaßt durch die zweite Kirchenvisitation wurde wenige Jahre nach der Begründung des Franciscaneums in Meißen auch eine Mädchenschule begrün det, an welcher Gertrud Moller als erste „deutsche Schulmeisterin“ angestellt wurde. Auch für diese Schule wurde dem Rate von dem Herzoge ein geistliches

Gebäude, nämlich die Terminei (Herberge) der Freiberger Dominikanermönche zur Verfügung gestellt.

1543 wurde die Meißner Fürstenschule begründet, die insofern in Beziehung zur Meißner Kirchenreformation steht, als die dadurch herbeigeführte Aufhebung des Afraklosters die direkte Veranlassung zur Begründung derselben wurde.

So wurde denn das altehrwürdige Meißen, vordem eine mächtige Warte des Katholizismus, durch Begründung von evangelischen Kirchen und Schulen gar bald zu einem segensreichen Hort der Reformation, die von hier aus kräftigen Schutz und weite Verbreitung gefunden hat.

E. Rasche.

Kapitel 9

Die königlich ſächſiſche Porzellanmanufaktur.

Die Kunſt, Porzellan herzuſtellen, war den Chineſen und Japaneſen ſchon in früheſter Zeit bekannt. Holländiſche Seefahrer brachten das fremdländiſche Porzellan, Tſki genannt, mit nach Europa, wo es wegen ſeiner Ähnlichkeit mit dem Gehäuſe der Porzellanſchnecke (cypraea) den Namen Porzellan erhielt.

Der Ruhm, Erfinder des Porzellans für Deutſchland, ja, für das geſamte Europa zu ſein, gebührt dem Alchimiſten Johann Friedrich Böttger.

Böttger, 1662 zu Schleiz geboren, kam nach ſeiner Lehrzeit zu dem Apotheker Zorn nach Berlin, wo er ſich viel mit alchimiſtiſchen Verſuchen beſchäftigte. Durch ſein verſchwenderiſches Leben war er in Schulden geraten, und um ſich ſeinen Gläubigern zu entziehen, verließ er Berlin heimlich und ging nach Witten berg, wohin ihm der Ruf eines vielverſprechenden Goldmachers ſchon vorausgeeilt war. Der Kommandant von Wittenberg ſandte ihn an den kurfürſtlichen Hof nach Dresden, obwohl König Friedrich Wilhelm I. von Preußen den entwichenen Böttger zurückforderte und auf deſſen Wiedererlangung eine Belohnung von 1000 Thalern ausgeſetzt hatte. Kurfürſt Auguſt dem Starken, der zu ſeinem glanzvollen Hof halte Unſummen brauchte, war der Goldmacher Böttger hochwillkommen, und damit er ihm nicht etwa entfliehe, wurde er unter ſteter Beaufſichtigung gehalten. In Verbindung mit dem kurfürſtlichen Rat Walter von Tſchirnhauſen, einem bedeutenden Naturwiſſenſchaftler, trieb Böttger ſeine alchimiſtiſchen Arbeiten mit großem Fleiß. Den „Stein der Weiſen“ vermochte er zwar nicht zu finden; wohl aber kam er bei einem Verſuche, aus roter, von Ockrilla bei Meißen ſtammender Erde Schmelztiegel zu bereiten, 1705 auf die Erfindung des braunroten Porzellans. Durch dieſen Erfolg ermutigt, ſetzte er ſeine Verſuche fort, und 1708 gelang es ihm, das weiße Porzellan herzuſtellen, wozu er den Stoff in einem Haarpuder, der echten, aus Aue ſtammenden Porzellanerde, entdeckt hatte. Es war ſelbſtverſtänd lich, daß Kurfürſt Auguſt dieſer Erfindung einen ganz außerordentlichen Wert beilegte, da in jener dem ausländiſchen Luxus huldigenden Zeit ungeheure Summen für das Porzellan bezahlt wurden; ſoll doch Auguſt der Starke dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen für ein paar Dutzend chineſiſche Porzellanvaſen ein ganzes Regiment Dragoner ſamt Pferden und Ausrüſtung gegeben haben. Böttgers Erfindung fand auch den Beifall der Sachkenner, und daher beſchloß Auguſt der Starke, eine Porzellanfabrik aus Staatsmitteln zu gründen. Als

Sitz

38 derſelben wurde auf dringendes Bitten des Meißner Stadtrates die Albrechts burg erwählt. Am 6. Ju= ni 1710 wurde die Fabrik feierlich eröffnet und Böttger mit der Leitung derſelben betraut. Aber unter dieſer Leitung vermochte ſich das junge Unternehmen durchaus nicht zu heben, und bei dem ſchon 1719 erfolgten To= de Böttgers befand ſich die Manufaktur in einem Zuſtande vollſter Unordnung. Den Grund hierfür fand die Unterſuchungskommiſſion „in dem unartigen, ver änderlichen Sinn, der übeln Wirtſchaft und dem übermäßi= gem Trinken Böttgers“. Nach Böttgers Tode nahm die Porzellanmanufaktur, namentlich gefördert durch den Maler Herold und den Bildhauer Kändler, einen raſchen Aufſchwung und



Abbildung 9.1: Johann Friedrich Böttger.

eine künſtleriſche Bedeu tung, ſo daß ſie bald einen europäiſchen Ruf erlangte. Das Perſonal der Manu faktur ſtieg von 29 auf 800, und während im Jahre 1720 die Geſamt einnahme 9664 Thaler be trug, ſteigerte ſich dieſelbe bis zum Jahre 1752 auf jährlich 222580 Thaler. Durch die nun folgenden Kriegsunruhen drohte aber dem aufblühenden Unter nehmen der Untergang. Schon während des zweiten ſchleſiſchen Krieges wurde der Betrieb weſentlich ge ſtört; im ſiebenjährigen Kriege aber beſchlagnahmte Friedrich II. die Manu faktur, ließ Modelle und Warenvorräte wegführen und viele geſchickte Arbeiter nach der 1751 in Berlin begründeten Porzellanfabrik verſetzen. Nur dem klugen Vorgehen des Kommerzienrates Helbig, welcher die Meißner Manufaktur vom preußiſchen König für eine jährliche Summe von 60000 Thalern erpachtete, iſt das Fortbeſtehen derſelben zu danken.

Nach dem Kriege begann für die Meißner Porzellanmanufaktur eine neue Blütezeit. Künstlerische Kräfte wurden von auswärts berufen, und angespornt durch die Konkurrenz anderer neu entstandener Manufakturen, entwickelte sich ein reges Leben. Doch dieser Aufschwung währte leider nur kurze Zeit. Der Absatz nach außen verringerte sich, und in den Kriegsunruhen der Napoleonischen Zeit stockte der Betrieb auf einige Zeit ganz. Das Personal, das 1765 über 700 Arbeiter gezählt hatte, war 1810, in welchem Jahre man unter allerdings recht

39

trüben Aussichten das Jubiläum des 100jährigen Bestehens der Manufaktur feierte, bis auf 510 zurückgegangen. Mit der Wiederkehr des Friedens begann ein erneuter geschäftlicher und künstlerischer Aufschwung, und seit 1832 lieferte die Manufaktur Überschüsse, die teils zur Erweiterung des Betriebes benutzt wurden, teils der Staatskasse zuflossen.

Einen bedeutungsvollen Wendepunkt für die Entwickelung der Porzellan manufaktur bildete das Jahr 1863. In diesem Jahre wurde dieselbe aus der Albrechtsburg nach den dazu besonders erbauten und praktisch angelegten Räumen verlegt und ihr dadurch die Möglichkeit gegeben, sich bedeutend zu erweitern.

Gegenwärtig sind in der Königlichen Manufaktur über 700 Arbeitskräfte be schäftigt; davon arbeiten in der Gestaltungsbranche 170, die unter Leitung eines

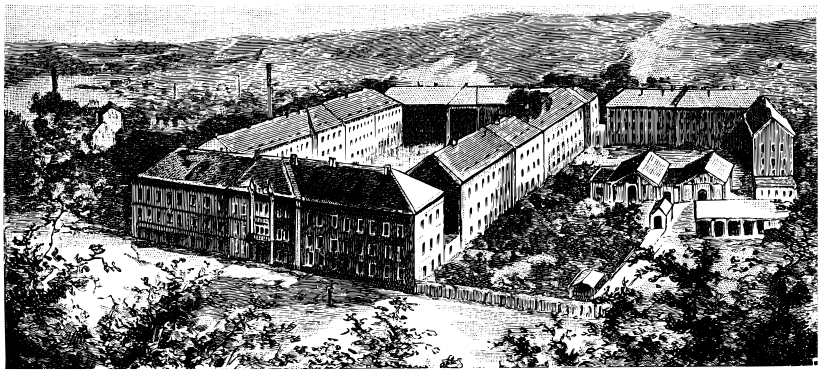

Abbildung 9.2: Die königliche Porzellanfabrik im Triebischthale.

tüchtigen Bildhauers, des Gestaltungsvorstehers Professor Andrä, stehen, und 330 in der Malerei unter Leitung des kunstsinnigen Malers Professor Sturm. Die Oberleitung der Manufaktur liegt in den Händen des Direktors Finanzrat Raithel. Der jährliche Umsatz beziffert sich neuerdings auf weit über 1½ Million Mark, und der etatmäßige Überschuß bewegte sich in den letzten Jahren zwischen 240–400000 Mark.

Werfen wir nun auch einen Blick auf die Entstehung des Porzellans, in dem wir die Manufakturräume durchwandern.

Wor betreten zuerst die Lagerräume, in welchen die Rohstoffe, Porzellanthon (Kaolin), Feldspat und Quarz, aufgestapelt sind. Die Porzellanerde, eine Ver witterung aus feldspatreichem Porphyr, wird aus den der Manufaktur gehörigen Gruben zu Seilitz bei Meißen und Sornzig bei Mügeln gewonnen; Feldspat und Quarz bezieht man aus Norwegen.

Die rohe Porzellanerde kommt zunächst in die Schlemmerei. Hier stehen große Bottiche, in welchen der Thon mit Wasser zu einem dünnflüssigen Brei

40

angerührt wird, etagenartig übereinander. Indem nun die Masse von Bottich zu Bottich herabfließt, scheiden sich alle unreinen Bestandteile aus, und man gewinnt dadurch das reine Kaolin. In einem weiteren Raume werden Feldspat und Quarz durch Stampfwerke und Mühlen zu einem feinen Staub zermalmt. Die geschlemmte (gereinigte) Porzellanerde wird mit dem pulverisierten Feldspat vermischt und durchknetet, und diese Masse muß dann in Zementgruben so lange liegen, bis sie „reif“ ist. Als zäher Teig gelangt hierauf die reife Masse in die Gestaltung, wo sie Form und Gestalt gewinnt. Das Gestalten geschieht entweder durch Drehen auf der Drehscheibe oder Tellerdrehmaschine oder durch Pressen in Gipsmodelle. Einzelne Gegenstände, z. B. Blumen, werden auch ohne Hilfsmittel frei geformt. Die feinen Spitzenschleier der Porzellanfiguren fertigt man in der Weise, daß man ein feines Gewebe in dünne Porzellanflüssigkeit taucht. In der Gluthitze des Brennofens verbrennt das Gewebe, und die Por zellanmasse bleibt in seinen, zierlichen Fäden zurück. Nachdem die geformten Gegenstände bei gelinder Wärme getrocknet sind, gelangen sie in den Brennofen.

Die Königliche Manufaktur besitzt sieben Brennöfen, die sich in drei Etagen erheben und im unteren Teil fünf bis sechs Feuerungen haben. Die Porzellan gegenstände werden, einzeln in Chamottekapseln (Muffeln) eingeschlossen, zunächst in die mittlere Abteilung des Ofens gebracht, wo sie bei einer Hitze von etwa 1000°C. verglühen. Nach diesem ersten Brande, der 20–24 Stunden währt, werden diejenigen Gegenstände, die unter Glasur gemalt werden sollen, fertig dekoriert, worauf sie mit den übrigen in den Glasurraum gelangen. In demselben stehen große Gefäße mit der Glasurmasse, welche aus einer Mischung von Wasser, Kalk, pulverisierten Porzellanscherben und Quarz besteht. Die Porzellangegen stände werden in diese Flüssigkeit eingetaucht, so daß sie einen weißlichen Überzug erhalten, kommen sodann abermals in den Brennofen und zwar in die unterste Abteilung, wo sie bei einer überhaupt nur erreichbaren Hitze von 1600° C. „gut gebrannt“ werden. Durch diesen Brand erhalten die Porzellangegenstände die wunderbare Glasur, und die eingebrannten Farben erscheinen im schönsten Metall glanze. Die Vergoldungen und die meisten buntfarbigen Muster werden auf die Glasur aufgetragen, und diese Gegenstände werden dann in der obersten Abteilung des Brennofens zum dritten Male gebrannt.

Wir beschließen unsere Wanderung durch die Räume der Manufaktur, indem wir in den Niederlagsraum eintreten, in welchem die verschiedensten Kunstwerke von den kleinen Nippsachen bis zu den mächtigen Vasen, vom einfachsten Teller bis zu den kostbarsten Prachtstücken in malerischer Gruppierung aufgestellt sind.

Von den Niederlagsräumen wandert das Meißner Porzellan hinaus in alle Weltgegenden; denn das Absatzgebiet der Königlichen Manufaktur erstreckt sich auf alle Erdteile. Überall wird das Meißner Porzellan, das als Schutzmarke die be kannten gekreuzten Kurschwerter trägt, geschätzt und gesucht. Das Hauptabsatzgebiet ist Deutschland; dann folgen verschiedene andere europäische Staaten, wie Österreich Ungarn, England, Schweiz, Skandinavien, Rußland u. s. w. Ganz bedeutend ist auch der Absatz nach Amerika, besonders nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, sowie nach Australien und der Türkei.

41

Wohl sind der Meißner Porzellanmanufaktur im Laufe der Jahre mächtige Konkurrenzanstalten erwachsen, so namentlich in Sèvres bei Paris, in Berlin, Wien u. s. w.; stets aber hat sich die Meißner Fabrik neben dem Ruhme, die älteste zu sein, ihren künstlerischen Ruf treu bewahrt.

E. Rasche.

Kapitel 10

König Albert in Meißen.

Ich lobe mir den Knaben, der wacker läuft und springt, Trotz aller Hindernisse zu seinem Ziele dringt. Ich lobe mir den Knaben, der kühn und keck was wagt Und nicht lang um die Meinung und um Erlaubnis fragt.

So war es jüngst zu Meißen, als König Albert kam. Ein Bürschlein, rosenwangig die Kunde froh vernahm: „Es kommt zu uns der König!“ Wie schlägt sein Herz so laut! Hätt' gerne schon dem Fürsten ins Angesicht geschaut!

Wie klopft's ihm unterm Röcklein! Wer zähmt des Knaben Lust? Ist doch des Glücks der Sachsen er freudig sich bewußt! Doch ach, — wie soll er schauen den lieben König heut', Da alles Vorwärtsdrängen die Polizei verbeut?

Hier stehn Soldatenreihen in überlegner Zahl, Dahinter Menschenmassen, — das macht dem Burschen Qual. Wie soll er sie durchbrechen, die dichtgeschloss'nen Reihn, Die gliederreichen Ketten? Ist er doch schwach und klein!

Von ferne hört er's schallen: „Hoch! deutscher Feldmarschall Heil dir, geliebter König! Willkommen tausendmal!“ Das gab ein Tücherschwenken, ein Fahnenflattern schön; Man hört die Böllerschüsse von nahen Bergeshöhn.

Da kommt dem jecken Buben ein plötzlicher Entschluß: Er zwängt sich durch die Menge, gar manchem zum Verdruß. Manch Scheltwort muß er hören; viel Püffe steckt er ein, Was kümmert das den Knaben! Kann er nur Sieger sein!

Doch vor der Doppelkette der Schützen heißt es: „Halt!“ Wie aber jetzo weiter? Mein Bursch weiß Rat alsbald: Als hoch zu Roß der Oberst sein Tier zur Seite schwenkt, Der Kleine unterm Pferde den Weg zur Straße lenkt.

Hier fährt des Königs Wagen; der Bursch läuft nebenhin Und blickt mit Stolz und Freude auf seinen König drin. Wie glühn die Purpurwangen, vom Laufen rosenrot! Das Staubgewölk, das Rasseln, ihm macht es keine Not.

42 Kann er doch satt sich schauen am Helden, schlachtbewährt; Wie ist von solchem Glücke so froh sein Blick verklärt! Als drauf die Wagen stehen, ruft ihm der König zu: „Was liefst du so behende, sag an, was wolltest

du?“

Der Junge ſchaut dem König gar feſt ins Angeſicht: „Wollt’ gern den König ſchauen! Ich kannte Sie noch nicht.“ „So, ſo,“ verſetzt der König, „nun ſchaue mich recht an; Denk’ immer deines Königs und werd’ ein braver Mann!“

Drauf reichte ihm der König ein Goldſtück freundlich hin: „Nimm dies, mein kleiner Läufer, als deiner Müh’ Gewinn! Damit zu allen Zeiten du ſchauen kannſt mein Bild:

Hier iſt es drauf!“ – Es lächelt der König ſanft und mild.

Uns iſt dein Bild, o König, in unſer Herz geprägt, Und wir bekennen’s heute, daß treu es für dich ſchlägt.

Rich. Freytag.

Kapitel 11

Miescos Eiche.

11.1 Sage von der Burg Siebeneichen.

I.

Auf einer der Gebirgshöhen, welche, das herrliche Elbthal umſäumend zwiſchen Dresden und Meißen am linken Ufer des Fluſſes anſteigen, liegt am Abhange einer jähen Schlucht das Schloß Siebeneichen. Vergebens fragt man die Geſchichte nach dem Urſprunge dieſes Namens. Die ſchlanken Erlen, die, ein jüngeres Baumgeſchlecht, auf der Aſche verſunkener und vergangener Vegetationen fußen, geben auch keine Kunde von den längſt zerfallenen ſtarken Eichen, welche als einſtige Zierde dieſes Bodens dem Schloſſe den Namen verliehen. Nur die Sage leitet uns zurück in die fernere Vergangenheit jener romantiſchen Orte, welche die Natur unter ihre Lieblinge zählt.

Im 10. Jahrhundert, als das Eroberungsſchwert Heinrichs des Finklers Chriſtentum und deutſche Geſittung in jene Gegenden führte und der Gewaltige das alte, faſt tauſendjährige Meißen gründete, hauſte auf dem Schloſſe, welches wir unter dem Namen „Siebeneichen“ kennen, ein reichbegütertes ſorbiſches Ge ſchlecht. Es war dem großen Kaiſer befreundet, hatte für ihn ſiegreich gegen die Ungarn und Wenden gefochten und ſeinen Dank verdient.

Kaiſer Heinrich ſprach einſt bei dem Burgherrn Wratislav, dem Beſitzer des Schloſſes, ein, und dieſer, erfreut über eine ſolche Gunſt, ſtellte ihm ſeine ſechs Söhne vor und bat ihn, daß er auch ſie ſeines Dienſtes würdigen möge. Heinrich freute ſich der ſchönen, kräftigen Jünglinge und fragte den Vater, ob er keinen Sohn weiter habe. Da verſtummte dieſer und wollte nicht mit der Antwort her

43

aus. Als aber der Kaiſer freundlich in ihn drang, geſtand er, daß ſein älteſter Sohn, Miesco, erbittert über den ſiegreichen Fortgang der deutſchen Waffen und über die Anhänglichkeit der Seinen an den Kaiſer, ſchon ſeit länger als Jahres friſt aus der väterlichen Burg entwichen ſei und ſich den ſlaviſchen Volksſtämmen beigeſellt habe, mit denen der Kaiſer im Kriege lebte. Heinrich hörte ihn teilnehmend an und ſuchte ihn zu tröſten. „Die

Treue des Vaters," sagte er, „kann nicht durch den Verrat eines entarteten Sohnes ge trübt werden. Noch bleiben Euch sechs Söhne, Eichen deutscher Ritterschaft. Glaubt mir, sie werden herrlich fortgrünen im Laufe der Jahrhunderte und stolz. hinausblicken in ferne Zeiten." Hierauf gebot er den sechs Jünglingen ihm in den Schloßgarten zu folgen. Dort ließ er jeden der Brüder einen jungen Eich baum pflanzen und wünschte, daß ihr Geschlecht wachsen und gedeihen möge wie diese Bäume. Dann ließ er sie niederknien, erteilte ihnen den Ritterschlag und nannte sie Herren von Sechseichen.

Leider traten nur zu bald Unfälle ein, welche des Kaisers frohe Hoffnungen für das Gedeihen des Geschlechts zu zertrümmern suchten. Die slavischen Stämme sammelten ihre letzte Kraft, um ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit gegen den deutschen Einfluß zu behaupten. Uckern, Heveller, Daleminzier, Milzener Lusitzer und wie jene zürnenden altslavischen Völker sonst heißen mochten, schlossen sich eng zusammen, um ihre bedrohten Altäre zu verteidigen. Racheglühend brachen sie wiederholt gegen die christlichen Kolonien vor, und namentlich war die junge Burg Meißen, die Hauptstütze deutscher Macht in jenen Gegenden, der Brennpunkt ihres Hasses und ihrer gemeinsamen Angriffe. Der alte Wratislav zog ihnen mit seinen sechs Söhnen mutig entgegen und half sie zu wiederholten Malen zurücktreiben. Aber immer stellte sich ihnen da, wo sie eben fochten, ein vom Kopfe bis zum Fuße gepanzerter Ritter entgegen, der, wie mit übermensch licher Kraft begabt, sich durch Freund und Feind zu ihnen vorkämpfte und nicht eher ruhte, bis einer der jungen Helden von „Sechseichen" seinem Schwerte erlegen war.

Der Schmerz des alten Wratislav über den Verlust des hoffnungsreichen Sohnes wurde von einer Ahnung durchzuckt, über welche er sich selbst nicht Rede stehen mochte. Ehe aber noch der erschlagene Liebling sein letztes Ruhebett in der Erbgruft der Burg gefunden hatte, brach ein neuer Schwarm von Feinden hervor. Da blieb nicht Zeit zur Trauer; Wratislav, jetzt nur noch Vater von fünf Söhnen, saß auf und stürmte den Heiden entgegen. Die Feinde wendeten sich zur Flucht. Die Deutschen mit ihren langen Schwertern folgten ihnen wütend nach, an ihrer Spitze Wratislav und die fünf Sechseichen. Da stellte sich ihnen am Rande einer Anhöhe, welche die Flucht wie die Verfolgung hemmte, der heid nische Ritter mit einem Häuflein Milzener entgegen. Zwar war ihr Widerstand nur kurz; aber ehe sie wichen, lag wiederum ein Sechseichen, von der Axt des gepanzerten Heiden zerschmettert, am Boden.

Noch drei Gemetzel dieser Art fanden statt, ehe die Slaven das meißnische Gebiet räumten oder sich unterwarfen. In jedem derselben blieben die Deutschen Sieger, aber in jedem deckte auch ein Sechseichen, erschlagen von dem gewaltigen Arme des unheimlichen Heiden, den Walplatz.

44

So war nach wenigen Monaten von den herrlichen sechs Jünglingen, den Lieblingsrittern des großen Kaisers, nur noch der jüngste, Boleslav, am Leben, und während die sechs Eichen im Burggarten lustig fortgrünten, moderten fünf ihrer Pfleger bereits in der Gruft.

Der alte Wratislav konnte von so schwerer Trauer nie mehr genesen. Mehr noch als der Verlust der geliebten Söhne schien ihn ein anderer tiefgeheimer Ge

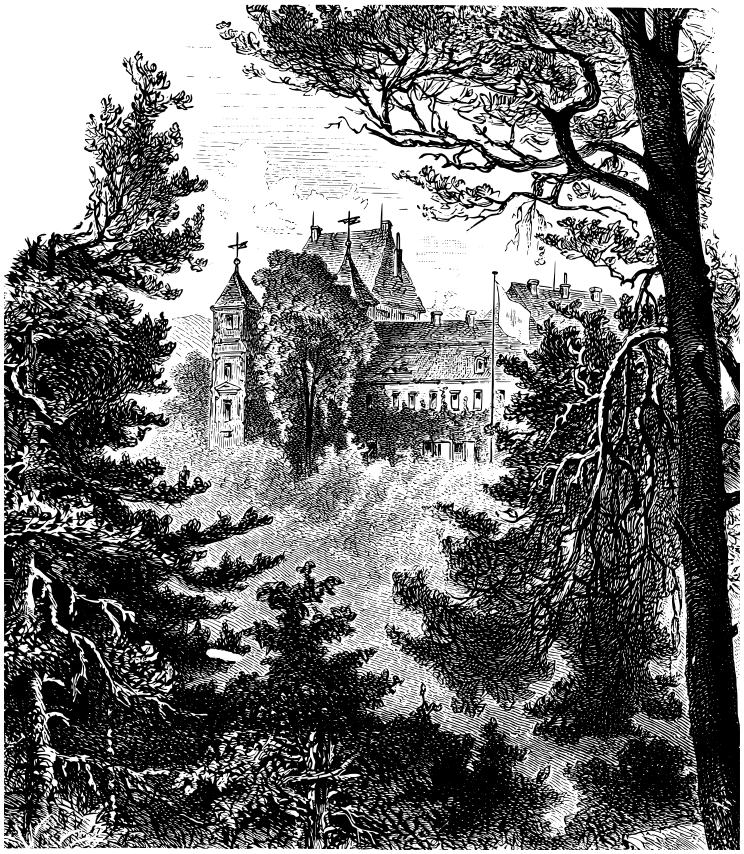

Abbildung II.I: Schloß Siebeneichen bei Meißen.

danke zu quälen, dem er nur, wenn er sich unbelauscht glaubte, nachzuhängen wagte, und er erschrak über jede Andeutung, die ein fremdes Mitwissen ahnen ließ. Er nahm diesen Gedanken mit in das Grab, das ihn nach wenigen Monden mit den gefallenen Helden wieder vereinigte.

Boleslav war nunmehr als der Letzte seines Stammes zu betrachten; denn der entflohene erstgeborene Bruder, der nicht einmal teilhatte an dem jetzigen Namen des Geschlechtes, der, geächtet als Verräter, sich nie zurückwagen durfte, wenn er nicht anders schon im ungleichen Kampfe gefallen war, konnte nicht mehr in Rede

45

kommen. Als rechtmäßiger Erbe nahm Boleslav Besitz von der Burg und den reichen Gütern, welche mit ihr zusammenhingen, und waltete als ein treuer Vasall seines Kaisers, als ein milder und gerechter Herr über seine Unterthanen.

Jahre waren verstrichen. Der große Kaiser Heinrich – der erste Sachse, welcher eine Krone trug — war

heimgegangen und sein ruhmgekrönter Sohn Otto ihm gefolgt. Boleslav hatte sich mit der Tochter eines Edlen des Landes vermählt, mit welcher er auf seinem reizenden Stammschlosse in glücklicher, aber kinderloser Ehe lebte, ein Umstand, der seine Freuden nicht selten trübte, da er in sich den letzten Sprößling eines unter so hoffnungsreichen Verhältnissen auf gekommenen jungen Geschlechtes erkennen mußte.

Eines Tages wurde ihm ein Fremdling gemeldet, der mit ihm in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen habe. Auf sein Geheiß führte man den Fremden zu ihm. Es war ein starker Mann, sonnengebräunt und von verwilderten Zügen, die durch tiefe Narben nur noch mehr entstellt waren. Das trotzige Gesicht ver zog sich mühsam zu einer unnatürlichen Freundlichkeit, und die gewaltigen Arme öffneten sich ungelenk zu einer Umarmung.

„Was sucht Ihr hier?" fragte Boleslav zurücktretend und unangenehm er griffen von den abstoßenden Mienen des Fremdlings.

„Ei sieh doch, mein Boleslav," entgegnete dieser, „du hast ein schlechtes Ge dächtnis für Züge, welche dir die teuersten auf der Welt sein sollten. Nun freilich, du warst noch ein kleiner Bube, als wir uns zum letzten Male an dieser Stelle sahen. Umarme mich, ich bin dein Bruder Miesco!"

Boleslav trat bei diesen Worten zurück, und seine Hand zuckte unwillkürlich nach dem Schwerte.

„Ich hoffe," fuhr Miesco fort, „der Sohn Wratislavs wird einen besseren Gruß für den wehrlosen Bruder haben als das Schwert. Ich weiß wohl, daß an meinen Namen sich manche unfreundliche Erinnerung knüpft. Aber laß das Vergangene vergangen sein! Ich kann vielleicht noch manches gut machen. Auch beanspruche ich keineswegs mein väterliches Erbe; ich weiß, daß ich, der Rebell, damit nicht weit kommen würde. Ich bitte nur um Aufenthalt für mich und meine beiden Söhne; oder wenn du mich durchaus nicht haben willst, für diese allein und allenfalls für eine Handvoll friedlicher, treuer Diener, denen ich, da ich ihnen nicht anders lohnen kann, wenigstens eine sichere Zuflucht geben möchte, wo sie ihr Leben in Frieden beschließen können."

Boleslavs ernste Miene wurde milder, als er den Bruder unverhofft so friedlich sprechen hörte. Er fragte deshalb mit schwindendem Mißtrauen: „Und ist es dir Ernst mit dem, was du da sagst?"

„Gewiß, mein Bruder. Was soll ich als ein Geächteter noch für andere Hoffnungen nähren? Nur für meine Söhne, für meine wenigen Getreuen suche ich Schutz."

Da schloß Boleslav den Bruder gerührt in die Arme. „Du sollst mehr als Schutz bei mir finden," sagte er. „Ich bin kinderlos, und sind deine Söhne wackere Knaben, so werde ich ihnen Vater sein, und sie sollen mich einst beerben. Hole sie, hole deine Getreuen; sie sollen mir willkommen sein."

46

Miesco ließ sich das nicht zweimal sagen. Er eilte so hastig fort, daß er sogar den Abschiedsgruß vergaß. Die Zugbrücke wurde niedergelassen, und bald hielt Miesco mit seinen beiden Söhnen an der Spitze eines stattlichen Reiter haufens seinen Einzug. Die angeblich „wenigen getreuen Diener", welche diesen Haufen bildeten, sahen keineswegs so friedfertig aus, wie Miesco sie geschildert hatte; sie sahen sich trotzig die Burg an, welche sie gastlich aufnahm, und schwangen ihre gekrümmten sorbischen Schwerter mit einer wilden Lust, die keineswegs einem demütigen Gruße ähnlich sah. Selbst Miesco hatte, als er jetzt mit seiner wohl bewaffneten Begleitung zurückkehrte seine vorige bescheidene Freundlichkeit abgelegt und trat dem Bruder, der ihn grüßend empfing, recht hochmütig entgegen.

Boleslavs Knechte sahen kopfschüttelnd die verdächtigen Gäste einziehen, die ihnen der Zahl nach fast überlegen schienen, und befolgten mit schüchterner Dienst fertigkeit die hoffärtigen Winke und Forderungen der neuen An-

kömmlinge. Seine Gattin brach in Thränen aus und verschloß sich, die Blutsverwandten ihres Gatten fliehend, in ihr Zimmer. Diese beeilten sich auch nicht sehr, der Burgfrau gebührendermaßen ihre Aufwartung zu machen.

Der noch immer arglose Boleslav führte den Bruder im Schlosse umher, ohne die begehrlichen Blicke wahrzunehmen, welche dieser durch alle Räume der stattlichen Stammburg sendete. Im gleichgiltigen Gespräche waren sie endlich auch in den Burggarten gekommen, wo Boleslav mit andächtigem Ernste vor den sechs jungen Eichen stehen blieb, welche schön und kräftig emporstrebten.

„Was soll das elende Gestrüpp?“ fragte Miesco wegwerfend und bezeigte nicht übel Lust, die jungen Bäume durch einige kräftige Fußtritte zu zerknicken. Aber Boleslav hielt ihn ängstlich zurück und erzählte ihm, in welch wichtiger Be ziehung zu ihm und seinem Hause diese Bäume stünden.

Da lächelte Miesco boshaft: „Und für den abwesenden Bruder hat niemand einen Baum gepflanzt? Ich sehe nur ihrer sechs. Und auch dem Namen auch bin ich ausgeschlossen?“

„Du hattest uns aufgegeben, nicht wir dich,“ entgegnete Boleslav begütigend.

„Nicht wahr,“ fuhr Miesco fort, „ich hätte wie ihr mich gegen unser Volk und unsere Götter verschwören sollen? Ich mag kein Sklave dieser Deutschen sein, die ich hasse, wie alles, was sich knechtisch an sie hängt. Ich frage dich, Boleslav, warum ist für mich kein Baum gepflanzt worden?“

Boleslav, vor des Bruder hämischer Miene erschreckend, zuckte die Achsel.

„So wirst du doch hoffentlich gestatten,“ fügte jener drohend hinzu, „daß ich, der alleinige rechtmäßige Erbe dieses Bodens, der erstgeborene Träger des neuen Geschlechts, mir jetzt auch meinen Baum hierher neben die andern pflanze und zwar obenan, wie es sich gebührt?“

„Gern, Bruder. Seit wir uns versöhnt haben, gebührt auch dir eine Stelle im Familienheiligtume.“

„Also nur durch deine Versöhnung bin ich dieser Ehre teilhaftig geworden?“ lachte Miesco bitter. „Nun, ich hoffe, du wirst in deiner Güte noch weiter gehen, wirst gestatten, daß, da ich jetzt wieder zur Familie gehöre, der neubackene Name ‚Sechseichen‘ fortan in den passenderen Namen ‚Siebeneichen‘ verwandelt werde.

47

„Der Name kam vom Kaiser und kann nur mit seiner Bewilligung geändert werden“ warf Boleslav ruhig, aber fest hin. „In diesem Punkte habe ich nichts zu gewähren.“

„Aber ich habe in diesem Punkte zu fordern!“ höhnte Miesco „Ich bin ein Feind dieses stolzen Sachsen und seiner Deutschen, die unsere Altäre stürzten und uns in Ketten schlugen, und werde es ewig bleiben. Von ihm will ich keine Gnade; aber ich fordere mein gutes Recht, mein väterliches Erbe, und rate dir, meiner Forderung dich zu fügen.“

Boleslav schwieg betroffen über diese Sprache. Miesco aber riß mit seiner gewaltigen Faust aus dem Dickicht des Burggartens einen jungen Eichbaum und pflanzte ihn zu den Bäumchen seiner Brüder. „So, nun ist es gethan,“ sagte er, und Burg und Geschlecht heißen künftig Siebeneichen.“

„Nicht ohne Bewilligung des Kaisers, unseres Herrn!“ rief Boleslav, den endlich der Zorn übermannte „Ich bin der Herr dieses Bodens und nehme hier nur vom Kaiser Gesetze an.“

„Du der Herr dieses Bodens?“ lachte Miesco „Entsinne dich, daß ich der erstgeborene bin, daß diese Burg mir gehört. Du bist mein Gast, den ich nur dulden werde, solange er in mir den Herrn und Gebieter anerkennt. Wo nicht, so jage ich dich hinaus.“

„So verſuch' es; denn ich halte dich nicht für den Herrn dieſes Bodens, ſon dern für einen Verräter und Räuber!“ rief Boleslav, ſein Schwert ziehend. Miesco, der darauf gewartet zu haben ſchien, folgte ſchnell ſeinem Beiſpiele, und beide fielen einander wutentbrannt an.

Als die Knechte der beiden Brüder das Schwertgeklirre hörten, eilten ſie herbei, die Deutſchen fielen über die Sorben, dieſe über die Deutſchen her, und während die Gebieter auf Leben und Tod kämpften, metzelten ihre Diener mit gleichem Grimm untereinander. Boleslavs Deutſche waren der Zahl nach Miescos Sorben unterlegen, aber ſie wehrten ſich wie Verzweifelte und auf beiden Seiten gab es Tode und Verwundete. Die Brüder fochten eine Weile mit gleichem Glücke; denn Miescos überwiegende Kraft konnte über Boleslavs größere Ge wandtheit keinen Vorteil erringen. Endlich ermattete der letztere, wich einige Schritte zurück, und Miescos Schwert traf ihn in dem Augenblicke, als ſein Fuß an dem neugepflanzten ſiebenten Baume ſtrauchelte. Tödlich verwundet ſank er zu Boden und blickte ernſt auf den Bruder, willens, ihm im Tode die Hand zur Verſöhnung zu bieten. Als er aber in Miescos Zügen nur kalte Blutgier und hämiſche Siegesluſt gewahrte, umfaßte er den Stamm vou Miescos junger Eiche und, die andere Hand drohend gegen den Mörder erhebend, ſprach er: „Höre mich, Miesco! Der Mund des Sterbenden ſpricht Wahrheit. Nicht lange wirſt du die Früchte deines Verrates genießen. Dieſer Baum, den du voll Hohn pflanzteſt, und den jetzt das Herzblut deines Bruders benetzt, wird dir zum Untergange wachſen und deinem ganzen kommenden Geſchlechte zum forterbenden Fluch werden. Er wird aufſproſſen, dir und deinen Enkeln zum Fluche; die Schmach deines Hauſes wirſt du an ihm großziehen, und nicht eher wird dieſer Fluch enden, bis der Letzte deines Geſchlechtes voll Elend und zerknirſchter Reue das unſelige Holz

)48 dieſer Eiche durch ein frommes, ſchwer errungenes Werk heiligt und in tiefer Buße die Frevel des Ahnherrn ſühnt!“

Boleslav hörte nicht mehr das ſchallende Gelächter des Bruders; die erſtar rende Fauſt ließ den Baum los und ſank zurück. Der letzte Ritter von Sechs eichen lag tot unter den Zweigen des verhängnisvollen Baumes. Sein Tod be ſchleunigte auch die Niederlage der Seinigen. Die meiſten waren niedergehauen; was dem Schwerte der Sorben entronnen, wurde gefangen und unter Spott und Hohn zur Burg hinausgeſtoßen. Boleslavs Witwe teilte dieſes Schickſal und endete bald darauf ihre Tage in einem entfernten Kloſter.

Miesco war nunmehr Herr der Burg, die er jetzt Siebeneichen nannte, und hauſte übel in der Umgegend. Seine beiden Söhne Tugumir und Stomeſ, wild wie er, begleiteten ihn auf ſeinen Raubzügen, die er weithin in das Elbthal unternahm. Vor allem hatten die deutſchen Pilger und Kaufleute und diejenigen ſorbiſchen Anſiedler, welche ſich freiwillig dem deutſchen Schutze unterworfen und das Chriſtentum angenommen hatten, von ſeiner Grauſamkeit zu leiden.

Die geängſtigten und erbitterten Landleute beſchloſſen endlich, ſich ſelbſt Ruhe und Recht zu ſchaffen. In zahl- reichen Haufen ſtrömten ſie von beiden Ufern der Elbe herbei; einige meißniſche Edelleute ſtellten ſich an ihre Spitze und ver liehen den rohen Maſſen kriegeriſche Ordnung. Ihr Vorhaben wurde dadurch erleichtert, daß unter Miescos eigenen Leuten ſich Mißvergnügte befanden, welche um reichen Lohn den Feinden zur Nachtzeit die Burg öffneten. Die wilden Rächer erſtiegen das Raubneſt. Miescos beiden Söhnen gelang es, im Tumulte zu ent kommen; er ſelbſt aber fiel nach verzweifeltem Widerſtande in die Hände der racheſchnaubenden Landleute, die ihn erbarmungslos an einen Baum banden — es war die von dem Übelthäter ſelbſt gepflanzte Eiche, die einſt den gemordeten Boleslav beſchattet hatte — und mit ihren Armbrüſten nach ihm ſchoſſen, bis er ſeinen ruchloſen Geiſt ausgehaucht hatte.

Die Feſte Siebeneichen wurde hierauf zerſtört und lag viele Jahre in Trüm mern, unbeachtet, unbetreten.

Die sieben Bäume aber, herrenlos und ungepflegt, sproßten wie zum Hohne lustig in die Höhe, und besonders gedieh Miescos Eiche so prächtig, daß sie bald alle ihre Genossen überragte, gleichsam als ob das Zeugnis des Verbrechens höher und fester stehe als die Denkmäler des Unglücks.

II.

Zehn Jahre waren seither vergangen. Über die Mark Meißen und die be nachbarten Sprengel bis tief nach Nordthüringen hinein gebot der mächtige Mark graf Gero, ein kraftvoller, vom Glücke hochbegünstigter Mann, der, trotzig und unbeugsam, kein Mittel verschmähte, um zu irgend einem erwünschten Ziele zu gelangen. Geehrt von allen, die der deutschen Partei angehörten, war er den slavischen Stämmen, welche er beaufsichtigte, ein Gegenstand unbegrenzten Hasses. Aber ebenso schlau und wachsam in Ausspähung heimlicher Verschwörungen, als schnell und thatkräftig in ihrer Unterdrückung, schien er bestimmt zu sein, die letzten Zuckungen ihres Widerstandes zu brechen, und seine Macht stieg dergestalt, daß sie selbst die Eifersucht Thankerarts, des Bruders Kaiser Ottos, erregte

49

und dieser in geheime Einverständnisse mit den Feinden des Kaiserhauses trat. Der mächtige Herzog Eberhard von Franken, der einen früher gegen ihn er gangenen kaiserlichen Strafbefehl nicht verschmerzen konnte, gesellte sich zu ihnen, und noch einmal erhob die slavische Partei drohend ihr Haupt, langsam, aber ge waltig an dem deutschen Throne rüttelnd. Wohin immer Gero im weiten Bereiche der von ihm anvertrauten Marken den Blick wendete, sah er glimmende Anschläge oder aufflammende Empörung. Nicht nur Gewalt, auch List, ja Verrat mußte er zu Hilfe rufen, um sich zu retten.

Siebeneichen lag noch in Schutt und Asche. Wildes Schlingkraut um wucherte die Trümmer der einst so stolzen Feste, und der Wanderer eilte scheu daran vorüber, mit Entsetzen der Greuel gedenkend, die von hier ausgegangen, und der gespenstischen Schrecken, mit denen der Aberglaube die verlassene Stätte des Verbrechens bevölkerte.

Es war in einer stillen Nacht. Die Ruinen der Burg erhoben sich geisterhaft in dem fahlen Lichte des Mondes. Da klomm, durch das Gestrüpp verdeckt, eine Gestalt über Steine und Gerölle mühsam die Schlucht hinan und schritt dann durch den verfallenen Hof, daß es schaurig ringsum wiederhallte.

„So begrüßt dich dein Erbe wieder!“ murmelte der Fremde, die verwüstete Burg überblickend. „ Ein Bettler unter Trümmern steht Miescos Sohn auf dem väterlichen Boden. Und doch soll von diesen morschen Steinwänden noch einmal der Ruf der Freiheit, der Rache ertönen, das niedergeworfene Geschlecht der Siebeneichen sich wieder stolz erheben und befreite Volksstämme siegesfreudig um sich sammeln!“

Der Fremde schritt weiter und trat in den öden Burggarten. Mit An strengung brach er sich Bahn durch Gesträuch und Dornen. Die Nachtvögel, so lange im ungestörten Besitze des Ortes, flogen kreischend auf, als lästerten sie den eingedrungenen Gast. Endlich stand der Fremde in der Mitte des verwilderten Gartens, wo von einer kleinen Erhöhung herab sieben schöne, stämmige Eichen ernst auf ihn niederblickten. Hier warf sich der Fremde heftig nieder. Es schien, daß Wehmut und Ingrimm in seiner Seele um die Herrschaft kämpften; denn ab wechselnd ballte er drohend die Hände und fuhr sich dann über das Gesicht, als wolle er voreilige Thränen zurückschrecken.

„So stehst du noch unversehrt, du Eiche Miescos,“ rief er, „während er selbst längst erschlagen liegt und sein Geschlecht auf unsicherem Boden wandelt! Ist es Verhängnis, ist es Vergeltung — Vergeltung für Frevel,

dessen die Welt ihn und uns anklagt? Verirrt und flüchtig müssen hier die Söhne des Starken sich wiederfinden, und nicht einmal eine Waffe wagt Tugumir mitzubringen, weil seiner Späher Argwohn sie entdecken könnte!“ — Er horchte auf, denn in der Nähe ließ sich ein Geräusch vernehmem. Unwillkürlich fuhr seine Hand nach der unbewehrten linken Hüfte, instinktmäßig dort sein Schwert suchend; dann aber hob er sie drohend, und ein wildes Lächeln blitzte über seine Züge. „Wahrlich, ich bin so wehrlos,“ knirschte er, „daß ein Wolf mich bewältigen könnte.“ Er blickte seufzend zu der Eiche empor und er sah einen starken niederhängenden Ast. Schnell ergriff er ihn, riß ihn mit der Schwere seines Körpers vom Stamme los und

streifte die Blätter ab. Dann schwang er ihn, seine Wucht prüfend, einige Male durch die Luft und sagte zufrieden: „Fürwahr, die beste Keule, welche je ein guter Arm schwang. Miescos Eiche liefert seinen Söhnen gute Waffen. Sie soll mich fortan überall begleiten!“

Er ergriff den Ast und formte ihn mit einem aufgefundenen harten und scharfkantigen Feuerstein zu einer Keule, welche er mit inniger Freude von allen Seiten besah.

Fremde Schritte, welche sich mehr und mehr näherten, störten ihn in seiner Beschäftigung. Er stellte sich, seine neue Waffe in der Hand, zur Wehr, ließ jene aber beruhigt sinken, als statt eines Feindes eine wohlbekannte Gestalt in den Burggarten trat und umherspähend „Tugumir!“ rief.

„Hier bin ich, Bruder Stomef!“ antwortete der Angerufene. „Was bringst du?“

Die Brüder schüttelten sich mit einer wilden Freude die Hände; denn rauh und unbändig, wie sie waren, hatten sie doch in langer böser Zeit treu bei einander ausgehalten, oft das Leben gegenseitig für einander eingesetzt, und wenn ihre Brudergefühle auch nicht der zarten Neigung edler Herzen glichen, so doch immerhin den Gefühlen zweier zusammengeschmiegten Tiger, die ihre Gefahren teilen, und von denen einer nur auf des anderen Leichnam verbluten will.

„Ich bringe gute Nachricht,“ sagte Stomef nach einer Weile, „und leicht dürften wir jetzt dem Ziele näher stehen als jemals. Alle sorbischen Marken sind im vollen Feuer der Empörung. Selbst der eiserne Gero zittert, und doch ahnt er nicht, wie nahe seiner Person das Verderben ist. Er hofft, durch gütliche Ver handlung den Aufruhr zu beschwichtigen, ein Beweis, wie sehr er diesmal seine Schwäche fühlt, da er zum ersten Male durch friedliche Maßregeln zu wirken sucht. Morgen giebt er ein großes Bankett in der Burg zu Meißen; dreißig sorbische Edle sind von ihm geladen, und eben diese sind es, die, ohne daß er es weiß, seinen Untergang beschlossen haben. An seiner eigenen Tafel wird er morgen durch ihre Schwerter fallen.“

„Trauet dem Gero nicht!“ warnte Tugumir. „Ich fürchte, daß eben dieses Gastmahl ein Fallstrick für uns alle sein soll. Doch, wie es auch kommen möge, Gero wird bei dieser Gelegenheit fallen; dafür stehe ich, wenn ich teil an der Tafel nehmen darf.“

„Es ist ein freies, allgemeines Gastgebot,“ erwiderte Stomef. „Jeder Ritter darf erscheinen, auch wenn er nicht besonders geladen ist. Dein Rang giebt dir ein Recht, Geros Gast zu sein.“

„Nun wohl,“ rief Tugumir mit blitzenden Augen, seine Keule schwingend, „so ist morgen Geros letzter Tag angebrochen. Dieser Ast von Miescos Eiche soll ihn zerschmettern, wenn keine andere Waffe ihn erreicht! Höre mich, Bruder! Ich gehe morgen zu Geros Tafel. Du aber legst dich mit einem kleinen Kahne, in schlichte Schiffertracht gekleidet, an das Ufer, dicht unter der Burg. Sinnt Gero auf Verrat, so wird er die Straße umstellen lassen; den schlechten Kahn aber wird er schwerlich bemerken und nicht glauben, daß seine Feinde sich dem langsamen Strome anvertrauen werden, um ihm zu entfliehen. Sobald der Streich gefallen ist, suche ich dich auf, und wir rudern unter der Maske armer

51

Fischer rasch stromaufwärts. Nahe über Meißen gewinnen wir die nur von den Unsern bewohnten Elbhöhen, um von dort aus den letzten Schlag zu unter nehmen.“

„So sei es, Tugumir! Wie schwer es mir auch fällt, nicht selbst Zeuge des Banketts zu sein, wo Geros letzter Becher gefüllt wird, so willige ich doch zu unserer gemeinsamen Sicherheit gern in deinen Vorschlag ein. Mein Kahn wird dich dicht unter dem Schlosse erwarten. Die Elbe ist wegen der häufigen Schiffs räubereien jetzt ganz von Fahrzeugen gesäubert; um so weniger kann man uns auf dem nassen Elemente folgen. Die Götter unserer Väter mögen unser Vor haben schützen!“

„Und möge des Vaters rächender Schatten uns zur Seite stehen!“ setzte Tugumir hinzu. „Darum brich diesen breiten Ast von seiner Eiche. Er diene dir morgen als Ruder und geleite den Kahn, der Miescos Söhne rettet, wenn diese derselben Eiche abgenommene Keule den Feind unseres Volkes niedergeschmettert haben wird. Dies sei das zwiefache Totenopfer, das wir dem Schatten des Vaters bringen!“

Bald hatte Stomefs nerviger Arm den bezeichneten Ast losgerissen. Die Natur selbst schien ihn zum Ruder gebildet zu haben; denn sein schlanker, gerader Wuchs, nach oben breit und unten schmal ausgehend, bedurfte kaum der kleinsten Nachhilfe, um die vollkommene Form eines solchen Werkzeuges zu erlangen.

„Und nun laß uns gehen!“ mahnte Tugumir. „Viel ist noch zu überlegen, zu beschließen. Die Rache möge uns geleiten, Berstuck und Czernebog, die zürnenden Götter, unseren Armen tötende Kraft verleihen!“ Bald lag wieder Totenstille über der unheimlichen Stätte, und die verscheuchten Tiere wagten sich wieder hervor.

III.

Am anderen Tage regte sich in der neuerbauten Burg zu Meißen geschäf tiges Leben. Eine umfangreiche eichene Tafel wurde von Geros Dienern sorg sam im Geschmacke jener Zeit geziert. Die aufgestellten Trinkhörner kehrten sich drohend gegeneinander, während in der Küche der erschlagene Ur, der ge spieste Eber und der vom Pfeil ereilte Hirsch in stummer Gemeinschaft unter einander lagen.

Bald füllte sich der Saal mit Gästen. Die Deutschen in ihren bauschigen, einfarbigen Waffenkleidern, mit langen, breiten Schwertern, stachen von den Sorben, deren buntverbrämte Tracht sich eng an ihren Körper schloß, seltsam ab.

Die schwerfälligen Stühle wurden gerückt. Umsonst hatte Gero gehofft durch gemischte Reihen die getrennten Stämme einander zu nähern, abgesehen von einem anderen unbekannten Plane, den er damit verband. Die Gäste wider strebten seiner Anordnung; Deutsche setzten sich zu Deutschen, Sorben zu Sorben. Wie im Felde, so saßen sie an der Tafel einander in gesonderten Reihen gegen über, mürrisch, scheelen Auges, jede Annäherung meidend, jeder Losung zu offenem Zwiespalt begierig harrend und den Blick öfter nach dem Schwerte als nach der Tafel gekehrt.

52

Gero, dessen Vorhaben an dieser feindseligen Trennung seiner Gäste ge scheitert war, blickte finster vor sich hin, und Tugumir, der, statt des Schwertes die Keule an seiner Seite, mitten unter den sorbischen Edelleuten saß, behielt ihn spähend im Auge.

Nach einer Weile erhob sich plötzlich Gero von seinem Sitze, und sprach, zu den deutschen Rittern gewendet, mit flammendem Blicke und lauter, zorniger Stimme folgende Worte: „Waffenbrüder! Noch wurde mir nicht die

Zeit, euch zu unterrichten, daß jene edlen Herren, welche, heute als freundliche Gäste unsere Tafel zieren, aus keiner anderen Absicht hierher gekommen sind, als mich in meinem eigenen Hause zu töten. Ich glaube ihnen am besten zu dienen, wenn ich ihnen selbst die Losung zum Angriffe gebe. Ziehet eure Schwerter, sammelt euch um mich, ihr Deutschen, und haut die Verräter nieder!“

Beiden Parteien war der Anlaß willkommen. Die Tafel wurde umgestürzt, und Sorben und Deutsche rannten mit blanker Waffe hart einander an. Der riesige Gero mähte fürchterlich mit seinem langen Schwerte. Der Saal schwamm in Wein und Blut. Wem die Waffe entfallen war, der schleuderte die schweren Trinkgefäße gegen die Stirn des Feindes. Die Sorben, in der Zahl geringer, hieben verzweifelt um sich; aber schon waren die meisten derselben gefallen, und Gero holte zu einem neuen Todesstreiche aus, als Tugumirs wuchtige Keule seine Schulter traf, so daß er das Schwert fallen ließ und zurücktaumelte. Schnell erhob Tugumir von neuem die Keule, ließ sie einige Mal pfeilschnell in der Luft kreisen, um die Wucht ihres Falles zu verstärken, und schmetterte sie dann nach dem Haupte des Feindes. Aber dieser wich zurück, der Streich ging fehl, traf einen der dicken eichenen Sessel und zertrümmerte ihn wie einen dünnen Span, so daß die Splitter weit umherflogen. Ehe aber Tugumir zu einem aber maligen Schlage ausholen konnte, wurde er von zwei Deutschen rücklings gepackt und niedergerissen. Darauf ward seiner widerstrebenden Faust die Keule ent wunden, welche sich augenblicklich gegen ihn selbst richtete.

„Sage uns, wo sich dein Bruder Stomef aufhält, und ich schenke dir das Leben!“ rief Gero.

„Ich glaube es, daß ich dir damit keinen schlechten Gefallen erweisen könnte,“ hohnlachte der am Boden festgehaltene Tugumir „Gelüstet es dich nicht viel leicht auch zu wissen, wo mein Weib und mein Sohn weilen? Nein, kluger Mann, auf diese Nachricht wartest du vergebens. Stomef wird leben und den Fall des Bruders rächen! Zögert nicht mit dem Todesstreiche! Ein Siebeneichen weiß zu sterben!“

„So macht dem Leben des Verräters ein Ende!“ schrie Gero, und die Keule von Miescos Eiche fiel schwer auf den daliegenden Tugumir hernieder, ihren eigenen Besitzer zermalmend. Es war der Dritte des Geschlechtes, dessen Blut an dem verhängnisvollen Holze rann.

Während jenes blutigen Vorganges im Burgsaale zu Meißen harrte Stomef in seinem Kahne mit steigender Ungeduld auf den Bruder. Die Elbe, von einem Sturme gepeitscht und durch Regengüsse angeschwollen, schlug tosend gegen die felsigen Ufer, und der festgebundene Kahn wurde vom Strome heftig geschaukelt.

53

Der schreckliche Lärm in der Burg hallte bis in die Tiefe herab. Stomef hörte das Gebrüll des Kampfes, ohne seine Entscheidung zu kennen. Da stürzte plötzlich einer der Gäste, ein Sorbe, der dem Blutbade entronnen, atemlos dem Ufer zu. „Flieht, flieht!“ schrie er verzweiflungsvoll dem Schiffer zu. „Wir sind über mannt; Euer Bruder ist erschlagen, Gero lebt!“ Und in angstvoller Hast rannte er fort. Stomef antwortete nicht; er sah mit einem entsetzlichen Blicke zum Himmel auf, und ein tiefer, schrecklicher Seufzer schwellte seine starke Brust. Dann machte sich sein Jammer in einem unartikulierten Geheule Luft. „Auch Tugumir tot und ich allein? — Ich will mich retten, um ihn zu rächen. Der Feind soll es empfinden, daß noch ein Siebeneichen am Leben ist!“ Mit diesen Worten schnitt er mit seinem Dolche das Seil entzwei, das den Kahn am Ufer festgehalten hatte, und dieser schoß mit rasender Geschwindigkeit in die Brandung hinein. Stomef, unerschrocken vor der neuen Gefahr, setzte kraftvoll das Ruder ein, welches der Eiche seines Vaters entstammte, und teilte die widerstrebenden Wogen. Da, als stecke der Fluß einen unsichtbaren Arm aus seinen tosenden Wellen, zerknickte das eingestemmte Ruder. Mit einem Schrei sah Stomef die Trümmer des letzten Rettungswerkzeuges in den Strom fallen und gab

sich jetzt verloren. Einige Augenblicke hielt sich das Boot noch über dem Wasser; dann erfaßte die reißende Flut plötzlich ihr ohnmächtiges Spielzeug, schleuderte es krachend gegen eine Klippe und verschlang Kahn und Schiffer. — Niemand ahnte, wer hier unter gegangen war, niemand erkannte den entstellten Leichnam, den nach einigen Tagen das Wasser an einem weit entfernten Gestade auswarf, und den herbeikommende Landleute mitleidig begruben. Einige Stunden nach jenem vorhin erwähnten Gemetzel zog ein stattlicher Reiterhaufe aus der Meißner Burg, an seiner Spitze der Markgraf Gero mit verbundenem Arme. „Meine ausgesendeten Leute haben also niemand gefunden, der Stomef ähnelt, und man hat ihn auch vorher nicht in der Nähe der Burg gesehen?“ fragte er einige seiner nächsten Begleiter mit ungeduldigem Tone.

Diese schüttelten verneinend die Köpfe und ritten dem Gebieter näher, um seine Befehle zu empfangen.

„Es wäre verwünscht, wenn er uns entginge!“ fuhr Gero heftig fort. „Von den Siebeneichenern soll uns keiner entrinnen; sie sind die Seele der ewigen Em pörung, und solange noch einer von ihnen atmet, wird kein Frieden und keine Ruhe in meinen Marken werden.“

„Wie wäre es, gnädigster Herr,“ nahm einer der Begleiter das Wort, „wenn wir gegen Siebeneichen hinritten? Gewiß harrt Stomef unter den Trümmern der Burg auf seinen Bruder. Wenn wir von verschiedenen Seiten zugleich vor dringen, so kann er uns nicht entgehen.“

„Deine Mutmaßung ist gut,“ erwiderte Gero, und auf seinen Wink schlugen die Reiter den Weg nach Siebeneichen ein. Am Fuße des Berges stiegen sie von ihren Pferden und schlichen vorsichtig in verschiedenen Richtungen auf die Ruinen zu. Aber alle Vorsicht war vergebens, die verfallene Burg war öde, ausgestorben, nirgends war die Spur eines menschlichen Wesens zu finden.

54

Unmutig über das fehlgeschlagene Unternehmen blieb Gero in dem Burg garten stehen. „Er ist also entflohen,“ sagte er, „und vergebens suchen wir ihn. Wohlan, ist uns seine Person entgangen, so soll wenigstens sein Name geächtet und gebrandmarkt sein. Noch steht hier die Eiche seines Vaters; ich erkenne sie an der Spur des Wappens, das Miesco in ihren Stamm eingeschnitten. Sie möge stehen bleiben zu seiner Schande! Ihr Hauptast aber, von Henkers Hand abgesägt, erhebe sich auf der Höhe dieses Berges als Schandpfahl, und an ihm mögen Wappen, Name und Bildnis des verfemten Stomef prangen. Seine Schmach teile, wer mit ihm verkehrt, wer ihn aufnimmt oder schützt! Sorgt, daß mein Ausspruch morgen vollzogen werde!“

Und so geschah es. Der mächtigste Ast der Eiche, die schon so vielen Glie dern des Geschlechts tödlich geworden war, und auf welcher der Fluch eines ge mordeten Bruders ruhte, erhob sich am anderen Tage durch Henkershand zum Schandpfahle an welchem Name und Bildnis Stomefs und das gebrochene Wappen der Siebeneichener hingen.

IV.

Wieder waren vierzig Jahre verflossen. Gero lag im Grabe, ohne einen Erben seines gewaltigen Ruhmes und seiner Macht hinterlassen zu haben. Sein letzter Sieg über die Polen und Lusitzer hatte ihm den einzigen Sohn gekostet, und gramgebeugt stieg der alte Held darauf aus der Stille des Klosters, dem er seine letzten Tage anvertraute, hinab in die Gruft. Ein neues Fürstengeschlecht, das der Wettiner, gebot im Meißner Lande, und die Stürme früherer Zeiten waren vorüber.

Siebeneichens Trümmer blickten noch immer wüst und schaurig von der Höhe hernieder. Gestrüpp und wildes Gesträuch hemmten den Schritt des Wan derers, der trübsinnig diese morschen Spuren einstiger Macht zu

begrüßen kam. Die versöhnende Zeit hatte den Schandpfahl längst gestürzt und unter Schutt und Unkraut begraben. Von der Umzäunung des alten Burggartens war kaum mehr eine Spur übrig; wohl aber grünten im Widerspruche zu dem Laufe der Dinge die sieben Eichen üppig fort, am kräftigsten die Eiche Miescos, welche, wie der ewige Wanderer der Legende, unberührt vom Alter immer noch stattlich in die Höhe ragte, als sei die ihr zugeteilte böse Bestimmung trotz alles vorgefallenen Unheils noch immer nicht erfüllt, oder als warte sie auf eine erlösende Hand, um den alten Fluch, der mit ihr aufgewachsen war, abzuschütteln.

Düstere Einsamkeit waltete um die Ruinen. Nur die gebeugte Gestalt eines alten Bettlers, der an seiner Krücke beschwerlich die Höhe erstiegen hatte, schwankte inmitten der Trümmer und durch das dornige Gebüsch, das häufig seine zerfetzte Kleidung festhielt. An dem Platze, wo die sieben Eichen sich erhoben, blieb er stehen. Das hagere, verwitterte Gesicht des Greises, das die sengenden Strahlen der Sonne gebräunt hatte, drückte langen, schweren Jammer aus, und als er an der Eiche Miescos anlangte, sank er wie erschöpft von Kummer und Anstrengung in die Knie und betete leise.

Der graue Leinensack, den er auf der Schulter trug, fiel neben ihn auf den

55

Rasen und klirrte, als ob er mit Gold- und Silbermünzen angefüllt wäre, was freilich mit dem Bilde tiefer Armut, das des Greises ganze Erscheinung gewährte, nicht zusammenpassen wollte.

Als er so eine geraume Weile im stummen Gebete zugebracht hatte, näherten sich Schritte, und der Alte erhob sich. Ein Steinmetz, dem mehrere Gesellen folgten trat auf den Bettler zu und grüßte ihn ehrerbietig: „Ihr habt mich hier her bestellt, Herr, und da bin ich, um Eure Befehle zu erhalten. Ich bringe auch den Plan mit, den zu entwerfen Ihr mir aufgetragen habt. Seht selbst und prüft, ob er Euch gefalle!“

Mit diesen Worten reichte der Steinmetz dem Bettler einen Bauriß hin. Dieser betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit und nickte beifällig. „Der Plan ist gut,“ sagte er, „und wenn Ihr mit dem Preise, den ich Euch angeboten, zufrieden seid, so könnt Ihr sofort an die Arbeit gehen. Was Ihr an Geldvorschuß be dürfet, enthält dieser Sack. Zählt die Summe durch, sie wird richtig sein!“

Der Steinmetz öffnete den grauen Leinensack, aus dem schöne, blanke Gold gulden hervorblitzten, und verneigte sich tief. „Die Arbeit kann sogleich begin nen,“ fügte er hinzu.

„Den Platz habe ich Euch bezeichnet; dort die Höhe vor uns, welche nach der Elbe niederblickt, wird das Gebäude tragen,“ nahm der Bettler wieder das Wort. „Und dieser Baum“ – er deutete auf Miescos Eiche — „soll uns das Hauptgebälke liefern; ein Gelübde legt mir das auf. Fällt ihn und beginnt euer Werk!“

Flink eilten die Gesellen mit ihren Sägen und Äxten herbei, legten Hand an, und wenige Stunden danach stürzte Miescos Eiche ächzend zusammen und lag mit ihren breiten Ästen gefällt am Boden.

Nach einigen Monden stieg auf der bezeichneten Höhe eine freundliche Kapelle empor und blickte weit hinaus in die herrliche Umgegend. Die Bewohner der umliegenden Dörfer strömten gläubig herbei, um hier ihre Andacht zu verrichten und den erhebenden Worten des Einsiedlers, der das Gotteshaus errichtet hatte und in einer Hütte neben der Kapelle seine einsamen Tage verlebte, zu lauschen. Er nannte sich Bruder Martin[1]; doch verriet er nie seinen wahren Namen, und erst nach seinem Tode erfuhr man aus seinen Aufzeichnungen mehr über seine Herkunft.

[1] 1534 stand die St. Martinskapelle noch.

Bruder Martin war seiner Abkunft gemäß der letzte Siebeneichener, nämlich Thimo, der Sohn des unglücklichen Tugumir. Nach dem blutigen Ende seines Vaters floh er die Heimat, wurde Christ und strebte in einem langen, entsagungsreichen Leben den Fluch zu tilgen, den die Verbrechen seiner Ahnen über das Geschlecht hereingerufen hatten. Als Bettler durchzog er die entferntesten Gaue des christlichen Deutschlands, überstieg an seiner Krücke die Alpen, durchpilgerte Italien, Spanien und ruhte nicht eher, bis er einen Schatz erbettelt hatte, hin reichend, ein Gotteshaus errichten zu können. Miescos Eiche, die so lange zum Verderben des Geschlechts gegrünt hatte, wurde durch ihn zum Träger des heiligen

Gebäudes und endigte so – die Prophezeiung des sterbenden Boleslav er füllend — den Fluch, der über ihrem Dasein gewaltet. Boleslav, Miesco, Tu gumir und Stomef waren durch sie und ihre weitreichenden Äste untergegangen, durch sie war die Schmach des Geschlechts dereinst zur Schau gestellt worden; jetzt ruhte auf ihr der Bau, von dem aus der letzte des Stammes Gnade und Versöhnung für den Frevel der Väter erflehte.

B. Schlegel.

Kapitel 12

Das königliche Jagdſchloß Moritzburg.



Abbildung 12.1: Das königliche Jagdſchloß Moritzburg.

Das bekannte Jagdschloß Moritzburg ist mitten im Friedewald oder in der Moritzburger Heide gelegen, die früher auch die Burggrafenheide hieß, weil sie das Jagdrevier der Markgrafen von Meißen war. Die Heide ist zwar nicht mit der Sächsischen Schweiz zu vergleichen, es finden sich in derselben nicht der artige Perlen landschaftlicher Schönheit, dennoch gehört sie zu den Gegenden des Vaterlandes, die dem Naturfreunde so manchen Genuß gewähren; und in der That, der sinnige Wanderer, der zu Fuß die duftigen Wälder und einsamen Wiesengründe durchmißt, die freundlichen, zwischen Wald und Flur gelegenen Dörfer besucht, an den schilfumgürteten Teichen und dunkelgrünen Weihern ruht oder von den lieblichen, waldumsäumten Höhenrücken sein Auge aufwärts zu den

57

reizenden Loschwitzer Höhen oder hinab nach Meißens rebenumrankten Geländen schweifen läßt, trifft hier genug herrliche, stimmungsvolle Bilder an.

Wer an einem sonnigen Herbsttage dem inmitten eines großen, vom Waldes grün umrahmten Teiches gelegenen Schlosse Moritzburg und der nähern Umgebung desselben einen Besuch abgestattet hat, der wird gewiß das freundliche Bild lange in der Erinnerung behalten.

Moritzburg hat aber auch reiche geschichtliche Erinnerungen. Seine Glanz periode liegt Jahrhunderte zurück. Oft die Residenz der Kurfürsten und ihrer hohen Gäste, war es ehemals der Mittelpunkt großartiger Hoffeste und Jagden. Götter- und Türkenaufzüge, Gastmähler, ländliche Maskenbälle, Schäferspiele und Fackeltänze fanden unter Entfaltung großer Pracht, besonders zu Augusts des Starken Zeit, hier statt.

Wie oft erschallte damals der Wald von dem fröhlichen Hurrahussa der fürstlichen Jäger und ihres Gefolges, von dem lustigen Trara des Jagdhornes und dem lauten Gekläff der das Wild hetzenden Meute! Mit reicher Jagdbeute beladen, kehrten dann die fürstlichen Nimrode heim aus den weiten Jagdgründen, die damals zahlreiche Hirsche, Rehe, Schwarzwild und selbst den grimmen Auer ochsen beherbergten. Auf einer Waldwiese lagerten sich die Jäger nach beendeter Jagd unter Jubel um das vom Jagdherrn gespendete fürstliche Jagdfrühstück, bei welchem in hohen, seltsame Tiergestalten darstellenden Pokalen die herr lichsten Weine gereicht wurden. Zu fröhlicher Tafelrunde aber versammelte der Jagdherr seine Gäste in den prächtigen Sälen seines Schlosses. Wie glänzten da die sonst dunklen Räume in feenhafter Beleuchtung, und wie hallten sie wieder von dem Jauchzen der zahlreich erschienenen vornehmen Jagdgäste, die zu Spiel und Scherz sich vereinigten! Holde Frauen in den kostbarsten Gewändern rauschten hin und her; im Kostüm der Diana waren sie die Königinnen des Festes, ver herrlicht und gepriesen durch das Lied ritterlicher Sänger.

An dem das Schloß umflutenden Teiche mit seinen grünenden Inseln saßen in malerisch gelegenen, niedlichen Fischerhütten die vornehmen Fischer und angelten mit goldenen Ruten, oder sie schaukelten sich auf reichen, goldglitzernden Gondeln, geführt von Gondelieren, die in die Tracht venetianischer Schiffer gekleidet waren. Majestätisch glitt der Schwan, der königliche Vogel, über die klaren Fluten des Teiches, dessen Ufer belebt waren von dem Gewimmel mannigfaltigen buntgefiederter Vögel, unter denen selbst der Strauß, der Riesenvogel der Wüste, nicht fehlte.

Auf prächtigen, sonnigem Wiesenplan, hinter verschnittenen Büschen und Hecken aber führten die vornehmen Damen, als Schäferinnen gekleidet, die ge puderten Köpfe mit großen, breitkrempigen Schäferhüten bedeckt, ein idyllisches Schäfer und Hirtenleben, wie es am französischen Hofe in dem lieblichen Trianon zu Versailles zur Zeit Ludwigs XVI. Sitte war.

Jetzt ist von all jener Pracht und jenem fürstlichen Leben in Moritzburg nichts mehr zu sehen. Stille herrscht in den Sälen des Schlosses und Ruhe in den Gängen und Alleen des Gartens.

Und doch verlohnt es sich heute noch sehr, dem durch Erhabenheit der Bau art, durch prächtige Lage und großartige innere Ausschmückung berühmten Schlosse,

58

an dem edler Kunstsinn und fürstlicher Reichtum der sächsischen Fürsten in so hohem Grade sich bethätigten, einen Besuch abzustatten.

Das Gebäude liegt auf einer von dem großen und schönen Schloßteiche umgebenen, aus Granitfelsen bestehenden Insel, welche durch zwei mit hohen Kastanien besetzte Dämme mit dem festen Lande verbunden ist, und wird durch vier runde, mit Kuppeldächern versehene Türme gekrönt Es erhebt sich auf einer Terrasse, zu welcher eine große Freitreppe fährt. Das Geländer des das Schloß einschließenden großen Platzes ist mit Vasen und Bildsäulen geschmückt, welche der Bestimmung des Schlosses entsprechen.

Den Bau des Schlosses begann Kurfürst Moritz, dessen Namen es auch führt. Seine Nachfolger vollendeten denselben, vergrößerten den Schloßgarten und schmückten das Innere des Schlosses wie die Umgebung mit verschwenderischer Pracht aus.

Es enthält sieben große Säle, zweihundert Zimmer und viele kleinere Räume, dazu auch eine Kapelle. Die Zimmerwände sind mit einer gold bedruckten Ledertapete überzogen. Den Hauptschmuck der Säle bilden die mit riesigen Geweihen versehenen Hirschköpfe. So befinden sich in dem Speise- oder Bankettsaale einundsiebzig der seltensten natürlichen Hirschgeweihe auf künstlichen hölzernen Hirschköpfen, die, durch die großen Wandspiegel vervielfältigt, einen höchst anmutigen Anblick gewähren. Keins der Geweihe hat weniger als vier undzwanzig Enden, einige haben deren sogar fünfzig. Außerdem sind die Wände verschiedener Zimmer mit herrlichen Gemälden geschmückt, meist prächtigen Tier stücken und Jagdbildern. Darunter befindet sich auch ein berühmtes, auf Holz gemaltes Bild von Lukas Kranach, eine große Jagd bei Zschopau darstellend.

Von dem Altare dieses Zimmers aus genießt man eine prächtige Aussicht, indem man hier durch neun in den Wald gehauene, breite Alleen blickt. Am Ende der mittelsten erhebt sich das „Neue Schloß“ mit der Fasanerie.

Das letztere, am schönsten der Teiche, dem Großteiche, malerisch inmitten des Fasanengartens gelegen, ist von Friedrich August III. erbaut worden. Dieses kleine Schloß erhebt sich auf einer mäßigen Anhöhe, beherrscht die ganze Gegend und ist im Innern aufs prachtvollste geschmückt. Auf einer der Inseln des Groß- teichs steht ein dreistöckiger Leuchtturm, andere Inseln sind mit künstlichen Ruinen versehen, die man Dardanellen nennt.

Auf dem Großteiche schwamm ehemals auch eine mit einem Aufwand von 30000 Thalern nach dem Muster eines wirtlichen Seeschiffes erbaute Fregatte, die eine Reihe von Jahren bei den großen Festen stolz ihre Segel blähte.

Oft beherbergte Moritzburg berühmte Gäste in seinen Mauern. Am 21. Juli 1807 fuhr in prachtvollem, von sechs Rappen gezogenen Galawagen Friedrich August der Gerechte mit Kaiser Napoleon und König Hieronymus von Westfalen in Begleitung der königlichen Familie und eines glänzenden Gefolges nach Moritz burg, wo unter Entfaltung großen Pompes die Erhebung Sachsens zum König reiche gefeiert wurde. Noch einmal sah Moritzburg eine solche glänzende Ver sammlung von Königen und Fürsten. Im Frühjahr 1812 veranstaltete Friedrich August eine große Jagd, zu welcher Kaiser Napoleon, ferner Kaiser Franz von

59 Österreich und König Hieronymus von Westfalen nebst Gemahlinnen und die ganze königliche Familie erschienen waren. Bei Fackelbeleuchtung unter dem Klange der Trompeten und dem Jubel der Bevölkerung verließen am Abend die fürst lichen Gäste das Schloß und fuhren zurück nach Dresden. Seitdem ist in Moritz

burg so große Pracht nie wieder entfaltet worden; doch ist es auch heute noch ein Lieblingsaufenthalt des Hofes und namentlich unseres Königs Albert, wenn er in den nahen Wäldern dem edlen Weidwerk obliegt.

Alfred Leuschke.

Kapitel 13

Das Luftlager bei Zeithain.

Der Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen war bekanntlich ein äußerst prachtliebender Fürst, ein Freund großer Feste und luftiger Gelage. Wie er an außerordentlicher Körperkraft, an gutem Geschmacke und klarem Verständnisse des Schönen unter seinen Zeitgenossen hervorragte, so sollte auch sein Hof durch Pracht und Aufwand, Pomp und Schaugepränge unter den Höfen aller Fürsten Deutsch lands sich auszeichnen.

In folgendem soll von einem Feste erzählt werden, das an Zeitdauer, Groß- artigkeit und verschwenderischer Pracht alle ähnlichen Veranstaltungen in den Schatten stellt, das vielleicht einzig dasteht in der Geschichte unseres engeren und weiteren Vaterlandes und das Leben und Treiben am Hofe Augusts des Starken in trefflichster Weise charakterisiert. Das Fest ist bekannt unter der Bezeichnung „Luftlager bei Zeithain“.

Das fast sagenhaft gewordene Luftlager bei Zeithain nahm seinen Anfang am 31. Mai und endete am 26. Juni des Jahres 1730. Mit diesem Feste be gann für das nördliche Sachsen eine Zeit des Jubels, der Freude und der Ab wechslung, aber auch der Beschwerden und drückender Lasten.

Schon lange hatte den Kurfürsten die Idee beschäftigt, einmal ein großes Manöver im Sinne damaliger Zeit abzuhalten. Greifbarere Formen hatte sie an angenommen, als die bestehenden Zwistigkeiten und Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen durch mehrmalige Besuche ausgeglichen worden waren, und August etlichen großen Truppenrevüen in Preußen beigewohnt hatte. Dem preußischen Soldatenkönig zu Ehren, der seinen Besuch bei dem Kurfürsten angesagt hatte, wollte nun August der Starke ein Manöver veranstalten, das alles bisher Dagewesene übertreffen sollte.

Die Vorbereitungen zu dem Feste begannen schon im Jahre 1728.

Bestimmungen über Kleidung und Ausrüstung wurden gegeben, 4000 Rekruten wurden ausgehoben und neue Regimenter gebildet, so daß die Armee bei ihrem Einzuge in das Luftlager aus fast 30000 Mann bestand.

Zum Manöverplatz hatte man ein Rechteck von etwa 5 km Länge und 5 km Breite eingerichtet, das sich zwischen den Dörfern Zeithain, Glaubitz, Radewitz, Streumen, Wülknitz und Lichtensee ausdehnte. Der anstoßende Gorisch wald mußte zu einem guten Teile ausgerodet werden, wobei 500 Bauern und 250 Bergleute beschäftigt waren. Die im Bereiche des Luftlagers liegenden

60

Felder durften schon 1729 nicht wieder bestellt werden. Hohe Steinsäulen, die heuti gentages noch stehen, bezeichnen ganz genau den Aufstellungs- und Manöverplatz.

Die Armee war in Zeithain selbst und außerdem viele Stunden im Umkreise in den Dörfern einquartiert. Die zum Feste erschienenen Gäste, etwa 40 Herzöge Prinzen und Fürsten, wohnten mit ihrer Begleitung und ihrer Dienerschaft auf den Schlössern in der Umgebung. Wie groß die Dienerschaft war, läßt sich daraus ermessen, daß der Kurprinz, der in Tiefenau in einem besonders für ihn erbauten Palais wohnte, zur Unterbringung der seinigen noch die drei Dörfer Nieska, Spans berg und Nauwalde brauchte. Für diese Gäste und ihre Bediensteten hatten natürlich die Dörfer, in denen sie im Quartier lagen, den Lebensunterhalt und sonstigen Bedarf zu besorgen.

Wenden wir uns nun dem Luftlager zu.

Zwischen dem Dorfe Streumen und dem heutigen Artillerie-Schießplatze hatte man auf einem mächtigen Unterbaue einen zwei Stock hohen, hölzernen, reich vergoldeten Pavillon errichtet. Das Dach war in Grün und Gold gehalten, und von den goldenen Knöpfen wehten rot und weiße Fahnen. In der oberen Etage, die in der Mitte ihrer Längsseite einen reich mit Purpur und Gold fransen geschmückten Balkon mit mächtigem darüber gespannten Thronhimmel zeigte, hielt sich die kurfürstliche Familie während der Manöverstunden auf; die untere Etage hatte man der Küche, der Kellerei und Konditorei eingeräumt. In dem mit Brettern ausgeschlagenen Graben standen des Kurfürsten Reitpferde und auf einem freien Platze 10 Kanonen, deren Schüsse die Signale für die einzelnen Teile des Manövers bildeten. Unweit des Pavillons war ein Opernhaus erbaut. Hier wirkte die Hofkapelle und eine italienische Sängergesellschaft in Opern und Konzerten.

Auf einer Anhöhe zwischen den Dörfern Radewitz und Glaubitz erhob sich in einer Länge von 700 m und einer Breite von 400 m in Form eines Kreuzes das eigentliche Hoflager. Ein Graben und ein Wall, durch vier Eingänge unter brochen, umschlossen das Ganze. Das Innere, aus 17 prachtvollen großen und vielen kleinen Zelten bestehend, bildete eine kleine Stadt. Die Gänge waren äußerst kunstvoll in bunten Farben parkettiert und überdacht. In der Mitte liefen Galerien nach allen vier Armen des Kreuzes hin, die in vier große Zelte mündeten. Diese dienten als Salon, Speise- und Schlafzimmer und hatten bedeuten den Wert. Sie stammten aus der Kriegsbeute bei Wien 1683. Sie waren zwar nur aus Leinwand; allein auf diese waren Muster in den denkbarsten Formen und den buntesten Farben mit der größten Kunstfertigkeit in Seide und Gold genäht, gewebt und gestickt.

Das Innere der Zelte war mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. So befanden sich in jedem der beiden Speisezelte zwei Schwenkkessel aus Silber mit einem Gewicht von vier Centnern, außerdem die kostbarsten Möbel, Teppiche, Uhren, Lampen, Bilder und anderes mehr. Für den Kurfürsten hatte man außer dem Pavillon noch einen prunkvollen Palast errichtet; weiter war ein Komödienhaus bei Streumen und eine Baracke für den Hoftaschenspieler und Hofnarren des Kurfürsten, außerdem eine mächtige Holzkulisse erbaut worden. Diese Holzkulisse konnte durch Feuerbrände erleuchtet und illuminiert werden

61

und hatte eine Länge von 200 Ellen und eine Höhe von 100 Ellen. An ihr hatten 200 Zimmerleute und Holzschnitzer über ½ Jahr gearbeitet, und sechs Italiener hatten auf die 6000 Ellen Leinwand, mit denen das Gerüst bezogen war, ein Schloß gezeichnet, so täuschend, daß man von einiger Entfernung glaubte, das Schloß sei wirklich vorhanden. Zeitgenossen behaupteten, dergleichen sei noch niemals auf der ganzen Welt gesehen worden.

Zu allen diesen Baulichkeiten, die nach dem Plane des genialen Hofbau meisters Pöppelmann, des Erbauers des Dresdner Zwingers, errichtet worden waren, hatte das Holz aus dem Gorischwalde nicht ausgereicht, so daß man noch 500 starke Baumstämme aus dem Oberlande hatte herbeischaffen müssen.

Den Verkehr über die Elbe vermittelten außer der Fähre noch vier bloß zu diesem Zwecke geschlagene Brücken. Die bedeutendste war die Schiffbrücke bei Moritz; außer ihr gab es noch eine Faß-, Floß- und Klotzbrücke. Auf der Elbe lag auch die Königliche Flotte, die aus 6 Fregatten, 9 Brigatinen und 30 Schaluppen bestand und von 550 nach holländischer Mode gekleideten Matrosen bedient wurde. Das prächtigste Schiff war das Admiralschiff „Buzentaur“ ge nannt, das von einem Italiener nach dem Muster eines venezianischen Dogen schiffes erbaut und mit dem denkbarsten Pompe ausgestattet war. Die äußere Vergoldung soll allein über 9000 Thaler gekostet haben.

Das Lustlager war in erster Linie ein großes Soldatenfest, und darum war auch die außerordentlich vergrö-ßerte Armee bis auf den letzten Mann daran beteiligt. Sogar polnische und litthauische Truppen waren mit hinzugezogen worden. Obgleich aber die Armee aus einer überaus großen Anzahl von Soldaten bestand, so ent-sprach sie doch durchaus nicht einer Truppe nach unseren Begriffen. Die Musketiere waren z. B. nur prächtig herausgeputzte Riesen; eine andere Abteilung war an Kleidung und Ausrüstung den Türken nachgebildet und einst; das Janitscharen-Regiment. Bei der Uniformierung der übrigen Truppen herrschte die rote Farbe vor; dazu kamen noch die Lanzenfähnlein, Säbel troddeln, Brustschnüre, Helmbüsche, Rockfütterungen, Rockkragen und Bandeliers, um das Bild recht bunt zu machen. Außer der Reiterei hatte man eine Ab teilung von 48 Mauleseln, die mit Federn, Silberblechen, Klingeln und Troddeln geschmückt waren, bei den großen Paraden den Schluß bildeten und zum Transport des Tafelgeschirres dienten.

Am 31. Mai trafen der König von Preußen und sein Sohn Friedrich, nachmals der Große genannt, mit einem zahlreichen Gefolge ein, und mit diesem Tage nahm das „militärische Fest“ seinen Anfang. Dasselbe trug freilich nicht das Gepräge eines Manövers unserer Zeit; es bestand vielmehr nur aus Aufstellungen, Aufmärschen und Reihungen der Truppen, Bildung von allerlei Figuren unter den Klängen der Musik und dem Donner der Kanonen in allen möglichen Tempo- und Schrittarten, ähnlich den Turnreigen unserer Tage.

Während der Zeit dieser Manöver- und Festtage war für die leiblichen Bedürfnisse ausgezeichnet gesorgt. Im Hoflager selbst wurde täglich auf des Kur fürsten Kosten an zwölf großen Tafeln von 15 Ellen Länge gespeist. Die Speise geschirre waren aus Gold, Silber und Zinn. Die kurfürstliche Dienerschaft be

62

stand aus den Pagen, den Lakaien und Knechten, 16 Bockpfeifern, 24 Mohren, 108 Grenadieren und 252 Jani-tscharen. Außerdem hatte der König von Preußen 150 Offiziere zu seiner Begleitung mitgebracht, die ebenfalls an der kurfürstlichen Tafel speisten.

Zu den Großartigkeiten des Lustlagers gehört auch der fast sagenhaft ge wordene Riesenkuchen. Derselbe wurde von dem Bäckermeister Andreas Zacharias und 60 „Beckenknechten“ gebacken. Der Backofen, in dem er sechs volle Stunden buk, war besonders dazu erbaut und schon acht Tage vorher angeheizt worden. Man verwendete zu dem Kuchen 16½ Scheffel Mehl, 3600 Eier, 4 Tonnen Milch, und 1½ Tonne Hefen; die Menge des Zuckers, der Rosinen und Mandeln ist nicht mehr zu ermitteln. Seine Länge betrug 16 Ellen, die Breite 6 Ellen, die Dicke ½ Elle und das Gewicht 40 Centner. Um ihn in den Backofen hinein, und aus demselben wieder herauszubringen, waren 100 Personen erforderlich. Ein Zimmermann zerteilte ihn mit einem Messer von 3 Ellen Länge und zwar so, daß er erst ein Loch schnitt, in dasselbe hineintrat und dann von der Mitte aus ein zelne Stücke absäbelte.

Als die Stücke unter das Volk verteilt wurden, entstand ein großer Kampf, der allen Anwesenden unsäglichen Spaß bereitete.

Seinen Abschluß fand das Fest in einem prächtigen Feuerwerke am Abende des 24. Juni, das Tausende von Zuschauern zu staunender Bewunderung hinriß. Von 80 Holzgestellen stiegen Raketen in allen Farben ununterbrochen zum Himmel auf, 48 Mörser warfen Leuchtkugeln, 24 kolossale Feuerräder und eine Unzahl von Lichtern, Sternen, Fackeln und Lampions verbreiteten einen Regen von feurigem Golde und einen Glanz, der nicht enden wollte. Die schon erwähnte große Leinwandkulisse war dabei auf das prächtigste illuminiert; dazu donnerten 60 Ge schütze, dröhnten sämtliche Pauken und spielten alle Musikchöre ohne Unterbrechung.

Dem Landfeuerwerke schloß sich das Wasserfeuerwerk an, das ebenso großartig war. Einem riesengroßem feuersprühenden Walfische folgten vier feurige Delphine, auf diese kam dann die ganze Flotte, ein Schiff nach dem andern in endloser Reihe, langsam, lautlos und majestätisch, dabei herrlich geschmückt und illuminiert.

Am 25. Juni war Rasttag. Für den 26. war ein Abschiedsfest angesetzt, zu welchem der Kurfürst seine ganze Armee zur Tafel geladen hatte. Bei diesem Festessen wurden von den Soldaten unter anderem 80 Ochsen verspeist. Daß nach aufgehobener Tafel alle Holzteller von den Speisenden in die Elbe geworfen worden seien, ist, wie Nachforschungen ergeben haben, eine Unwahrheit.

Nach dieser Tafel nahmen die Offiziere Abschied von dem König von Preußen, zertrümmerten dabei unter Hurrarufen alle Weingläser, aus denen sie auf des Königs Wohl getrunken hatten, und kehrten mit den Truppen in ihre Garnisonen zurück

Am 27. Juni begaben sich der König von Preußen und der Kurfürst von Sachsen mit einem zahlreichen Gefolge an Bord der Flotte und fuhren unter den Klängen der Musik überall von den Uferbewohnern begrüßt und begleitet, über Belgern und Torgau nach Lichtenburg, um hier eine große Jagd abzuhalten. Die Bau lichkeiten des Luftlagers wurden nun abgebrochen und die Kostbarkeiten nach Dresden gebracht, wo wir sie heute noch in den großen Sammlungen bewundern können.

Einzelne Gebäude wurden aus ganz besonderer königlicher und kurfürstlicher

63

Gnade den Bauern von Radewitz, die, wie sie sagten, während des Luftlagers große Verluste und viel Schaden gehabt hatten, für den Spottpreis von 400 Thalern überlassen. Jahrzehntelang noch bauten sie aus den vergoldeten Kapitälen und Säulen, aus den geschnitzten Balken und Brettern ihre Häuser oder kochten ihre Suppe davon.

Jenes Fest wurde seinerzeit als „die Krone aller Magnifizenz und Herrlich keit des Königs von Polen Majestät“ bezeichnet, und der Dichter Jean Toncement sagt von ihm: „All Leute glaubens ganz gewiß, was man da gesehen, Das wird in der ganzen Welt an keinem Ort geschehen.“

Otto Rühle.

Kapitel 14

König Johann in der Schule.

War einſt ein Herr in Sachſenland, Schier einem jeden Kind bekannt, Der ging aus ſeiner Väter Schloß, Zu ſehen, was wohl klein und groß In ſeinen Schulen Rechtes trieb; Und weil er hatt' die Kindlein lieb, Trat oft er zu der Schülerſchar, Bot ſeinen Fürſtengruß ihr dar Und ließ ſich zeigen dann geſchwind Geſchriebenes von jedem Kind, Ließ leſen aus dem Fibelbuch, Aufſagen manchen guten Spruch Und forſchte, ob in Glaubenstreu Sein Volk auch recht erzogen ſei, Und ob ſelbſt in dem ärmſten Kind Des Wiſſens Elemente ſind.

Sagt an, wer war der Herrſcher mild, Der da erſchien im Schulgefild'? Verkündet ſei es jedermann: Das war der weiſe Fürſt Johann!

Einſt wandert er in Geiſtesruh Dem Schulhaus eines Dorfes zu. Ins Zimmer trat er grüßend ein. Die Kinder waren ganz allein. Derweil der Lehrer nicht zur Stell', Beginnt den Unterricht er ſchnell. Und während er noch fragt und lehrt, Der Lehrer iſt zurückgekehrt.

„Verzeihung, Ew. Majeſtät! Gar übel es der Gattin geht Die ſchwer erkrankt, – – doch hat die Nacht Auch große Freude mir gebracht.

64

Ein Söhnlein ward geboren mir. Ich mußt' es ſehn, war drum nicht hier." Der Fürſt reicht lächelnd ihm die Hand „Geht auf mein Schloß. Holt unverwandt Den Leibarzt Euch. Ich bleibe da!" Der Herrſcher Helferdienſt verſah Dann ſchlug er auf das Klaſſenbuch Und ſchrieb mit einem kräft'gen Zug: „Laßt dieſen Fünfzigthalerſchein Zum Tauffeſt Euch willkommen ſein!" [1] G. Freytag

[1] Die Begebenheit ſoll ſich zugetragen haben in einem Dorfe bei Jahnishauſen, in der Nähe der Stadt Rieſa. Das Schloß Jahnishauſen war ſeinerzeit im Beſitze des Königs Johann; heute iſt es Eigentum des Prinzen Max.

Kapitel 15

Dresden, die Haupt- und Reſidenzſtadt Sachſens.

„Einen Blick von ihren Höhen! Majeſtätiſch ruht im Thal Sachſens Königsſtadt, mein Dresden, leicht umglänzt vom Morgenſtrahl. Stolze Brücken, kühn geſchwungen, ſtehn im maſtenreichen Strom, Und in ſeinen klaren Fluten ſpiegelt ſich der ſchlanke Dom. Mit den vollſten Blumenkränzen ſchmückt der jugendliche Lenz Dich, Juwel des Sachſenlandes, herrlich ſchönes Elbflorenz! Und noch ſchön'rer Geiſtesfrühling giebt dir ewig neuen Ruhm, Biſt du doch der Kunſt, der hehren, hochgeweihtes Heiligtum!“

So verkündet in begeiſterten Worten der Dichter das Lob der ſächſiſchen Haupt- und Reſidenzſtadt Dresden. Und wahrlich, wir ſingen's ihm nach aus vollem, freudigem Herzen; denn Dresden nimmt nicht nur unter den deutſchen Reſidenzen, ſondern auch im Kreiſe der Städte Europas einen hervorragenden Rang ein.

Der im Mittelalter von den Sorben angelegte Ort mag jetzt etwa tauſend Jahre alt ſein; ſein Urſprung iſt, wie der der meiſten Städte, in ſagenhaftes Dunkel gehüllt. Der Name Dresden ſoll „Fähr- oder Waldort“ bedeuten; in den noch vorhandenen Urkunden tritt er zum erſten Male im 13. Jahrhundert auf.

Schon damals hatte Dresden als wichtiger Verkehrsort eine nicht geringe Bedeutung. Mit der Zeit iſt dieſelbe erheblich gewachſen, und neuerdings iſt Dresden geradezu Weltſtadt geworden. Seine Lage an beiden Ufern der Elbe, die hier einen nach Südweſten vorſpringenden Bogen bildet, ſowie inmitten eines anmutigen Thalkeſſels der von ſanft abfallenden, mit Landhäuſern, Weinbergen und freundlichen Dörfern geſchmückten Berghöhen umzogen iſt, die größtenteils regel mäßige Bauart, ſodann die durch die Prachtliebe kunſtſinniger ſächſiſcher Fürſten im Laufe der Jahrhunderte entſtandenen Paläſte und öffentlichen Bauwerke, end lich die hier vereinigten, der Wiſſenſchaft und Kunſt gewidmeten Muſeen — das alles hat dazu beigetragen, Dresden zu einer Städteperle zu machen und ihm die allgemeinſte Aufmerkſamkeit und Bewunderung zu ſichern. Ja, bis zum Auf

blühen Berlins unter Friedrich dem Großen wurde Dresden mit Recht als die ſchönſte und kunſtſinnigſte Stadt Deutſchlands, als das „Florenz an der Elbe“ geprieſen. Darum ſchrieb der ſinnige Poet Herder in der „Adraſtea“: „Blühe, deutſches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunſtwelt! Stille geſichert ſei Dresden Olympia uns!“

Beginnen wir jetzt vom Leipziger Bahnhof aus eine kurze Wanderung durch die freundliche Königsstadt, deren Glanzperiode mit der Regierung Augusts des Starken anhebt.

Zuerst bewundern wir die edle Einfachheit und die schönen Verhältnisse bei sparsamer Ornamentik am Japanischen Palais; dasselbe, in den Jahren

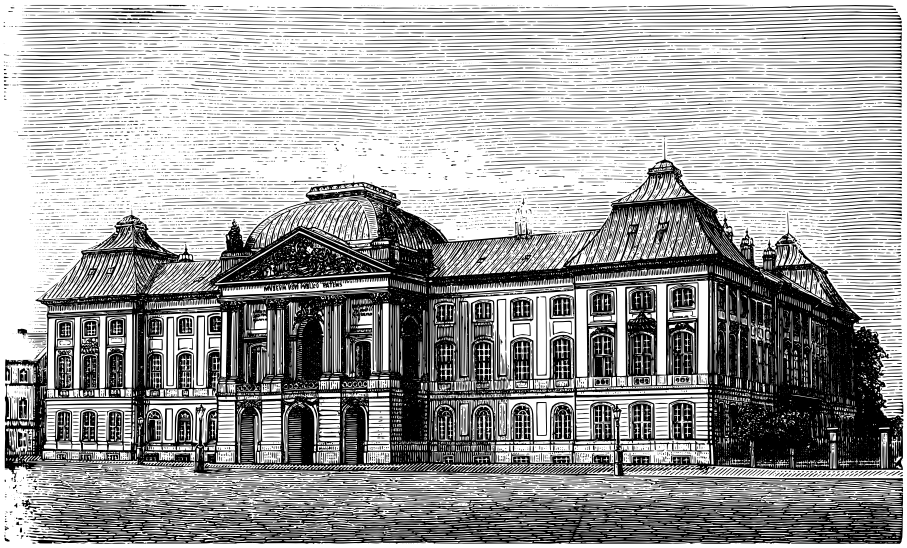

Abbildung 15.1: Das Japanische Palais.

1715–1717 vom Feldmarschall Grafen von Flemming erbaut, ist eine Schöpfung des Architekten Jean de Bodt. Es ist herrlich gegenüber der Einmündung der breiten Königsstraße an einem großen, freien Platze, dem Kaiser Wilhelms-Platze, gelegen und mit einem schönen Garten, der bis ans Ufer der Elbe reicht, geziert. Durch Ankauf in den Besitz Friedrich Augusts I. übergegangen, erhielt es 1723 und 1730 seine jetzige Gestalt. Damals waren die Gemächer mit prächtigem japanischen und chinesischen Porzellan und mit indischen Tapeten geschmückt, wo von das Palais den noch heute bestehenden Namen erhielt. 1786 wurde es nach einem Umbau zur Aufnahme verschiedener Sammlungen von Schätzen der Kunst und Wissenschaft bestimmt, von denen sich jetzt nur die Königliche Bibliothek darin befindet, ein Institut, das berühmt ist durch seinen Reichtum an Werken der deutschen und sächsischen sowie der französischen und polnischen Geschichte, wie auch der deutschen, italienischen und französischen Litteratur. Ein weiter, bequemer



Abbildung 15.2: Ein Blick auf die Auguſtusbrücke und ihre Umgebung von der Marienbrücke aus.

67

Treppenaufgang führt zu einer Reihe hoher Säle und Zimmer, die ſamt den Räumen des Erdgeſchoſſes 500000 Bände gedruckter Bücher, 6000 wert volle Handſchriften und 20000 Landkarten zu jedermanns unentgeltlicher Be nutzung enthalten.

Nunmehr lenken wir unſere Schritte nach dem etwas plumpen Reiter ſtandbilde Auguſts des Starken, das vor dem Blockhauſe in der Neuſtadt, am Eingange der Hauptallee, den „Dresdner Linden“, errichtet worden iſt. Dieſes Denkmal, von dem Kupferſchmied und Hauptmann Ludwig Wiedemann im Auftrage Friedrich Auguſts II. gefertigt, iſt in Kupfer getrieben und ſchwer vergoldet und ſtellt den Herrſcher in römiſcher Tracht dar mit überraſchend treffender Ähnlichkeit der Geſichtszüge.

Hierauf betreten wir die Alte Brücke oder Auguſtusbrücke, welche die beiden Stadtteile Neu- und Altſtadt miteinander verbindet und als Hauptpuls ader für den öffentlichen Verkehr während des Tages ein ſehr belebtes Bild bietet. In Holz erbaut um 1070, in Stein und Holz von 1119 an, ganz in Stein 1143, iſt ſie durch Pöppelmann in den Jahren 1727–1731 ſo herge ſtellt, wie ſie heute noch daſteht. Sie ruht auf 17 Pfeilern mit 16 Bogen und iſt 402 Meter lang und 11 Meter breit. Seit 1670 trug der fünfte Pfeiler ein reich vergoldetes Kruzifix, das bei der Waſſerflut am 30. und 31. März 1845 in den Strom hinabſtürzte und nicht wieder aufgefunden worden iſt.

Ein Blick von der Auguſtusbrücke wird jedem unvergeßlich bleiben. Der lieblich geſchwungene Bogen des Elbſtromes mit ſeinen zahlreichen Schiffen; die beiden anderen Brücken, die Marien- und Albertbrücke, zu denen ſich bald noch die faſt vollendete vierte, die Carolabrücke, geſellen wird; die eigenartigen Bauten und villengeſchmückten Gärten und Höhen elbaufwärts über Loſchwitz hinaus und auf der entgegengeſetzten Seite bis zu den violettſchimmernden, ſteilen Reben hügeln der Lößnitz und der Meißner Berge hinab — das giebt ein Rundbild von unvergleichlicher Schönheit, ein Bild, wie es in gleicher Harmonie nicht leicht an irgend einem anderen Orte der Welt gefunden wird.

Das Auge des Fremden haftet nun hauptſächlich an dem Punkte in der Alt ſtadt unweit der Elbe, wo nahe bei einander die katholiſche Hofkirche, das König liche Schloß, das Hoftheater und der Zwinger ſtehen und die Brühlſche Terraſſe eine der ſchönſten Ausſichten gewährt.

Einen gewaltigen Eindruck macht die im Barockſtile ausgeführte katholiſche Hofkirche, die größte Kirche Sachſens, die unter den Prachtgebäuden Dresdens jederzeit eine der erſten Stellen einnehmen und als eines der intereſſanteſten Bauwerke geſchätzt werden wird. Von der Auguſtusbrücke geſehen, bringt ſie eine prächtige, ſtrahlende Wirkung hervor durch ihren luftigen und eleganten Aufbau und durch die vollendete Harmonie aller Verhältniſſe; überall zeigt ſich die richtige Verteilung, das Maßvolle und die am rechten Orte angewandte Steigerung und Häufung der Formen. Vollendet wird die reizende, maleriſche Geſamtwirkung aber erſt durch die geſchickte Ausführung und Verwendung der 78 Figuren von Heiligen, welche die Brüſtungen der doppelten Galerie des Kupferdaches und ver ſchiedene Niſchen ſchmücken, und welche, ausgezeichnet durch die edle Haltung in

den verſchiedenſten Stellungen, von den Sachverſtändigen als perſpektiviſche Kunſt werke und optiſche Kunſtſtücke bewundert werden. Für jede dieſer größeren Figuren wurden dem Bildhauer Mattielli 900, für jede der kleineren aber 500 Thaler



Abbildung 15.3: Die katholische Hofkirche zu Dresden.

bezahlt, während der Zeichner derselben, Torelli, 8 Dukaten für jeden Entwurf erhielt. Mit der Planung des ganzen Baues und seiner Ausführung wurde vom prachtliebenden König August III. der Architekt Gaetano Chiaveri, ein Italiener, betraut, der verpflichtet war, sich „nach seinem besten Wissen und Verstande der Direktion des Baues zu unterziehen und zwar nach dem vom König genehmigten

69

Modelle“. Auf dem gewaltigen Platze zwischen Schloß und Elbe entstanden nun zunächst die verschieden-

artigsten Gebäude für die Zwecke des Baues, eine Stein metz- und Kalihütte, eine Tischler-, Schlosser- und Schmiedewerkstatt, sowie Ställe, eine Bauschreiberei und ein Steinplatz — Anlagen, welche man als „Italienisches Dörfchen“ bezeichnete. Dieser Name hat sich bis auf die neueste Zeit für das an diesem Platze und an der Elbe gelegene bekannte und volkstümliche Restaurant „Helbigs“ erhalten.

Am 28. Juli 1739 erfolgte ohne besondere Festlichkeit die Grundsteinlegung, am 29. Juni 1754 die Einweihung der Kirche, deren Baukosten und innere Ausstattung die ungeheure Summe von 1041095¼ Thaler 21 Gr. 3 Pf. betragen haben. Die berühmte Orgel Gottfried Silbermanns, der im Inneren seines Riesen instruments infolge eines Schlaganfalles während des Probierens der Orgelpfeifen am 4. August 1753 gestorben sein soll, kostete 20000 Thaler. Das silberne Kruzifix und die sechs großen Leuchter des aus Mayener Marmor gearbeiteten und durch ein 10 Meter hohes und 5 Meter breites Gemälde von Mengs gezierten Hoch altars ließ der König in Augsburg von Ignaz Bauer 1752 fertigen. Diese Gegenstände, 2 Meter hoch, erforderten die Summe von 84000 Thaler; das silberne Postament des Kruzifixes wiegt allein 294 Pfund.

In unmittelbarer Nähe der katholischen Hofkirche liegt das Residenzschloß mit seinen romantischen, altertümlichen Turmhöfen. Herzog Georg der Bärtige wandte, nachdem er zunächst für die Sicherheit der Stadt, für Befestigungen, starke Ausenwerke u. s. w. gesorgt hatte, seine besondere Aufmerksamkeit und seine Bauluft diesem Schlosse seiner Ahnen zu, das sich dann unter seinen einsichtigen, mächtigen und reichen Nachfolgern immer mehr erweiterte und nach und nach die Gestalt annahm, die es im allgemeinen heute noch hat. In seinem Äußeren vereinigt es, da es zu verschiedenen Zeiten erbaut worden ist, die Baustile mehrerer Jahrhunderte. Neuer dings erhält es durch einen Umbau, der bereits zur Hälfte vollendet ist, ein ein heitlicheres und im Gegensatze zu dem bisherigen nüchternen Äußeren wahrhaft prächtiges Gewand. Der eine Schloßhof, der hell und weit und schmuckvoll aus gestattet ist, bildete oft den Schauplatz ritterlicher Spiele.

Reichen Glanz entfaltet das Schloß in seinem Inneren. Als hervorragend sind zu nennen der Bankettsaal mit Deckengemälden, welche die Gerechtigkeit, Weisheit, Tapferkeit und Mäßigkeit, sowie des Lebens Lust und Leid von der Wiege bis zum Grabe darstellen, der Ballsaal mit den Sinnbildern der schönen Künste: der Poesie, des Tanzes, der Musik und des Schauspiels, der Konzertsaal mit reicher Vergoldung und der Eckparadesaal mit dem Königsthrone um den herum in den Wandfelderm mit Fresken von Bendemann verziert, die Gestalten der vor züglichsten Gesetzgeber und Regenten dargestellt sind. Dem Throne gegenüber zeigen vier große Gemälde aus dem Leben Heinrichs I. die vier Stände, den Bauern-, Bürger-, Ritter- und den geistlichen Stand, mit dem Wahlspruche: „Stark durch Eintracht.“

Die Wohnzimmer des Königs liegen im ersten Stock über dem Georgenthor, die der Königin im zweiten.

Im Erdgeschosse des westlichen Schloßflügels ist die königliche Schatzkammer untergebracht, das Grüne Gewölbe, das in acht Sälen weltberühmte Kostbar

keiten von kunstgewerblichem und kulturhistorischem Interesse enthält: wertvolle Ringe und Armspangen, leuchtende Diamanten und Rubinen, den größten Onyx der Welt mit weißem Rande, Halsbänder aus Edelsteinen und Perlen, goldene Gefäße und seltene Uhren, feine Kunstarbeiten früherer Jahrhunderte und mancherlei Kuriositäten. Waffen der verschiedensten Zeitalter aus Italien und der Türkei. Figuren aus Bronze und Elfenbein, der Kristallbecher Luthers und der Brillant schmuck der Königin: Tausende von Prachtstücken leuchten hier dem Auge des Be schauers entgegen. Fürwahr, das Grüne Gewölbe steht in Europa einzig in seiner Art da; es hat einen wirklichen Wert von über 40 Millionen, während sein Kunstwert sich gar nicht abschätzen läßt. Der Name „Grünes Gewölbe“, der

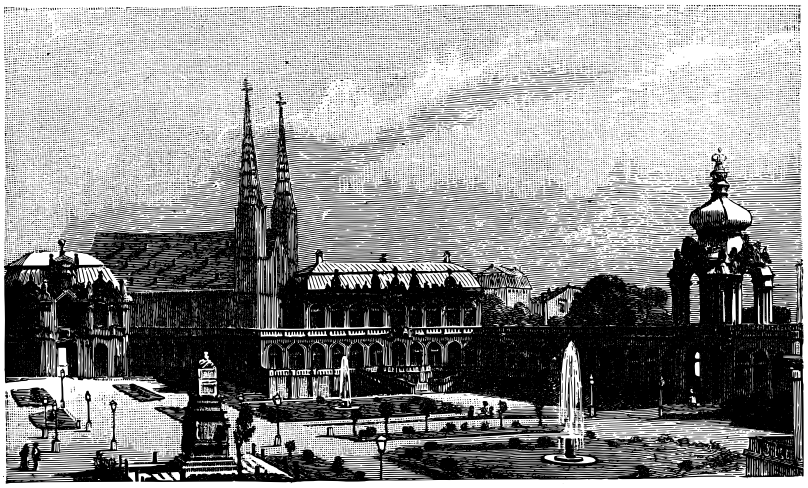

Abbildung 15.4: Teilansicht vom Zwinger zu Dresden.

bereits im 17. Jahrhundert vorkommt, wird bald von den Gartenanlagen her geleitet, welche sich einst vor den Fenstern der Sammlung befanden, bald, was noch glaubhafter ist, von der früheren grünen Färbung der Wände.

Einen andern höchst wertvollen Schatz besitzt Dresden in der Gemälde galerie, untergebracht in dem 1854 vollendeten Museum, durch dessen Bau Semper in genialem Wurfe den Renaissancestil der Neuzeit begründete. Zu gleich schuf Sempers Meisterhand damit einen echt künstlerischen Abschluß des Zwingers, des phantastischsten, im Barockstil gehaltenen Bauwerkes Augusts des Starken. Bekanntlich war der Zwinger, der 1711 vollendet ward, nur als Vorhof eines freilich nicht zur Ausführung gekommenen Prachtschlosses gedacht, welches seine gewaltige Front mit den Terrassen gegen die Elbe kehren sollte. Der Zwinger bildet ein 250 Meter langes und 100 Meter breites Viereck, dessen weiten Raum eine lange Galerie mit 6 Pavillons und 3 Portalen umschließt, und in dessen Mitte seit 1843 das Denkmal Friedrich Augusts des Gerechten, ein Werk Riet schels, aufgestellt ist.

71

Verschiedene Sammlungen, wie der mathematisch-physikalische Salon, das Naturalienkabinett, das geologische Museum u. a. sind in den Zwingerbauten untergebracht. In der Gemäldegalerie, in der sich die herrlichsten Ölgemälde fremder und deutscher Meister, namentlich älterer Schulen, befinden, bewundern wir vor allem Rafaels Sixtinische Madonna, die für 20000 Dukaten an gekauft wurden ist. Die Mutter Gottes schwebt mit dem Kinde auf dem Arme aus den Wolken, die sich zu lauter Engelsköpfen gestatten, hernieder, um den

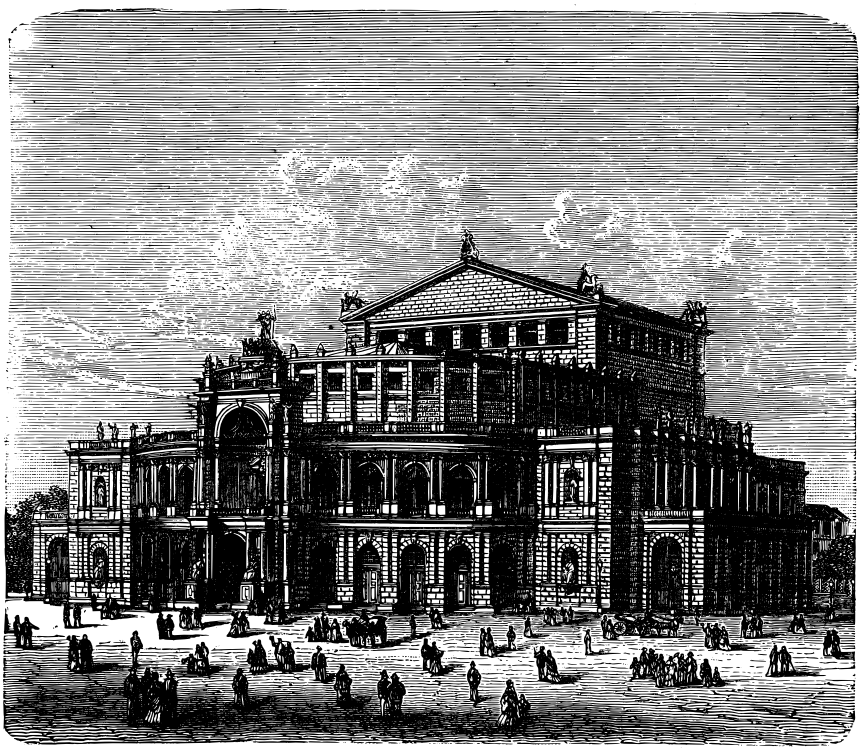

Abbildung 15.5: Das Hoftheater zu Dresden.

heiligen Sixtus und die Barbara zu segnen. Als Seitenstück zur Madonna von Rafael besitzt die Galerie die ebenfalls viel bewunderte Madonna von Holbein. Von den übrigen älteren Meisterwerken seien nur noch hervorgehoben die „Heilige Nacht“ von Correggio und Tizians „Zinsgroschen“. In den letzten Jahrzehnten sind auch neuere Werke angekauft wurden, besonders solche von Dresdner Künstlern, und es hat die Galerie auf diese Weise eine sehr schätzenswerte Bereicherung er fahren. Ein anderer Sitz der Kunst ist das neue, von Semper erbaute Hoftheater, eins der schönsten Theater der Welt eröffnet am 2. Februar 1878, in dem nicht nur die besten Werke unserer deutschen Dichter von berühmten Künstlern darge

72

stellt werden, sondern das auch eine hervorragende Pflegstätte klassischer Musik und des neuen deutschen Opernstiles ist.

Und nun wenden wir uns der Brühlschen Terrasse zu. Sie ist eine der größten Zierden und einer der herrlichsten Erholungsorte Dresdens. Schwer lich wird man in der Mitte einer anderen Stadt einen gleich bequemen, schattigen hoch über dem Ufer eines Stromes sich hinziehenden, die buntesten Bilder darbieten den Spazierweg wiederfinden. Auf den 41 Stufen einer schönen, 13 Meter breiten Freitreppe steigt man zu dem Brühlschen

Garten empor. Die Künstlerhand Schillings hat diese Treppe geschmückt mit vier trefflich ausgeführten Sandstein gruppen, jede in drei stummen, überlebensgroßen Figuren eine Tageszeit darstellend.



Abbildung 15.6: Die Brühlsche Terrasse zu Dresden.

Teils auf der Terrasse selbst, teils als Rahmung derselben, sind in jüngster Zeit als neuer Schmuck erstanden das Albertinum, die Kunstakademie und das Kunstausstellungsgebäude, entworfen und erbaut vom Baurat Lipsius. In ersterem haben die Werke der Skulptur alter und neuer Zeit in einzig schöner Weise Aufstellung gefunden. Zwischen und neben den Neubauten erblickt man in schlichter, aber dennoch vorzüglicher Ausführung die Denkmäler der Meister Rietschel und Semper. Wundervoll nimmt sich das auf einem Vorsprunge der Terrasse erbaute weltbekannte Belvedere aus, der Sammelpunkt für „alle Welt aus aller Welt“, besonders wenn es bei Nacht im Glanze einer feenhaften Be leuchtung weit in das Elbthal hinausstrahlt.

Unter den evangelischen Kirchen ist am hervorragendsten die Frauenkirche, ein Bauwerk, das auch eine sehr merkwürdige Baugeschichte hat. Ihr Schöpfer war Georg Bähr, ein schlichtes sächsisches Dorfkind, im Jahre 1666 zu Fürsten

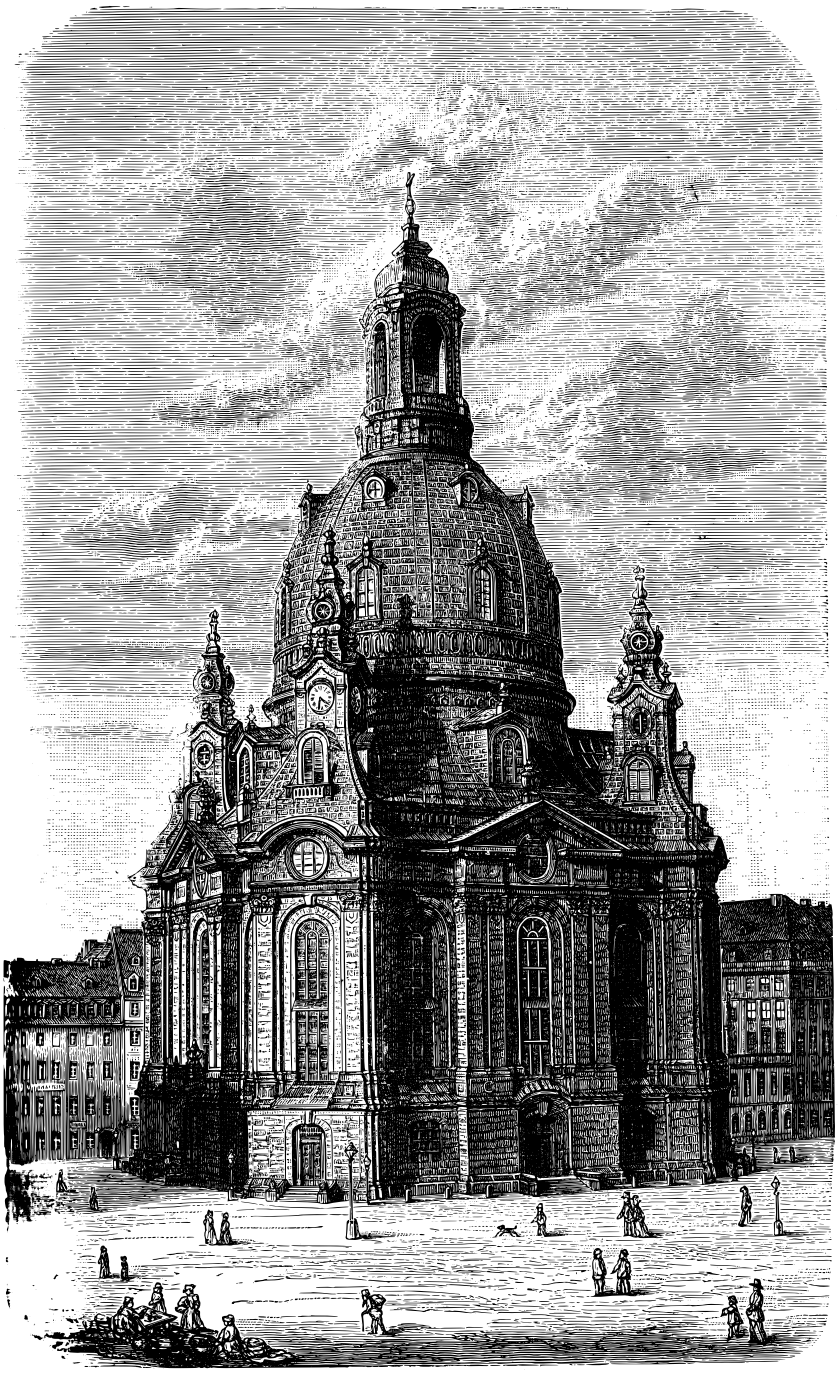

Abbildung 15.7: Die Frauenkirche zu Dresden.

74

walde, einem Kitchdorfe an der sächsisch-böhmischen Grenze bei Lauenstein im Erz gebirge, geboren. Die Grenzen seines Vaterlandes hatte Bähr nie überschritten, so daß er durchaus keine Anregung durch den Anblick bedeutender Bauten empfangen hatte. Nach Dresden gekommen, schöpfte er als des „Rathes Zimmer meister“ den genialen Baugedanken der Frauenkirche, der ihn neben Michel Angelo und Christopher Wren stellt, ganz aus sich selbst heraus. Mit zäher Energie führte der bescheidene Meister trotz aller Angriffe neidischer Kunstgenossen seinen Plan aus. im Jahre 1736 schloß er als ein Greis von 70 Jahren die gewaltige Kuppel, an deren Haltbarkeit man zweifelte, so daß der Rat wiederholt Gutachten und spezielle Risse für die Laterne forderte. Als der hochbetagte Meister durch einen Sturz vom Baugerüste sein Leben einbüßte (26. März 1738), bildete sich die Sage, er habe freiwillig den Tod gesucht, um die Kämpfe seines Lebens damit zu enden. Sein heftigster Gegner war Chiaveri, der Erbauer der katholischen Hofkirche. Wenn dessen Werk in den sinnlich anmutigen Formen den römischen Kultus vortrefflich zur Geltung bringt, so wirkt die Frauenkirche als protestantisches Gotteshaus durch die Einfalt des Gedankens und der angewandten Mittel. Ihr Ruhm ist ihre Wahrhaftigkeit, und bezeichnend sagte schon der geistliche Redner 1760 in der ersten Predigt nach dem schrecklichen, 500 Häuser zerstörenden Bom bardement der Stadt und der Kitche von ihm „Sie ist von Grund auf bis oben hinaus gleichsam nur ein einziger Stein“ Ebenbürtig reiht sich die Kuppel der Frauenkirche ihrer großen Schwester in Rom, nach deren Muster sie gebaut ist, sowie denen in Petersburg und London an.

Wenden wie uns zur Fortsetzung unseres Rundganges wieder zurück nach dem Schloßplatze! Wir durchschreiten das Georgenthor, und kommen durch die überaus belebte Schloßstraßen deren glänzende Kaufläden eine geschäftige und schaulustige Menge heranlocken, und deren Menschengewühl uns ohne weiteres die Großstadt anzeigt, auf den Altmarkt. In der Mitte desselben erhebt sich als Siegesdenkmal die „Germania“, Robert Henzes vielbewundertes Kunstwerk. Auf hohem Sockel von rotem schwedischen Granit thront die Germania, aus einem Blocke carrarischen Marmors herausgemeißelt. Siegesstolz stützt sie die Linke auf den Reichsschild mit dem deutschen Adler; ihre Rechte aber hält die mit Lorbeer geschmückte Reichsfahne. Auf einem aus Wiesaer Grünstein bestehenden Unterbaue mit Stufen von Bischofswerdaer Granit errichtet, versinnbildlichen vier weibliche Figuren die deutsche Heeresmacht, die Kriegswissenschaft, den Frieden und die barmherzige Liebe. Zwischen diesen allegorischen Figuren aber lesen wir am Postamente die Namen der in dem großen Kriege von 1870—71 ruhmvoll gefallenen Söhne der Stadt.

Unweit der Südostecke des Altmarktes liegt die 1792 vollendete neue Kreuz kirche, deren gewaltiger Turm dem Dresdener zum Wahrzeichen der Stadt ge worden ist. Die im Jahre 1760 beim Bombardement der Stadt eingeschossene alte Kreuzkirche war insofern denkwürdig, als in derselben 1539 der erste luthe rische Gottesdienst in Dresden abgehalten wurde.

Wollten wir bei unserm Rundgange die verschiedensten Baustile studieren, wir fänden dazu die günstigste Gelegenheit. Bisher haben wir namentlich Bau

75

werke in Barock und Renaissance kennen ge lernt; auf unserm weiteren Gange tritt uns nun auch die Gotik entgegen.



Abbildung 15.8: Die Johanniskirche zu Dresden.

Die am Georg platze gelegene Kreuz schule ist ein echt gotischer Bau; ein Meisterwerk der Früh gotik aber ist die zur Pirnaischen Vorstadt gehörige Johannes kirche, eins der neue ren kirchlichen Bau werke, das im letzten Jahrzehnte mannig fache Nachahmungen gefunden hat, aber noch niemals in sei ner Schönheit erreicht worden ist. Ein Sei tenstück dazu aus frü- herer Zeit ist die evan gelische Hof- oder Sophienkirche, ur sprünglich ein altes Kirchengebäude, das man durch Umbau nur mit einem gotischen Äußeren versehen hat.

Unter den ver schiedenen Kirchen der Fremdenkolonien ver dient unsere besondere Beobachtung die russi sche Kirche, ganz im russisch-byzantinischen Stile hergestellt. Sie ist ein verhältnismäßig niedriger Bau, der zwischen den Pracht villen des Fremden viertels der Südvor



Abbildung 15.9: Die russische Kirche zu Dresden.

76

stadt fast verschwindet, aber dennoch mit seinen vielen Kuppeln auf die um liegenden Gebäude stolz wie eine Königin ausblickt.

Neben den Bauten und Kunstschätzen wird das Auge weiter erfreut durch geschmackvoll hergestellte und wohlgepflegte gärtnerische Anlagen.

Aus Dresdens bester Zeit stammen die großartigen Anlagen des Großen Gartens, eines Parkes außerhalb der Stadt von 140 Hektar Fläche mit einem Palais im italienischen Villen-Renaissancestil. Der Große Garten diente früher gleich dem Jagdschlosse zu Moritzburg dem Hofe zur Abhaltung glänzender



Abbildung 15.10: Das Palais im Großen Garten zu Dresden.

Sommerfeste; jetzt zieht, wie der Berliner in den Tiergarten, der Wiener in den Prater, der Pariser in das Boulogner Gehölz, der Dresdner Spaziergänger hin aus in den Großen Garten und erfreut sich an den alten, mächtigen Eichen und Linden desselben, an dem Konzert der muntern heimischen Singvögel, an den klaren, fischreichen Teichen und Seen und an den wohlgepflegten Baum- und Pflanzengruppen auf den Zierplätzen. Die zahlreichen Fußwege und Fahrstraßen, die in den verschiedensten Richtungen den Garten durchschneiden, sind jederzeit, namentlich aber an schönen Sonntagsnachmittagen, bevölkert mit Scharen der Erholung bedürftiger Menschen aus allen Ständen.

Sollte eine Stadt, die so ausgezeichnet ist durch Natur und Kunst, sowie auch durch ihre Bildungsstätten für die Jugend, und deren Bewohner außerdem in dem Rufe stehen, daß sie gegen Fremde ganz besonders freundlich und zuvor

kommend sind, nicht eine mächtige Anziehungskraft ausüben auf die reiselustige, Belehrung oder Vergnügung suchende Menschheit? In der That, es ist so: Dresden ist die bevorzugteste Stadt der Fremden im deut schen Reiche. Namentlich die Ausländer sind stark vertreten. Engländer, Amerikaner und Russen bilden hier förmliche Kolonien, geben ganzen Stadtteilen den Namen und haben meist ihre eigenen Kirchen. Aber auch die Bewohner des Sachsenlandes kehren gern in Dresdens Mauern ein.

Sie alle erfahren die Wahrheit des Dichterwortes:

„Vertraulich schmiegt in breiter Thaleswiege Die Stadt dem stolzen Strom sich an die Brust, Umkränzt vom

Duft der blauen Höhenzüge, Still atmend, ihrer Schönheit unbewußt, Und hehre Bauten, Riesensteingefüge, Sie heben sich verklärend aus dem Duft Zum lichten Reich der Schönheitsideale, Der Künste ewig heitrem Freudensaale.“

Hermann Enkel.

Kapitel 16

Dresden vor 400 Jahren.

Dresden bestand gegen Ende des 15. Jahrhunderts aus zwei Städten, Alten dresden, dem jetzigen Neustadt-Dresden, welches am frühesten von beiden ge gründet worden war, und Neudresden, der jetzigen Altstadt. Beide Städte hatten einen eigenen Stadtrat und eine eigene Stadtverwaltung, einen eigenen Markt u. s. w. und wurden erst 50 Jahre später zu einer einzigen Stadt vereinigt.

Von Altendresden, der jetzigen Neustadt, wissen wir aus jener Zeit nur wenig. Es war ein offener Ort an der Elbe, nicht mit Mauern umgeben, weshalb es auch im 15. Jahrhundert viel durch Feinde, besonders die Hussiten, zu leiden gehabt hat, die es angezündet und ausgeplündert haben.

Altendresden war sehr unregelmäßig gebaut; eigentliche Straßen gab es nicht; Scheunen, Gärten und Häuser standen in bunter Mischung untereinander. Erst zwei Jahrhunderte später wurde es von August dem Starken völlig umgestaltet.

Bis nahe an die Stadt ging die Dresdner Heide. Diese muß damals eine schreckliche Wildnis gewesen sein; denn es wird uns erzählt, daß im Jahre 1407 in ihr zwei Schüler von Wölfen gefressen wurden, und daß noch im 16. Jahr hundert in derselben zahlreiche Raubtiere hausten. In der Heide wurde viel Bienenzucht getrieben, so besonders von den Bewohnern von Klotzsche. Erst Kurfürst Moritz, welcher Altendresden mit Mauern umgeben wollte, ließ einen Teil der Heide niederschlagen.

Weit mehr als von Altendresden läßt sich von Neudresden, der jetzigen Altstadt, sagen. Neudresden war zwar von Altendresden aus gegründet worden, hatte aber das letztere sehr bald überflügelt und war die bei weitem wichtigere der beiden Städte. Besonders seitdem es im 15. Jahrhundert die Herzöge von

Sachsen zur dauernden Residenz gemacht hatten, war es in stetem Aufblühen begriffen.

Neudresden — wir wollen es kurz Dresden nennen — glich in seiner Gestalt noch sehr einem kleinen Landstädtchen. Es hatte etwa 4—5000 Einwohner, welche im Jahre 1490 in 472 städtischen und 249 Vorstadthäusern wohnten.

Neudresden war beſſer als Altendresden vor Feinden geſchützt; denn es war nicht wie dieſes ein offener Ort, ſondern wie die meiſten Städte in damaliger Zeit mit einer feſten Mauer umgeben. Rings um die innere Stadt lief eine Steinmauer, mehrere Meter hoch und ſo breit, daß man bequem auf ihr gehen konnte. Zur Deckung der Verteidiger auf den Mauern dienten in die Mauer krone eingeſchnittene Ziegel oder Zinnen, von welchen man einen weiten Fernblick in die Umgegend hatte. Als wichtigſte Verſtärkung der Mauer ragten ſtattliche Mauertürme empor, welche einer größern Zahl von Verteidigern Raum boten. Außerhalb der Mauer befand ſich ein breiter und tiefer Graben, welcher von der Elbe reichlich mit Waſſer geſpeiſt wurde und gleichfalls ein Hindernis für die Feinde bildete. Die Stadtmauer war an gewiſſen Stellen des Verkehrs halber unterbrochen. Wollte man aus der innern Stadt nach den Vorſtädten hinausgehen, ſo mußte man ſeinen Weg durch ein Mauerthor nehmen. Ein ſolches Thor zeichnete ſich durch große Feſtigkeit aus; die Thorflügel waren aus ſtarken Eichenbohlen gezimmert und mit dauerhaften Eiſenbeſchlägen, Schlöſſern und Ketten verſehen. Es wurde von gewaltigen Thortürmen überragt. Vom Thore aus führte über den Graben eine mächtige Fallbrücke, welche, wenn Feinde nahten, vom Thorwächter emporgezogen wurde. Solcher Thore beſaß Dresden vor 400 Jahren ſechs. (Einzelne Thore haben ſich, wenn auch in etwas ver änderter Form, noch bis in die neuere Zeit erhalten, wie die nachſtehende Abbil dung zeigt.) Das eine Thor mit einem feſten Turme befand ſich am Ende der Wilsdruffer Straße, wo der jetzige Poſtplatz ſeinen Anfang nimmt, und hieß das Wilsdruffer Thor. Den Eingang der Elbbrücke ſchützte das Elbthor mit großem viereckigen Turme. Von dieſem aus führte der Wall zu dem Frauenthore, welches ſich auf dem jetzigen Neumarkte befand, ſodann zu der Kreuzpforte am Ende der Kreuzſtraße und von da quer bis zum Seethore an dem Ende der Seeſtraße und wieder zurück zum Wilsdruffer Thore. Die Namen „Wallſtraße“ und „An der Mauer“ erinnern noch heutigestags an die Zeit, in welcher Dresden mit Feſtungsmauern umgeben war.

Zur Verteidigung der Stadt waren die Bürger derſelben verpflichtet, welche darum auch den Wachtdienſt an den Thoren und auf den Mauern zu beſorgen hatten. Der Waffendienſt gehörte zu den wichtigſten Bürgerpflichten. So mußte der Bürger neben dem Werkzeug, das ihn nährte, zugleich die Waffe führen. Neben großen, ſchweren Feuergewehren gebrauchte man auch noch vielfach die Armbruſt. Wollte der Bürger nun dieſe Waffen geſchickt handhaben, ſo mußte er ſich fleißig üben. Zu dieſem Zwecke entſtanden die Schützengeſellſchaften oder Schützengilden und zwar die Armbruſt- und Büchſenſchützen. Die letztern ſchoſſen nach der Scheibe; ihre Schießübungen hielten ſie in der Nähe des Oſtrageheges auf der ſogenannten Viehweide ab, einem freien Platze, auf welchem die Fleiſcher

zugleich ihr Schlachtvieh weideten. Auf dieſem Schützenplatze ſtand auch ihr Schießhaus. Ihre Schießfeſte waren ſchon damals heitere Volksfeſte, welche durch allerhand Beluſtigungen die geſamten Bewohner der Stadt zu feſſeln wußten.

Alles, was innerhalb der Stadtmauer lag, war die eigentliche innere Stadt. Außerhalb des Walles und Grabens lagen die Vorſtädte und Vordörfer Dresdens. Vieles, was jetzt zur eigentlichen Stadt gehört, war damals Vor ſtadt. Die wichtigſte der Vorſtädte lag vor dem Frauenthore; zu ihr gehörte auch die Frauenkirche, welche von einem Friedhofe umgeben war.



Abbildung 16.1: Das Pirnaische Thor zu Dresden vor der Demolierung 1813.

Wenn man auf der entgegengesetzten Seite der Stadt durch das Wilsdruffer Thor nach Südwesten ging, so kam man nach einiger Zeit an zwei Dörfer, die ein weites Stück draußen vor den Mauern lagen; es waren Poppitz und Fischers dorf, welche den Raum der jetzigen Wilsdruffer Vorstadt bedeckten. An das eine derselben erinnert noch jetzt der Poppitzplatz. Erst gegen Mitte des 16. Jahr hunderts wurden die beiden Dörfer mit Dresden vereinigt, und nun entwickelten sie sich zu einer wirklichen Vorstadt.

Wo jetzt die Friedrichstadt liegt, die auch längere Zeit den Namen Neustadt Ostra führte, da lag das Dorf Ostra. Hier wohnten in zerstreuten Gärten viele Bauern und Häusler, auch befand sich hier ein großes Rittergut. Später hat Vater August das gesamte Ackerland aufgekauft und zu dem Kammergut Ostra vereinigt.

80

In den Vorstädten und Vordörfern, besonders im Südwesten der Stadt, war ein reicher Pflanzenwuchs in schönen, wohlangebauten Obst- und Lustgärten zu finden, so daß die Stadt fast wie mit einem Gebüsch eingeschlossen erschien, aus welchem der Gesang der Nachtigallen und anderer lieblicher Singvögel erschallte.

Die weitere Umgebung Dresdens bildeten Feld und Wald; im Süden und Südwesten aber lagen mehrere Seen, weit größer und tiefer als der jetzige Carolasee im Großen Garten. Der wichtigste von diesen Seen war der Obersee vor dem Wilsdruffer Thore. Die Straße „Am See“ und die „Oberseergasse“ wurden später dort erbaut, wo der See rauschte, und haben von ihm ihre Namen. Dieser Obersee, welcher bis zum vorigen Jahrhundert vorhanden war, wurde durch Felder von einem zweiten See, dem Untersee, getrennt. Letzterer

dehnte sich hinter dem Seethore aus und erfüllte das ganze niedrige Land im Süden der Stadt, welches jetzt ein großer Teil der Seevorstadt bedeckt. Vom Georgplatze an dehnte sich von Norden nach Süden vor der jetzigen Kreuzschule zur Bürger wiese hin ein dritter See, der Jüden- oder Judenteich, aus, welcher erst 1848 zugeschüttet wurde. Alle die genannten Seen waren sehr fischreich.

Wollte man von Altstadt nach Neustadt gehen, so konnte man nur über eine einzige steinerne Brücke dahin gelangen, welche an der Stelle der jetzigen Augustus brücke lag. Diese Brücke reichte bis dicht an das Georgenthor und an das Schloß heran, welches mit ihr durch eine Zugbrücke in Verbindung stand. Sie hatte 24 Pfeiler und 23 Bogen und war aus schönen Quadersteinen aufgeführt, die durch eiserne Klammern miteinander verbunden waren. Statt des jetzigen eisernen Geländers trug sie nur steinerne Zinnen. An einem ihrer Pfeiler war ein merk würdiges Bild zu sehen, das sogenannte Brückenmännchen; es hatte die Gestalt eines kleinen, gebückt sitzenden Männchens mit untergestemmten Armen, zusammen geschlossenen Füßen und tief in die Augen gezogenem Mützchen und soll der Sage nach den Baumeister der Brücke dargestellt haben. Als im Jahre 1813 die Franzosen zwei Pfeiler der Brücke sprengten, verschwand das Brückenmännchen, wurde aber durch ein anderes ersetzt. Auf einem starken Pfeiler der Brücke, nicht weit vom Brückenthore, stand eine Kapelle zum heiligen Leichnam, in welcher von einem Kaplan Gottesdienst gehalten wurde.

Kaufleute, Bauern u. s. w., welche mit beladenen Wagen über die Brücke fuhren, mußten einen Zoll, den Brückenzoll entrichten, welcher zur Ausbesserung der Brücke diente. Der Ausbau, sowie die Besserung der Brücke lag dem Brücken amte ob, dessen Vorstand, der Brückenmeister, vom Stadtrat gewählt wurde.

Auf der Elbe selbst wurde schon damals viel Handel getrieben.

Aus Böhmen führte man besonders Sandstein, Getreide, Wein und Obst nach Norden, während elbaufwärts Salz, Honig und Wachs befördert wurde. Auch die Holzflößerei wurde eifrig betrieben.

Nachdem wir die nähere Umgebung der Stadt vor 400 Jahren kennen ge lernt haben, gehen wir in die Stadt selbst hinein.

Unweit der Brücke stand das herzogliche Schloß, das von den Brüdern Ernst und Albrecht im 15. Jahrhundert gänzlich umgebaut ward. Es war schmucklos,

nach Art einer Festung mit einem Turme versehen und ringsum mit einem Graben umgeben. Was von dem jetzigen Schloßgebäude aus der Zeit Ernsts und Albrechts stammt, ist schwer zu ermitteln; denn die Nachfolger, Georg der Bärtige und Kurfürst Moritz, haben das Schloß sehr verändert, größtenteils ganz neu gebaut.

Von den Straßen der eigentlichen Stadt erfahren wir Genaueres aus einem Briefe, welchen Herzog Georg an seinen in den Niederlanden weilenden Vater, Herzog Albrecht, sandte. Im Jahre 1491, am 15. Juni früh 4 Uhr, brach nämlich bei einem Bäcker in der großen Webergasse, jetzt Scheffelstraße, ein Feuer aus, welches, von einem heftigen Winde gefördert, sich schnell bis an das See und das Frauenthor verbreitete und mehr als die halbe Stadt in Asche legte. Auch die Kreuzkirche wurde ein Raub der Flammen. Der als Statthalter regierende Georg gab seinem Vater sofort eingehend Bericht über das große Un glück, und dieser kam bald darauf selbst nach Dresden, um den schwerbetroffenen Einwohnern durch sein persönliches Erscheinen Trost und Hilfe zu spenden. Aus jenem Bericht erfahren wir, daß die innere Stadt damals nur 20 Gassen zählte, welche zum Teil dieselben Namen führten wie jetzt, z. B. Wilsdruffer Gasse, See gasse, Kreuzgasse u. s. w.

An der Stelle des jetzigen Altmarktes befand sich auch früher der Markt platz. Nicht inmitten von Häuserreihen, sondern ganz frei auf dem Marktplatze stand das Rathaus (mit der Hauptseite gegen die Schössergasse hin).

Es war Abbildungen nach ein ziemlich ſtattliches Gebäude mit Giebeln, Erkern und vielen Räumen. In ihm verſammelten ſich die Ratsherren der Stadt zu ihren Sitzungen, zu welchen ſie durch die Ratsglocke herbeigerufen wurden. Vor Beginn derſelben begaben ſie ſich aber in die Rathauskapelle, welche im Rathauſe oder, wie ein anderer Geſchichtſchreiber Dresdens erzählt, demſelben gegenüber war; hier beteten ſie und wohnten der Meſſe bei. Nach dieſer Andacht betraten ſie den Rathausſaal, um der Beratung zu pflegen.

Die wichtigſten Gebäude außer dem Rathauſe waren die Kirchen. Die zwei ſchönſten waren die Kreuz- und die Frauenkirche. Die erſtere hatte ihren Namen von einigen Heiligtümern, welche in ihr verehrt wurden: einem Stück vom Kreuze Chriſti und einem hölzernen Kruzifix, welches der Sage nach auf der Elbe von Böhmen her nach Dresden geſchwommen war. Durch den großen Brand im Jahre 1491 fand ſie ſamt Turm und Glocken ihren Untergang, ward aber von 1492—1499 wieder neu aufgerichtet.

Die zweite Hauptkirche, die Frauenkirche, lag außerhalb der Mauern vor dem Frauenthore in der Frauenvorſtadt und war von einem weiten Friedhofe umgeben; ſie beſaß ſechs Altäre und ein Marienbild von Wachs, zu welchem zahlreiche Wallfahrten unternommen wurden.

Außer den genannten Kirchen gab es noch zwei, welche mit Klöſtern ver bunden waren. Vor 400 Jahren war die Zahl der Klöſter, in welchen Mönche von der Welt zurückgezogen lebten, auch in unſerm Sachſenlande eine ſehr große. In den geſamten Wettiner Landen gab es gegen 100 derſelben. Auch in Dresden beſtanden bis zur Einführung der Reformation 1539 zwei Klöſter, in der jetzigen

Neuſtadt ein Auguſtiner-, in Altſtadt ein Franziskanerkloſter. Auguſtiner ſowohl wie auch Franziskaner waren Bettelmönche. Nach der Beſtimmung ihrer Ordens ſtifter waren ſie ohne Beſitz und lebten in Armut und Entbehrung; nur auf die Mildthätigkeit des Volkes angewieſen, mußten ſie ihren Lebensunterhalt erbetteln. Beſonders die Franziskanermönche ſcheinen ſehr arm geweſen zu ſein, ſo arm, daß ihnen der Herzog von Sachſen 1401 die Erlaubnis erteilt hatte, in der Dresdner Heide ſo viel dürres Holz zu ſammeln, als ſie für die Zwecke ihres Kloſters bedürften. Da ſie mit einer einfachen grauwollenen Kutte bekleidet waren und meiſt barfuß gingen, ſo wurden ſie auch Barfüßler oder graue Brüder genannt. Die große und kleine Brüdergaſſe, an deren Ausgang ihr Kloſter lag, haben von ihnen ihre Namen erhalten. Unmittelbar neben dem Franziskaner kloſter ſtand eine Kapelle mit drei Pfeilern, welche aber nicht zum allgemeinen Gottesdienſte, ſondern nur zu dem des Kloſters benutzt wurde. An ihrer Stelle wurde ſpäter die Sophienkirche erbaut.

Die Auguſtinermönche, deren Kloſter in Neuſtadt unweit der Auguſtusbrücke und der jetzigen Kloſtergaſſe lag, und deren Gottesdienſten die alte Dreikönigskirche diente, waren als die Urheber der Altdresdner Waſſerleitung für Dresden von Bedeutung. Auf ihr beſonderes Geſuch hatten ſie nämlich von Albrecht die Er laubnis erhalten, das in der Heide fließende Zſchorwaſſer zu faſſen und nach ihrem Kloſter zu leiten. Sie machten von dieſer Erlaubnis Gebrauch und legten die erſte Dresdner Waſſerleitung an.

Wenn wir nun noch kurz einen Blick auf die Straßen der Stadt werfen, ſo finden wir, daß dieſelben nicht, wie jetzt, aus geradlaufenden Häuſerreihen be ſtanden, ſondern ebenſo wie in den meiſten andern mitteldeutſchen Städten eng und winklig waren. Zwiſchen den Straßen und Häuſern gab es noch im 16. Jahrhundert leere Plätze, Gärten und Scheunen. Durch Baumgruppen und Raſenplätze erhielt die Stadt ein dorfartiges Ausſehen.

Die Häuſer waren von den unſern grundverſchieden; ſie waren faſt durch gängig aus Holz, Fachwerk und Lehm gebaut und mit Stroh oder Schindeln gedeckt, ſo daß ein ſolches Gebäude oft nur drei bis ſechs Gulden wert

war. So einfach und schmucklos wie das Äußere war auch das Innere der Häuser.

Der Handwerker wohnte mit seiner Familie in niedern, engen Wohnräumen, in denen auch die Werkstatt mit aufgeschlagen war. Die Wohnstube war meist der gemeinschaftliche Aufenthalt für Menschen und Tiere, wie noch jetzt in manchen Gegenden Polens. Der Fußboden mußte deshalb mit Gras, Heu und Stroh bestreut werden. Eine Schütte Stroh oder eine Bank zunächst dem Feuer herde vertrat die Stelle des Sofas. Rauchfänge fehlten meist. Die Fenster waren nur runde Wandlöcher, durch Scheiben von Horn oder Marienglas ge schlossen; Glas fing damals erst in den Häusern der reichsten Kaufherren an in Gebrauch zu kommen.

Auch die Straßen ließen vor 400 Jahren sehr viel zu wünschen übrig. Dieselben waren sehr unsauber; denn sie waren bis zum Jahre 1556 gar nicht gepflastert. Nur die Hauptwege wurden durch Sand und kleine Steine aus gebessert. Wer bei schlechtem Wetter ausging, fuhr in schwere Holzschuhe.

83

Vermehrt wurde die Unsauberkeit dadurch, daß die Schleusen fehlten. Das unreine Wasser rieselte mitten auf dem Wege dahin und sammelte sich in stinkenden Pfützen. Die Kaitzbach floß offen durch die Stadt; in sie sowohl, wie auch über die Zugbrücke in die Elbe schüttete man Schutt, Kehricht und andere Unsauberkeiten, was erst 1560 durch Kurfürst August ernstlich verboten wurde. Auf den Straßen fand man häufig Brunnen, welche wie auf dem Lande mit Schwengel und Rad gezogen wurden.

Viele Bürger beschäftigten sich mit Landwirtschaft und Viehzucht, be sonders mit Zucht von Schweinen und Federvieh; sie besaßen vor der Stadt Äcker und Gärten, manche auch Weinberge in der Lößnitz. Wer am Mor- gen zum Wils druffer Thore hereinkam, konnte dem Stadtvieh begegnen, welches auf die Vieh weide getrieben wurde. Vielfach liefen auch Schweine, Hühner und Gänse auf den Straßen umher. Infolge der Viehzucht gab es auch in der Stadt viele Vieh ställe, welche zur Verschönerung derselben ebensowenig beitrugen wie der Um stand, daß man das Feuerholz zum Abtrocknen vor den Häusern aufsetzte.

Die Unsauberkeit in den Straßen hemmte nicht nur den Verkehr, sondern trug auch wesentlich zur Entstehung und Verbreitung furchtbarer Seuchen bei. Die entsetzlichste derselben war die Pest oder der schwarze Tod, welche Krankheit oftmals die Stadt heimgesucht und, wie z. B. 1484—1485, Hunderte von Menschen hinweggerafft hat.

Außer Landwirtschaft und Viehzucht trieben viele, ja sogar die meisten Bürger ein Handwerk. Diejenigen, welche einem und demselben Handwerke an gehörten, bildeten eine geschlossene Gesellschaft oder Vereinigung, die Zunft oder Innung hieß. Mit der Aufnahme in die Zunft waren viele Rechte verbunden. Die Aufnahme war sehr feierlich. Nur streng ehrenhafte Männer deutscher Zunge durften Mitglieder der Innung sein; schlechter Lebenswandel schloß von der Mitgliedschaft aus. Die Glieder einer und derselben Zunft wohnten meist in bestimmten Gassen beisammen; daran erinnert noch die Bezeichnung gewisser Straßen, wie Weber-, Fischer-, Schuhmachergasse u. s. w. Sie hatten auf dem Markte ihre Hallen und Stände nebeneinander, in denen sie ihre Waren ausboten. Vielfach hielten sie auch in ihrem eigenen Hause feil. Die Zünfte sorgten für gute Ware und bekämpften Betrug und schlechte Arbeit. Alle Tuche z. B. wurden, ehe sie zum Verkaufe ausgelegt werden durften, von verpflichteten Ältesten der Tuchmacherinnung untersucht, geprüft und gestempelt; ähnlich war es mit den Erzeugnissen der Leinweber. Die Zunftgenossen zeigten bei jeder Gelegenheit großen Gemeingeist. In der Not erhielt jeder Angehörige der Zunft eine Unter stützung aus der gemeinsamen Kasse. Von Innungsgenossen wurde er auch zur Gruft getragen.

An der städtischen Verwaltung hatten vor 400 Jahren die Handwerker nur wenig teil. Das Regiment in der Stadt führte der Rat, welcher aus den Grund besitzern und Kaufleuten, den Patriziern, gewählt wurde. Die

Mitglieder des Rats waren bis zum 16. Jahrhundert unbesoldet und verteilten die einzelnen Geschäfte der Stadtverwaltung unter sich, so daß jeder Ratsmann einen besondern Zweig derselben übernahm. Der Rat hatte eine bedeutende Macht. Er ver

84

waltete alle Einkünfte, besonders aus den Zöllen, sowie auch den Grundbesitz der Stadt, welcher freilich damals sehr gering war, bestimmte die Gemeindesteuern und übte durch den Stadtrichter Polizei und Gerichtsbarkeit aus. Seit 1484 hatte der Stadtrat Dresdens sogar das Recht, Vergehen mit dem Tode zu bestrafen, das sogenannte Obergericht. Wer sich dem Rechtsausspruche des Stadtgerichts, welches aus dem Stadtrichter und elf Geschworenen bestand, nicht fügen wollte, mußte beim Landesherrn selbst Beschwerde einreichen. — Wie in allen Städten Deutschlands, so machten auch in Dresden die Handwerker öfters den Versuch, in großer Anzahl in den Rat zu kommen. Aber die Herzöge Albrecht und Ernst unterdrückten diesen Versuch, indem sie bestimmten, daß nicht mehr als zwei Handwerker im Rate sitzen sollten.

Die Handwerker der Stadt waren bemüht, die Rohstoffe, aus denen sie ihre Waren fertigten, möglichst billig einzukaufen, die Kaufleute aber, die daheim ge fertigten Waren mit möglichst großem Gewinn zu verkaufen. Vor allem waren zwei Gerechtsame für Gewerbe und Handel sehr vorteilhaft. Wir wollen dieselben an einem Beispiele kennen lernen. Ein Großkaufmann ist mit mehreren Wagen, welche unter hochgespannter Leinwanddecke kostbares Kaufmannsgut bergen, auf der Reise von Norddeutschland nach Böhmen begriffen. Derselbe darf nicht an Dresden vorüberfahren, wenn ihm auch aus der Berührung der Stadt großer Zeitverlust und Schaden erwächst; die einzige Landstraße, welche alle Frachtgüter zu benutzen gezwungen sind, führt durch die Stadt, er muß durch dieselbe hin durchfahren; denn der Stadt Dresden war durch die Verordnungen des Landes fürsten ein sehr wichtiges Recht verliehen, das Recht des Straßenzwanges. Hätte der Kaufmann mit seinen Wagen Dresden umgangen, so wäre er mit Wegnahme der Waren und des Fuhrwerks bestraft worden. Er kommt also mit seinen Wagen an ein Dresdner Stadtthor. Hier muß er zunächst den Brückenzoll be zahlen, welcher zur Instandhaltung der Zugbrücke bestimmt ist. Die Wagen rollen nun über die Brücke durch die gewölbten Thorbogen in die Stadt hinein. Am Thorbogen muß der Kaufmann noch einen Zoll, das sogenannte Geleitsgeld, entrichten, von dem die Wege der Stadt in gutem Zustande erhalten werden, und zwar für jeden Wagen ein paar Pfennige. Nachdem unser Kaufmann diese Abgaben entrichtet hat, darf er aber nicht etwa einfach durch die Stadt hindurch fahren, sondern er muß seine Waren in der Stadt abladen und eine gewisse Zeit, mindestens drei Tage lang, zum öffentlichen Verkaufe feilhalten. Die Klein händler und Kaufleute der Stadt kommen nun in den folgenden Tagen zum Verkaufsplatze und suchen die für sie passenden Waren aus. Dieses Recht der Stadt hieß, weil die Waren aufgestapelt wurden, das Stapelrecht. Es bezog sich auch auf die Güter, welche zu Schiffe Dresden berührten; auch diese mußten ausgeladen und feilgehalten werden. Erst nach Ablauf der Stapelzeit fuhr der Kaufmann seine Fracht weiter. Das Stapelrecht, welches Dresden jedoch nicht immer durchführen konnte, war ein großes Hemmnis für den Handel; denn durch das unaufhörliche Umladen wurde die Beförderung der Waren verzögert, und die Ware selbst wurde verschlechtert und verteuert. Wenn darum ein Kauf mann Waren, wie Salz, Wachs, Fische u. s. w. führte, welche durch das Auf

85

und Abladen leicht Schaden nehmen konnten, so war er des Abladens enthoben, wenn er einen neuen Groschen zahlte.

Den Kleinhandel im Orte durften nur einheimische Bürger betreiben, und streng wachten die Kaufleute darüber, daß nicht ein fremder Kaufmann sich des Kleinverkaufs erdreistete. Nur an gewissen Tagen, zu den Märkten,

war freier Handel, an welchem Fremde und Einheimische teilnehmen durften.

Da in der Stadt Gewerbe und Handel blühten, so wurden die Bürger wohlhabend; dazu brachte der Reichtum der Schneeberger und Freiberger Silber bergwerke viel Geld ins Land. Wohlstand und Reichtum verleiteten viele Bürger zu Luxus und zu einem verschwenderischen Leben. Der Luxus zeigte sich be sonders in unmäßigem Essen und Trinken, sowie in der Kleiderpracht. Familien feste, wie Hochzeiten, Taufen u. s. w. dauerten oft viele Tage; große Mengen von Gästen wurden dazu geladen, Unmassen von Speisen und Getränken dabei vertilgt.

Die Herzöge und auch der Rat erließen öfters Verordnungen, in denen sie den übermäßigen Luxus verboten und ganz genau vorschrieben, wie weit die Leute in der Kleidung gehen durften. Wie wenig aber diese Verordnungen fruchteten, beweist der Umstand, daß dieselben immer und immer erneuert und wieder verschärft werden mußten.

So sah es vor 400 Jahren in Dresden aus. In den folgenden Jahr hunderten nahm die Stadt einen gewaltigen Aufschwung, und aus dem kleinen, meist hölzernen Landstädtchen wurde nach und nach die prächtige Großstadt, die in der Gegenwart auf Hunderttausende von Fremden eine mächtige Anziehungs kraft ausübt.

R. Trenkler.



Abbildung 16.2: Das sächsische Königspaar.

Kapitel 17

Das Wettinfeſt in Dresden.

Das waren ſonnendurchleuchtete Lenztage — die Tage vom 15. bis 19. Juni 1889!

Schien es doch, als wolle die Mutter Natur, die auf unſer geliebtes Sachſenland ihre Reize in gar verſchwenderiſcher Fülle ausgeſtreut hat, auch ihrerſeits dazu beitragen, die ſeltene Feier eines achthundertjährigen Regierungs jubiläums zu verſchönen. Der Himmel, der ſich über den Türmen und Dächern Dresdens wölbt, ſtrahlte im reinſten Blau, und die liebe Gottesſonne lachte mit ſo feſtlich heitrem Antlitz auf die Straßen und Plätze der Reſidenz hernieder und ſpiegelte ſich ſo ſeelenvergnügt in den Fluten des breiten Elbſtroms, daß ihr Widerſchein auf Tauſenden und Abertauſenden von Menſchengeſichtern zu leuchten ſchien. Wie die Anhänger des Koran nach dem heiligen Mekka wall fahrten, um an der Kaaba zu beten, ſo ſtrömten die Bewohner des Sachſen landes von Norden und Oſten, von Süden und Weſten nach dem ſchönen Elb florenz. Galt es doch, dem Herrſcherhauſe der Wettiner, das jahrhundertelang kraftvoll und milde, gerecht und weiſe über unſerer Heimat gewaltet und während dieſer langen Zeit Leid und Freud' gemeinſam mit dem Volke getragen hat, Dankbarkeit und Verehrung zu beweiſen. Um dieſes Gefühl der Zuſammen gehörigkeit von Fürſt und Volk, ein Zweig vom Baume der alten deutſchen Treue.

kam am Wettinfeſte überall, ſoweit die grünweißen Grenzpfähle ein glückliches Land umſchließen, in geradezu erhebender Weiſe zum Ausdruck.

Wer in jenen ſonnigen Tagen durch die Straßen Dresdens ſchritt, kannte die altvertraute Heimat kaum wieder. Sie hatte ihr Werktagskleid abgelegt und ſich in ein leuchtendes, farbenſchimmerndes Feſtgewand gehüllt. Wohin auch der entzückte Blick ſich wandte, überall traf er auf Fahnen, Flaggen, Guirlanden, Kränze und Teppiche. Die Behörden der Stadt hatten auf allen Straßen und Plätzen, die vom Feſtzuge berührt werden ſollten, herrliche Tribünen und Pavillons erbauen laſſen, die in Gold und Purpur ſchimmerten. Vor dem Böhmiſchen Bahnhofe begrüßten den ankommenden Fremden zwei mächtige Obelisken und zwei Türme, die mit Feſtroſetten, Ranken und Wappenſchildern reich geſchmückt waren. — Gigantiſche doriſche Säulen, verbunden durch einen prachtvoll gemalten Teppich (Velarium) und geziert mit rieſigen Blumenkörben, bildeten ein Triumph thor, das den Eingang zu der Feſtſtraße bezeichnete. Auf dem Altmarkte, dem Schloßplatze der Elbbrücke,

dem Neustädter Markte, der Hauptstraße, dem Albert platze — überall waren Ehrenpforten, Fahnenmasten, Triumphbögen, Obelisken, Tribünen und Pavillons aufgerichtet, deren blendende, farbenprächtige Ausstattung einen feenhaften Anblick gewährte. Ganz besonders kostbar war der Königspavillon auf dem Neumarkte, der für die Königlichen Majestäten und deren hohe Gäste bestimmt war. In reicher Vergoldung stieg sein schlanker mit purpurnem Samt und strahlendem Netzwerk geschmückter Bau in die Lüfte empor, und wohl mochte man bedauern, daß all diese Herrlichkeit „nur für den Augenblick geboren" war.

Aber neben den Behörden der Stadt ließen es sich auch die Dresdner Bürger nicht nehmen, dem angestammten Fürstenhause gegenüber ihre Liebe und Verehrung zum Ausdruck zu bringen. Da war wohl kein Haus, das nicht einen Schmuck aufzuweisen hatte: überall schimmerte und wehte es von Fahnen, Guirlanden und Teppichen, und selbst die verwinkelten, unscheinbaren Häuser der inneren Stadt wie die Mietskasernen der Vorstädte trugen einige grüne Kränze und Ranken zur Schau und in diesen prachtvoll geschmückten Straßen, durch all dies Gewirr von Gold und Farben, von Rankenwerk und Blumen wogte eine froh gestimmte und festlich gekleidete Menge, dem Sorgen und Hasten und Treiben des Alltagslebens entrückt, Sonnenschein im Herzen und auf dem Antlitz mit offenem Auge all diese Herrlichkeiten in sich aufnehmend.

Endlich waren die sehnlichst erwarteten Festtage gekommen. Tausend fleißige Hände hatten sich geregt, um im munteren Bunde für das Gelingen der Feier zu wirken, aber nun war auch alles bereit. Es war wie bei einem Weihnachts feste; es beglückten jedoch diesmal nicht die Eltern das kleine Volk der Kinder, sondern ein ganzes Land hatte sich vereinigt, dem geliebten Vater Gaben der Liebe darzubringen. Schon am Sonnabend, den 15. Juni, nahm der König die Glückwünsche der Stände, die zu einem außerordentlichen Landtage einberufen worden waren, entgegen. Der Abend schloß mit einem wohlgelungenen Fackel zuge, ausgeführt von den Studierenden der sächsischen Hochschulen. Am Sonntage aber läuteten die Glocken des ganzen Landes von den Türmen, und ihre ehernen Zungen riefen Hunderttausende von Sachsen in die hehren Hallen der Gottes

häuser, um im Aufblicke zu Gott, dem König aller Könige, dem Feste eine würdige Eröffnung und die rechte Weihe zu geben. Wohl mochte da mancher, der die Geschichte seines Volkes durchforscht hat, im raschen Fluge die Jahrhunderte seines Werdens an dem Geiste vorüberziehen lassen und dankbar der Führung des Herrn gedenken, der unsre geliebte Heimat durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Frieden, durch Schmach und Not immer wieder zu Ehren und Wohlstand führte. Am Abende aber gab das gesamte sächsische Heer dem Könige und seinen erlauchten Gästen in einer eigens zu diesem Zwecke erbauten Arena ein glanzvolles Armeefest, das in wunderbarer Treue ein großes und bedeutungsvolles Stück Geschichte Sachsens zur Darstellung brachte.

Am folgenden Tage, dem Montage, fanden sich im Königlichen Schlosse zahlreiche Deputationen aus allen Teilen des Landes ein, um dem geliebten Fürsten, König Albert, Glückwünsche nebst reichen Geschenken zu überbringen.

Höher und höher schlugen die Wellen der Begeisterung und der Festfreude. Hatte bis dahin nur das sächsische Volk sich beeifert, dem verehrten Landesvater seine Huldigungen darzubringen, so wollten nunmehr auch weitere Kreise ihre Teilnahme bekunden; das große deutsche Vaterland, vertreten durch die höchste Spitze der Nation, den Kaiser, nahte sich glückwünschend dem Throne des Königs. Der junge deutsche Herrscher, Wilhelm II., zog am Dienstag unter dem Geläute der Glocken und dem endlosen Jubel der Bevölkerung in Dresdens Mauern ein. Zu Ehren der Anwesenheit des obersten Kriegsherrn fand an demselben Tage auf dem Alaunplatze eine glänzende Truppenparade statt, der eine unabsehbare Menschenmenge beiwohnte, und die einen prächtigen Verlauf nahm. Mit Stolz und Freude führte Generalfeldmarschall König Albert dem Hohenzollernsprossen einen Teil seines Heeres vor, jenes Heeres, das im blutigen Ringen der Jahre 1870—71 zum Bau des neuen deutschen Reiches

mit beigetragen hatte, das in den gewaltigen Schlachten von Gravelotte, St. Privat, Beaumont und endlich vor Patis die deutſche Kaiſerkrone mit ſchmieden half, deren lichter Schein jetzt das Haupt des jungen Monarchen umwob.

Derſelbe Tag war einem Akte der Pietät und Dankbarkeit gewidmet, der Enthüllung des Denkmals für den verewigten König Johann, dieſen gerechten, weiſen und frommen Fürſten, dieſen Denker und Dichter auf dem Throne. Es war ein erhebender Augenblick, als die Hülle fiel und die edle Geſtalt des hoch ſeligen Königs im Sonnenlichte ſchimmernd ſichtbar ward. Da ſtanden ſie rings um auf dem Theaterplatze zu Tauſenden, da ſaßen ſie auf allen Dächern, da wogte und wallte es dumpfbrauſend wie ein Meer unter den Maſſen, und hoch über der Flut thronte auf bronzenem Poſtamente in ruhiger Majeſtät der Herrſcher auf dem Roſſe, den Königsmantel um die Schulter geſchlagen, das Scepter in der Rechten — das Bild einer in ſich gefeſtigten, geiſtig hochbedeutenden Perſönlichkeit.

Und nun kam endlich der Haupttag des Feſtes, der Tag, an dem der Feſtzug ſtattfinden ſollte, von dem man ſchon lange vorher in allen Zeitungen Wunderdinge geleſen hatte. So etwas Prächtiges, hieß es, habe Dresden ſeit der Zeit Auguſts des Starken nicht geſehen und werde es auch ſobald nicht wieder ſchauen. Die in Dresden einmündenden Bahnen brachten ſchon tags vorher

89

Sonderzüge von erſchreckender Länge, die ſich am Morgen des ereignisvollen Tages, Mittwoch, den 19. Juni, in raſcher Folge drängten, um aus der Provinz unzählige Schauluſtige der Reſidenz zuzuführen. Ein breiter Menſchenſtrom ergoß ſich in alle Straßen und Plätze, die der Feſtzug berühren ſollte. Ein gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge ſtand das Volk ſchon ſeit ſechs Uhr mor gens Kopf an Kopf auf den Fußſteigen und deren Bordkanten auf den Ge ſimſen der Schaufenſter und den Sproſſen angelegter Leitern, auf raſch herbei geholten Tiſchen und Bänken, auf Laternenpfählen und Dächern und harrte der Dinge, die da kommen ſollten. Die aber das Glück hatten, an der Feſtſtraße zu wohnen, hatten die Fenſter weit geöffnet und ſchauten nun, umringt von Freunden und Bekannten, feſtlich gekleidet und leuchtenden Blickes über die zu ihnen Füßen flutende Menſchenwoge hin. Die Knaben wehten mit kleinen Fähnchen in den Landesfarben zum Fenſter hinaus, und die Mädchen zupften die Schleifen am weißen Kleidchen und den Blätterkranz im Haar zurecht und blickten mit großen erſtaunten Augen hinab. Und immer noch ging es wie ein Fluten und Rauſchen und Raunen durch die Menſchenmenge da unten, die in ſtetem Auf- und Niederwogen die Erregung kundgab, mit der alles auf den kommenden Feſtzug harrte. Und die Sonne ſchien ſo freudeſtrahlend auf all die geputzten Menſchen herab, und die Fahnen flatterten im jungen Morgenwinde — da auf einmal eine erwartungsvolle Stille, dann eine ſtärker anſchwellende Be wegung, dann ein fernes Jauchzen und Hurrarufen und — „Sie kommen! Sie kommen!“ ertönte es aus tauſend Kehlen in ſtürmiſcher Begeiſterung. Alles ſtreckte den Hals ſoweit als möglich vor oder ſtellte ſich auf die Zehen, um ja nichts von all den Herrlichkeiten zu verpaſſen. — Endlich kam er, der Feſtzug: ſinnberückend, blendend in all ſeiner Pracht.

Er nahte heran, eröffnet von Meißner Bürgern aus dem Jahre 1089, gefolgt von Rittern in blitzender Rüſtung und wehenden Fähnchen und nun drängte ſich Gruppe an Gruppe in ſchier endloſer Reihe. Geleitet von den ſchmetternden Fanfaren zahlreicher Muſikchors, ſchritten ſtolze Ratsherren mit ſamtnen Baretts und goldnen Ehrenketten, Kaufleute und Bürger in ſeltſam prächtigen Trachten vergangener Jahrhunderte; es erſchienen Studenten im vollen Wichs, ehrſame Handwerker mit den Zeichen ihres Gewerbes, reiſige Reiter auf ſtattlichen Roſſen, Bauern mit den Erzeugniſſen des Feldes, ein ganzes Volk in ſeiner Arbeit und ſeiner Freude darſtellend, geſchart um zahlloſe Prunkwagen, die in märchenhaftem Glanze ſchimmerten. Da fahren auf grünen Wellen ſtolze

dreimastige Schiffe, gefüllt mit den köstlichsten Kaufmannsgütern und belebt von rastlos arbeitenden Matrosen; da nicken mächtige Palmen und Dracänen zu Häupten strahlender Feen, die siegsgewaltig, umgeben von guten Genien, auf goldnem Throne ruhen; da schwankt ein ungeheurer Erzberg vorbei, in dessen Innern Gnomen mit Hacke und Meißel eifrig schürfen; da bekränzen Turner in kleidsamer Turnertracht die Büste Vater Jahns auf hohem Postamente; da verkörpern reizende Knaben und Mädchen in Rokokokostüm, in ihren gestickten Kleidchen und gepuderten Zöpfchen wunderlieblich anzuschauen, die Meißner Porzellanmanufaktur, da pusten Lokomotiven vorüber; da klingt und dröhnt es

90

von den Schlägen des Dampfhammers, der schwer und wuchtig vorüberschwankt; da thront Gambrinus, den Becher hoch schwingend, auf umranktem Riesenfasse; da wird ein ungeheurer Lederstiefel von wackeren Schustern vorübergetragen; da schimmert und glänzt es von tausend Farben, von den herrlichsten Samt und Seidenstoffen — ein Bild von so blendend berückender Pracht wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“. Dazu schmettern die Trompeten, jauchzt das Volk, wehen die Fahnen und flattern Blumen aus allen Fenstern hernieder, und so gleitet der Zug in immer neuen entzückenden Bildern an dem schier ermüdenden Augen vorüber und will nicht enden. Der König aber mit seiner hohen Gemahlin — er steht inmitten seiner Umgebung im Königs pavillon auf dem Neumarkte und läßt den Zug, den Treue ersonnen und Be geisterung ausgeführt, vorüberziehen; und wenn das brausende Hurra der Tausende zu seinem Thronsessel hinaufdrängt, wenn sich alle Fahnen senken und alle Blicke sein Antlitz suchen: da mag sich wohl sein Auge feuchten bei diesen Zeichen der Liebe und Verehrung eines ganzen Volkes.

Am Abende des Festtages loderten von allen Höhen des sächsischen Landes Flammen empor, und ein zauberisches Feuerwerk am Ufer der Elbe schloß die Reihe der Darbietungen dieser schönen Tage, Tage, wie sie einem Volke und einem Fürsten in solch harmonischem Ausklingen nur selten beschieden sind. König Albert aber darf mit Stolz und Freude auf jene Frühlingstage zurückblicken, denn:

Verklungen sind der Glocken Feierklänge, Verrauscht das Wettinfest mit seiner Pracht, Verblaßt der Straßen zauberisch Gepränge, Der Feuerglanz versunken tief in Nacht, Verstummt der Millionen Festgesänge, Dem Fürstenhause jubelnd dargebracht — Doch nimmer schwand, was uns dazu getrieben: Des Sachsenvolkes treu und innig Lieben.

Otto Langebach.

Kapitel 18

Johannes Schilling, ein Meiſter der bildenden Kunſt in Dresden.

Von den Künſten, welche im Laufe unſeres Jahrhunderts einen neuen, un geahnten Aufſchwung genommen haben, iſt insbeſondere die Bildhauerkunſt oder Plaſtik zu nennen. Die ſtattliche Reihe derer, die auf dieſem Gebiete Großes geleiſtet haben, wurde durch Antonio Canova in Venedig eröffnet. Ihm folgte Berthel Thorwaldſen in Kopenhagen, der mit ſeinem berühmten Relief: „Sieges einzug Alexanders in Babylon“ ſelbſt einen Siegeszug durch Europa machte, dieſem Chriſtian Rauch, deſſen Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin und Grabmal der Königin Luiſe in Charlottenburg weltbekannt ſind. Sein größter Schüler war Ernſt Rietſchel, der Schöpfer des Lutherdenkmals in Worms und der Gründer der ſogenannten Dresdner Bildhauerſchule, die im deutſchen Kunſtleben eine hervorragende Stellung einnimmt. Gegenwärtig dürfen als die

bedeutendſten Meiſter dieſer Schule der vor kurzem verſtorbene Ernſt Hähnel dem wir das Denkmal König Friedrich Auguſts II. und Theodor Körners in Dresden verdanken, und Johannes Schilling gelten. Letzterer, unter den lebenden Dresdner Bildhauern der berühmteſte, verdient es, daß über ihn etwas Näheres bekannt wird, da über ſeinen Lebensgang bis jetzt noch wenig in die Welt gedrungen iſt.

Schilling wurde geboren den 23. Juni 1828 in der ſächſiſchen Stadt Mittweida. Seine Eltern zogen bald darauf nach Dresden, und ſo kam der ſinnige Knabe frühzeitig in die kunſtliebende Reſidenzſtadt. Mit fünfzehn Jahren



Abbildung 18.1: Johannes Schilling.

wurde er als Schüler in die Akademie der Künste, die zu jener Zeit noch ein schlichtes Heim auf der Brühlschen Terrasse besaß, aufgenommen. Schon nach weiteren zwei Jahren trat er in das Atelier des hochberühmten Meisters Ernst Rietschel ein, unter dessen Leitung er fünf Jahre lang sich in ernstester Weise den Studien seiner Kunst widmete. Zu seiner weiteren Aus bildung ging er 1851 auf zwei Jahre nach Berlin zu dem Bildhauer Friedrich Drake, der wie auch Rietschel einst Schüler Rauchs gewesen war. Wieder nach Dresden zurückgekehrt, fand er über ein Jahr bei Professor Ernst Hähnel an regende Beschäftigung. Diesem Meister schloß sich Schilling aufs engste an, und in dieser Zeit gingen aus seiner Hand zwei prächtige Medaillons hervor, welche von der Dresdner Kunstakademie mit Preisen gekrönt wurden; Schilling erhielt

92

das sogenannte große Reisestipendium und ging auf drei Jahre nach dem Lande seiner Sehnsucht, nach Italien, um im Anschauen der alten Kunstwerke der Römer und Griechen seinen Sinn für das Schöne zu festigen und seinen Studien die Krone aufzusetzen. Zwei Jahre, nämlich von 1854 bis 1856, lebte er in



Abbildung 18.2: Der Abend.

Rom, der ewigen Stadt. Erfüllt von den herrlichſten Eindrücken und voll von Schaffensluſt kehrte er 1856 nach Dresden zurück. Hier wurde ihm zu ſeinen Arbeiten zunächſt ein Teil des akademiſchen Ateliers überlaſſen, bis er ſelbſt ein eigenes Atelier (gegenwärtig auf der Eliasſtraße) ſich gründete, wo er bald einen Kreis eifriger und begeiſterter Schüler um ſich ſammelte. 1868 wurde er zum Profeſſor an der Kunſtakademie ernannt. Still und mit großer Hingabe

lebte er dieſem Amte. Aus ſeiner Werkſtatt gingen nunmehr viele herrliche Schöpfungen hervor, die den Na-

men des gottbegnadeten Künstlers weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaustrugen und dem Sachsensohne unsterblichen Ruhm bereiteten. Sie alle aufzuzählen, ist hier nicht der Platz.



Abbildung 18.3: Die Nacht. Abend und Nacht, zwei Treppenfiguren an der Brühlschen Terrasse in Dresden.

Wer aber je einmal nach Dresden kommt, der hat gegenwärtig Gelegenheit, die herrlichsten Werke der Schillingschen Muse beisammen zu sehen und in ihrem An blicke einzig schöne Stunden zu genießen. Hier befindet sich das Schilling museum, ein tempelartiges Gebäude, das vor noch nicht zu langer Zeit unter Leitung des Baumeisters Rudolf Schilling, des Sohnes des Bildhauers, ent

ſtanden iſt, und in deſſen ſchönen Räumen die Gipsmodelle der meiſten Schilling ſchen Werke Aufſtellung gefunden haben.

Im erſten Saale ſehen wir die Panther-Quadriga des Königlichen Hof theaters in Dresden, das Schillerdenkmal, welches der Meiſter für Wien ſchuf, die Büſten Sr. Majeſtät des Königs Albert und Ihrer Majeſtät der Königin Carola und das Rietſcheldenkmal. Im nächſten Saale ſchauen wir ſtaunend die ehrfurchtgebietende Koloſſalſtatue der Germania, die, in Erz gegoſſen, vom Niederwalde aus gar treulich Wacht hält am grünen Rheinſtrome. Kaum daß wir uns von dieſem Anblicke trennen können; ja, hier iſt heiliger Boden! In einem anderen Saale erblicken wir das Kriegerdenkmal, das die Stadt Hamburg für ihre 1870—71 gefallenen Söhne bei Meiſter Schilling beſtellte, wiederum in einem anderen das Reformationsdenkmal für Leipzig, Luther und Melanchthon darſtellend, und das Modell für das in Trieſt errichtete Denkmal des unglücklichen Kaiſers von Mexiko, Maximilians von Öſterreich. Dem Ausgange uns wieder zu kehrend, verweilen wir bewundernd bei den herrlichen Gruppen der „Tageszeiten“, welche bekanntlich die große Aufgangstreppe der Brühlſchen Terraſſe in Dresden ſchmücken. Sie gehören mit zu dem Schönſten, was Schilling geſchaffen hat; ja, ſie ſtehen unter den Meiſterwerken unſerer Tage faſt unerreicht da. Es ſind vier Gruppen. Die erſte, auf der oberſten Stufe der berühmten Terraſſentreppe ſtehend, ſtellt den „Morgen“ dar. Wir erblicken vor allem eine friſche, herrliche Jungfrauengeſtalt, in ihrem Haar erglänzt der Morgenſtern; ſie lüftet, vom Schlafe geſtärkt, das Gewand und atmet auf, freudig, das Tagewerk aufs neue beginnen zu dürfen. Ihr zur Seite ſehen wir ein Mädchen, das, eben auch er wacht, die Sandale an den Fuß befeſtigt, zur anderen Seite ein zweites, das aus einem Taukrüglein die Blumen tränkt. Die zweite Gruppe, ebenfalls den oberen Abſchluß der Treppe zierend, ſtellt den „Mittag“ dar. Eine Mannes geſtalt, das Haupt mit einer Strahlenkrone geſchmückt, hält mit der Rechten den Ruhmeskranz empor; ein Jüngling erhebt die Hand nach demſelben, das Streben nach Ruhm andeutend, während daneben eine Knabengeſtalt, mit dem Spaten arbeitend, das ſchlichte Schaffen am Tage verſinnlicht. Am Fuße der Treppe erheben ſich die herrlichen Gruppen „Abend“ und „Nacht“. Der „Abend“ iſt dargeſtellt durch eine kräftige Mannesgeſtalt, die nach vollendetem Tagewerke ſich dem behaglichen Genuſſe überläßt, dabei dem Saitenſpiele des ihm zu Füßen ruhenden Mädchens lauſcht, während ein zweites, ein Tambourin in der Hand, ſich zum Tanze anſchickt. Von noch größerer Schönheit iſt die „Nacht“. Sie iſt als Frauengeſtalt gedacht; die Mondſichel über der Stirn, ſitzt ſie da, ſchützend ihr Gewand um einen in Schlaf geſunkenen Knaben legend, während der geflügelte Morpheus dem Schlummernden ſüße Träume zuflüſtert.

Die neueſten Werke Schillings ſind das Reiterſtandbild des Königs Johann auf dem Theaterplatze und das Semperdenkmal auf der Brühlſchen Terraſſe in Dresden.

Möge es dem bereits im höheren Mannesalter ſtehenden Künſtler beſchieden ſein, noch lange in rüſtiger Kraft zu ſchaffen und durch die Werke ſeiner Hand und ſeines Geiſtes die Welt zur Erkenntnis und zur Bewunderung wahrer Schön heit anzuleiten!

Bruno Müller.

Kapitel 19

Vater Auguſt und Mutter Anna.

Das Werk der Reformation war geſchehen. Die Wächter und Schützer dieſes Werkes, Friedrich der Weiſe, Johann der Beſtändige und Johann Friedrich der Großmütige waren zum Frieden eingegangen; auch Herzog Moritz, welcher nach der Schlacht bei Mühlberg, am 24. April 1547, die Kurwürde übernommen hatte, war, 1553 in der Schlacht von Sieversshauſen zu Tode verwundet, zwei Tage ſpäter gottſelig geſtorben. Er hinterließ nur eine Tochter; ſein einziges Söhnlein war frühe verblichen.

So kam das Kurland an ſeinen Bruder Auguſt. Dieſer war 1526 zu Freiberg geboren und in ſeiner Jugend aufs beſte erzogen worden. Später hatte er in Leipzig ſtudiert und ſich am Hofe des Königs Ferdinand in Prag aufgehalten, wo er mit deſſen Sohne Max, dem nachmaligen Kaiſer Maximilian II., eine herz liche Freundſchaft ſchloß. Zweiundzwanzig Jahre alt, vermählte ſich Herzog Auguſt zu Torgau mit der ſechzehnjährigen Prin zeſſin Anna von Däne mark. Seinen Hof hielt er nun in Weißenfels oder Wolkenſtein, bis er Kurfürſt ward und das Schloß zu Dresden bezog.



Abbildung 19.1: Vater Auguſt.

Konnte ſein Vor gänger Moritz, das Schwert kaum aus der Hand legen, ſo war es Auguſt möglich, die Werke des Friedens zu pflegen; denn während ſeiner dreiunddreißigjährigen Regierung ruhten faſt immer die Waffen. Er heilte die Wunden des Landes, die der Krieg geſchlagen hatte, und mehrte die Wohlfahrt ſeines Volkes. Seine Zeitgenoſſen gaben ihm den ſchönen Beinamen „Vater Auguſt“ und nannten ihn „des deutſchen Reiches Herz, Hand und Auge“. Seine große Gerechtigkeits- und Friedensliebe empfahl ihn vielen Fürſten zum Friedensrichter und Schlichter ihrer Zerwürfniſſe.

Noch heute zeigt das Land die Spuren ſeiner treuen Sorgfalt. Die Land wirtſchaft, det Obſt- und Gartenbau kamen zu einer Blüte, welche zuvor nicht geahnt war. Der Kurfürſt gründete Muſterwirtſchaften zu Oſtra und Gorbitz,

96

verſchrieb edle Pferde und Rinder und ließ zu Oſtra an der Wilsdruffer Vor ſtadt von Dresden eine große Schäferei erbauen, um hinreichenden Wollvorrat für die des Glaubens halber aus den Niederlanden, dem heutigen Holland und Belgien geflüchteten und in Sachſen aufgenommenen Tuchmacher zu gewinnen. Ihrer waren 20000, und mehr noch als 20000 zogen aus anderen Gegenden herzu. Dieſelben ließen ſich in den Städten Oſchatz, Wurzen, Torgau, Liebenwerda, Elſterwerda, Cottbus, Görlitz, Bautzen und Kamenz nieder, welche ihnen der Kurfürſt angewieſen hatte. Noch heute herrſcht dort die Tuchfabrikation. Auch Uhrmacher, Teppichweber, Seidenweber und Perlenſticker wurden nach Sachſen gerufen und begünſtigt, und ſo die Gewerbe gehoben.

In den Obſtgärten des Oſtragutes arbeitete der Kurfürſt ſelbſt, und mit eigener Hand führte er Grabſcheit, Hacke, Rechen, Säge und Meſſer. Er hatte ſtets ein Lager von Obſtkernen der beſten Sorten und führte Säcke davon auf Reiſen mit, um unter die Landwirte jederzeit Samenkerne austeilen zu können. Er verlangte, daß jedes neue Ehepaar mindeſtens zwei Obſtbäume pflanze. Er ſelbſt handelte gemäß dem hernach erſt aufgekommenen Spruche:

„Auf jeden Raum Pflanz' einen Baum und pflege ſein: Er bringt dir's ein!"

Um noch wirkſamere Anleitung ſeinen Zeitgenoſſen zu geben, ließ er ein „Künſtlich Obſt- und Gartenbuch" drucken. Treibhäuſer waren zu Vater Auguſts Zeit noch äußerſt ſelten; er aber beſaß deren einige. An beſonders geſchützten Stellen ſeiner ſchönen Anlagen prangten im Sommer Lorbeer und Myrte, Feige und Roſe, Tabak und Rosmarin in natürlichen Wachstum oder in künſtlich ver ſchnittenen Formen.

Der Weinbau war ſchon im elften Jahrhundert durch die Biſchöfe von Meißen, welche für ihre Gemeinden Abendmahlswein brauchten, im Elbthale be gründet worden und wurde früher in größerem Umfange betrieben als jetzt, wo man nur die Gelände, die zum Getreidebau ſich nicht eignen, mit dem Weinſtocke bepflanzt. Das Verdienſt aber, gute und edle Sorten aus Frankreich eingeführt zu haben, gebührt dem Vater Auguſt.

Wüſte Gegenden kaufte der Kurfürſt an und ließ ſie urbar machen. Die Annahme, daß er von Wolkenſtein aus, welches er oftmals beſuchte, dem oberen Erzgebirge ſeine Sorgfalt zuwandte, hat viel für ſich.

Die Waldungen wurden eifrig gepflegt. Damit ihre Produkte, namentlich Brenn- und Schachtholz, leichter transportiert werden konnten, wurden Floß- gräben angelegt. So bedurfte das ſilbergrubenreiche Annaberg viel Schachtholz. Der zwei Stunden lange Floßgraben vom Bärenſtein abwärts bis oberhalb Annaberg wurde in den Jahren 1564–66 durch den Ratsherrn und Mark ſcheider Georg Öhler in Annaberg geſchaffen. Seit vielen Jahren jedoch liegt dieſer vormals mit Pöhlawaſſer geſpeiſte Graben unbenutzt.

Auch den Bergbau ſuchte der Kurfürſt zu heben, ſowie den Straßenbau und das Poſtweſen zu fördern. Gerade in dieſer Beziehung gab es im oberen

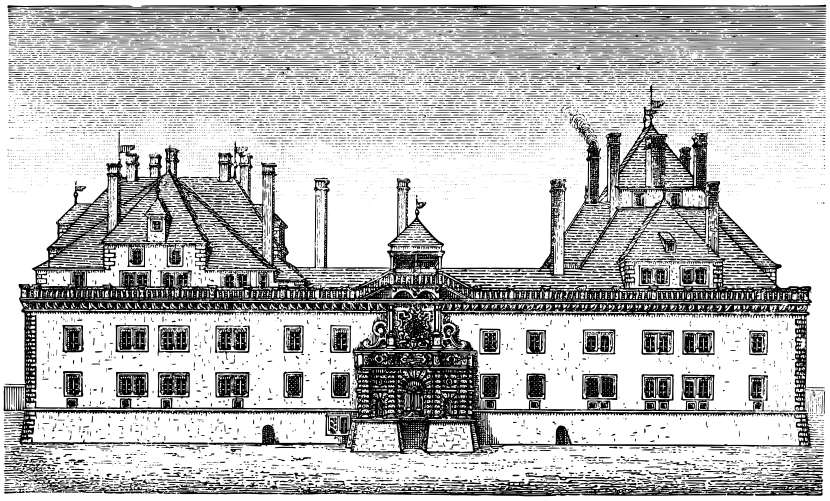

Abbildung 19.2: Die Auguſtusburg in ihrer früheren Geſtalt.

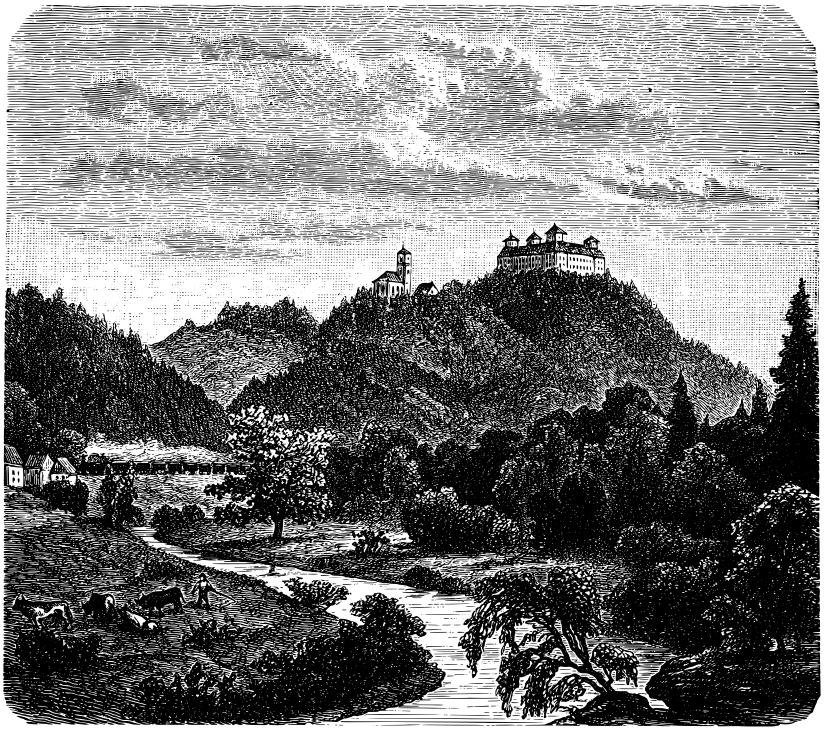

Abbildung 19.3: Die Auguſtusburg in der Gegenwart. (Aus Graſers Zſchopauthal-Album.)

7

98

Erzgebirge viel zu thun, und noch Jahrhunderte dauerte es, bis dasſelbe von einem genügenden Landſtraßennetz durchzogen wurde. So wird erzählt, daß der Kaiſer Peter von Rußland, ſpäter der Große genannt, von Annaberg aufbrach, um nach Karlsbad zu reiſen, aber ſchon nach zwei reichlichen Wegſtunden in Crottendorf übernachten mußte, weil auf den tiefausgefahrenen Hohl- und Wald wegen nicht ſchneller und weiter fortzukommen war.

Große Sparſamkeit in kleinen und gewöhnlichen Dingen erlaubte dem Kur fürſten, welcher wegen der in ſeinen Landen fündig gewurdenen Silbererze als der reichſte Herr im Deutſchen Reiche galt, ab und zu eine großartige Ausgabe. So ließ er durch tauſend Maurer und Zimmerleute nebſt hundert Handlangern, welche vier Sommer arbeiteten, auf dem Schellenberge ein neues Schloß aufführen, das er „die Auguſtusburg“ nannte. Vier gerade nach den vier Himmelsgegenden gelegene Häuſer mit großen Zwiſchenbauten bilden ein ſtattliches Schloß mit fünf Sälen, hundertfünfzig Zimmern und Kammern und fünfundzwanzig Kellern.

Auf dem Schlachtfelde bei Mühlberg, wo Auguſt mit ſeinem Bruder die Kurwürde erkämpft hatte, baute er ein anderes Schloß und nannte es nach ſeiner Gemahlin „die Annaburg“.

Den Königstein ließ er befestigen und daselbst den 187 Meter tiefen „Augustusbrunnen“ graben. Auch in Dresden wurden die Befestigungen er weitert, dazu das Moritzdenkmal errichtet und die Annenkirche erbaut. Das Jagdschloß Moritzburg wurde vollendet und im Dome zu Freiberg ein kunst reiches Marmordenkmal für Moritz gesetzt.

Kurfürst August war ein gelehrter Mann, der lateinisch verstand, auch fran zösisch sprach und die Bücher so lieb hatte, daß er zu sagen pflegte: „Dergleichen Schachte und Stolln sind mir lieber denn alle Erzminen zu Freiberg und Wolken stein.“ Im 47. Jahre seines Alters fing er an, die lateinische Sprache mit vieler Mühe von neuem zu lernen. Um die Bibel in der Grundsprache lesen zu können, trieb er noch in seinen alten Tagen Hebräisch. In jedem Jahre las er die ganze Bibel einmal durch.

Auch die Wissenschaften suchte Vater August zu heben. Den beiden Landesuniversitäten, Leipzig und Wittenberg, wandte er Geldmittel zu. Er gründete das Gymnasium zum heiligen Kreuz in Dresden, die hernach so berühmt gewordene Kreuzschule, welche u. a. Theodor Körner besucht hat. [1] Auch für die Volksschulen sorgte der Kurfürst, wo und wie er konnte.

Vater August begründete die Bibliothek zu Dresden und die „Kunst kammer“, durch welche der Anfang zu den berühmten Dresdner Museen ge macht wurde.

Wenn der Kurfürst Beamte anstellte, so ging er klug und umsichtig vor; nur tüchtige Leute wurden ausgewählt. Sein Sprichwort war: „Man muß die Ämter mit Leuten und nicht die Leute mit Ämtern versehen!“

Die Liebhabereien und Erholungen Vater Augusts waren edler Art; im Lenz und Sommer pflegte er den Garten, im Herbst die Jagd und im Winter

99

die Musik und Handarbeit, namentlich das Drechseln. Zu den Schützenfesten der Bürger reiste er gern. Den Schützengilden verlieh er Böller und Kanonen als Aus zeichnung. Überhaupt nahm er an den Freuden und Leiden seiner Landeskinder gern teil; er und seine Gemahlin ließen sich oft als Taufpaten wählen und stat teten Brautleute reichlich aus.

So war er ein trefflicher Landesvater. Sollte er nicht auch ein trefflicher Gatte und Familienvater gewesen sein? Volle 37 Jahre stand ihm die Kurfürstin Anna in Liebe und Treue zur Seite; ja, in diesem langen Eheleben war sie nur wenige Wochen von ihm entfernt. Sie begleitete ihn auf Reisen zu Reichs- und Kurfürstentagen, an auswärtige Höfe, ja selbst auf Jagdzüge. Sie besuchte an seiner Seite den Landwirt, den Bienenzüchter, den Obst- und Weinbauer, den Handwerksmann und den Künstler. Aufs treulichste wachte sie über ihre Kinder, 9 Prinzen und 6 Prin zessinnen, von denen aber nur vier die Eltern über lebten. In der Kapelle des Augustusburger Schlosses wird ein Altar bild gezeigt, gemalt von dem jüngeren Cranach, welches den am Kreuz er höhten Christus und dar unter zu beiden Seiten den Kurfürsten mit den Prinzen und die Kur fürstin mit den Prinzessinnen in betender Hal tung darstellt.

Anna war das Muster einer Haus frau. Auf dem Ostra vorwerke stellte sie die Mägde an und hielt auf Ordnung und Sittsamkeit. In aller Frühe erschien sie täglich in der Gutswirtschaft, untersuchte den Stall, prüfte die Molkerei und ordnete den Verkauf für den Markt an. Sie schämte sich nicht, ihre Tafelbutter selbst zu rühren, ihrem Gemahl die feine Wäsche selbst zu waschen und zu plätten. Den Schlüssel zu ihrem eigenen Wäschevorrat führte sie stets bei sich. Sie hielt es mit Luthers Ausspruch:

[1] Die Gründung der Kreuzschule als Stadtschule ist viel älteren Datums.

„Der Mann muß ſelber ſein der Knecht, Will er im Hauſe ſchaffen recht; Die Frau muß ſelber ſein die Mad, Soll ſie im Hauſe ſchaffen Rat. Geſinde nimmerhin bedenkt, Was Nutz und Schad dem Hauſe brengt!“



Abbildung 19.4: Mutter Anna.

100

Wie Anna ſelbſt die Spindel und die Nadel fleißig handhabte, ſo hielt ſie auch ihre Hoffräulein zu ſolch löblicher Beſchäftigung an. Außerdem war Mutter Anna eine Freundin und Wohlthäterin aller Armen. Sie ſuchte Arzneikräuter und bereitete Heilmittel in der von ihr gegründeten Hofapotheke zu Dresden, ſo daß ihr bei ihrem Tode die Bedrängten nachrühmtem, ſie hätten mit der Mutter Anna „einen Beutel, eine Apotheke, eine Küche, und eine Ver ſorgung“ gehabt.

Wieviel Anna bei ihrem Gemahl galt, geht aus folgendem Geſchichtchen hervor. Der Kurfürſt hatte einen hochgeſtellten Mann ins Gefängnis ſetzen laſſen. Die Frau des Gefangenen bat für ihren Mann zu wiederholten Malen, ſogar durch einen Fußfall vor dem Kurfürſten. Da ſie damit nichts erreichte, ſuchte ſie die Fürſprache des Hofpredigers Nikolaus Selneker nach. Der Hof prediger hielt dem Kurfürſten vor, wenn Gott mit uns ſo ſtrenge verfahren wollte, ſo würde kein Menſch in den Himmel kommen. Vater Auguſt erwiderte, ein weniger gütiger Fürſt hätte den Beamten ans Kreuz ſchlagen laſſen. Da über nahm es Anna, für den Gefangengehaltenen zu bitten. Sie ſah ihren Gemahl mit Wehmut an und ſprach: „Ach, mein Herr!“ Da kehrte Milde in das Herz des geſtrengen Kurfürſten ein, und er gab den Gefangenen frei.

Im Jahre 1585 wütete die Peſt in Dresden. Der Kurfürſt war, leicht erkrankt, auf Anraten ſeiner Ärzte im

Schlosse zu Colditz. Mutter Anna zeigte viel Geschäftigkeit in der Bereitung von Medikamenten. Da erkrankte sie selbst, ordnete noch ein Kirchengebet für sich an und erlag als ein Opfer der Pest am 1. Oktober.

Nur vier Monate später folgte ihr der Kurfürst im Tode nach. Beide Gatten, sind im Dome zu Freiberg beigesetzt. Ihr Gedächtnis bleibt in Segen.

Dr.. Richard Mauke.

Kapitel 20

Ein Muſikfeſt in Dresden im Jahre 1615.

Der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen veranſtaltete am 13. Juli 1615 in ſeiner Reſidenz Dresden ein Konzert, das in der Geſchichte der Muſik ſeines gleichen nicht hat. Das Konzert ſtellte eigentlich ein Oratorium vor, in dem die Geſchichte des Holofernes abgehandelt wurde. Den Text hatte ein gewiſſer Matheſius Pflaumenkern verfertigt, die Muſik aber war von dem Hofkantor Hilarius Grundmaus. Nachdem letzterer ſeinem Herrn, dem Kurfürſten, ſeinen Plan zu dieſer großen Muſikaufführung vorgelegt hatte, erhielt er nicht nur die gnädige Erlaubnis dazu, ſondern auch ein Geſchenk von „fünf Fäßlein Bier“ aus der Hofkellerei, mit dem Bedeuten, daß er etwas Außerordentliches aufführen ſolle, der Kurfürſt wolle alle Koſten tragen. Dieſem Befehle gemäß wurden alle Muſiker in Deutſchland, Frankreich, Polen und Italien eingeladen, ſich mit ihren Geſellen bei dem großen Muſikfeſte in Dresden zu beteiligen.

Am Tage Syrilli, den 9. Juli 1615, fanden ſich denn auch 576 Inſtru mentiſten und, ohne die anweſenden Chorſchüler, 915 Sänger an dem Orte ihrer

101

Beſtimmung ein. Die erſteren brachten nicht nur die gewöhnlichen, ſondern auch viele ſeltſame, noch nie geſehene Inſtrumente mit. Inſonderheit führte ein ge wiſſer Rapotzky aus Krakau in Polen eine „gräuliche“ Baßgeige mit ſich, die auf einen Wagen gepackt war, den acht Mauleſel zogen, und welche ſieben Ellen hoch war. An derſelben war künſtlich ein Leiterchen angebracht, auf welchem Rapotzky nach Gelegenheit der hohen und niederen Töne, um ſelbige dem Ungeheuer abzu gewinnen, mit dem Bogen auf- und niederſprang. Die Rolle des Holofernes zu ſingen, hatte ein Studioſus, Namens Rümpler, aus Wittenberg übernommen. Dieſer hatte die Begünſtigung erhalten, ſeine ungeheuere Baßſtimme durch be liebiges Biertrinken im Gaſthofe, ohne Bezahlung zu leiſten, noch mehr zu ſtärken.

An dem beſtimmten Tage wurde das Konzert aufgeführt und zwar „hinter dem Finkenbüſchlein“, um einen Hügel herum, nachdem die nötigen Gerüſte und Erhöhungen für den Hof, die Zuſchauer und die Muſiker hergeſtellt waren. Aus Beſorgnis, daß die ungeheuer ſtarke Baßgeige des Rapotzky doch vielleicht gegen die Menge der anderen Inſtrumente nicht durchdringend genug ſein möchte, ließ der Kantor Grundmaus um die auf dem Hügel ſtehende Windmühle von einem Flügel zum andern ein ſtarkes Schiffstau ſpannen, das gleichſam den Kontrabaß

abgeben ſollte und mit einer Schrotſäge geriſſen wurde. An der Seite des Halb kreiſes ſtand eine große Orgel, welche der Pater Serapion mit Fäuſten ſchlug. Anſtatt der Pauken waren kupferne Braubottiche zu den Chören des Stückes zu recht gemacht, und weil dieſe dem Kantor Grundmaus noch zu ſchwach zu ſein ſchienen, ſo befahl der Kurfürſt, zur Verſtärkung des Paukenſchalles etliche Kar taunen herbeizuſchaffen, die gehörig geſtimmt und bei der Aufführung ſelbſt vom Oberhofkanonier gelöſt wurden.

Die Aufführung dieſer gewaltigen Muſik gelang über alle Maßen wohl und erregte die höchſte Bewunderung aller Anweſenden. Unter den Sängern zeichnete ſich beſonders die berühmte Donna Bigazzi aus Mailand aus, welche mit ſolcher Anſtrengung und Stärke einen Triller ſchlug, daß ſie den dritten Tag darauf ſtarb. Der zur damaligen Zeit berühmteſte Violinſpieler Giovanni Scioppio aus Cremona trug einige ſchwere Stücke in größter Vollkommenheit vor, indem er die Violine hinter ſich auf dem Rücken ſpielte. Der genannte Student Rümpler ſang unter Begleitung der großen Krakauer ſieben Ellen hohen Baßgeige eine Baßarie mit ſolcher Stärke, daß alles erzitterte. Das Ganze beſchloß eine Doppelfuge, wobei die ſingenden Chöre in vollem Ernſte gegeneinander in Thätlichkeiten ge raten, indem diejenigen, welche die fliehenden Affyrer vorſtellten, von den loſen Chorſchülern, den ſiegenden Israeliten, mit unreifem Obſte und Erdklößen geworfen wurden, worüber der Kurfürſt ſo lachte, daß er – „ſich das Bäuchlein halten mußte“. Die geworfenen Affyrer (die fremden Sänger) konnten nur mit Mühe abgehalten werden, ihren Feinden Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wodurch das Schau- und Hörſpiel beinahe blutig geendet hätte. — Der Hofkantor erhielt außer dem ſchon erwähnten Geſchenk von „fünf Fäßlein Bier“ eine Belohnung von einem Fäßchen Ungarwein und 50 Meißner Gülden.

B. Schlegel.

102

Kapitel 21

Der Fürſtenborn in Klotzſche.

Das Dorf Klotzſche iſt unzweifelhaft von den Sorben-Wenden gegründet worden. Sein Name iſt wendiſch und bedeutet „ein neues Ackerfeld im Wald boden“. Die heidniſchen Wenden verehrten ihre Götter wahrſcheinlich bei den nahen Oltersſteinen und Olterteichen. Dort hat man auch Grabſtätten der Wenden mit vielen Urnen gefunden. Die Oltersſteine nebſt andern „erratiſchen Blöcken“ ſind Fremdlinge aus Schweden und Norwegen, welche durch mächtige Waſſerfluten mit großen Eisſchollen hierher geführt worden ſind. Wegen der räuberiſchen Einfälle der heidniſchen Wenden in das chriſtliche Deutſchland überwand ſie Kaiſer Heinrich I. In dem eroberten Lande gründete er eine Markgrafſchaft und eine Burg, Meißen, und übergab ſie einem Markgrafen. Dieſer und der Biſchof von Meißen ſorgten dafür, daß die heidniſchen Wenden zum Chriſtentume bekehrt wurden. Damals ward auch das heidniſche Dorf Klotzſche ein chriſtliches Dorf. Weil es aber noch klein war, konnte es keine ſelbſtändige Kirchengemeinde bilden, ſondern ward nach Dresden eingepfarrt. Der Weg, auf dem die dama ligen Einwohner von Klotzſche nach Dresden in die Kirche gingen, heißt noch jetzt „der Kirchſteg“. Der Kirchweg nach Dresden aber war beſchwerlich, da er durch einen großen Wald führte, der bis zum jetzigen Albertplatze in Dresden reichte. Weil nun die Kirchleute öfter von Räubern und wilden Tieren beunruhigt wurden, ſo entſtand bei ihnen der Wunſch, eine Kirche im Orte zu haben. Die Bewohner von Klotzſche wendeten ſich daher an den Biſchof von Meißen mit der Bitte, eine eigene Kirche bauen und einen eigenen Geiſtlichen halten zu dürfen. Der Biſchof Wittige II. genehmigte dies denn auch in einer lateiniſchen Urkunde, welche den 19. September 1321 ausgefertigt worden iſt. Es ward hierauf eine Kirche auf der Anhöhe erbaut, welche jetzt der „Kirchberg“ heißt, und dabei ein neuer Gottesacker angelegt. Man erzählt, daß damals das Weihwaſſer aus einem beſonderen Brunnen, ſpäter „Fürſtenborn“ genannt, geholt worden ſei. Als Heinrich der Fromme 1539 die Reformation im albertiniſchen Sachſen einführte, fand ſie jedenfalls auch in Klotzſche Annahme. Das Waſſer des Brunnens diente jetzt nicht mehr gottesdienſtlichen Zwecken, wohl aber erhielt es eine beſondere Bedeutung durch den Umſtand, daß einſt bei fürſtlicher Jagd der hohe Jagdherr und ſein Gefolge aus dem Brunnen ihren Durſt ſtillten. Seit dieſer Zeit führt der Brunnen den Namen „Fürſtenborn“.

Der anfangs dieſes Jahrhunderts in Klotzſche amtierende Pfarrer Chriſtoph Heinrich Jenichen hat den Fürſtenborn in folgenden Verſen beſungen:

„Am Hange des Hügellands rinnet ein Quell, Verborgen und ſtill wie Kryſtalle ſo hell. Er rann ſchon in graueſten Zeiten. Da ſchwieg noch das Leben, da ſtand noch kein Haus, Es ragte der Wald zu den Wolken

hinaus, Und Hirsche durchstreiften die Heiden.

Sie flogen heran mit gehobnem Geweih Und tranken im Brunnen und walteten frei, Gesichert vor Wurfspieß und Bogen.

103

Sie grasten im Thale, dem Bächlein entlang, Das tränkte mit perlendem Taue den Hang, Von Osten nach Westen gezogen.

Jahrtausende hingen mit ernstem Gesicht Schon über des Quelles hellblinkendem Licht, Und thatenlos flohen die Tage; Da baute der sorgliche Sorbe sich an, Er schöpfte den Quell und erlabte sich dran.

Jahrhunderte rollten nun wieder vorbei, Der gute, der böse Gott heerschten noch frei, Die Götter, sie liebten die Quelle; Und Priester, sie wiesen mit dräuender Hand Den sorbischen Mann, der bewohnte das Land, Hinauf zu der ewigen Zelle.

Doch lichter und lichter erhellt sich die Welt, Das Kreuz des Erlösers erringet das Feld, Von Süden nach Norden getragen. Nun stärkt sich der Glaube, nun weiht sich der Quell Zum heiligen Wasser der Wunderkapell'; Die Sündigen dürfen nicht zagen.

Und höher und höher steigt wieder das Licht, Bis endlich das innerste Dunkel sich bricht Im Glanze der leuchtenden Tage; Und hell wie der Silberglanz strahlet das Wort, Es leitet die Seelen zum himmlischen Port, Wo fern ist die irdische Klage.

Da war es, da rief zu dem heimischen Born Der fröhlichen Jagden fernhallendes Horn Den dürstenden Fürsten des Landes. Er sprengte heran auf stattlichem Roß, Ihm nach der gewaltige, schmetternde Troß, Und schöpfte, trotz Sternes und Bandes.

Umwölbt mir, gebot er, den rinnenden Quell, Er mundet so lieblich, er blinket so hell, Er trage den Namen der Fürsten Und labe mein Volk, wenn der Sonnenball steigt Und alles im brennenden Strahle sich neigt, Erquicke die Pilger, die dürsten.

Gott segne den Fürsten, der solches Wort sprach, Der Blüten vom Bäumchen der Menschenhuld brach Und freundlich den Seinen sie reichte. Ihm wehe die Palme des Himmlischen mild, Und nimmer ersterbe sein liebendes Bild, Ob längst schon die Waldung erbleichte!"

H. G. Fischer

104

Kapitel 22

Das Steinkreuz bei Klotzſche.

Im Jahre 1401 ward auf dem Rathauſe zu Dresden ein Adelstanz ge halten, bei welchem ſich zwei mächtige Ritter arg veruneinigten. Der Ritter Rudolf von Körbitz hatte dem Burggrafen Jeſchke von Dohna während des Tanzes ein Bein geſtellt, worauf dieſer jenem eine Ohrfeige gab. Es entſtand nun eine blutige Fehde, welche bis in das nächſte Jahr währte. Der Burggraf von Dohna und ſeine Vettern Johne und Heide machten durch Raub und Mord die Gegend von Dresden bis zur böhmiſchen Grenze unſicher. Der Markgraf von Meißen mußte endlich die Feinde Derer von Dohna unterſtützen, um Ruhe zu ſchaffen. Man beſchloß, die Grafen von Dohna aus ihren Stammſitzen zu vertreiben und die Burg Dohna zu zerſtören, was auch den 19. Juni 1402 geſchah. Johne und Heide fielen im Kampfe. Der Burggraf von Dohna floh erſt nach Weeſen ſtein, dann nach Königſtein und endlich nach Ungarn, wo er in der Stadt Ofen als Ruheſtörer enthauptet ward.

Schon früher, als der Burggraf vermuten konnte, daß ſeine Burg erobert werden könnte, war er auf die Rettung ſeiner beiden Kinder, Wentzſch und Mar garete, bedacht Er übergab dieſelben einem treuen Diener und tapferen Kriegs mann, Jonas Daniel, damit er dieſelben in Begleitung von vier Knappen nach Königsbrück zur befreundeten Adelsfamilie von Waldow bringen möge. Jonas Daniel kannte die Wege dahin genau. Die fünf Reiter kamen mit den Kindern des Nachts glücklich bis in die Nähe von Klotzſche bei Dresden. Als ſie aber einen Kreuzweg im Walde überſchreiten wollten, wurden ſie plötzlich von einer ſtreifenden Reiterſchar angefallen, welche auf der Lauer geſtanden zu haben ſchien. Wahrſcheinlich waren es Abgeſandte des Ritters von Körbitz. Der treue Jonas war nur auf die Rettung der ihm anvertrauten Kinder bedacht. Er übergab ſie einem ſeiner Genoſſen und hieß ihn dieſelben eilig nach Königsbrück bringen. Er ſelbſt aber warf ſich mit den andern Begleitern ſofort den Angreifern kämpfend entgegen, um ſie von der Verfolgung der Kinder abzuhalten. Der abgeſandte Reiter kam mit den Kindern glücklich bis Königsbrück und übergab ſie dem Bal thaſar von Waldow, dem Beſitzer des daſigen Schloſſes. Als dieſer und ſein eben anweſender Gaſt, Hans von Polenz, den Bericht des Knappen hörten, machten ſie ſich mit ihren Reitersknechten ſofort auf, um den Dohnaiſchen Reitern beizuſtehen und ſie womöglich zu retten. Leider kamen ſie erſt am Morgen auf dem That orte an. Hier fanden ſie die drei Begleiter des alten Jonas ſchwer verwundet, ihn ſelbſt aber tot. Die feindlichen Reiter waren davongeeilt.

Zur Erinnerung hieran und beſonders zum Gedächtnis des treuen Dieners, der in Gehorſam gegen ſeinen Herrn und in Fürſorge für die ihm anvertrauten Kinder das Leben aufgeopfert hatte, ward ſpäter an jenem Orte ein

Kreuz errichtet, das jetzt noch zu sehen ist. Dasselbe ist aus Sandstein gehauen und hat die Höhe von etwa 1 Meter. Seine Inschrift: Fin(is) Milit(is) Jhonas Dan(iel) will sagen, daß hier der Soldat Jonas Daniel sein Lebensende gefunden habe.

So möge denn das einfache Kreuz aus Sandstein, überschattet von hohen Nadelbäumen und umwachsen von Moos und Waldgras, noch viele Jahrhunderte

105

nach der belebten Straße hinüberschauen, um den nach der volkreichen Haupt stadt eilenden Wanderern zu erzählen, daß das Gedächtnis des Gerechten in Segen bleibt.

H. G. Fischer.

Kapitel 23

Pirnaiſches Elend.

A. Die Schwedennot im Jahre 1639.

In den erſten Zeiten des furchtbaren dreißigjährigen Krieges wurde die Stadt Pirna wenig in Mitleidenſchaft gezogen. Wohl waren öfters arme evangeliſche Auswanderer aus Böhmen, Steiermark und Öſterreich, welche ihrer Religion wegen die Heimat verlaſſen mußten, gekommen und hatten unterſtützt werden müſſen, wohl hatte die Stadt auch mehrfach Beſatzungen und durchziehende Truppen zu verpflegen gehabt, wohl auch mehrmals Lieferungen an Lebensmitteln und Kriegsbedarf in die kurfürſtlich ſächſiſchen Feldlager leiſten und zu der im Lande erhobenen Kriegsſteuer, der ſogenannten Soldatenſteuer, erheblich beitragen müſſen, wohl hatten auch kaiſerliche Streifcorps die Stadt berührt und in den Vorſtädten und der Umgebung gehauſt; immerhin waren die eigentlichen Schrecken des Krieges den Bewohnern erſpart geblieben. Doch ſollte es nach 1635 anders werden. Der Kurfürſt Johann Georg I. hatte, nachdem am 24. November 1634 zu Pirna die Bedingungen feſtgeſetzt worden waren, am 30. Mai 1635 zu Prag mit dem Kaiſer Frieden geſchloſſen und ſich von dem bisher mit den Schweden eingegangenen Bündniſſe losgeſagt. Zwar war ihm dadurch ein bedeutender Zu wachs an Land geworden, denn er erhielt das bisher als Pfand innegehabte Markgrafentum der Ober- und Niederlauſitz erbeigentümlich; aber er zog ſich auch dadurch die erbittertſte Feindſchaft der Schweden zu, unter welcher ſein armes Land in der Folge furchtbar zu leiden hatte.

Im Prager Frieden hatte ſich Johann Georg I. auch verpflichtet, zur Ver treibung der Schweden aus Deutſchland mitzuwirken. Noch im Jahre 1635 war er deshalb mit einem ſtarken Heere ins Magdeburgiſche Gebiet eingerückt und hatte dasſelbe bald von den Schweden geſäubert. Doch wurde er im ſelben Jahre zweimal von den Schweden geſchlagen und erlitt auch, trotzdem er ſich mit dem öſterreichiſchen General Hatzfeld verbunden hatte, 1636 bei Wittſtock und 1637 bei Eilenburg durch den ſchwediſchen General Baner ſchwere Niederlagen. Baner rückte bis Leipzig vor, konnte dasſelbe zwar nicht einnehmen, ließ aber dafür die Umgebung meilenweit verwüſten. Die Jahrbücher der Städte Wurzen, Leisnig, Colditz, Grimma, Strehla, Meißen u. a. m. wiſſen davon zu erzählen. 1638 hatte Bauer die Kaiſerlichen nach Schleſien und Böhmen gedrängt, die Städte Zwickau und Chemnitz beſetzt und war zur Belagerung von Freiberg verſchritten.

Wohl war Freiberg durch kaiſerliche und kurfürſtliche Truppen entſetzt worden, und es hatten die Schweden weichen müſſen; am 4. April 1639 aber wurden die Verbündeten im unglücklichen Treffen bei Chemnitz völlig

geschlagen. Da sie sich hierauf nach Böhmen zurückzogen, so war Sachsen nunmehr gänzlich schutzlos. Bauer rückte am 10. April mit seinem Heere abermals vor Freiberg.

106

Wacker verteidigten die Freiberger die alte Bergstadt, und die Schweden konnten nichts ausrichten. Am 15. April hob Baner die Belagerung auf und zog mit seinem Heere der Elbe zu, um nach Böhmen vorzudringen. Daß er auf diesem Zuge sich des wichtigen Ortes Pirna und seines festen Schlosses zu bemächtigen suchen würde, lag klar auf der Hand. Deshalb hatte der Kurfürst den Oberbefehl über Stadt und Schloß einem sehr tüchtigen Manne anvertraut, dem Oberst lieutenant der Artillerie, Johann Siegmund von Liebenau. Derselbe hatte alles gethan, was in seiner Macht stand, um die Verteidigungsfähigkeit der beiden ihm anvertrauten Posten zu erhöhen und dem zu erwartenden Angriffe die Spitze zu bieten.

Am 16. April — es war ein Osterdienstag — langte die unselige Nach richt an, daß das feindliche Heer im Anzuge gegen Pirna sei. Trotzdem ging man zur Kirche, um, wie es damals noch üblich war, den dritten Feiertag zu feiern. Da (es war morgens 8 Uhr, eben hatte der Superintendent Reichhardt die Predigt begonnen) drang Kanonendonner in die feierliche Stille des Gotteshauses. Der Kommandant Liebenau zeigte dadurch der Bürgerschaft das Nahen des Banerschen Heeres an. Jäh wurde die heilige Handlung unterbrochen. Alles eilte aus der Kirche nach Hause; galt es doch kräftigen Widerstand zu leisten, da die Stadt nur auf ihre Bürger und eine schwache Besatzung angewiesen war. Um den Schweden möglichst erfolgreich entgegentreten zu können, ließ der Kom mandant die Häuser in den Vorstädten auf 50 Schuh im Umkreise vom Stadt graben niederbrennen. Mehrere hundert Häuser gingen dadurch zu Grunde. Sofort nach ihrer Ankunft trafen die Schweden die Vorbereitungen zu einer regelrechten Belagerung. Stadt und Schloß wurden von allen Seiten eingeschlossen, Schanzen aufgeworfen, Laufgräben gezogen, Minen gegraben. Tag und Nacht wurde gearbeitet. Die Feinde ließen sich auch durch das heftige Feuer nicht stören, welches vom Schlosse, von den Mauern und Türmen auf sie eröffnet wurde.

Am 23. April war Baner mit seinen Arbeiten so weit vorgeschritten, daß er den Sturm beginnen konnte. Von früh 8 Uhr an ließ er die Stadt aufs heftigste beschießen. Nachdem eine Aufforderung zur Übergabe von Liebenau abschläglich beschieden worden war, wurde am Dohnaischen Thore Bresche geschossen. Baner ließ Minen springen und die Gräben mit Faschinen (Holzbündel) füllen. Mit tags 12 Uhr befahl er, Sturm zu blasen. Der Kampf war ein kurzer. Die geringe Besatzung und die wenigen bewaffneten Bürger — die meisten Bürger waten beim Brescheschießen davongelaufen – waren der großen Anzahl der An greifer nicht gewachsen. Bald drangen die Schweden in die Stadt. Der Kom mandant Liebenau, einsehend, daß er dieselben nicht mehr aus der Stadt vertreiben könne, zog sich mit seinen Soldaten auf den Sonnenstein zurück und überließ das unglückliche Pirna seinem Schicksale. Entmutigt durch den Abzug Liebenaus, ver ließen auch die Bürger ihre Posten und flohen in ihre Häuser. Unaufgehalten drangen die Schweden überall vor, und die Straßen der Stadt wurden nun der Schauplatz der schrecklichsten Scenen. Wer sich sehen ließ, wurde ohne Gnade niedergehauen, erstochen, erschossen oder totgeschlagen. In kurzer Zeit verloren über 300 Bürger ihr Leben. Stellenweise lagen die Toten so dicht, daß eine An

107

zahl angesehener Männer, welche man gefangen wegführte, über dieselben hinweg schreiten mußte.

Übertroffen wurde die Mordlust der Schweden noch von ihrer Raubgier. Alle Häuser wurden gestürmt, die unglücklichen Bewohner durch scheußliche Mar tern und Greuelthaten zur Herausgabe von Geld und Gut

gezwungen, alle bewegliche Habe, als Geräte, Getreide, Vieh, Eßwaren, Getränke u.ſ.w., wurde geraubt. Wer fliehen wollte, wurde erbarmungslos totgeſchlagen, keines Alters, Geſchlechtes und Standes wurde geſchont. Mehrere hundert Menſchen hatten ſich in die Hauptkirche und deren Sakriſtei geflüchtet; aber auch das Heiligtum bot keine Sicherheit. Die entmenſchten Barbaren drangen auch hier ein, raubten alles, was ſie vorfanden, und verübten die ſcheußlichſten Grauſamkeiten, ſchoſſen auf die wehrloſen Flüchtlinge, verwundeten viele und töteten ſogar zwei Bürger am Altare. Auch in das Rathaus ſtürmten die wilden Horden; die alten Urkunden, Kaufbücher, Rechnungen und andere wertvolle Schriften, darunter auch die Handſchrift des Pirnaer Mönchs — eine ſehr wertvolle geſchichtliche Darſtellung — riß man aus den Schränken und warf ſie zu den Fenſtern hinaus. Schon begannen die Soldaten die Lagerfeuer auf dem Markte damit zu nähren und Patronen daraus zu fertigen, als der Bürgermeiſter Werner ſich an Baner wandte und die Erlaubnis erhielt, zu retten und ins Rathaus zurückzubringen, was zu retten war. Viele wertvolle Urkunden waren aber bereits vernichtet.

Die Plünderung und die Gewaltthätigkeiten der Schweden dauerten bis zum 25. April fort; kein Winkel, kein Loch blieb undurchſucht, ſogar die Keller wurden aufgegraben. Endlich, nachdem der Rat ſich in einem demütigen Schreiben an Bauer gewandt hatte, erteilte derſelbe am 26. den Bewohnern einen Schutzbrief; aber es war alles ausgeplündert, und es mangelte an der nötigen Nahrung. Über 400 Bürger und Einwohner verließen deshalb Haus und Hof, wanderten aus und ſuchten an anderen Orten ihr Fortkommen. Einer größeren Anzahl war es vorher gelungen, aus der Stadt zu fliehen und ſich gleich anderen Be wohnern der Umgegend in den ſchwer zugänglichen Felsklüften der ſächſiſchen Schweiz zu verbergen. Die Schwedenlöcher, der Kuhſtall u.a. erinnern noch heute daran. Traurig ſah es aber in Pirna aus. Die Leichen der Erſchlagenen blieben 8 Tage lang unbegraben auf den Gaſſen liegen; endlich wurden 200 auf dem Kloſterkirchhofe und ebenſo viele auf dem Stadtkirchhofe beerdigt. Särge zur Be erdigung fehlten faſt gänzlich, und die Leichen wurden deshalb ſchichtenweiſe in Gruben neben- und übereinander gebettet. Viele Einwohner lagen ſchwerverwundet darnieder, und eine große Zahl erlag den Verwundungen. In einem vom Rate zu Pirna 1639 abgeſandten Berichte über die Vorgänge bei der Einnahme Pirnas durch die Schweden wird der geſamte Verluſt Pirnas an Toten auf „600, die teils niedergehauen, teils geſtorben ſind," angegeben.

Die Schweden ſetzten ſich nun in der Stadt ernſtlich feſt und ſuchten auch das Schloß Sonnenſtein in ihre Gewalt zu bringen. Sie glaubten, daß ihnen dies keine großen Schwierigkeiten bereiten würde; aber ſie hatten ſich hierin ſehr getäuſcht. Liebenau war ein äußerſt tüchtiger Kommandant und ſchlug alle An griffe aufs tapferſte ab. Freilich litt Pirna ſehr darunter. Durch das heftige

Feuer, welches die Beſatzung herabſandte, fand mancher Bewohner ſeinen Tod, und vieles Eigentum wurde vernichtet. Als Baner die Unmöglichkeit einſah, das feſte Schloß einzunehmen, wandte er ſich mit ſeiner Hauptmacht nach Böhmen, ließ aber eine ſtarke Beſatzung in der Stadt. Dieſe Beſatzung mußten die Bürger beherbergen und verpflegen; ſo wurden z. B. anfangs für die Offiziere allein wöchentlich 1500 Reichsthaler gefordert. Als die Bürger dieſe Steuer nicht be ſchaffen konnten, begnügte man ſich mit der Verpflegung durch die Wirte; zur Verpflegung des Kommandanten der Schweden mußte jedoch der Rat wöchentlich 100 Reichsthaler aufbringen.

Aber nicht genug, daß der Feind der armen übriggebliebenen Bürgerſchaft dieſe ſchweren Laſten aufbürdete, auch das Plündern und Erpreſſen wurde fort geſetzt. Faſt täglich wurden die Häuſer durchſucht; was gefunden wurde, wurde weggenommen, es half kein Bitten, kein Flehen, auch der erteilte Schatzbrief nicht. Wiederholt ſuchte der ſächſiſche Kurfürſt ſich der Stadt wieder zu bemächtigen oder wenigſtens das Schloß zu verproviantieren

und Mannſchaften hineinzuwerfen; das letztere gelang, das erſtere aber nicht, denn auch die Schweden zogen fort während neue Mannſchaften herbei. Der Mangel an Lebensmitteln wurde da durch ein ſo großer, daß man in der Stadt keinen Biſſen Brot bekommen konnte und bald furchtbare Hungersnot herrſchte. Viele Perſonen, meiſt Frauen, wurden daher aus der Stadt gewieſen. Meilenweit ritten und liefen die Soldaten auf den Dörfern und in den Städten umher und raubten und brandſchatzten, ſoviel ſie konnten. Wehe der Ortſchaft, welche nicht lieferte! So wurde die ganze Gegend bis nach Sebnitz, Radeberg, Geiſing ausgeſogen. Vieh z. B. war nir gends mehr zu finden, alles hatten die Schweden zuſammengetrieben.

Tauſende von Dorf- und Stadtbewohnern waren infolge der furchtbaren Bedrückungen aus ihrer Heimat ge- flohen und hatten ſich unter den Schutz der Feſtung Königſtein begeben. Seit Oſtern hatten die meiſten von ihnen unter freiem Himmel gelegen, es waren deshalb Krankheiten aller Art unter ihnen aus gebrochen; dazu kam, daß nun auch Hunger eintrat. Vom 29. Auguſt an wurde in den Kirchen Dresdens für die unter dem Königſtein lagernden Bauern öffent lich Fürbitte gehalten. In dieſe Fürbitte wurden auch die armen Pirnaer eingeſchloſſen, denen es beſonders in der letzten Zeit der Schloßbelagerung ganz traurig erging. Nicht genug, daß die unglücklichen Bewohner ihr Hab und Gut hergeben mußten, ſie mußten auch die ſchwerſten Arbeiten verrichten. Männer, Weiber und Kinder wurden gezwungen, Schanzen aufzuwerfen, Gräben anzulegen, Waſſer zu pumpen, Getreide zu tragen und an den Kommißmühlen zu drehen, welche aus ſteinernen Thürſchwellen und Sitzſteinen gefertigt wurden (in der ganzen Umgebung Pirnas gab es nämlich nicht eine einzige Mühle mehr). Oft wurden ſie des Nachts zu dieſen Arbeiten aus den Betten geſchleppt, ſo daß viele durch Erkältung und Schreck krank wurden und ſtarben, darunter der Bürger meiſter Hans Promnitz.

Durch den fortwährenden Kampf ging natürlich auch alles das, was in den Vorſtädten und in der Umgebung noch übrig geblieben war, zu Grunde, ſo daß von über 300 Häuſern, 20 Vorwerken, 42 Scheunen, der Nikolaikirche, dem

109

Hoſpital, dem Lazarett, dem Zollhauſe, dem Marſtalle, dem ganzen Dorfe Copitz und 6 Mühlen nichts mehr übrig war. Sämtliche Obſtanlagen, Gärten, Äcker und Weiden im Stadtgebiete waren ebenfalls vernichtet.

Am 22. September kehrte Baner ſelbſt wieder nach Pirna zurück. Da alle Anſtrengungen, den Sonnenſtein zu nehmen, vergeblich geweſen waren, ſo beſchloß er, ſich weiter nach Weſten zu wenden, vorher aber aus Rache für die ſchweren Verluſte, die er hier erlitten hatte (fluchend hat er ſelbſt eingeſtanden, daß ihm die Blockade des Schloſſes 1900 Mann, der Sturm auf die Stadt 1100 Mann gekoſtet habe), die Stadt gänzlich zu zerſtören, damit dem Gegner nichts übrig bliebe als eine leere Stätte. Als der Rat und die Bewohner dieſe ſchreckliche Ab ſicht erfuhren, beſchloſſen ſie, dem Feldmarſchall in einem demütigen Schreiben vorzuſtellen, welch große Not die Stadt bereits erlitten habe, und ihn um gnädige Schonung anzuflehen. Das Schreiben wurde durch eine Abordnung überreicht, von Baner auch angenommen und geleſen, dann aber vor den Augen der Ab geſandten zerriſſen und auf den Boden geworfen, wobei der Feldmarſchall hohn lachend auf das Beiſpiel des Kurfürſten hinwies, der auch kein Bedenken getragen habe, ſeine eigene Stadt zu bombardieren. Wohl verſuchten Rat und Bürger ſchaft noch zweimal, das eine Mal ſogar fußfällig, den Entſchluß Baners zu ändern, aber vergebens; ſie erhielten nur den troſtloſen Beſcheid, innerhalb zwei Stunden die Stadt zu verlaſſen, wenn ſie nicht verbrennen wollten.

Volle Verzweiflung bemächtigte ſich nun der armen Bürgerſchaft. Weinend und zitternd verließen die meiſten mit Weib und Kind und der geringen Habe, die ihnen noch geblieben war, unter ſtrömenden Regen ihre geliebte Heimatſtadt und wandten ſich nach Poſta, Wehlen, Rathen, Königſtein u. ſ. f.; nur wenige mutige Männer

waren noch geblieben, um zu retten, was zu retten war.

Bereits war die Zerstörung der Stadt in vollem Zuge; schon fing man an, die Stadtmauern einzureißen, die Thore und Türme in die Gräben zu werfen, die Wälle der Erde gleich zu machen; schon drangen die wilden Soldaten auf Befehl Baners in die Häuser zur letzten Plünderung; bereits schlugen sie Thüren, Fenster und alles, was nicht niet- und nagelfest war, mutwillig entzwei; schon waren die Türme und viele Häuser mit Stroh, Holz und Pechkränzen gefüllt worden; da rettete ein mutiger, wackerer Bürger, der Apotheker Theophilus Ja kobäer, mit Hilfe eines mitleidigen schwedischen Offiziers des Obersten Österling, welcher den Befehl zum Niederbrennen hatte, die Stadt vor dem völligen Unter gange. Auf den Rat dieses menschenfreundlichen Mannes unternahm Jakobäer mitten in der Nacht auf dem Pferde des Offiziers einen zu jener Zeit sehr ge fährlichen Ritt zur Gemahlin des Kurprinzen, Magdalena Sibylla, welche mit dem schwedischen Hofe verwandt war, und erlangte von dieser eine schriftliche Fürbitte an Baner; und wirklich gab Baner derselben auch Gehör; er ließ dem Rate und der Bürgerschaft erklären, er wolle auf empfangene Fürbitte der Ge mahlin Herzog Johann Georgs zwar die Stadt mit dem angedrohten Brande verschonen, aber die Türme, Thore und das Salzhaus müßten nach Kriegsbrauch angezündet und zerstört werden. So war durch die kühne That Jakobäers die Stadt gerettet; noch heute hält man in Pirna das Andenken dieses mutigen

110

Mannes hoch in Ehren, und eine Gedenktafel an seinem ehemaligen Wohnhause (Markt Nr. 17) nennt ihn „den Reiter der Stadt“.

Der Kommandant der Stadt, Oberst Jitzwitzky, erhielt nun von Baner den Befehl, schleunigst von Pirna abzurücken. Am 25. September zog denn auch die schwedische Besatzung ab, nachdem sie vorgenannte Gebäude noch in Brand gesteckt und zerstört hatte. Nach und nach kehrte nun auch die geflüchtete Bürgerschaft zurück. Traurig, unendlich traurig sah es aber in Pirna aus. Thore, Türme, Mauern geschleift, die Vorstädte niedergebrannt, in der Stadt selbst 70 Häuser zerstört, die Thüren und Fenster der übrigen Gebäude eingeschlagen, die Wasser leitungen durch das fortwährende Minieren vollständig vernichtet, die Straßen voller Schutt und Unrat — bot die Stadt einen grauenhaften Anblick. Man be rechnete damals den etwa zu schätzenden Schaden, den die Schweden verursacht, auf 100 000 Reichsthaler; unendlich größer war der nicht schätzbare, der durch) Stockung des Handels und Wandels in der alten Handelsstadt entstanden war. Schwer, sehr schwer und sehr langsam konnte sich Pirna von dem „Pirnaischen Elend“ erholen; den früheren Standpunkt (Pirna war Ende des 15. Jahrhunderts mindestens ebenso groß wie Dresden) hat es nie wieder erreicht.

33. Eine neue Schwedennot in den Jahren 1706 und 1707.

Kurfürst August der Starke hatte, getrieben von persönlicher Eitelkeit, die polnische Königskrone erworben, eine Krone, um deretwillen unserem armen, noch unter den Wehen des dreißigjährigen Krieges schwer seufzenden Vaterlande, besonders aber wiederum der guten Stadt Pirna abermals die größten Opfer auf erlegt wurden. Sachsen wurde bekanntlich in den großen nordischen Krieg verwickelt, welcher dem Lande gegen 100000 Landeskinder und 88 Millionen Reichsthaler kostete; denn fast nur mit sächsischem Gelde und mit sächsischen Landes kindern führte August den im polnischen Interesse unternommenen Krieg. Nach dem Frieden zu Altranstädt (1706) blieb der Sieger Karl XII., König von Schweden, noch gegen ein Jahr in Sachsen, und das arme Land mußte während dieser Zeit 20000 schwedische Soldaten erhalten. Mit fast unerschwinglichen Lasten überlud der Schwedenkönig das Land. So forderte er monatlich die Summe von 625000 Reichsthalern, nämlich 500000 Reichsthalern bar und 125000 Reichsthaler in Fourage. Alle gegen diese Maßnahmen versuchten Vor stellungen verwarf er. Leidliche Sicherheit der Person und des Eigentums war fast das einzige, was er gewährte, und

wodurch sich die Schweden des nordischen Krieges von denen des dreißigjährigen unterschieden.

Beim Wegzuge der Schweden war das Land völlig ausgesogen, und herz brechend waren der Jammer und die Klagen der Bewohner. In einem Berichte heißt es: „Fast kein Landmann hat noch eine Bürde Heu; sein Zug- und Rind vieh wird noch vor herannahendem Frühling verschmachten, und wegen Mangels an Samen und Vieh wird die Sommersaat nicht bestellt werden können.“ Ein anderer Bericht lautet: „Die Leute sind bis auf den untersten Grad des gänzlichen Verderbens getrieben, so daß viele ihre Häuser verlassen und den Bettelstab er griffen haben; andere sind wegen Unvermögens mit schmählichem Arrest bestraft;

III

Hausrat, Mobilien, Vieh wurden ihnen weggenommen; etliche sind gar zu Selbst mord und anderen seelen- und leibesverderblichen Extremitäten gebracht worden, so daß das Elend nicht genugsam beschrieben werden kann.“

Furchtbar hatte auch wiederum das arme Pirna zu leiden. In Er innerung an die während des „Pirnaischen Elends“ verübten Grausamkeiten seitens der Schweden waren viele der vornehmsten Bewohner mit ihrer Habe beim Herannahen der Schweden geflohen, die Zurückbleibenden aber beschlossen, wegen Mangels an Mehl, Pulver und Blei den Schweden keinen Widerstand entgegen zusetzen. Bald rückten denn auch die Schweden, 2 Schwadronen Meyerfeldscher Dragoner, 300 Mann stark, in die Stadt. Sofort begann die regelrechte Er hebung der Kriegssteuer und die Eintreibung der Fourage (Futter- und Mund vorrat). Die Erhebung der Kriegssteuer geschah auf Grundlage von 5 Millionen Steuerschocken, die im ganzen Lande aufzubringen waren. Für ein Steuerschock waren monatlich 3 Groschen zu bezahlen. Da nun auch die wüsten und ver brannten Grundstücke von der Zahlung nicht ausgenommen waren, wurde natür lich Pirna, das deren sehr viele vom dreißigjährigen Kriege her noch besaß, sehr hart betroffen. An Fourage war täglich zu liefern für ein Pferd 16 Pfund Heu, eine Leipziger Metze Hafer, zwei Metzen Häckerling, in Ermangelung des Heues und Hafers zehn Metzen Häckerling und drei Metzen Roggenmehl oder vier Garben un gedroschenen Getreides (Roggen). Dem Soldaten war es freigelassen, die Kost in natura zu nehmen oder sich bezahlen zu lassen. Verlangt wurde in natura für jeden Mann täglich 2 Pfund Fleisch, ½ Pfund Butter oder Speck und 2 Pfund Erbsen.

Die arme Stadt geriet dadurch in die ärgste Bedrängnis. Meilenweit mußte das Futter für die Pferde herbeigeholt werden, und ungeheuer schwer wurde es dem Rate, die Gelder für die Steuerkontribution aufzutreiben. Ein wehmütiges Bittschreiben an Karl XII. brachte keine Erleichterung. Eine Ab ordnung von Bürgern unter Führung des Ratskämmerers Günther, die nach Altranstädt reiste und dem Könige das Elend der Stadt in den beweglichsten Worten schilderte, würdigte derselbe gar keiner Antwort, auch kehrte er sich nicht im geringsten an ihre Klagen. Da keine Möglichkeit war, die Kriegssteuer zu bezahlen, wurden am 25. Juli 1707 der Bürgermeister Großmann und zwei Ratsherren nach Dippoldiswalde ins Schuldgefängnis geführt. Die Stadt machte nun die größten Anstrengungen, um Kapitalien zu leihen. Zwanzig der angesehensten Bürger schossen 1696 Reichsthaler vor. Nach vieler Mühe gelang es auch, von der Gräfin Cosel erst 4000, später noch 2000 Reichsthaler zu 6 Prozent zu erhalten, so daß nach zwölftägiger Haft die gefangenen Ratsleute in Freiheit gesetzt werden konnten. Auch wertvolle Gerechtsame mußte Pirna, um nur Zahlung leisten zu können, in dieser schweren Zeit der Schwedennot opfern, so unter anderen die Braugerechtigkeit zu Gamig für 4000 Reichsthaler an den Geheim rat von Bose.

Endlich, am 3. September 1707, schlug für Pirna die Stunde der Erlösung; die einquartierten Schweden rückten ab. Freilich hatte die Stadt immer noch Lieferungen für durchziehende Soldaten zu leisten, allein diese waren gering zu

achten gegen die vorerwähnten. Am 17. September 1707 waren die letzten Schweden in Pirna; es waren 25 Dragoner unter Führung eines Kornett, dem der Rat ein Attest mitgeben mußte, daß der General Meyerfeld gutes Kommando geführt, „wodurch wir“ — so schreibt der damalige Syndikus Barth — „denen Schweden gäntzlich losgeworden“, welchen Worten er am Schlusse der betreffenden Ratsniederschrift ein jedenfalls aus tiefstem Herzensgrunde kommendes „Deo sit laus et gloria“ (Gott sei Lob und Dank) beigefügt hat.

Pirna berechnet die Kosten dieser schwedischen Invasion auf 111730 Reichs thaler 13 Groschen 5 Pfennige. Lange Zeit hatte die Stadt mit der Abtragung der Schwedenschuld zu kämpfen. Noch 1712 hatte es 6102 Reichsthaler 17 Groschen Schwedenschuld. Zu den ungestümsten Gläubigern gehörte die Gräfin Cosel. Diese ließ wegen Säumigkeit in der Zahlung im April 1712 den Bürgermeister und zwei Ratsherren gefangen sehen, außerdem jedem zwei Soldaten ins Haus legen und vier Tage darauf aus demselben Grunde noch drei angesehene Bürger festnehmen und durch den Amtslandsknecht ins Schuldgefängnis werfen. Erst nach einem Monat erlangte der Syndikus Dr. Barth durch Beschaffung der Gelder die Befreiung dieser sechs Männer. Ernst Künzel.

Kapitel 24

Die Feſtung Königſtein.

Einer der intereſſanteſten Gipfel der Felſenwelt der ſächſiſchen Schweiz iſt der Königſtein, zugleich auch eine der berühmteſten und merkwürdigſten Berg feſtungen Deutſchlands. Beſpült an ſeinem Fuße von den Fluten des lieblichen Elbſtroms, liegt der Königſtein, ein freiſtehender Felskegel, gegenüber ſeinem auf der rechten Seite der Elbe aus dem Thale mächtig emporſteigenden Zwillings bruder, dem durch kühne, hochaufſtrebende Formen ſich auszeichnenden Lilienſtein. Schon aus weiter Ferne durch die weißſchimmernden Felſenwände und die auf der Plattform befindlichen Gebäude erkennbar, gleicht der Königſtein einem Felſenneſte, das durch ſeine drohend ins Thal hinabſchauenden Kanonen den Elbſtrom und die Böhmiſche Bahn gegen eine durch das Elbthal vordringende feindliche Armee beherrſcht.

Schon in den älteſten Zeiten hat der Königſtein als wichtiger Punkt gegolten. Als in grauer Vorzeit die Sorben, immer weiter nach Weſten vordringend, ihre Wohnplätze in unſerm jetzigen Vaterlande aufſchlugen, befeſtigten ſie verſchiedene Punkte an der Elbe, auch den „Stain“ oder „Kunygenſtein“, wie dieſer Felſen in alten Urkunden genannt wurde. In jener Zeit erhob ſich aber auf dem „Stain“ noch keine Burg, ſondern aufgehäufte Steinhaufen, übereinander geſchichtete Baumſtämme und Balken, aus Reiſig und Steinen errichtete Verhaue bildeten die Befeſtigungen, hinter welchen die Sorben den Angriffen ihrer Feinde Widerſtand zu leiſten verſuchten. Erſt ſpäter wurde auf der Plattform des „Stains“ eine Steinburg errichtet. Oft wechſelten die Beſitzer, und der „Stain“ bildete in jener Zeit vielfach den Gegenſtand der Fehde. Lange iſt der Berg mit

der darauf errichteten Burg im Beſitze der Böhmen geweſen. Den mächtigen Burggrafen zu Dohna gehörte er als böhmiſches Lehen, bis er endlich in den bleibenden Beſitz der Markgrafen von Meißen kam.

Die Huſſiten, die jahrelang raubend, ſengend und brennend durch die ſäch ſiſchen Lande zogen, Städte und Dörfer unbarmherzig zerſtörten und die frucht baren Fluren verwüſteten, hatten auch das alte Schloß auf dem Königſtein nieder gebrannt. Man hielt die Wiederherſtellung der Burg für unnötig, weil der ſtarkbefeſtigte Sonnenſtein bei Pirna als Hauptfeſtung gegen Böhmen von jetzt an dienen ſollte.



Abbildung 24.1: Stadt und Feſtung Königſtein.

Georg der Bärtige, zwar ein Zeitgenoſſe des großen Reformators Luther und Friedrichs des Weiſen, trotzdem aber ein eifriger Gegner der neuen Lehre und ein gehorſamer, treuer Sohn der katholiſchen Kirche, erbaute auf dem Felſen ein Cöleſtinerkloſter, in das er zwölf Mönche aus dem Kloſter Oybin bei Zittau berief. Dieſes Kloſter ſollte aber nicht von langem Beſtande ſein; denn im Herzogtume Sachſen gewann die Reformation trotz der außerordentlichen Strenge, mit der Georg die Anhänger der neuen Lehre verfolgte, immer mehr Boden, das Morgenrot einer neuen Zeit leuchtete auch in die Zellen des auf einſamer Höhe gelegenen Kloſters, und bewegt von dem wunderbaren Geſange der Wittenberger Nachtigal und mächtig ergriffen durch die kühnen, weltbewegenden Worte des Wittenberger Mönchs, deſſen gewaltige Hammerſchläge auch an die Thore des

Cöleſtinerkloſters vernehmlich gepocht hatten, verließ die kleine Schar der Mönche, der würdige Prior an der Spitze, das Kloſter auf dem Königſtein und zog mit Jauchzen und Frohlocken durch die finſtere Kloſterpforte hinaus in Gottes ſchöne, weite Welt.

Das Kloſter wurde geſchloſſen, und da, wo vor kurzem noch das Kloſter glöckchen die Beter aus dem Thale hinauf nach der Kapelle gerufen, die Mönche ihre Meſſe geleſen und das Ave Maria gebetet hatten, ertönte jetzt das Klirren der Sporen und das Raſſeln der Säbel. Die mutigen Söhne des Mars hatten auf der alten Veſte ihren Einzug gehalten und ſich in den alten Kloſtergebäuden



Abbildung 24.2: Auf der Plattform der Festung Königstein.

häuslich niedergelassen, wo sie sich wohler fühlten als vor ihnen die Männer mit der Tonsur und der langen Kutte.

Durch Vater August erhielt der Königstein zuerst seine große Bedeutung als Festung, und unter seinen Nachfolgern wurde auf die weitere Befestigung immer mehr Sorgfalt verwendet. Ein in die Felsen gearbeitetes Thor bildete den Zugang zur Festung. Bei Aufführung der großen, mächtigen Wände wurden teilweise die steilen Felsen mit benutzt. Eine größere Anzahl Gebäude, wie die Georgenburg, die Friedrichs- oder Christiansburg, nach ihren fürstlichen Erbauern genannt, wurden auf der Plattform des Felsens errichtet. Bombenfeste, in die Felsen gearbeitete gewölbte Kasematten wurden angelegt, in welchen bei einer Belagerung die Besatzung vor den feindlichen Kugeln geschützt sein sollte. Außer

115

dem errichtete man rings um den Felsen am Rande der Plattform zahlreiche Bastionen und hohe Brustwehren, durch deren Schießscharten die Mündungen der Kanonen lugen, aus denen in Zeiten des Krieges die Tod und Verderben bringenden Kugeln hinab ins friedliche, blühende Thal geschleudert werden. Liebliche Gärten mit den duftigsten Blumen und blühenden Obstbäumen, welche die Wohnungen der Offiziere und Beamten umgeben, und gut gepflegte Anlagen mit lauschigen Plätzen lassen auf Augenblicke ganz vergessen, daß man sich auf einer Bergveste befindet.

Besonders erwähnenswert ist der auf Anordnung des Kurfürsten August I. angelegte Brunnen, dessen Ausführung wegen der vereinzelten Lage des Felsens und der Durchlässigkeit der Sandsteinschichten große Schwierigkeiten verursachte, und der gewiß als eins der großartigsten Werke dieser Gattung bezeichnet werden darf. Er ist durchaus in Sandsteinfelsen gehauen. Seine Tiefe beträgt 187 m, der Wasserstand 17 m, und zu seiner Herstellung war ein Zeitraum von 40 Jahren erforderlich.

Steht man am Fuße der Festung und schaut an den hohen, senkrechten, stellenweise sogar überhängenden Felsen empor, so wird man es begreiflich finden, daß die Festung früher für unüberwindlich gehalten wurde. Ein Aushungern schien ebenso unmöglich zu sein wie eine Erstürmung; denn die in den Kasematten untergebrachten Vorräte konnten nicht vernichtet, der Ersatz infolge der Möglichkeit eigener Wiederherstellung nicht verhindert und das Brunnenwasser nicht abgegraben werden. Die Festung ist denn auch in keinem der vielen Kriege, in welchen Sachsen als Kriegsschauplatz diente, von Feindeshand genommen worden. Daß sie auch heute noch den weittragenden Geschützen widerstehen könne, wird allerdings be zweifelt. Hat aber auch der Königstein infolge der großartigen Verbesserung der Geschütze und der heutigen Kriegsführung nicht mehr seine frühere Bedeutung, so scheint man doch in militärischen Kreisen diesem Felsenneste noch heute einen nahen Wert beizumessen, da die Festung stets in gutem Zustande erhalten wird und erst neuerdings bedeutende bauliche Veränderungen und Wiederherstellungen sowohl im Innern, als auch an den Mauern der Festung vorgenommen worden sind.

Einmal ist allerdings die Einnehmbarkeit der Festung bewiesen worden. Ein Schornsteinfeger stieg im Jahre 1848 an der Südseite, in einer Felsspalte aufwärtsklimmend, empor und erreichte glücklich, wenn auch mit blutenden Händen und Füßen, die Brustwehr.

In Kriegszeiten dient die Festung zur Aufnahme der Archive und der Schätze des Staates; wiederholt wurden hier oben die wertvollen und berühmten Kunst sammlungen der Hauptstadt, z. B. die Schätze des Grünen Gewölbes, geborgen. Auch die königliche Familie hat mehrfach in den Zeiten der Gefahr auf dem Königstein eine sichere Zufluchtsstätte gefunden.

In früherer Zeit diente die Georgenburg auf der Festung als Staats gefängnis. Einer der bedeutendsten Gefangenen war Nikolaus Crell, einst all mächtiger Kanzler des Kurfürsten Christian I., der mit Gewalt die reformierte Lehre in Sachsen einzuführen sich bemühte und die härtesten Maßregeln gegen die Lutheraner anwandte. Crell wurde zehn Jahre lang in grausamer Gefangen schaft gehalten, bevor er durch Henkers Beil auf dem Neumarkte in Dresden

hingerichtet wurde. Auch der Kanzlist Menzel, der Friedrich dem Großen wichtige Papiere aus der kurfürstlichen Kanzlei zukommen ließ, mußte hier oben dreiund dreißig Jahre lang den an seinem Vaterlande begangenen Verrat büßen.

Ein bequemer Weg, welcher prächtige Ausblicke auf das liebliche Elbthal bietet, fährt aus der am Fuße der Festung gelegenen freundlichen Stadt Königstein hinauf nach der Festung. Über Brücken, durch Thore, auch durch einen in den Felsen gehauenen langen gewölbten Gang gelangt man in den inneren Raum derselben.

Nur in Begleitung eines Soldaten ist es gestattet, die Sehenswürdigkeiten der Festung in Augenschein zu nehmen und einen Rundgang auf der Plattform zu machen, von der man eine wahrhaft entzückende Aussicht auf den klaren Spiegel des Elbstroms und die Berge und Thäler der sächsischen Schweiz hat.

Die große Anzahl der buntbewimpelten Zillen und Kähne, welche die reichen Produkte Böhmens zu Thal fahren, die schmucken, grünweißen Raddampfer mit Hunderten von Vergnügungsreisenden an Bord, welche die

Schönheiten des Gebirges und die lieblichen Gelände der Elbe bewundern, und die von kundiger Hand geführten, langgestreckten böhmischen Holzflöße bieten ein ungemein belebtes und bewegtes Bild. Um den Königstein aber gruppieren sich viele andere mit prächtigem Walde bewachsene Berge und Bergkuppen und durch die mannig faltigsten Formen sich auszeichnende kahle Felsen und Wände. Die Berge der Lausitz, die stolzen Kegel des Böhmerlandes und des Erzgebirges, sie alle schauen herüber aus weiter Ferne, und über alle die grünen Wälder, Wiesen und wogen den Saatenfelder schweift das Auge hinab in die Ebene, aus welcher uns bei klarem Wetter im Scheine der goldenen Abendsonne die Türme der königlichen Residenz begrüßen. Alfred Leuschke.

Kapitel 25

Eine Wanderung durch die ſächſiſche Schweiz.

Mit dem Namen „ſächſiſche Schweiz“ bezeichnet man gewöhnlich denjenigen Teil des zu beiden Seiten des Elbſtromes gelegenen Sandſteingebirges oder Meißener Hochlandes, welcher durch ganz beſonders eigentümliche und groß- artige Felsbildungen ausgezeichnet iſt. Es iſt dieſer Teil zwiſchen der ſächſiſchen Stadt Pirna und dem erſten böhmiſchen Dorfe Hernskretſchen gelegen.

Die Sandſteinfelſen erſcheinen hier wie aufeinander gepackt und ſemmel zeilenartig geſchichtet und ſind infolge der Verwitterung, namentlich durch den zerſtörenden Einfluß des Waſſers, aller ſcharfen Ecken und Kanten beraubt und ſehr zerklüftet. Einzelne haben ganz wunderliche Formen; man ſpricht von einem Lamm, einer Lokomotive, einem ſteinernen Sarge, einem ſteinernen Hauſe, einem Froſchmaul u. dgl. Auch an Höhlen und Klüften iſt die ſächſiſche Schweiz reich.

Zwiſchen den hohen Steinwänden ziehen ſich enge, oft ſchauerliche Thäler und Schluchten hin, und ſo iſt es denn kein Wunder, daß die vom dem Meißel des Steinbrechers noch verſchonten Teile des Gebirges, in denen die genannten Eigentümlichkeiten in voller Schönheit zu beobachten ſind, alljährlich durch Hundert tauſende von Naturfreunden aus allen Teilen Deutſchlands, beſonders aber aus

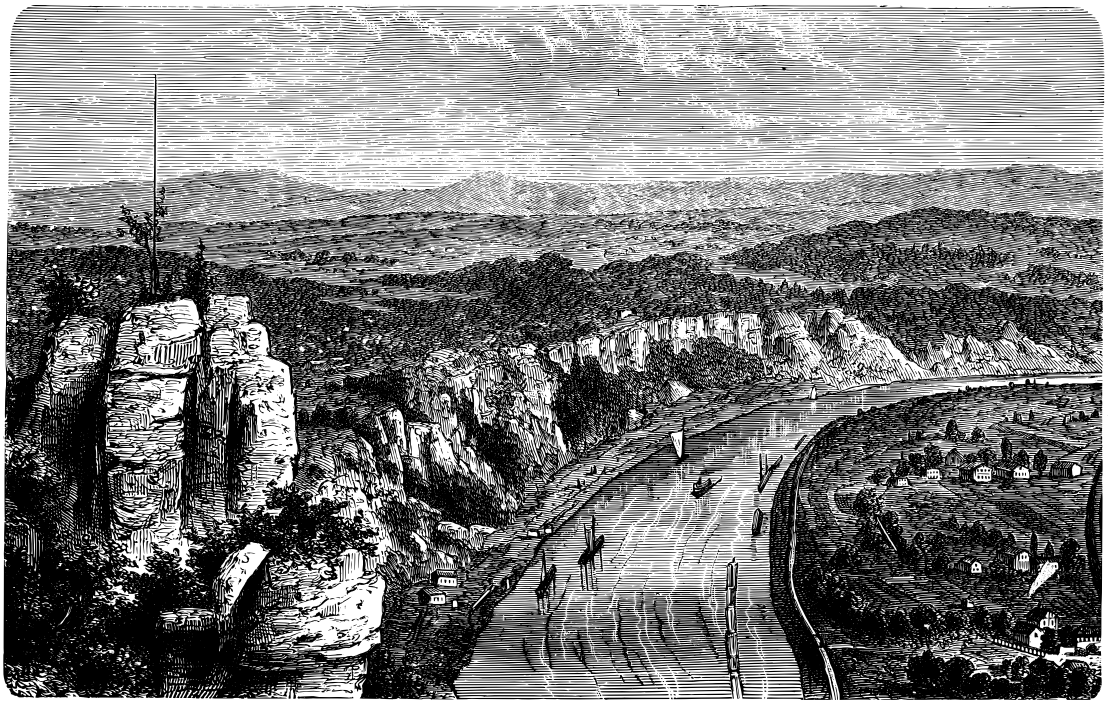

Abbildung 25.1: Ein Blick von der Baſtei in der ſächſiſchen Schweiz.

118

den ſächſiſchen Großſtädten und aus Berlin, aufgeſucht und bewundert werden. Es iſt dies jedoch noch nicht allzulange der Fall.

In früheren Jahrhunderten waren dieſe einſamen Thäler und Schluchten faſt ganz unbekannt, ſo unbekannt, daß man ſie während des 30jährigen Krieges als ſichere Zufluchtsſtätten für Menſchen und Vieh benutzen konnte. Das Verdienſt, die ſächſiſche Schweiz aufgeſchloſſen zu haben, gebührt namentlich zwei ſächſiſchen Geiſtlichen, Wilhelm Leberecht Götzinger, Pfarrer in Neuſtadt bei Stolpen, geſtorben im Jahre 1818, und C. H. Nicolai, Pfarrer in Lohmen, geſtorben 1823. Neben ihnen ſind zu nennen der Maler Anton Graff an der Dresdner Kunſtakademie, geſtorben 1813, und der Kupferſtecher Adrian Zingg, geſtorben 1816. Während die erſteren durch ihre Schriften auf die Schönheiten des Gebirges aufmerkſam machten, brachten die letzteren durch wohlgelungene Bilder die Reize desſelben zur Anſchauung. Auch in den „Maleriſchen Wande rungen durch Sachſen“ von Karl Auguſt Engelhardt iſt die Gegend, welche ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts den Namen „ſächſiſche Schweiz“ trägt, erwähnt und zu einem Teile beſchrieben. Neuerdings hat der Gebirgsverein für die ſächſiſche Schweiz auch den entlegeneren Punkten die allgemeine Aufmerkſamkeit zu gewendet, indem er Weg und Steg zu denſelben bezeichnet und geebnet hat.

Treten wir nun einmal eine Wanderung in die große „Felſenſtadt“ an! Freilich, die Großartigkeit und Pracht

läßt sich nicht durch Worte ausdrücken, man muß sie sehen; und auch die Bilder, die nachfolgender Beschreibung beigegeben sind, können nur als ein sehr unvollkommener Ersatz für das, was die Wirklichkeit dem Auge bietet, bezeichnet werden.

Der am meisten besuchte Punkt der sächsischen Schweiz ist die Bastei; er wird fast allgemein auch als der schönste bezeichnet. Man erreicht ihn von Dresden aus in einigen Stunden. Wer Reisende benutzt bis zur Station Pötzscha die Eisenbahn und fährt als dann über die Elbe nach dem Orte Wehlen. Nach kurzer Wanderung kommt er in den Wehlener und den sich aufschließenden Uttewalder Grund. Heilige Stille wie in einem erhabenen Dome herrscht zwischen den himmelanstrebenden Felswänden. Hier und da treten dieselben ganz nahe zu sammen zu quetschender Enge, anderwärts bilden sie Thore, Nischen und Höhlen. Bald sind die Felsen in ehrwürdiges Grau gekleidet, bald leuchten sie in dem freundlichen Gelb der Schwefelflechte. Bald wird der Weg gesperrt durch ge waltige Felsblöcke, bald wird er umsäumt von saftigem Grün; immer aber wölben majestätische Tannen und Fichten, die zuweilen förmlich an den Felsen empor klettern, ihre weithinragenden Äste über dem Haupte des andächtig dahin schreitenden Wanderers.

Mitten im Grunde weist ein Täfelchen rechts nach der Bastei. Schlägt man den an dieser Stelle abzweigenden Weg ein, so gelangt man durch den schönen und in seinem ersten Teile ebenfalls sehr großartigen Zscherregrund in etwa einer Stunde ans Ziel der Wanderung, auf die Bastei, einen jäh über die übrigen Felsenplatten hinausragenden Vorsprung, der 210 Meter hoch über der Sohle des Elbthals liegt.

Unvergleichlich schön ist der Blick von dieser Felsenkanzel aus. Ein ganzes

Felsenmeer, ein wahres Labyrinth von großen und kleinen Blöcken, Spitzen und Kuppen liegt vor dem Beschauer ausgebreitet: zu den Füßen der mit Dampf schiffen, Kähnen und Flößen belebte Strom, gegenüber die Rauensteine, weiter

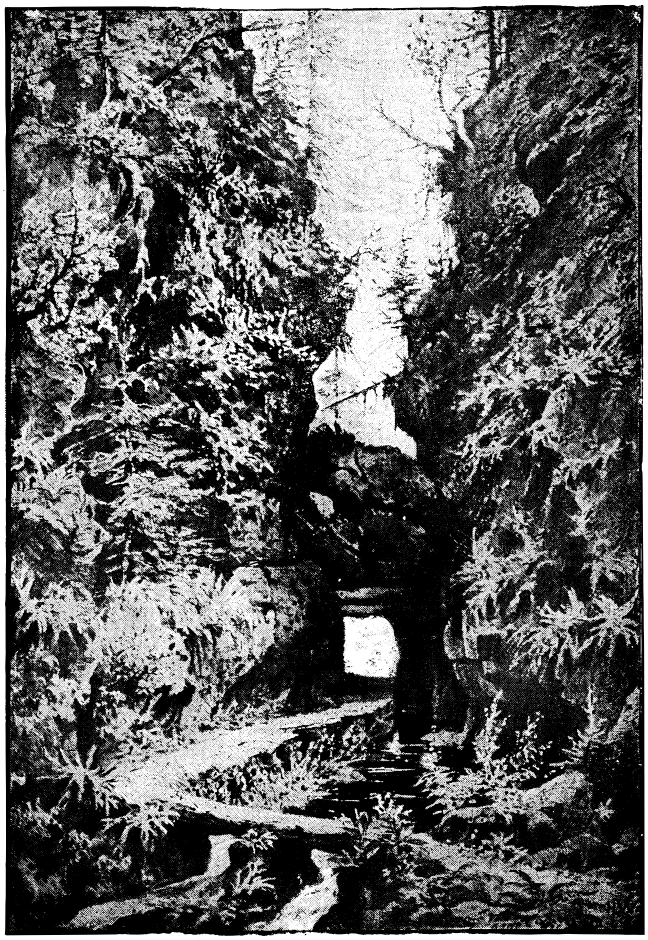

Abbildung 25.2: Das Felsenthor im Uttewalder Grunde in der sächsischen Schweiz.

nach links der Königstein und Lilienstein und daneben weithin sich dehnende Hoch flächen mit ihren schwarzen Wäldern und felsigen Scheiteln.

Von hier aus lenkt man seine Schritte gewöhnlich nach dem Amselgrunde. Nach Besichtigung des unmittelbar hinter dem Gasthause zur Bastei liegenden Felsenkessels und der ebenso kunstvoll wie großartig ausgeführten Basteibrücke, welche eine Anzahl schroffer, vereinzelt liegender Felsenkegel miteinander verbindet

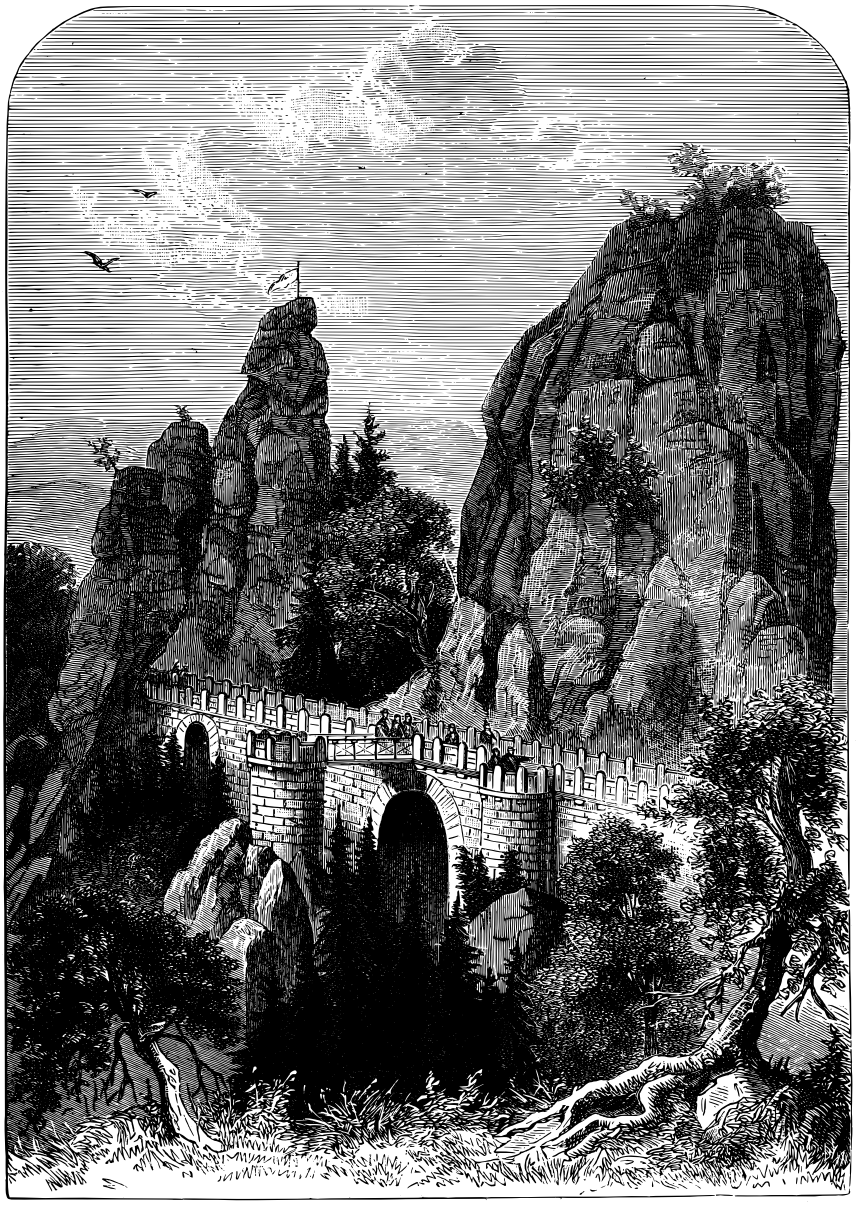

Abbildung 25.3: Die Basteibrücke in der sächsischen Schweiz.

und die sogenannte Martertelle, eine die Bastei von den Felsen des Amselgrundes scheidende Schlucht, über-

wölbt, ſteigt man raſch bergab zum Amſelgrunde und gelangt alsdann zum Amſelfall, der zwar mit den gewaltigen Waſſerfällen anderer Gebirge keinen Vergleich aushält, in ſeiner Beſcheidenheit aber dennoch zur Belebung und Verſchönerung der Gegend nicht wenig beiträgt.

121

Vom Amſelfalle aus geht man den ſchönen Thalweg wieder zurück und kommt nach dem Dorfe Rathen, von wo aus man zu Schiff oder auch mit dem Dampfwagen die Weiterreiſe antreten kann.

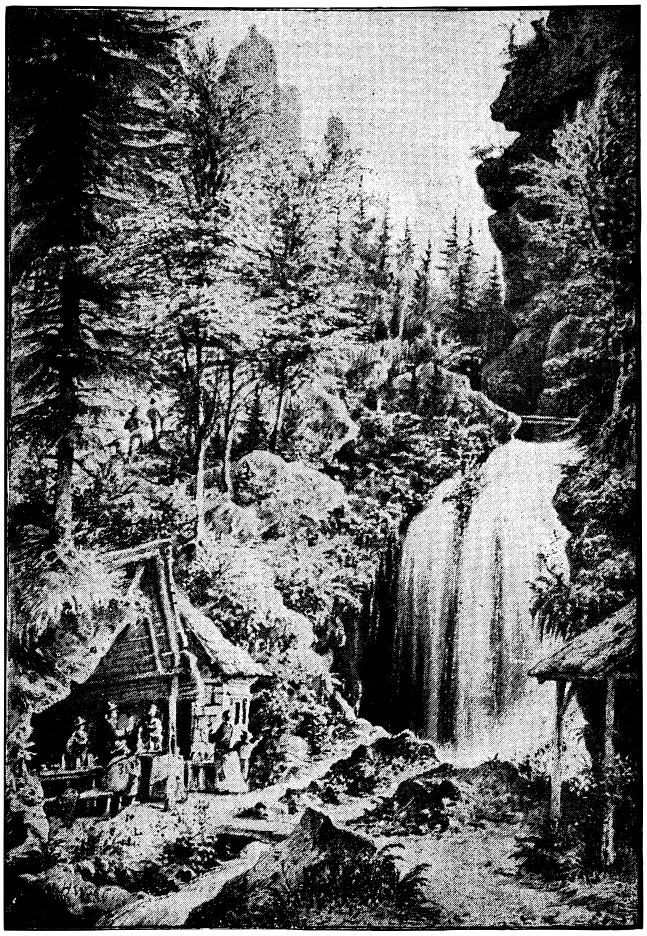

Abbildung 25.4: Der Amſelfall in der ſächſiſchen Schweiz.

Touriſten, welche wenig Zeit haben, begnügen ſich meiſt mit der ſoeben beſchriebenen Partie, die man bequem in einem Tage machen kann; andere, welche ein vollkommeneres Bild gewinnen wollen, ſchließen daran die

sogenannte große Tour. Diese wird von der überaus reizend gelegenen Stadt Schandau aus an getreten. Zu Wagen erreicht man nach einer einstündigen Fahrt den Lichtenhainer Wasserfall. Von hier aus steigt man auf zum Kuhstall, einer Felsenhöhlung

122

von 4—11 Meter Höhe und 8—17 Meter Breite. Tritt man an den Ausgang der Höhlung, so eröffnet sich dem Auge eine unvergleichliche Aussicht. Eine wilde Wald- und Felsenlandschaft liegt vor dem Blicke des Beschauers ausgebreitet: überall dunkles Nadelholz, nur hier und da vom Grün der Buchen etwas erhellt, und überall zackige Hörner und zerklüftete Wände, nirgends das friedliche Bild menschlicher Wohnungen. Wahrlich, trotz seiner Düsterkeit ein fesselndes Bild! Durch eine enge Kluft, in die sich ein etwas beleibter Mensch nur mit Bangen wagt, gelangt man auf die Plattform des Felsens, der über dem Kuhstalle lagert. Hier findet man alte Mauerreste, Wölbungen und auch die Andeutung einer



Abbildung 25.5: Der Kuhstall in der sächsischen Schweiz.

Cisterne. Man will aus diesen Anzeichen schließen, daß der Felsen einmal bewohnt gewesen ist. Gewiß ist nur so viel, daß während der Drangsale des dreißig jährigen Krieges die Landleute aus der Um gegend zeitweise sich hierher flüchteten und namentlich ihr Vieh hier verborgen hielten. Die ser Umstand hat der Felsenhöhlung auch den Namen Kuhstall ver liehen. In nächster Nähe des Kuhstalles befinden sich noch ver schiedene andere, nur schwer zugängliche Höh len, unter anderen das Schneiderloch und das Pfaffenloch, beide nach den Personen genannt, die in Zeiten der Gefahr in denselben Zuflucht suchten.

Von dem Fuße des Kuhstalles aus fährt ein prächtiger Waldweg, zum Teil im Zickzack angelegt, nach den Winterbergen, von denen der große, 555 Meter hoch, die höchste Erhebung des ganzen Meißner Hochlandes ist.

Eine umfassende Aussicht genießt man von dem Turme des Winterberges aus auf die in unmittel barer Nähe liegenden Felsenpartien der sächsischen Schweiz und über einen großen Teil des östlichen Sachsen, sowie über die an Naturschönheiten reichen Gegenden des benachbarten Böhmens.

Man kann die große Tour durch die sächsische Schweiz nicht beenden, ohne noch einen kleinen Teil der böhmischen Schweiz hinzuzunehmen. Auf dem Wege nach dem Orte Hernskretschen, von welchem aus man gewöhnlich die Rückfahrt antritt, überschreitet man die sächsisch-böhmische Landesgrenze, und drüben im

123

Böhmerlande berührt man nun noch einen Glanzpunkt des Gebirges, das Pre bischthor. Das Prebischthor wird gebildet aus einem ganz frei in ein steil ab fallendes Thal hinaustretenden Felsenpfeiler, der mit der Wand, zu der er offenbar ursprünglich gehört hat, nur durch eine starke, etwas gewölbt erscheinende Platte verbunden ist. Die Wand, der Pfeiler und die darüber liegende Decke

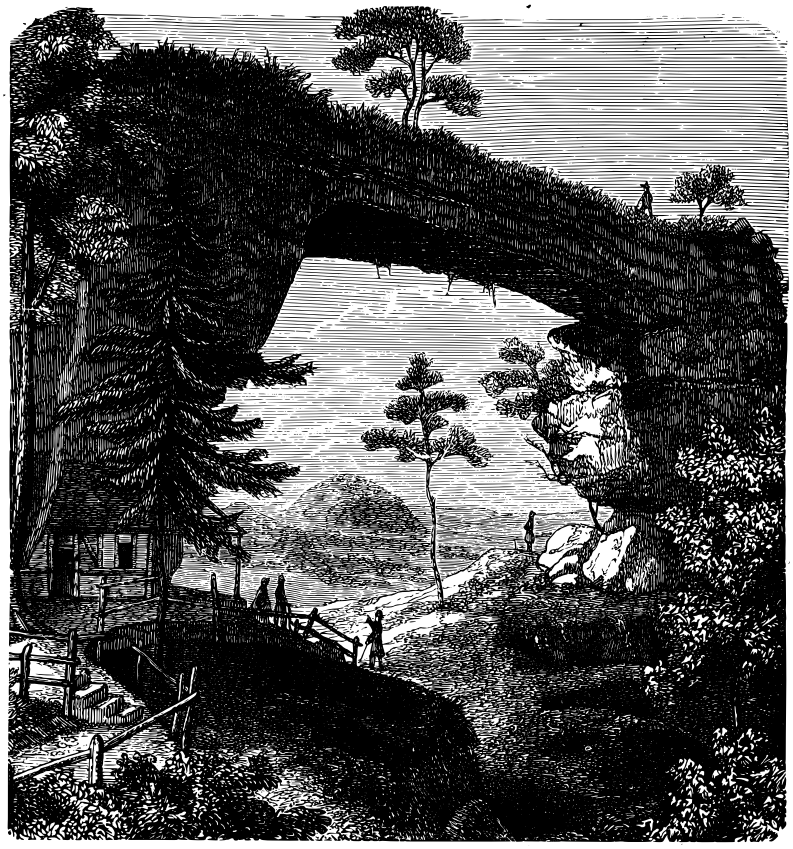

Abbildung 25.6: Das Prebischthor in der sächsisch-böhmischen Schweiz.

geben dem Ganzen eine höchst merkwürdige Form, die allerdings einem Riesen thore nicht unähnlich ist. An der Seite des Thores kann man bis zur Deckplatte (443 Meter Meereshöhe) hinaufsteigen, um von diesem hohen Punkte aus einen Blick auf die von mächtigen Wäldern umsäumte Felsenwelt der nächsten Um gebung zu thun. Am interessantesten erscheinen der Prebischkegel und die zahl losen unregelmäßigen kleinen Säulen und Pyramiden am Fuße desselben, sowie die sonstigen durch eine Verwitterung entstandenen wunderlichen Steingebilde.

Der Weg vom Prebischthor aus bis nach Hernskretschen führt nun immer abwärts und endet in einem prächtigen Grunde, dem Kamnitzthale, das an seinem Ausgange vom Elbstrome abgeschlossen wird.

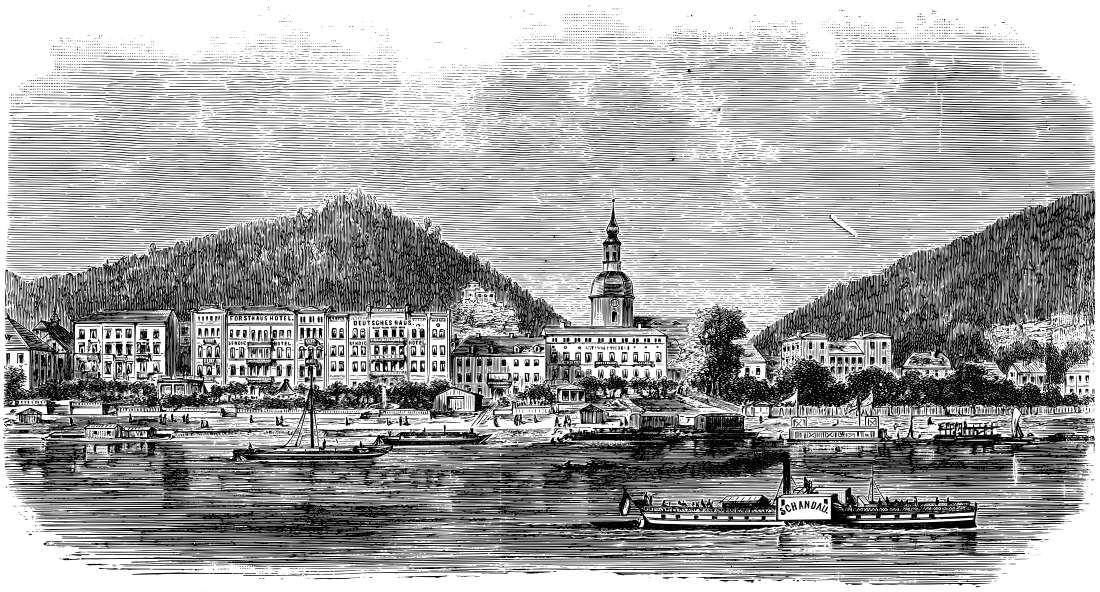

Abbildung 25.7: Ansicht von Schandau (Elbseite).

125

Die beschriebene Partie wird die große Tour genannt; damit soll aber nicht gesagt sein, daß der Tourist auf derselben die Reize der Landschaft völlig und erschöpfend kennen lerne; nein, man könnte wochenlang in dem Gebirge der sächsischen Schweiz umherstreifen und würde bei jedem Ausfluge immer neue Schön heiten entdecken. Moritz Baron.

Kapitel 26

Die Schloßjungfrau.

26.1 Eine Schandauer Sage.

Wer jemals die Stadt Schandau besucht hat, wird wissen, daß sich einige Teile des Ortes, die „Zaucke“ und die „Badergasse“, ein Stück in die Thäler hineinziehen, welche in das große Elbthal bei Schandau münden.

Zwischen diesen Thälern liegt ein Höhenausläufer, der den Namen Schloß- berg führt. Wohlgepflegte Promenadenwege schlängeln sich jetzt bis zu seinem höchsten Punkte empor, der zur Erinnerung an längst verschwundene Zeiten, in welchen eine stolze Burg den an den Berg sich anschmiegenden Ort und das be nachbarte Elbthal beherrschte, eine künstliche Ruine, Namens Frienstein, schmückt.

Auf dem Schloßberge befindet sich auch eine von Geröll schon zum Teil aus gefüllte Vertiefung, der Schloßbrunnen, von dem unter dem Volke eine gar wunderbarliche Sage geht, und der noch heute für manchen Ortsbewohner eine unheimliche Stätte ist. Von diesem Schloßbrunnen erzählt man sich folgendes:

„Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal in Schandau ein blutarmer, aber frommer Schneidergeselle. Er ging wenig mit seinesgleichen um, obgleich er auf der weiten Gotteserde ganz mutterseelenallein dastand. Die übrigen Gesellen waren ihm zu laut und lustig, und er konnte sich mit ihrem Wesen nicht be freunden. Daher sah man ihn auch nur selten in Schankhäusern. Dafür traf man ihn aber jeden Sonntag in der Kirche. Wenn ihn auch seine Kameraden darob weidlich hänselten, seinem Meister war es recht; denn der Geselle suchte in Fleiß und Sauberkeit der Arbeit seinesgleichen. Nach dem Gottesdienste stieg er immer einsam und für sich allein in den schönen Bergen umher, sofern das Wetter dazu günstig war. War es aber rauh und unfreundlich, dann saß er still und in sich gekehrt zu Hause.

So kam er denn einst an einem schönen Tage im März, es war just Sonn tag Judica, nachmittags aus dem Gottesdienste und ging auf den Schloßberg spazieren. Es war wundervolles Frühlingswetter. Die Lerchen schmetterten ihr Lied in die laue Luft, die Stare pfiffen auf den knospenden Bäumen; am Berg abhange blühten die Veilchen, welche die warme Frühlingssonne hervorgelockt hatte, und über seinen Häupten zog ein Habicht seine stolzen Kreise. Unvermerkt war unser Schneider auf die Höhe des Schloßberges und zwar in die Nähe

des Brunnens gekommen. Er setzte sich dort gedankenvoll am Bergesabhange nieder und blickte hinüber nach den blauen Bergen in der Ferne, nach den grünen Auen am jenseitigen Hange und nach dem silberglänzenden Elbstrom im Thal.

126

Da trat plötzlich aus dem Gebüsch zu seiner Seite eine hochgewachsene Frauengestalt in altertümlicher Tracht hervor. Lansam schritt sie auf den be stürzten Schneidergesellen zu, der von seinem Sitze aufgesprungen war und mit Verwunderung die unerwartete Erscheinung anstarrte. Bei allem Schreck war er dennoch im Innern still beglückt; denn er glaubte noch nie etwas Schöneres ge sehen zu haben. Auf ihrem Gesicht war tiefe Trauer ausgedrückt, und doch leuch teten ihre Augen hoffnungsfreudig auf, als sie zu dem Schneidergesellen sprach:

‚Erschrick nicht und fürchte dich nicht! Ich bin das Schloßfräulein. Schon lange habe ich dich beobachtet, wenn du meinen Berg bestiegen hast. Ich weiß, daß du fromm und gut bist. Nur darum, und weil du ein Sonntagskind bist, kannst du mich sehen. Ehe ich aber noch weiter mit dir rede, versprich mir, keiner Menschenseele zu verraten, was ich dir jetzt sagen werde!‘

Der Schneidergeselle, der sich immer noch nicht von seinem Schrecken und Erstaunen erholt hatte, konnte nur mit Mühe und Not hervorstammeln, daß er niemand etwas mitteilen wolle. Darauf fuhr die Schloßjungfrau fort:

‚Dich hat mir Gott gesandt, denn du kannst mich erlösen. Ich bin schon seit 500 Jahren hier verzaubert und muß für die Sünden meiner Vorfahren büßen. Nur aller 500 Jahre ist der Tag, an dem ich gerettet werden kann, und zwar durch einen frommen, jungen Mann. So du willst, kannst du den Bann brechen. Komm über zwölf Tage, mittags 12 Uhr, wieder hierher. Gehe aber den Tag vorher zum heiligen Abendmahle, beichte und bekenne deine Sünden. Ich werde dir dann wieder erscheinen, freilich in anderer Gestalt. So schrecklich ich dir dann auch vorkommen mag, laß dir vor mir nicht grauen, sondern küsse mich dreimal brünstig auf den Mund. Dann ist der Zauber gelöst; ich werde dem Leben wieder zurückgegeben sein und mit allen meinen Schätzen, die in diesem Berge verborgen sind, dein werden können. Vergiß nicht, was ich dir gesagt habe; schweige und nun lebe wohl!‘

Mit diesen Worten war sie verschwunden.

Es dauerte geraume Zeit, ehe sich der Schneidergeselle von der Betäubung, in die er durch das unerhörte Begegnis versunken war, erholen konnte. Er glaubte geträumt zu haben. Aber so lebendig konnte man doch wohl nicht träumen! Er wiederholte sich alles, was ihm die Schloßjungfrau gesagt hatte, ging dann ruhig und still nach Hause und überlegte, was er wohl thun solle. Zwar kam ihm einmal der Gedanke, es könne ihm ein böser Geist erschienen sein, der ihn verderben wolle; doch verwarf er diesen Gedanken sofort. War nicht über zwölf Tage der hochheilige Karfreitag? und da sollte er sie erlösen. Und am Tage vorher war Gründonnerstag; da sollte er das heilige Abendmahl nehmen. Nein, es konnte kein böser Geist sein, der ihm solches riet. So kam er zu dem Ent schlusse, das Werk zu vollbringen. Noch manchmal wandelte ihn bei dem Ge danken daran ein Grauen an, aber er unterdrückte es immer wieder.

Gar zu gern hätte er den Geistlichen nur Rat gefragt; aber er hatte ja ver sprochen, niemand etwas zu sagen, und das gegebene Wort mußte er halten. So verstrich die Zeit. Palmsonntag kam. Da wagte er sich nicht auf den Schloß- berg, sondern blieb daheim. Am Gründonnerstag ging er zur Beichte und zum

127

Abendmahle. Nun brach der Karfreitag an. Mit pochendem Herzen stieg unser Schneider nach dem Gottesdienste langsam den Schloßberg hinauf und wußte es so einzurichten, daß er gerade zu der Zeit, als man unten im Thale

das Mittags läuten begann, wieder an dem Orte ſtand, wo ihm die Schloßjungfrau das erſte Mal erſchienen war. Er wünſchte, die Verzauberte möge nur in derſelben Ge ſtalt wiederkommen, allein er konnte es kaum hoffen; denn dann wäre der Zauber nicht ſchwer zu löſen geweſen. Schon ſchien es, als wartete er vergebens auf ihr Erſcheinen.

Da plötzlich wand ſich zu ſeinem großen Entſetzen aus der Tiefe des Schloß- brunnens ein greuliches Ungeheuer hervor. Ein grünlich ſchillernder Schlangen leib mit häßlichem Kopfe, aus deſſen Munde eine tiefgeſpaltene Zunge ſich hervor ſtreckte, ſchob ſich langſam auf ihn zu. Das Ungeheuer ſprach hierauf: ‚Nun küſſe mich dreimal auf den Mund!‘ kam näher, erhob ſich mit dem Vorderteile und brachte den Kopf in gleiche Höhe mit dem ſeinen. Der arme Schneider hatte unterdes wie angewurzelt geſtanden. Schon der Anblick des Ungetüms war ihm grauenhaft; es nun auch noch zu küſſen, das wäre ihm um alle Schätze der Welt nicht möglich geweſen. Schritt für Schritt wich er zurück, bis er plötz lich mit dem Aufſchrei: ‚Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!‘ die Flucht ergriff.

‚Thörichter! was thuſt du?‘ rief die Schloßjungfrau dem Fliehenden nach, und mit dem ſchmerzlichen Ausrufe: ‚Nun muß ich abermals 500 Jahre ver zaubert bleiben!‘ ſank ſie wieder in die Tiefe des Schloßbrunnens zurück.

Erſt nach vielen Tagen wagte ſich der Schneider wieder auf den Schloß- berg, doch die Schloßjungfrau erſchien ihm nicht wieder. Er bereute tief, daß er nicht den Mut gehabt hatte, die Unglückliche zu erlöſen. Sein ſteter Gang am Karfreitag war auf den Schloßberg, und an einem Karfreitage hat man ihn auch einmal, nachdem er ein hohes Alter erreicht hatte, tot neben dem Schloßbrunnen gefunden.“ G. Müller.

Kapitel 27

Die Strohhutinduſtrie im Müglitzthale.

Am Anfange des vorigen Jahrhunderts wanderte in Dohna ein Stellmacher geſelle, mit Namen Chriſtian Gottlob Schubert, ein. Dieſer Mann hatte lange im Schwarzwalde gearbeitet und dort die Strohflechterei und die Strohhutnäherei eingehend kennen gelernt. Als er ſich mit der Tochter ſeines Meiſters ver heiratet hatte, brachte er den Frauen und Kindern in Dohna das Strohflechten bei und gab den erſteren Anleitung zum Nähen der Strohhüte. Bald breitete ſich dieſe Fertigkeit weiter aus, bis auf den Kamm des Gebirges. Die arme Gebirgs bevölkerung hat durch dieſen Mann faſt 1½ Jahrhundert lang einen lohnenden Erwerbszweig gehabt. Schon um 1730 wurden viel Strohhüte exportiert. Mag Bartzſch berichtet: „Sonderlich wiſſen die Weibsperſonen aus Weitzenſtroh, welches hierum häufig zu haben, Strohhüte mancherlei Art zu machen, die nicht nur im

128

Lande gebrauchet, ſondern auch in die Brandenburgiſchen und andere Lande ver führt und verhandelt worden.“ Schubert hatte mit ſeinen Hüten zuerſt die Märkte zu Pirna, Dresden, Freiberg und alsdann die Leipziger Meſſe bezogen und ſo nach und nach das Abſatzgebiet erobert, das zum Teil noch jetzt die Fabrikanten beherrſchen.

Die Strohflechterei iſt freilich mit der Zeit immer weniger lohnend geworden. Ausländiſche Waren haben die Preiſe gedrückt, und eine fleißige Flechterin ver mag es kaum auf 25 bis 30 Pfennige täglichen Verdienſt zu bringen. Stroh flechtſchulen haben keine Änderung bewirkt und ſind wieder eingegangen. Jetzt fertigt man in Dohna hauptſächlich „Kappen“, große Hüte, die zur National tracht des Thüringer Volkes in der Schleußinger Gegend und im Heſſiſchen gehören. In der Umgegend, namentlich in Mügeln und Kreiſcha, werden allerlei Damen-, Herren- und Kinderhüte gearbeitet, die nicht nur nach deutſchen Ländern, ſondern auch nach Holland, Belgien, England und Frankreich gehen. Die meiſten Hüte werden mit Nähmaſchinen genäht, alsdann geleimt und mit hydrauliſchen Preſſen geplättet und getrocknet. Viele werden auch gleich in der Fabrik gefüttert und garniert.

So hat ſich die von Schubert eingeführte Induſtrie weſentlich umgeſtaltet. Trotz ihres Niederganges beſchäftigt ſie noch immer Tauſende von Händen im Müglitzthale. P. Bernhardt.

Kapitel 28

De Äberlauſitz.

28.1 Gedicht in Mundart. (Aus „Allerlee aus der Äberlauſitz“)

Sahn muß mrſch, finſt'n weeß mrſch ne, Wie's ei d'r Lauſitz is, Und war'ſch ne g'ſahn, dar thutt mr leed, Dos is ak mol gewiß. Ehr könnt oich imſahn, wu d'r wullt, 5D'r Kroiz und Quare gihn, Kommt ak mol hen, d'r werd's ſchu ſahn, Dort is es wunderſchin.

Doa machen's im de ſäckſche Schweiz Wull anne gruße Sach'; Nu ju! 's is wuhr, war dortn is, Soit immer O! und Ach! Do fahtt irſcht unſe Barge oa, Wos doa ſer Karle ſin! Kommt ak mol hen; doa werd'r ſoin. 's is nirgends ne ſu ſchin.

Schirgswale, Kirſche, Czernebog Und woas ſu no droan rum,

129

Dar Kottmar und dar Spitzbarg no, Doch Hernhut is ne dumm. Dar Huchwald und de Lauſche irſcht Und goar no dar Oybin! Doa bleibt een' vur Bewunderung Dar Mund weit off'n ſtihn.

Dos is dos Land, und froit ehr no, Wie's im de Loite ſtiht? Nu, doa mißt enner blind do ſin, Wenn ar ſei Froid ne ſieht. Gewarbe und de Landwirtſchoft Su ſihr as nirgends blihn! Kommt ak mol hen, doa werd'r ſoin: Weeß Knopp! wie die's verſtihn!

Und wu d'r hikommt, hirt'r o Glei überall Muſik, Und dos ne nor aſu, nee, nee! Se hoann o vill Geſchick. Und Wiſſenſchoft? Na, wu mir ſtiht, Siht mr Vereine blihn! Kommt ak mol hen, d'r werd's ſchu ſahn, Wie ſe doa tiſteln drin.

Drin ei dan' Erbland ſoin ſe oft, De Äberlauſitz wir' Pullittiſch no goar ſihr zorick! Ja, nu! a wildes Tier, Dos ſieht mr freilich ba uns ne, Wu Fleiß und Biederſinn Und o a biſſ'l Religon Olländtch'n heeme ſin.

Und wos nu no vill ſchiner is — (Sucht ſu wos ei d'r Welt!) Dos is dar ſchine Friede, dar De Loite z'ſamme hält. Ub enner ak kartholiſch is, Ub pruteſtantſch ſei Sinn, 's giebt daſt'rwaig'n Feindſchaft ne: Weil's gutte Loite ſin!

(Aus „Allerlee aus der Überlausitz“.)

130

Kapitel 29

D‘r Wint‘r is doa.

29.1 Gedicht in Oberlauſitzer Mundart.

Nu, Kind’r, kummt as Fanſt’r roa, Saht ok dan irſcht’n Schnie! D’r Wint’r is nu wied’r doa, Schmeßt Fluck’n vu d’r Hih’, Hoat bal a ſchin’s, weiß’s Kleed Uf Waig um Wieſe ausgebret’t.

Ar is wuhl uſt a goarſcht’ger Moan, Beſundr’ſch, wenn ar kimmt Ba uns mit gruß’r Kälte oan, Die bal’ ’n At’n nimmt. Und wat’rt ar uſt wie behext, Winſch’ m’r ’n wuhl hi, wu Pfaff’r wächſt.

Douch, ib ar moanchmoal biſ’ will war’n, Goar üſt’rſch barbeß’g duht, Oich, Kind’r, hoat ar oalle garn, Is oich vun Harz’n gut, Hoat f’r oich Fred’n moanch’r Oart Trutz ſenner Kälte ufgeſchpoart.

Ar weß, doaß ihr garn Schlitt’n foahrt, Drum brengt ar Fud’r Schnie Un läßt ’n oich gefrier’n hoart An Doahl un uf d’r Hih. Wenn ihr ’ch dann dumm‘lt uf d’r Boahn, Hoat ar goar gruße Frede droan.

An Goart’n ruft ar o oich naus, Wenns Wat’r hoalwaig ſchien; Ar hätte garn vur oi‘rn Haus An dicht’g’n Schniemoann ſchtiehn, Dar uf ’n Kuppe trä’t an Hut Un mit an gruß’n Schteck’n druht.

Ouch Schnieboallwarf’n giebt ’n Schpoaß, Bal lacht ar ſ’ch kug’lrund. Ar denkt: _D’r Schule macht ju ni noaß, Un ’s is oich raicht geſund. Floigt o a Boall oich as Geſicht, Woas is doa wet’r, meent d’r Wicht.

Uf Deich un Fluß, wu wit’n Koahn Ihr oich gefoahr’n hoat, Gibt’s nu bal wied’r Schlittſchuhboahn

F‘r oall’ a Durf un Schtoadt. Foahrt wie d’r Wind ihr ib’rſch Eis. Lacht ſich d’r Wint’r kreideweiß.

Und wie ihr Kind’r oalle wißt, Brengt a Boalaſt un Hitt’ Ar ou doas Feſt vum heil’gen Chriſt, Die harrl’che Weihnacht mit. Bal kimmt d’r gute Weihnachtsmoaun Ba oich mit ſchien’n Sach’n oan.

Wenn ihr oich nu an Wint’r froit, Doaß ar ſu Schien’s brengt, Loaßt, Kind’r, ens oich ſen geſoit: D’r arm’n Veg’l denkt! Die war’u vum Wint’r hoart bedruht Un leid’n uftmals bitt’re Nut.

R. Böhmer.

Kapitel 30

Sitten und Gebräuche in der Oberlauſitz in früherer Zeit.

Wie man in früheren Jahrhunderten ſeine häuslichen und ſonſtigen Feſte feierte, das iſt ziemlich ausführlich in den Chroniken der Oberlauſitzer Ortſchaften be richtet. Aus den vorhandenen Aufzeichnungen möge folgendes hier Erwähnung finden.

Als größtes Feſt galt die Hochzeit.

Vor Schließung des Ehebundes mußte der Bräutigam zunächſt durch einen Brautwerber bei den Eltern der Braut feierlich um dieſelbe anhalten laſſen. Nach erhaltenem Jawort fand die Verlobung ſtatt. Vom Kretſcham aus begab ſich der Bräutigam mit einer Anzahl von Verwandten in die Behauſung der Braut, von wo aus nach geſchehener Bewirtung der Gäſte mit Speiſe und Trank in den Kretſcham gezogen wurde. Vor der Hochzeit mußte der Bräutigam, wenn er unter Zittau gehörte, daſelbſt erſt den Unterthänigkeitseid ablegen, worauf er dann den Erlaubnisſchein zum kirchlichen Aufgebot bekam. Am Sonntage vor der Trauung ging die Braut, geſchmückt mit dem Brautkranze, nebſt den erbetenen ſogenannten Züchtjungfern zur Kirche. Am erſten Hochzeitstage zog der Bräutigam mit ſeinen Gäſten wieder vom Kretſcham aus nach der Wohnung der Braut und holte ſie nebſt ihren Gäſten ab. Unter Begleitung von Muſik wurde dann der Zug in die Kirche angetreten und nach der Trauung die Hochzeit im Hauſe der Braut an zwei bis ſechs Tiſchen (an einem Tiſche gewöhnlich 16 bis 18 Perſonen) gefeiert.

Am erſten Tage der Hochzeitsfeier nahmen die Gäſte des Bräutigams die Ehrenplätze ein. Während der Tafel war es üblich, wie es auch noch jetzt der Fall iſt, Teller herumgehen zu laſſen, auf welche Spenden für die Muſikanten, den Koch, die Dienſtperſonen, die Schul- und Armenkaſſe gelegt wurden. Nach

dem das Tiſchgebet vom Pfarrer und eine Dankſagung vom Hochzeitsbitter ge ſprochen waren, begaben ſich Bräutigam und Braut mit den Gäſten des erſteren (die Gäſte der Braut blieben zurück) abermals in den Kretſcham, um den feſtlichen Tag mit Tanz zu beſchließen. Am zweiten Tage verſammelten ſich die Gäſte der

Braut wieder im Hause der Eltern derselben zu einem sogenannten Frühstück. Unter Musik zogen sie dann nach der Wohnung des Bräutigams und beglückwünschten das junge Ehepaar. Auch jetzt fand wieder in derselben Weise wie am Tage zuvor ein Hochzeitsmahl statt, nur mit dem Unterschiede, daß dies mal die Gäste der Braut die Ehrenplätze einnahmen. Nachdem die Braut von sämtlichen Hochzeitsgästen beschenkt worden war, ordnete sich die ganze Gesell schaft abermals zu einem Zuge nach dem Kretscham. Am dritten Hochzeitstage setzte die neben der Braut sitzende Frau, Salzmeste genannt, jener während des Essens eine Haube auf, als Zeichen, daß man sie nun als Frau betrachte. Hier auf erfolgte wieder der übliche Zug in den Kretscham. Bei größeren Hochzeiten erstreckte sich die Feier sogar noch auf den vierten Tag. Waren die Eltern der Braut vermögend, so richteten dieselben Sonntags darauf dem jungen Paare und den nächsten Verwandten einen Schmaus aus, das sogenannte Mutteressen.

Bei einer Hochzeit, die im Jahre 1515 gefeiert wurde, verzehrten 76 Gäste nicht weniger als 6 Ohm Wein, eine entsprechende Quantität Bier, 239 Pfund Rindfleisch, 315 Hähne und Hühner, 40 Gänse, 3100 Krebse, 1420 Weißbrote u. s. w. – Die beliebteste Weinsorte war Malvasier, den der bekannte Zittauer Bürgermeister Dornspach sogar in der Kirche bei der Hochzeit seiner Stieftochter während der Brautpredigt herumreichen ließ. Oft wurden noch lange nach der Hoch zeit dem neuvermälten Paare zu Ehren Festmahle und Gesellschaften abgehalten.

Neben den weltlichen Hochzeiten gab es im Mittelalter höchst zahlreiche geistliche Hochzeiten, welche bei der Aufnahme in ein Kloster oder an dem Tage stattfanden, an dem ein junger Priester zum ersten Male die Messe las.

An den Tauffesten nahm sonst eine übermäßige Anzahl Frauen teil. In den Zittauer Statuten von 1567 werden sie „Lachweiber“ genannt. Mehrfach kommt in Schriften der Ausdruck „zur Lache bitten“ vor. Die Zahl der Tauf zeugen war eine sehr große. Im Jahre 1685 kam in Niederoderwitz der Fall vor, daß der Destillateur Hans Georg Gosch bei der Taufe seines Kindes nicht weniger als 38 Paten hatte, von denen jedoch nur drei ins Kirchenbuch ein geschrieben wurden.

Außer diesen häuslichen Festen gab es noch viele andere Lustbarkeiten, die meist aus der heidnischen Vorzeit herstammten. Die meisten waren mit allerhand abergläubischen Anschauungen verknüpft.

Hierher gehören das sogenannte Osterreiten und Ostersingen. An das Osterreiten erinnert noch gegenwärtig das „Saatreiten“ in den katholischen Be zirken der Oberlausitz. Sänger und Musikanten sammelten sich am Osterfeste nach dem Nachmittagsgottesdienste bei der Pfarre und Schule zu Pferde und ritten, begleitet von der Jugend des Ortes, unter Gesang und Musik im Dorfe herum. Da dies Gelegenheit zu manchem Unfuge gab, so schaffte man am Anfange des vorigen Jahrhunderts das Osterreiten unter Androhung von Geld und Gefängnis

133

strafen ab. Seit jener Zeit traten die Ostersänger an die Stelle. Sie gingen von Haus zu Haus und sangen gegen Verabreichung eines Geschenkes Osterlieder.

Die schon in alter Zeit vor Weihnachten üblichen Vermummungen von Personen, welche in den Wohnungen erscheinen und als Christkind in Beglei tung eines Engels den guten Kindern Geschenke, namentlich Äpfel, Nüsse u. s. w. bringen, als Knecht Ruprecht aber die unartigen mit der Rute bedrohen, finden bekanntlich noch gegenwärtig statt. Seltener aber kommt das Pantoffel werfen, Bleigießen u. s. w. vor, um sein Schicksal für das künftige Jahr zu erforschen, sowie das Binden der Obstbäume mit Strohseilen, um dieselben zu größerer Fruchtbarkeit zu veranlassen. Ebenfalls an die heidnische Vorzeit er innert ferner das Gründonnerstaggehen der

Kinder, welches jetzt aber polizeilich verboten ist. Es stammt noch aus der Zeit her, in welcher die Kinder zur Feier des Frühlings einen Umzug hielten. Ungeachtet aller polizei lichen Verbote flammen aber jetzt noch am Johannistage die Feuer von den Höhen wie damals, als unsere Vorfahren ihren Göttern daselbst Opferfeuer an zündeten. Heute noch schwingt man lustig die brennenden Besen und schießt fleißig mit Pistolen und anderen Schießgewehren, doch ohne damit, wie früher in der Walpurgisnacht, die Hexen vertreiben zu wollen. Mit den Zwölfnächten, welche an die heidnischen Festlichkeiten zur Zeit der Winntersonnenwende erinnern, verbinden nur noch wenige ältere Personen abergläubische Vorstellungen. Auch die Gewohnheit, Osterwasser zu holen, das, in der Osternacht schweigend ge schöpft und schweigend nach Hause gebracht, die Kraft zu verjüngen und zu ver schönen haben soll, kommt nur ausnahmsweise vor, während früher der weibliche Teil der Bevölkerung allgemein diesem abergläubischen Brauche huldigte.

An das obenerwähnte Oster- und Saatreiten erinnert auch der vor der Zeit der Reformation übliche Brauch, einen hölzernen, sogenannten Palmesel mit großem Gepränge und unter Absingen von Liedern um die Felder herumzuführen. Das Getreide sollte dadurch vor Wetterschäden geschützt werden. In Bautzen wurde dieser Brauch auf Befehl des Stadtrates im Jahre 1533 abgeschafft.

Ein anderer alter Brauch war das sogenannte „Sommerannehmen“.

Es wurde jährlich an Petri Stuhlfeier abends eine Prozession von den Lehrern und Schülern gehalten, welcher der ganze Rat und die vornehmsten Personen der Stadt mit angezündeten Wachskerzen und Laternen folgten. Bei dieser Prozession wurde gesungen: „Simon Johanna diligis me etc.“ Alle Fenster der Straßen, durch welche die Prozession ging, waren hell erleuchtet. Auf dem Markte brannte ein großes Feuer, um welches die Prozession herumging. Die Schüler erhielten Speise und Trank. Bei diesem Umzuge wurde aber gewöhnlich viel Unfug verübt, und 1522 erschienen bei der Feier dieses Festes zwei ver kleidete Bauern, welche auf einer großen Stange päpstliche Ablaßbriefe umher trugen. Sie boten diese Ablaßbriefe zum Verkaufe aus; doch da niemand etwas dafür geben wollte, so warfen sie dieselben unter dem Hohngelächter der Menge in das Feuer. Im folgenden Jahre erschienen bei derselben Feier abermals einige vermummte Personen, die einen papiernen Papst auf einer Leichenbahre trugen. Bei dem Feuer, welches auf dem Markte brannte, setzten sie dann die

Bahre nieder, ergriffen den Papst und übergaben ihn den Flammen. Der Stadtrat, noch mehr Exzesse fürchtend, verbot noch in demselben Jahre dieses Fest für immer.

Ein diesem sehr ähnlicher alter Brauch war auch das sogenannte „Semper rennen“. Diese Karnevalsbelustigung wurde, wie uns Mantius erzählt, in Bautzen Donnerstags vor Fastnacht von den Schülern der alten Schule in folgen der Weise ausgeführt: An die Schüler schloß sich eine Schar ausgelassener Weiber aus der niedrigsten Klasse der Bevölkerung an, deren Zahl so über wiegend war, daß diese eigentlich das Fest feierten. Gebildete Frauen nahmen an diesen Ausschreitungen keinen Teil Wiese zusammengelaufene Schar durchzog singend und lärmend die Straßen, ging in die Häuser und nahm von den Be wohnern Speise und Trank in Empfang. Aber kaum waren alle Straßen durch zogen, so verleitete der übermäßige Genuß der geistigen Getränke zu den ärgsten Ausschreitungen. Das Lied, welches gewöhnlich dabei gesungen wurde, lautete: „Semper, semper, Donnerstag, Morgen haben wir Feiertag; Oben in der Firste Hängen die Bratwürste, Gebet uns nur Stangen, Daß wir sie erlangen; Wir können nicht lange stille stehn, Wir müssen ein Haus weiter gehn.“

Von dem Anfange dieses Liedes erhielt der Gebrauch den Namen Semper rennen. Lange schon hatte die Obrigkeit diesem Unwesen steuern wollen; doch fehlte die geistliche Mithilfe, da die Mönche ihren Schülern diese

Freude nicht rauben laſſen wollten. Der Stadtrat kam endlich mit dem Biſchof Johannes von Meißen überein, daß 1442 ein Verbot erfolgte. Die Schüler wurden durch den Gregoriusumgang entſchädigt. – Jedenfalls erinnert der Name „Semperrennen“ an den von den Wenden verehrten Gott Zemberis, den Befruchter der Erde. Nahe bei Jonsdorf ſoll es einen Fels geben, welchen man den Semperſtein nennt.

Die Austreibung des Todes am Sonntag Lätare war ebenfalls ein uralter Brauch, der noch aus der Zeit des Heidentums herrührte. In vielen wendiſchen Dörfern der Oberlauſitz verſammelten ſich noch um 1770 am Nach mittage jenes Sonntags Knechte, Mägde und Kinder und fertigten von Stroh und Lumpen ein Bildnis, welches den Tod bedeuten ſollte. Man befeſtigte das ſelbe an einer hohen Stange und warf unter Geſang mit Steinen nach ihm. Oft wurde der „Tod“ zum Dorfe hinaus an ein Waſſer getragen und hinein geworfen. Man hatte die abergläubiſche Meinung, daß dadurch der Tod ſeine Macht verliere und die Menſchen weder von der Peſt noch von anderen Krank heiten befallen werden könnten. Noch öfter wurde das Bild bis über die Grenzen des nächſten Dorfes gebracht. Da man dasſelbe aber hier nicht dulden wollte, ſo wurde dies Veranlaſſung zu heftigem Streit und zu argen Schläge reien, weshalb dieſer abergläubiſche Brauch auch ſpäter von ſeiten der Obrigkeit verboten wurde.

Eine andere eigentümliche alte Sitte herrſchte nicht bloß in der Oberlauſitz, ſondern auch in anderen Gegenden Deutſchlands bei dem Setzen von Grenz

135

ſteinen. Man nahm dabei Knaben mit und gab ihnen an der betreffenden Stelle als „Merk's“ oder „Dachtel“ einen Backenſtreich, damit ſie ſpäter imſtande ſein möchten, erforderlichen Falles Zeugnis von dem vollführten Akt ablegen zu können. Mitunter wußten ſich auch Erwachſene, z. B. Förſter, Waldarbeiter oder Ortsrichter dieſer alten Sitte unterwerfen. So findet man im Jahre 1720 bei Gelegenheit der Feſtſtellung der Grenze der Zittauer Waldungen und der böhmiſchen Herrſchaft Gabel, daß Hans Georg Schleinitz von Hermsdorf und Caspar Seydel von Oybin, an einer zweiten Stelle Joſeph Stoy, Hans Poſſelt von Petersdorf, Hans Chriſtoph Pracht von Hermsdorf und Chriſtoph Schüler von Gabel und an anderen Stellen der Förſter zu Hermsdorf, Georg Pracht, ſowie der Förſter zu Petersdorf, Chriſtian Stoy, und der Lückendorfer Förſter, Michael Zöllner, „gepritſchet“ wurden. Die ſogenannte Pritſche war ein bis zum Griffe in lauter dünne Späne zerſägtes viereckiges Stück Holz, deſſen Schlage keine Schmerzen, wohl aber viel Geräuſch verurſachten.

Ebenſo finden ſich bei den Kaufverhandlungen der Vorzeit manche beachtens werte Eigentümlichkeiten. Hierher gehört z. B. der Gebrauch der Kerbhölzer, die in den alten Schöppenbüchern oft erwähnt werden. Man bediente ſich ihrer in einer Zeit, in welcher das Papier noch nicht zu allgemeiner Anwendung ge langt war, in welcher nur wenige ſchreiben konnten und gewöhnlich bei der Seltenheit des Geldes nur ein kleiner Teil der feſtgeſetzten Kaufſumme bar erlegt wurde. Der noch reſtierende Teil der Summe wurde in der Regel in einer größeren Anzahl von Terminen bezahlt. Da dieſelben ſich auf eine Reihe von Jahren erſtreckten und oft auf die Kinder vererbten, ſo nannte man das zu zah lende Geld „Erbegeld“. Jede Partei erhielt ein ſolches mit dem Namen des Schuldners bezeichnetes Kerbholz, auf dem die Anzahl der Termine eingekerbt war. Bei der nach und nach erfolgenden Zahlung der Kaufſumme wurde von dem Gläubiger an Gerichtsſtelle von beiden Exemplaren ein Stück abgeſchnitten, was als Quittung galt. In Olbersdorf waren dieſe Kerbhölzer bis nahe an 1600 in Gebrauch. Ausdrücke wie „am Kerbe hinten abſchneiden“, „mit Über reichung des Kerbholzes“, „auf einen Kerb angeſchnitten“, oder „man ſoll die Kerbhölzer mitbringen“, kommen um dieſe Zeit noch oft vor. Die heute noch übliche Redensart: „Er hat viel auf ſeinem Kerbholz“ erinnert an jene Zeit. Auch von den Wirten wurde das Kerbholz für nicht zahlende Gäſte gebraucht, ebenſo von den Steuererhebern. Letztere führten Kerbhölzer bei

ſich, auf denen der Steuerbeitrag des Pflichtigen eingeſchnitten war. Dieſe Stöcke wurden ge ſpalten und dienten, indem die eine Hälfte in der Hand des Steuerpflichtigen, die andere in der des Erhebers blieb, auch als Quittung und zur Kontrolle.

Die früher auf den Lauſitzer Dörfern, zur Zeit, als man noch in den Häuſern das Spinnrad munter ſchnurren hörte, oft vorkommenden ſogenannten Rocken- und Lichtengänge werden immer ſeltener. Wie gern eilten damals die jungen Mädchen, das Spinnrad im Arm, in das vorher beſtimmte Haus einer Gefährtin! Welch reges Leben entwickelte ſich dort bei einem trüben Öllämpchen, beim düſter brennenden Kienſpane oder dem praſſelnden Herdfeuer! Wenn auch die jungen Burſchen des Dorfes fanden ſich ein, und viel wurde geſcherzt, gelacht

136

und mancherlei erzählt. Mit welch freudiger Erwartung ſah man ſchon der nächſten Zuſammenkunft entgegen!

Eine höchſt eigentümliche Sitte war das ſogenannte Ehrlichmachen. Es wurde geübt, um unſchuldig Verurteilten Genugthuung zu verſchaffen, und auch bei Perſonen, welche Reue aber ihr Vergehen empfanden und Beſſerung erwarten ließen, angewandt. Beim Militär wurde es bis zum Ende des vorigen Jahr hunderts beibehalten. Leider war die Form, in der es ausgeführt wurde, ſehr erniedrigend. Ein Beiſpiel aus der Geſchichte Bautzens wird dies näher darthun. Ein Deſerteur war 1697 freiwillig wieder bei ſeinem Regimente in Bautzen eingetroffen. Nachdem vorher der Scharfrichter den Namen des ſelben vom Galgen abgeriſſen hatte, marſchierte die Compagnie mit ihrer Fahne auf dem Reitplane auf und formierte einen Kreis. Der außerhalb des Kreiſes ſich befindende Deſerteur rief dreimal: „Ein Schelm verlangt wieder ehrlich ge macht zu werden!“ Hierauf wurde der Kreis ſo weit geöffnet, daß der Deſerteur, auf Händen und Füßen kriechend, mit einem alten Mantel bekleidet und den Hut im Munde, hineingelangen konnte. Im Kreiſe wurde nun die Fahne dreimal über demſelben geſchwenkt, wobei ihm jedesmal von dem Profoß mit dem Fuße der Fahne auf den Kopf geſtoßen und die Spitze der Fahne auf denſelben gelegt wurde. Darauf ſtand er auf, und die Ceremonie hatte ein Ende.

Zu den Polizeiſtrafen des Mittelalters gehörte das Stehen am Pranger. Es war die gewöhnliche Strafe für Diebe, Betrüger und Gotteslästerer. In Zittau wußte z. B. 1611 ein Mann aus Dittelsdorf wegen Gotteslästerung am Pranger ſtehen. Ein an ſeiner Bruſt befeſtigter Papierſtreifen enthielt folgende Worte: „Dieſer hat geläſtert Gott, darum leid’t er dieſen Spott.“ Weil aber in jener Zeit viele nicht leſen konnten, ſo veranſchaulichte man zuweilen die Vergehen durch Abbildungen. Einem Kuhdiebe hing man z. B. 1688 das Bild einer Kuh um den Hals. In Bautzen erließ der Stadtrat 1567 eine Verordnung wegen des überhandnehmenden Fluchens und Schwörens. In derſelben heißt es: „Derjenige, welcher wendiſch oder deutſch flucht, ſoll wenigſtens drei Stunden am Halseiſen ſtehen.“ Dieſe Strafe fand gewöhnlich Sonntags nach beendetem Gottesdienſte ſtatt. In der Nähe des Kirchhofthores, gewöhnlich außerhalb desſelben, wurden die zu Beſtrafenden an eine Säule geſtellt und mit dem Halseiſen daran befeſtigt. An manchen Orten wurde auch auf einer Tafel ihr Vergehen zur Mitteilung ge bracht, gefallenen Frauensperſonen aber ein weißes Tuch, das Sinnbild der ver lorenen Unſchuld, umgehängt.

Noch einige andere jener Zeit eigentümliche Polizeiſtrafen ſind zu erwähnen. So wurden 1717 in Zittau neun Hofdreſcher aus Türchau, welche das Getreide nicht rein ausgedroſchen hatten, die Dreſchflegel auf dem Rücken, von einem Ge richtsdiener in der Stadt herumgeführt und hierauf in den böhmiſchen Turme ge fangen geſetzt. 1682 wird ein dreiſtündiges Sitzen „im ſpaniſchen Mantel“ beim Weinkeller erwähnt.

Eine ſonderbare, auch anderwärts übliche Strafe war das Flaſchentragen. In manchen Gegenden gebrauchte man ſtatt der Flaſchen einen ſchweren Stein, den Klapper-, Schand- oder Laſterſtein, der die Geſtalt eines Zerrbildes

137

hatte, oft mit Eselsohren versehen war und mit einem Halseisen um den Hals befestigt wurde. Es war dies eine Strafe, mit der man verleumderische, zank süchtige Frauen belegte. Verleumdete ein Mann einen andern oder beschimpfte ihn mit Worten, so hatte er bloß eine Geldbuße von einigen Pfennigen zu erlegen. Dieses Flaschen- oder Steintragen fand in der Regel an Markttagen statt. Ge richtsboten gingen voraus oder folgten und bliesen in ein Horn, um das schau lustige Volk herbeizulocken. An manchen Orten waren die zu bestrafenden Weiber mit zugespitzten Stöcken bewaffnet, mit denen sie sich während des Ganges gegen seitig stechen und stoßen mußten. Eine gewöhnlich auf dem Rücken befestigte In schrift gab den Namen und das Vergehen der Verurteilten an. In Bautzen gab es hölzerne und steinerne Flaschen, welche an der Ratswage angeschlossen waren. Die schwerste steinerne Flasche daselbst nannte man die „graue Suppe“. Jeder Frauensperson, welche hier zu dieser Strafe verurteilt wurde, hing man einen Zettel mit folgender Inschrift um: „Welber, die sich zanken und schlagen, Müssen diese Flaschen tragen.“

G. Korschelt

Kapitel 31

Aus Bautzens älteſter Vergangenheit.

Als die Wogen der Völkerwanderung den in der heutigen Oberlauſitz einſt ſeß- haften germaniſchen Stamm der Semnonen weſtwärts hinweggeſchwemmt hatten, ergriffen von dem herrenlos gewordenen Lande im 6. oder 7. Jahrhunderte die wendiſchen Milzener Beſitz. Im Mittelpunkte ihrer Anſiedelungen erbauten dieſe auf ſteilem, von der Spree umfloſſenen Felſenvorgebirge nach allgemeiner ſlaviſcher Sitte ihre Stammesveſte, gleichwie die Czechen den Hradſchin von Prag und die Ruſſen den Kreml von Moskau. Neben der Burg entſtanden bald auch die un entbehrlichen Herbergen; Händler und Handwerker ſiedelten ſich an. So bildete ſich die Stadt „Budiſin“, ſpäter „Budiſſin“, zuweilen auch „Baudiſſen“ und erſt ſeit 1868 amtlich „Bautzen“ geſchrieben.

In das Dunkel der älteſten ſlaviſchen Vorzeit dieſer Stadt reicht kein ge ſchichtliches Denkmal hinauf. Nur ein uraltes Volkslied der Wenden giebt uns einen ſchwachen Anhalt. Es erzählt uns, wie die Serben (ſo nennen ſich die Wenden ſelber) einſt gegen die Deutſchen, von deren Sprache ſie kein Sterbens wörtlein verſtanden, ins Feld gezogen ſeien, die Goldfüchſe alleſamt geſattelt, die klirrenden Sporen und blitzenden Schwerter angelegt und über die Deutſchen drei große Siege errungen hätten, und wie nach jedem ihr König die Krieger beſchenkt habe mit neuen, prächtigen Kleidern, mit Samt und Scharlach, mit Goldfüchſen und blanken Waffen.

Etwa drei Jahrhunderte lang erfreuten ſich die Milzener des Budiſſiner Landes der Selbſtändigkeit; dann unterjochte ſie Kaiſer Heinrich der Städteerbauer und zwang ſie, Zins zu entrichten. Markgraf Ekkehard I. von Meißen vollendete dieſe Unterwerfung. „Er beraubte die Milzener ihrer althergebrachten Freiheit und machte ſie zu Knechten.“ Von der hierbei gewiß ſtattgehabten blutigen

Eroberung ihrer Stammesburg Bautzen hat uns die Geſchichte ebenfalls keine Kunde aufbewahrt; doch ſcheint eine ſehr alte, rührend ſchöne Sage der Wenden jenes Ereignis als hiſtoriſchen Hintergrund zu haben. „Auf der Höhe eines Berges bei Budiſſin ſaßen, von dem kampfbereiten Heere umgeben, ſieben Wendenkönige und hielten Rat, wie ſie die Deutſchen beſiegen und ſich ihre Freiheit erkämpfen möchten. Die Schlacht begann. Sie war heiß und blutig. Alle ſieben wurden erſchlagen. Da begruben ſie die Ihrigen mit den goldenen Kronen auf den Häuptern unter den ſieben Steinen, worauf ſie geſeſſen, auf jener Höhe, welche deshalb noch heute ‚Thronberg‘ heißt“. — In die gewonnene Veſte Budiſſin zog



Abbildung 31.1: Ansicht von Bautzen (Südseite).

nun ein Statthalter des Markgrafen von Meißen ein. Von hieraus gebot derselbe über das dem deutschen Reiche einverleibte Land.

Dicht neben dem Schlosse bauten sich deutsche Ritter an und gründeten das sogenannte Burglehn. Mit der deutschen Herrschaft wurde auch das Christentum nach Budissin verpflanzt. Die Verbrennung der Leichen wurde untersagt, die Urnenfriedhöfe wurden geschlossen, die Götzenaltäre zertrümmert. Diese Maß- nahmen konnten jedoch nur in der Hauptstadt selber und in deren nächster Um gebung durchgeführt werden. Auf den Bergen südlich von Budissin loderten die Opferfeuer zu Ehren des Czorneboh, des schwarzen Gottes, und Bielebohs, des weißen Gottes, fort und fort. Dem Friedenswerke der Christianisierung und Germanisation be reiteten kriegerische Zeitläufte schon in den ersten Anfängen schwere Hindernisse.

139

Der mächtige Polenherzog Boleslaus Chrobry, dessen Reich sich im Osten bis nach Kiew erstreckte, faßte den Entschluß, die ehemaligen Slavenländer bis westwärts zur Saale unter seine Botmäßigkeit zu bringen. 27 Jahre lang, von 1002 bis 1029, dauerten die darob entbrannten Kämpfe. Bautzen sollte während derselben die Qualen des Krieges auf das bitterste empfinden.

Den Tod Kaiser Ottos III. wie namentlich den des wackeren Kämpen Ekkehard begrüßte Boleslaus als willkommene Ereignisse. Rasch sammelte er ein Heer, besetzte zunächst den westlich der Elbe gelegenen Teil der Mark Meißen und be mächtigte sich dann, indem er eine Schar zur Belagerung voranschickte, der Stadt Bautzen sowie aller zu derselben gehörenden Besitzungen. Dies geschah im Jahre 1002. Der neuerwählte deutsche

Kaiser Heinrich II. wollte eine Wiedereroberung des Gaues Milsca, so hieß die Budissiner Gegend als Bestandteil des Reichs, nicht unversucht lassen. Im Herbste 1004 brach er von Wyssehrad bei Prag, begleitet vom Böhmenherzoge Jaromir, nach Bautzen auf. Nach einem unsäglich mühseligen Marsche erreichte er das Milzenerland und begann sogleich die Um schließung Budissins.

Die Stadt, wohl nur aus Holz erbaut, besaß damals doch schon feste Ring mauern mit Bastionen; zudem hielt sich die polnische Besatzung sehr tapfer. Hier vor Bautzen wäre der Kaiser, als er eines Tages seine Getreuen zum Sturm auf die Mauern ermunterte, beinahe von den Zinnen herab durch einen Bogenschützen getötet worden. Dicht thut zur Seite traf der Pfeil seinen Nebenmann. „Der König aber erhob preisend und dankend sein Herz zum Herrn, der ihm seine un wandelbare väterliche Liebe und Obhut unverdientermaßen aufs neue offenbart hatte.“ So schreibt Bischof Thietmar von Merseburg in seinem ausführlichen Berichte über diesen Feldzug. An jenem Tage waren die Deutschen bereits im Begriff, durch herbeigeschleppte Feuerbrände die Stadt den Flammen zu über geben, und sie wäre sicher vernichtet worden, wenn nicht ein Befehl Markgraf Gunzelins dies verhindert hätte.

Viele Deutsche fanden vor Bautzen den Tod. Unter ihnen zeichnete sich durch große Tapferkeit ein Ritter, Namens Hemuza, aus. Er forderte die Belagerten wiederholt zum Kampfe heraus. Als diese einen Ausfall wagten, wurden sie zu rückgetrieben. Allen voran setzte Hemuza ihnen bis dicht an die Stadtmauer nach. Dort aber traf ein von oben herabgeworfener halber Mühlstein sein mit dem Helme bedecktes Haupt, daß er tot niederstürzte. Frohlockend zogen die Polen seinen Leichnam in die Stadt, von wo aus ihn erst sein ehemaliger Lehnsherr, Graf Heinrich, der Bruder Thietmars von Merseburg, auslöste und zurückbrachte. Am 25. Oktober wütete der wilde Kampf bis an die Spree hinab. Im Flusse stehend, leistete ein deutscher Krieger, der wegen seines beständigen Jagens nur der wilde Tommo genannt wurde, den Feinden lange Zeit tapferen Widerstand, bis er, auf den schlüpfrigen Kieseln ausgleitend, zu Falle kam und alsdann trotz seines trefflichen Panzers den Tod erlitt. Es scheint bei den Belagerten Sitte gewesen zu sein, daß man die Körper der Gefallenen mit sich hinwegführte. Als der treue Knappe Tommos dies bei der Leiche seines Herrn verhindern wollte, streckte auch ihn ein tödlicher Lanzenwurf nieder.

140

Durch Gewalt hatte Heinrich II. Bautzen nicht gewinnen können. Bald fiel ihm die Veste friedlich im Vertragswege zu. Boleslaus sandte eine Botschaft an die Bürger mit der Weisung, die Stadt dem Kaiser zu übergeben. Dies geschah. Die Besatzung zog unbehelligt ab, und eine neue, deutsche Verteidigungsmannschaft wurde in Bautzen hinterlassen.

1008 nahte von neuem ein Ungewitter. Der zwischen Boleslaus und dem Kaiser geschlossene Friedensbund wurde von letzterem aufgekündigt. Nicht lange danach lag der gefürchtete Polenherzog vor Bautzen. Er entsandte Unterhändler in die Stadt mit der Aufforderung, sich zu ergeben und dadurch sich und ihm weitere Mühen zu ersparen, indem auf keinen Entsatz zu rechnen sei. Während eines vereinbarten siebentägigen Waffenstillstandes traf Boleslaus alle Vorberei tungen zur Erstürmung Bautzens. Die Belagerten richteten einen flehentlichen Hilferuf an den Markgrafen und die Reichsfürsten. Ihr Bote gab die Ver sicherung, daß sich die Stadt noch mindestens für sieben Tage nach Ablauf der Waffenruhe zum Widerstande fähig halte. Vergeblich aber ließ Markgraf Hermann alle Großen durch Gesandte um Beistandsleistung ersuchen, vergeblich ging er selber nach Magdeburg. Unter bitterer Beschwerde, daß viele derselben dort un thätig verweilten, konnte er für seine Truppen in Bautzen nichts thun als sie vertrösten und zum Ausharren ermahnen.

Unterdessen stürmte Boleslaus unausgesetzt gegen die Bollwerke der Stadt. Der mannhafte Verteidigungsmut

wich erſt, als die Eingeſchloſſenen ohne alle Hilfe ſich allein überlaſſen ſahen. Nachdem ſie freien Abzug für ſich und alles, was ſie beſaßen, von dem Herzoge zugeſichert erhalten hatten, übergaben ſie dem ſelben die Stadt und zogen dann „traurigen Herzens“ heim. Seit dieſem Ge ſchehniſſe nahm Boleslaus ſtändigen Aufenthalt in Budiſſin. Von hier aus entſendete er 1010 auch eine Schar zur Überumplung Meißens. Der ge plante, mit Hilfe zweier Verräter auszuführende Handſtreich gelang jedoch nicht. Zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, harrte Boleslaus in Bautzen auf die Rückkehr der Seinigen und wurde ob der Enttäuſchung ſehr unwillig. Doch war dies nur ein vereinzeltes Mißlingen. Im ganzen bekämpften ihn Kaiſer Heinrich Und die meißniſchen Markgrafen mit wenig Glück.

Die kriegeriſchen Unternehmungen wurden zuweilen von Friedensverhand lungen unterbrochen, ſo im Juli 1012 und im Januar 1017. Ein endgiltiger Friedensſchluß erfolgte erſt am 30. Januar 1018 zu Bautzen. Zu den Be dingungen desſelben gehörte, daß Boleslaus die Tochter des verſtorbenen Mark grafen Ekkehard, mit Namen Oda, uni die er lange ſchon geworben hatte, zur Gemahlin erhalten ſollte. Boleslaus ſchickte ſchleunigſt ſeinen Sohn Otto zur feierlichen Einholung der Markgräfin aus. In ſeiner Grenzveſte Seitſchen, einem Dorfe weſtlich von Bautzen, ließ er der Braut einen glänzenden Empfang bereiten. Es war in der Nacht des 3. Februar 1018, als ſich der Zug dem Orte näherte. Da flammten zahlreiche Lichter auf; beim Scheine von Fackeln und unter Zulauf einer ungeheuren Menſchenmenge begrüßte der glückliche Herzog die erſehnte Braut, mit der er ſich ſofort zu Bautzen vermählte. Obgleich Boleslaus Chriſt war, beging er doch in der Faſtenzeit ohne biſchöfliche Erlaubnis

die Hochzeit. Die kurze Ehe der ſchönen Oda mit dem Barbaren gehört nicht mehr in den Bereich unſrer Betrachtung. 1024 ſtarb Boleslaus Chrobry. Unter ſeinem Sohne und Nachfolger Mieczislaus loderten die Flammen des Krieges von neuem empor. Während jener Wirren belagerte Kaiſer Konrad II. im Jahre 1029 Bautzen vergeblich, errang aber doch endlich den Vorteil, daß der Pole die Stadt wieder an die Markgrafen von Meißen abtrat. — Bis zu dieſem Abſchnitte leihen wir der älteſten Geſchichte Bautzens unſere Aufmerkſamkeit.

Der Reiſende, welcher ſich der vielgetürmten Hauptſtadt Luſatiens von Weſten her nähert, iſt hoch entzückt über den maleriſchen Anblick, den dieſelbe gewährt. Noch ſtehen unverſehrt größere Teile der alten Ringmauern, „zeugend von dem eiſernen Sinne derer, die ſie gebaut“. Noch ragen darüber hinaus viele dicke Rundtürme, Baſteien genannt, manche ſchier vergeſſen, in Gärten, umrankt von Bäumen und Geſträuch. Noch blicken alte Thorhäuſ er aus längſt entſchwundenen Zeiten herab in das Gewimmel der Gegenwart. Noch walten die Türmer auf den hohen Auslugwarten ihres Amtes, jedoch nicht mehr nach nahenden Feinden ſpähend. Noch ſtreckt die Ortwins- oder Ortenburg, aller dings in erneuerter Geſtalt, ihre Zinnen ſtolz zum blauen Äther empor. Noch tragen hervorragende Bauwerke die ſteinernen Reliefbildniſſe mittelalterlicher Landesherren. Auf dem höchſtgelegenen Punkte der Stadt, an der nämlichen Stelle, wo Deutſche ehemals das älteſte Kirchlein als erſte Pflanzſtätte des Chriſten tums in der Lauſitz errichteten, thront der rieſenhafte Bau des Domes zu St. Peter. Andere Kirchen aus alter Zeit ſind noch als Ruinen vorhanden, ſo die mitten in der Stadt befindliche Franziskaner-Kloſterkirche mit ihren hohen gotiſchen Fenſterbögen aus rotem Ziegelwerk und die am Abhange des Spree thales wunderbar ſchön gelegene Nikolaikirche, deren leere Fenſterhöhlen einen kleinen, blumigen Friedhof umrahmen.

Welch ein Genuß für den Altertumsfreund, dieſe Stadt zu durchwandern!

Dr.. Georg Pilk.

Kapitel 32

Die Gründung Bautzens.

32.1 Eine Sage.

Wenzeslaus begann zu bauen An des Ortenberges Rand Eine Veſte, um zu ſchauen Weithin übers Sorbenland.

Als die Gräfin einſt vergeblich Nach des Ortes Namen frug, Ihrer Liebe Pfand gedenkend, Was ſie unterm Herzen trug:

„Bude Syn, bude take Mesto!“ Sprach ſie; „wenn ein Sohn mir lacht, Soll hier eine Stadt erſtehen, Budiſſin, in ſtolzer Pracht!“

Eines Söhnchens bald geneſen, Machte Böhmens Gräfin wahr, Was bei dem geliebten Weſen Einſt von ihr gelobet war,

Ihr Gemahl zog feſte Mauern Um des Ortenberges Rand, Die man noch zum Teil kann ſchauen: Bautzens feſter Wall entſtand. Ernſt Linke.

Kapitel 33

Aus der ſächſiſchen Wendei.

Im Nordoſten unſers Vaterlandes wohnen die letzten Überreſte der Slaven, welche einſt in einem großen Teile Deutſchlands ſeßhaft waren, die allbekannten Wenden. Mitten in dem Gebiete derſelben liegt Bautzen, eine jetzt größtenteils deutſche Stadt. Außer dieſer einzigen Stadt umfaßt die Wendei nur kleine Bauerndörfer, von denen manche noch nicht 100, wenige über 500 Einwohner zählen.

Die wendiſchen Dörfer ſind in ihrer Anlage von den deutſchen ſehr ver ſchieden. Die Häuſer reihen ſich meiſt dicht aneinander und kehren die Giebel der Gaſſe zu, während die Langſeite des Hauſes dem Hofe zugewandt iſt. Sie ſind im übrigen ebenſo einfach gebaut wie die Wohngebäude in den deutſchen Dörfern Sachſens. Während die älteren Häuſer meiſt aus Fachwerk beſtehen, mit Stroh gedeckt ſind und nur ein Erdgeſchoß enthalten, werden neue Häuſer aus Ziegeln aufgeführt und mit Ziegeln gedeckt.

Die Hausflur, welche gewöhnlich zwiſchen der der Dorfgaſſe zugekehrten Wohnſtube und dem derſelben entge=gengeſetzten Stalle liegt, iſt in älteren Ge bäuden oft zugleich die Küche und aus dieſem Grunde mit Herd und Rauchfang verſehen; feſtgeſtampfte Erde oder in den Häuſern der Wohlhabenderen Ziegel ſteine, wohl auch Granitplatten, bedecken ihren Boden. Die Wohnſtube iſt ſchlicht eingerichtet und von niedriger Bauart. Ein ſtarker, großer Tiſch, mehrere Lehn ſchemel von Holz, Holzbänke, welche den mächtigen Kachelofen umgeben und auch längs der Wände hinlaufen, und ein Topfbrett an der Wand ſind Möbel, welche jedem Wohnzinnner eigen ſind. Diejenigen Wohnhäuſer freilich, welche in neuerer Zeit gebaut worden ſind und noch gebaut werden, zeigen die genannten Eigen tümlichkeiten in Bauart und Einrichtung nicht, ſind überhaupt von den Häuſern in deutſchen Gegenden nicht weſentlich verſchieden.

Im Gegenſatze zu den deutſchen Bewohnern der ſüdlichen Lauſitz, welche größtenteils durch Weberei, meiſt in Fabriken, ihr Brot verdienen, beſchäftigen ſich die Wenden faſt durchweg mit Ackerbau. Es giebt unter ihnen keinen Adel, und die Rittergüter inmitten der wendiſchen Gegenden ſind faſt ausſchließlich in den Händen von Deutſchen; doch herrſchte in früheren Zeiten unter den Begüterten ein großer Rangunterſchied. Die wendiſchen Bauern bildeten ehemals ſcharf von

einander abgegrenzte Stände, als Großbauern, Halbbauern und Häusler, welche ein sehr verschiedenes Ansehen genossen.

Neuerdings haben sich diese Unterschiede fast ganz verwischt, und es haben sich hier und da die Bauern, gleichviel ob ihr Besitz ansehnlich oder gering ist, zu Vereinen zusammengeschlossen, in denen sie gemeinsame Schritte zur Hebung der Landwirtschaft beraten und durchführen. Sehr wohlhabende Bauern giebt es besonders in dem westlichen Teile der Wendei, in der Nähe des Klosters Marien stern, welche, wie die Wenden in dieser Gegend überhaupt, meist katholisch sind. Der größere Teil der sächsischen Wenden bekennt sich jedoch zur lutherischen Kirche.

Die Arbeit in frischer, freier Luft bewirkt, daß die Wenden meist starke, kräftige Gestalten mit roten, vollen Gesichtern und von blühender Gesundheit sind, während man unter den deutschen Webern in den südlichen Berglandschaften der Lausitz infolge ihrer ungesunden und wenig lohnenden Arbeit hinter dem Web stuhl sehr viel hagere, dürftige Gestalten erblickt.

Die Lebensweis e der Wenden ist eine sehr einfache. Nur bei festlichen Ge legenheiten, bei Taufen, Hochzeiten u. s. w. geht es hoch her; ohne einen tüchtigen Schmaus und reichliche Bewirtung kann sich der Wende dieselben nicht denken. Freilich schwinden die alten Gebräuche, welche früher bei diesen Familienfesten üblich waren, immer mehr, und nur bei den reichen Großbauern kommen sie noch in ihrer ursprünglichen Form vor. Streng überwacht hier bei Hochzeiten die Beobachtung der althergebrachten Gebräuche der Hochzeitbitter, dessen Amt es ist, die Gäste zu laden und zu begrüßen, ihnen die Plätze an der Tafel anzuweisen, das Tischgebet zu sprechen und die Speisen zu verteilen. – Der Hochzeitszug wird öfters durch Musik und abgefeuerte Schüsse begrüßt. Die Braut trägt auf einer hohen, turmartigen, mit grünen Bändern gezierten schwarzen Samtmütze einen Brautkranz von Raute und ist mit grünen Bändern, goldenen und silbernen Ketten, Perlen und alten Schaumünzen geschmückt. Bei reichen Bauern pflegt ein Hochzeitsfest bisweilen auf mehrere Tage ausgedehnt zu werden.

Wie die Gebräuche bei festlichen Gelegenheiten, so verschwindet auch die den Wenden eigentümliche Tracht, besonders diejenige der Männer, immer mehr. Die Frauen tragen noch allgemein eine Haube von Kattun, unter welcher ein weißes Stirnnetz hervorragt, bei Trauer aber ein weißes Stirnband. Weite, bauschige Röcke, vor welche eine sehr große Schürze gebunden wird, sind gleichfalls den wendischen Frauen eigentümlich. Die Wochenmärkte in Bautzen bieten beste Ge legenheit, die eigenartige Tracht der wendischen Bauerfrauen kennen zu lernen.

Der Charakter des Wenden zeigt viele gute Seiten. Man rühmt an ihm Fleiß, Genügsamkeit, Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Ehrlichkeit. In seinen schönen Grüßen „Gott helf!“ „Gott befohlen!“ u. s. w., in vielen volkstümlichen Redensarten, in einer strengen Sonntagsheiligung und anderen Gewohnheiten spricht sich ein religiöser Sinn und ein tiefes Gemüt aus.

Mit Zähigkeit hängt der wendische Bauer wie an den althergebrachten Sitten, so auch an seiner Mutterspra=che. Die wendische Sprache zeigt mit den andern slavischen Sprachen, besonders mit der czechischen, große Ähnlichkeit; infolge ihrer



Abbildung 33.1: Eine wendische Hochzeitsgesellschaft.

145

vielen Zischlaute und der sich häufenden Konsonanten ist sie für den Deutschen schwer zu erlernen. Viel ist in der letzten Zeit für die Pflege und Erhaltung der wendischen Sprache und des wendischen Volkstums von seiten einzelner Personen, wie auch ganzer Vereine gethan worden. In den Schulen lernen die Kinder das Wendische wie auch das Deutsche mündlich und schriftlich gebrauchen; ihre Schul bildung ist eine sehr gute. Auch Bücher, in wendischer Sprache geschrieben, sind in Menge vorhanden. Die sächsische Regierung hat überhaupt niemals den wendischen Volksstamm gehindert, sein Volkstum zu pflegen und zu erhalten, sondern ihn darin sogar unterstützt, indem sie in wendischen Gegenden der wendischen Sprache mächtige Geistliche und Lehrer anstellt.

Trotzdem schmilzt die Zahl der Wenden immer mehr zusammen. Im Jahre 1885 gab es in der Lausitz nur noch 47 134, während in dem übrigen Sachsen lande 1782 als Dienstboten, ländliche Arbeiter u. s. w. beschäftigt waren. [1] Haben die letzteren in der Fremde durch ihren Fleiß sich eine kleine Geldsumme erworben, so kehren sie wieder in ihre Heimat zurück, an der der ganze Volks stamm mit treuer Liebe hängt.

Immer mehr aber dringt das Deutschtum vor. Viele Dörfer, die vor einigen Jahrzehnten noch rein wendisch waren, sind jetzt gemischtsprachig; viele, in denen die Deutschen die Mehrheit bildeten, sind rein deutsch geworden; in vielen ist die wendische Sprache gleichfalls dem Verschwinden nahe. Kaum wird es dem Volksstamme der Wenden, der überall von deutschem Kulturleben umgeben ist, auf die Bauer möglich sein, seine Sprache und sein Volkstum vor dem Untergange zu bewahren. R. Trenkler.

[1] Seit 1885 werden die Wenden bei Volkszählungen gar nicht mehr als besonderer Volksstamm aufgezeichnet, daher ist ihre Zahl gegenwärtig nicht mehr festzustellen. Bunte Bilder aus dem Sachsenlande. I. 10

Kapitel 34

Die Goldgrotte auf dem Valtenberge.

34.1 Eine Volksſage.

Wenn man den Lauf des Weſenitzflüßchens, welches ſich unterhalb der Stadt Pirna in die Elbe ergießt, aufwärts verfolgt bis zu deſſen Quelle, ſo gelangt man auf eine im Sachſenlande wohlbekannte Höhe. Sie heißt der Valtenberg. Weit hinaus ſchweift dort der Blick, vom Kamme des Rieſengebirges bis zum Kolm berge bei Oſchatz und der Burgruine Frauenſtein, von den in zartblauem Dufte verſchwimmenden Ebenen Preußens bis zu den bekannten Bergen Böhmens, dem Kleis, Geltſch und Milleſchauer. Mit Wohlgefallen weilt das Auge auch auf den nächſten Umgebungen. Hier wogt und rauſcht ein weites, grünes Meer, das des großen Weltenmeiſters Hand erſchuf, dem Wanderer zur Freude. Um rieſige Felsblöcke ſchlingen ſchlanke Fichten ihre knorrigen Wurzeln. Das Hellgrün des Buchenlaubes miſcht ſich wohlthuend mit der ernſtem Farbe der Edeltannen. Tiefe Stille waltet auf der luftigen Höhe; nicht ſtört ſie das Flöten der Droſſel oder das Hämmern des emſigen Spechtes. Dazu umrankt den Valtenberg ein duftiger Sagenkranz.

146

Großmütterchen wußte einſt viel zu erzählen von den Wundern, die ſeine dunkle Waldnacht deckt, von unermeßlichen Schätzen, die tief drunten in des Berges Innern, bewacht von Gnomen und Zwergen, ſchlummern, von welſchen Männern aus der fernen Lagunenſtadt Venedig, die ehedem in den Bächen des Valtenberges Gold gewaſchen und ungezählte Reichtümer nach ihrer ſüdlichen Heimat geſchleppt haben, von der verſunkenen Valtenburg, die dereinſt, wenn Dresden und Bautzen untergehen werden, zu neuem Glanze erſtehen ſoll, von der Wunderblume, die aller hundert Jahre nur einmal am Johannistage hier blüht, von dem gutmütigen Zwergenvolk der Querxe, die hier mit goldenen Kugeln nach goldenen Kegeln ſchieben, von Berndietrich, der hier als wilder Jäger nachts durch die Lüfte zieht und nicht der abmahnenden Worte ſeines Begleiters, des heiligen Bonifazius, achtet, von einer vielgenannten Goldgrotte endlich, die nur der Zauber des Karfreitags

jährlich einmal öffnet. Letztere Sage sei an dieser Stelle mit geteilt. Sie knüpft sich an die sehr alte Meinung von dem Goldreichtume des Valtenberges und seiner Umgebung. Schon Kaiser Ludwig der Bayer verlieh ein Goldbergwerk in dieser Gegend im Jahre 1333 dem Markgrafen Friedrich dem Ernsthaften von Meißen. Lange Zeit, selbst noch im vorigen Jahrhunderte, baute man hier auf Gold. Die eingangs erwähnte Wesenitz quillt aus dem ver rollten Mundloch eines Stollens, den das Volk noch heute „das Bergwerk“ nennt. Doch hören wir, was es für eine Bewandtnis mit der Goldgrotte hat!

Es war Karfreitag. Vom Chor der Kirche erklang die heilige Passion, als eine arme Frau, die ihr zweijähriges Knäblein auf dem Rücken trug, über den Valtenberg wanderte. Sie kam aus Böhmen, wo sie Handelsgeschäfte erledigt hatte, und ging nach ihrer Heimat, dem sächsischen Dorfe Neukirch, zurück. Unweit des Berggipfels gewahrte sie plötzlich eine Öffnung in einem Felsen neben dem Wege. Neugierig lugte sie hinein. Der Spalt bildete den Eingang zu einer Höhle. Kein lebendes Wesen ließ sich drin bemerken. Nur die Wände glitzerten und funkelten wie buntes Feuer. Unten seitlich stand ein mächtig großes Gefäß, eine kupferne Braupfanne, gefüllt mit Goldstücken bis oben an. „Welch Glück!“ jubelte die Frau. Sie hatte die Goldgrotte gefunden, von der ihr in stiller Dämmerstunde einst erzählt worden war. Nun lag die Zukunft rosig vor ihren Augen. Mit einem Schlage schien sich jetzt ihre bisherige Armut in Reichtum verwandeln zu wollen. Zitternd vor Freude trat sie ein, setzte ihr Knäblein auf den Boden der Grotte nieder und raffte hastig so viel der blanken Goldstücke zu sammen, als ihre Schürze nur zu fassen vermochte. Dann eilte sie hinaus und schüttete das Gold vor dem Felsen aus. Noch zwei andere Male betrat sie die Höhle, jedesmal eine gleiche kostbare Last hervorschleppend. Als sie aber zum dritten Male die Grotte verließ, hörte sie hinter sich einen Donnerschlag. Sich umblickend, gewahrte sie, daß sich der Fels geschlossen hatte. Vergeblich suchte sie nach rechts und links, bergauf- und bergabwärts nach einem Zugange. „Mein Kind, mein Kind will ich nur noch holen,“ jammerte die Mutter, „o öffne dich nur noch ein einziges Mal, starrer Felsen, und gieb mir meinen Liebling heraus! Kein Stück von deinem Golde will ich dann mit mir hinwegnehmen!“ Doch ihr antwortete nur kaltes Schweigen. Drüben vom Dorfe her erklangen leise die

147

neun Schläge der Betglocke. Schmerzbewegt sank sie in die Kniee. Da erinnerte sie sich, daß Großmütterlein bei der Erzählung von der Goldgrotte des Valtenberges stets auch gesagt hatte:

„Bist du nicht reines Herzens, So bringt es dich in Not; Wohl Schätze wirst du finden, Doch aber auch den Tod!“

So war die Strafe für ihre Habsucht nun hereingebrochen. Der Mutter war das Söhnlein, ihr bestes Kleinod auf dieser Welt, entrissen. Wehklagend dachte die Ärmste endlich an den Heimweg. In ihrer Schürze nahm sie einen Teil des Goldes mit, das übrige verbarg sie unter Waldspreu, Geäst und Steinen. Erst gegen abend erreichte sie ihre Wohnung. Unter lautem Schluchzen berichtete sie ihrem Manne, was sie verloren und was sie gefunden habe. Der Gatte war geblendet von dem Glanze des nie besessenen Goldes. Der Gedanke an das sorgen lose, prächtige Leben, das ihm nun bevorstand, machte ihn den Verlust des Kindes vergessen. Anders die Mutter. Von ihren Augen wich der Schlaf. Frühzeitig weckte sie am anderen Tage den Mann. Nachdem der mitgebrachte Schatz sorg fältig im Keller versteckt worden war, brach man auf, um auch das andere Gold einzuheimsen.

Es lag noch am nämlichen Orte. Der Mann lud es in einen mitgebrachten Karren und bedeckte es mit einem Grastuche. Während dessen suchte die Frau mit blutendem Herzen nach dem Eingange. Er war nicht zu finden. Der Felsen blieb geschlossen. Schweigend schritt die Bekümmerte auf dem Heimwege neben dem Gatten einher. Des letzteren liebreiche Worte von den Sorgen, welche oft selbst die besten Kinder den Eltern bereiten, und von

den Annehmlichkeiten, die der Besitz des Geldes doch allenthalben schaffe, spendeten ihr keinen Trost.

Je näher die beiden dem Dorfe kamen, desto leichter schien der Karren zu werden. Daheim angelangt, ersahen sie mit Schrecken, daß sich nichts als welkes Laub auf dem Wäglein befand. Auch die Goldstücke im Keller waren verwandelt. Dort lag nur ein Haufen wertloser Scherben. Wer beschreibt die Enttäuschung und den Ärger des Mannes, wer die Wehmut der Frau? Letztere erkannte ihre Schuld und suchte dieselbe durch allerlei fromme Büßungen zu sühnen. An jedem Festtage pilgerte sie hinauf nach dem Baltenberge, um vielleicht doch ihr verlorenes Glück wiederzuerlangen. Und ihr Sehnen sollte gestillt werden. Am nächsten Karfreitage, als wiederum vom Chor der Kirche die heilige Passion gesungen wurde, fand die Hoffende auch die Pforte zur Goldgrotte wieder geöffnet. Wonne trunken eilte sie hinein. Alles war noch wie vorm Jahre. Die goldgefüllte Brau pfanne stand noch am selben Orte, und am Boden, wo sie es verlassen, saß auch ihr holdes Knäblein, unversehrt und spielend mit einer lichten Engelsgestalt, welche der Eintretenden mit einem Lilienstengel schelmisch drohte und dann verschwand.

Die Mutter drückte den wiedergewonnenen Liebling an ihre Brust und stürmte mit ihm hinaus. Nicht dachte sie mehr an Gold und Wohlleben — ihr Mutter herz erfüllte die höchste Seligkeit; sie schwelgte nur in dem einen Gedanken: „Das Kind, das teure Kind ist wieder mein!“ Dr.. Georg Pilk.

Kapitel 35

Der Goldkeller auf dem Löbauer Berge.

35.1 Eine Sage.

Auf Löbaus Bergeswarte, Dem ſteilen Gipfel nah, Gewahrt ein ſpähend Auge, Was nirgends ſonſt es ſah.

Am Sankt-Johannistage, Wenn lau die Lüfte wehn, Beim zwölften Glockenſchlage Kann man dies Wunder ſehn:

„Es weitet ſich zum Keller Ein enger Felſenſchacht, Draus ſtrahlt im Zauberglanze Glutroten Goldes Pracht.

Doch heller als des Schatzes Verlockend Schimmern dort Erglühn die Flammenaugen Des Wächters bei dem Ort.

Enteil' dem Goldeskeller, Wenn Habſucht dich bethört; Doch wenn du reinen Sinnes, Biſt du des Schatzes wert.

Nur aller hundert Jahre Einmal geſchiehet dies; Denn ſelten ſind die Grüße Vom ſel'gen Paradies.“ —

So klingt die alte Sage Aus grauer Ahnenzeit Wie eine ſtille Klage Um einſt'ge Herrlichkeit.

Ernſt Linke.

Kapitel 36

Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge.

Eine Sage.

Ein Teil des Löbauer Berges heißt wegen der daselbst wachsenden Kräuter der Kräutergarten. Hier blühte, wie eine alte Sage erzählt, aller hundert Jahre, manche sagen auch, aller zehn Jahre, eine Blume, die nirgends sonst gefunden und in keiner Naturgeschichte beschrieben worden ist. Aber nur eine einzige Stunde entsendete sie ihre Wohlgerüche und zwar von elf bis zwölf Uhr in der Nacht des Tages, an welchem Johannes der Täufer geboren wurde.

Mehrmals ist sie gesehen, aber nicht gepflückt worden. So erzählt man von einem Ratsförster, Kajetan Schreier, der im Jahre 1570 diese Blume erblickte und die Herrlichkeit derselben gar nicht genug rühmen konnte. Er war wie im Paradiese, wagte aber nicht, die Blume zu brechen. Schlag zwölf Uhr (er hatte sich auf der Jagd sehr lange aufgehalten) zuckte ein Blitz nieder, und alles war verschwunden; nur ein Stück schwarzen Pergamentes wehte der Wind zu ihm herüber, auf welchem mit goldener Mönchsschrift folgende Worte standen: „Der Sterbliche von reiner Seele, der zu meiner Blütezeit von ungefähr hierherkommt, kann das Glück, das ich ihm gewähre, genießen.“

Mehrere Male begaben sich am Johannisabende einige Wagehälse in den Kräutergarten und suchten die Wunderblume, aber sie wurde nicht sichtbar.

149

Ungefähr fünfzig Jahre darauf lebte in Löbau ein wohlhabender Tischler, der eine einzige Tochter hatte, welche durch ihre Schönheit ebenso bekannt als durch ihren häßlichen Charakter berüchtigt war. Stolz auf ihren Reichtum und ihre äußeren Reize, blickte sie mit Verachtung auf alle ihre Mitschwestern, verleumdete sie und gönnte ihnen kein Lob von irgend einer Seite. Ebenso betrübte sie ihre Eltern durch Ungehorsam, schlug ihre guten Lehren in den Wind und lachte recht hämisch, wenn sie ihr damit drohten, daß es ihr nie wohlgehen würde, sofern sie sich nicht bessere.

„O, mich ſollen noch alle beneiden, wenn ich nur erſt die Wunderblume haben werde, und ich will und muß ſie bekommen! Wie werden ſich dann die übrigen ärgern!“

Der Johannisabend erſchien, und Margarete, ſo hieß das Mädchen, machte ſich auf, ohne irgend jemandem etwas zu ſagen. Geradewegs ſchritt ſie dem Berge zu, wo ſie alle Wege und Stege gut kannte. Unheimlich und ſchauerlich war's ihr, als ſie den Kräutergarten erreichte; aber der Gedanke an den Triumph, den ſie über ihre Mitſchweſtern feiern zu können glaubte, verſcheuchte alle Bangig keit. Sie konnte kaum den erſten Glockenſchlag erwarten. Elf ſchlug's in Löbau, und wirklich verwandelte ſich ein Teil der Gegend in einen herrlichen Blumen garten, und die Wunderblume entſproßte. Fröhlich trat Margarete näher, ſtreckte die Hand nach der Blume aus, faßte ſie am Stiele – aber plötzlich zuckte ein Blitz durch die Lüfte, ein furchtbarer Schlag folgte, und die helle Nacht ward zur ſchwärzeſten Finſternis. Margarete ſank beſinnungslos zu Boden.

Am hellen Morgen erwachte ſie. Aber welch ein Erwachen! Die eine Seite ihres ſonſt ſo ſchönen Körpers war ganz ſchwarz, wie verbrannt; ſie konnte kein Glied bewegen. Anmut und Schönheit waren dahin für immer. Recht elend fühlte ſie ſich nun, und die Worte der Liebe, die Ermahnungen ihrer Eltern ſchwebten ihr jetzt vor der Seele — freilich zu ſpät. Gegen Mittag fand man ſie. Man brachte ſie ins elterliche Haus, wo ſie nach einigen Jahren ſtarb. —

In demſelben Hauſe wohnte fünfzig Jahre ſpäter ein armer Schuhmacher zur Miete, Namens Kowar, ein alter, ehrlicher, biederer Wende. Seine Frau und eine Tochter Herta (Henriette) teilten mit ihm Freud und Leid. Nur ein einziges kleines Stübchen hatte er inne, das, obgleich Arbeitsſtube, doch von der guten Tochter ſo nett und rein gehalten wurde, als wäre es die ſchönſte Putz ſtube eines Reichen. Durch Näharbeit ſuchte ſie außerdem eine kleine Einnahme zu erzielen, um ihren ſchon ziemlich bejahrten Eltern, die ſie zärtlich liebte, ſo manche Bequemlichkeit zu verſchaffen, die ſie ſonſt hätten entbehren müſſen. Äußerer Schönheit konnte ſie ſich nicht rühmen, aber deſto mehr glänzte ſie durch gute Eigenſchaften des Herzens. Beſonders zeichnete ſie ſich aus durch Beſcheidenheit und Sittſamkeit. Wer ſie ſah, mußte ſie lieb gewinnen.

Doch unter allen Tugenden ſtand ihre unausſprechliche Elternliebe obenan. Oft ſaß ſie ganze Nächte hindurch im kleinen Stübchen, in das ſie ſich zurückſchlich, wenn ihre Eltern eingeſchlafen waren, um irgend eine Arbeit zu vollenden, die für ſie beſtimmt war. Oft betete ſie: „Ach, könnte ich den Eltern nur mehr Gutes thun; könnte ich ihnen nur einen Teil der Wohlthaten vergelten, die ſie mir von Jugend an erwieſen haben! Gott, gieb mir Kraft, mich ſtets dankbar gegen meine guten Eltern zu zeigen!“ Und ſiehe, Gott erhörte ihr Gebet; ſie wurde eine reiche Wohlthäterin ihrer Eltern.

150

Die hohe, ſchlanke Geſtalt mit dem blonden Haare, den blauen Augen und dem, wenn auch nicht gerade ſchönen, ſo doch anmutigen Geſichte wandelte am Johannistage des Jahres 1670 hinaus zur Stadt, um aufs Land zu einer Freundin zu gehen, die mit ihr in gleichem Alter ſtand. Dieſe war die Tochter eines Guts beſitzers. Dort ſollte am folgenden Tage beider Geburtstag gefeiert werden; denn beide wurden jetzt zwanzig Jahre alt. Gewöhnlich hielt ſich Herta einige Tage bei ihrer Freundin auf. Ihr Weg führte ſie an dem Löbauer Berge vorbei. Der Tag war ſonnenklar und ſchön geweſen und neigte ſich jetzt dem Abende zu.

„Ich will doch einmal den Berg beſteigen,“ ſagte Herta leiſe, „lange bin ich nicht oben geweſen, und ich komme vor Abend immer noch zur Freundin.“

Gedacht, gethan! Leichtfüßig ſchritt ſie auf den ihr bekannten Wegen dahin und kam endlich auch in den Kräu-tergarten. Aber nun war ſie müde und ſetzte ſich auf einen kleinen, mit Gras bewachſenen Hügel, das Geſicht

nach der faſt untergehenden Sonne gewendet.

„O, wie herrlich biſt du, Sonne! Wie ſchön muß erſt dein Schöpfer ſein!“ rief ſie nach einer Weile und faltete die Hände. „Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel! Viel haſt du des Segens; ſegne und beſchütze meine Eltern lange, noch lange!“

Während ſie ſo betete, hatte ſie ſich etwas auf die Seite geneigt; himmliſcher Friede umſtrahlte ihr Angeſicht; ein zufriedenes Lächeln umſpielte den Mund — ſie war entſchlummert. Das war der Schlummer der Unſchuld. Die Sonne ver ſchwand, immer dunkler und dunkler ward es, feierliche Stille herrſchte ringsum, und in Löbau verkündigte die Glocke in langſamen Schlägen die elfte Stunde.

Da wurde es auf einmal hell; ein Bogen wölbte ſich über der Schlummernden, gleich einem Regenbogen, der in herrlichen Farben erglänzte. Danach durchtönte die ſtille Nacht Muſik, gleich Äolsharfenklängen, die durch ihre lieblichen Töne die Schläferin weckte. Dieſe richtete ſich auf, nicht wiſſend, ob ſie wache oder träume. Je mehr ſie nachdachte, deſto ungewiſſer wurde ſie. Noch nie hatte ihr Ohr ſolche Töne vernommen, noch nie ihr Auge ſolchen Farbenglanz geſchaut; noch nie hatten lieblichere Blumendüfte und Wohlgerüche ſie umgeben. Die ganze Gegend ſchien ein Paradies zu ſein; herrliche Blumen in nie geſehenem Glanze ſtanden vor ihr zuſammengedrängt. Unter allen dieſen Blumen aber zeichnete ſich eine aus. Ihre Krone war purpurn, mit goldener Einfaſſung, grün mit Silberrändchen das lotosähnliche Blatt, veilchenblau der Stengel. Sie hatte – wiewohl großartiger — der Lilie Geſtalt, und weit und breit dufteten, als ſie ihren Kelch erſchloß, ihre Wohlgerüche.

Lange ſaß Herta da, ohne zu wiſſen, was ſie thun ſolle. Da berührten wunderliche Töne ihr Ohr; bald ſchienen ſie aus der Luft zu kommen, bald aus dem Kelche der Blume; bald ſchienen ſie entfernter, bald näher zu ſein; ſie ſäuſelten ihr die Worte zu:

„Für dich blüht dieſe Blume, Nur du biſt ihrer wert. Drum ſei zum Eigentume, Zum Lohn ſie dir beſchert.“

151

Unwillkürlich ging ſie einige Schritte vorwärts, ſtreckte ihre Hände aus, knickte die Blume und zog zugleich die Wurzeln mit einem Stück des Erdreiches aus. Welch neues Wunder ſah ſie da! Die Wurzeln waren von blankem Golde, und unter dem aufgehobenen Erdreiche lagen koſtbare Steine und blanke Gold ſtücke. Ohne ſich lange zu beſinnen, ſteckte ſie die abgepflückte Blume an den Buſen, füllte ihr Körbchen mit Gold, nahm noch einiges in die Schürze und die Edelſteine in die Hand.

Kaum war ſie fertig, ſo kündete die Turmuhr durch ihre dumpfen Schläge den Eintritt der Mitternacht an. Das Paradies verſchwand, und Finſternis um lagerte den ganzen Berg; nur die Wunderblume glänzte am Buſen des Mädchens wie heller Kerzenſchein und ließ ſie die Wege erkennen. Glücklich erreichte ſie das Vaterhaus, und ſchnell weckte ſie die Eltern aus dem ſüßen Schlummer. Dieſe waren nicht wenig verwundert, als ſie der Tochter Stimme zu dieſer mitternächt lichen Zeit vernahmen. Sobald ſich die Thür öffnete, war die Wunderblume verſchwunden, und nie hat ein Menſch ſie wieder geſehen. Das Geld und die Edelſteine verblieben, und die arme Familie war mit einem Male unermeßlich reich.

J. Tr. Mutſchink.

Kapitel 37

Kloſter St. Marienthal bei Oſtritz.

Schon von alters her war das zwiſchen Hirſchfelde und Oſtritz gelegene, über aus reizende, an manchen Stellen aber auch wildromantiſche Neißethal der Zielpunkt der Sommerausflügler von Zittau, Görlitz und Umgegend. Seit Oktober 1875 verbindet eine Eiſenbahn, an der Neiße hinführend, die genannten beiden Städte, und ſeitdem ſteigert ſich mit jedem Jahre der Zufluß von Fremden. Nicht zuletzt verdankt jedoch dieſer Teil der ſächſiſchen Oberlauſitz den außerordent lich regen Fremdenverkehr dem Intereſſe für das am nördlichen Ausgange des Neißethales gelegene Kloſter St. Marienthal.

Auf drei Seiten von Bergen eingeſchloſſen, nur nach Norden zu mit Altſtadt und Oſtritz durch eine Landſtraße verbunden, iſt es für den von Hirſchfelde im Neißethale herabkommenden Wanderer ſo lange verborgen, bis er beinahe vor den Pforten desſelben angelangt iſt. Der erſte Blick auf die im dunklen, ſchatti gen Neißewaſſer ſich freundlich abſpiegelnden ſonnigen Kloſtergebäude iſt aber von einer ſolchen ungeahnten Wirkung, daß der von dieſem anmutigen Bilde angenehm überraſchte Wanderer unwillkürlich ſeine Schritte hemmt, um, auf den Reiſe ſtab geſtützt, ungeſtört und mit Muße recht lange dieſen reizenden Anblick zu ge nießen. Lautloſe Stille ringsum! Nur das über ein in der Nähe gelegenes künſtliches Steinwehr hüpfende kryſtallhelle Neißewaſſer belebt durch ſein ein töniges Rauſchen das hier ſich erweiternde ſtille Thal. Darüber wölbt ſich in unermeßlicher Höhe der tiefblaue Himmel, und verirrt ſich ab und zu einmal ein Windhauch in die Enge dieſes Thales, dann bewegen wohl die uralten Baum rieſen ihre Wipfel, und ein Säuſeln geht durch ihre Gezweige, als erzählten ſie einander von den Thaten und Geſchehniſſen längſt vergangener Zeiten. Doch

genug der Träumereien! Den Wanderſtab zur Hand, und nun vorwärts dem nahen Ziele zu!

Durch ein einfaches Hofthor geht's in den geräumigen Kloſterhof, der auf allen Seiten von den verſchiedenſten Wirtſchaftsgebäuden umſchloſſen wird. Zur Rechten liegt eine Mahlmühle, mit welcher ein Brettſchneidewerk verbunden iſt. Daran reiht ſich die Brauerei, in deren ausgedehnten Kellereien das nicht bloß in der nächſten Umgegend, ſondern auch weit über den Bereich der Kloſterherr ſchaft hinaus bekannte ſchmackhafte Kloſterbier lagert. Zur Linken folgt eine Reihe Scheunen und Ställe, die nach der Propſtei zu mit dem Gebäude für das zahlreiche Geſinde und Dienſtperſonal der Herrſchaft abſchließen. Von dieſen Gebäuden aus bilden prächtige

Rasenplätze, mit Strauch- und Baumgruppen be setzt, sowie ein Röhrbrunnen mit frischem Trinkwasser und eine zierlich aus geführte Madonnenstatue den Übergang zu den eigentlichen Stiftsgebäuden. Die Wohnungen der Jungfrauen mit den für dieselben notwendigen Küchen- und Kellerräumen liegen in einem länglichviereckigen Gebäude, dessen Vorderseite von der Abtei gebildet wird. Hier hat die Äbtissin ihren Wohnsitz. Links davon, jenseits der Madonnenstatue, lugt die Propstei mit den Wohnungen für den Propst und die übrige Klostergeistlichkeit aus dem grünen Blattwerk der sie bei nahe verdeckenden Baumgruppen hervor. Zwischen beiden Gebäuden hindurch gelangt man in die dahinter liegende prächtige Klosterkirche. Geheimnisvolles Dunkel erfüllt die weiten Räume des einschiffigen Gotteshauses; denn durch den tief herabreichenden Jungfrauenchor wird das belebende Licht der darüber befind lichen Fenster abgeschnitten. Nur der über und über vergoldete Hochaltar mit seinen vielen lebensgroßen Figuren erstrahlt im vollen Glanze der durch die hohen, buntfarbigen Bogenfenster hereinbrechenden Nachmittagssonne.

Doch horch! Leise, wie aus weiter Ferne dringen jetzt andächtige, feierliche Weisen an unser Ohr, die sich allmählich steigern, unterstützt von den immer lauter und kräftiger durch das stille Gotteshaus dahinbrausenden Klängen der Orgel, bis sich beide vereinigen zu einem Jubelhymnus, zum Lobe des Aller höchsten, dem hier in der Stille und Einsamkeit eines engen Thalbeckens seit Jahr hunderten von frommen, gläubigen Klosterfrauen zur eigenen Erbauung und zum Segen für das andächtig mitfeiernde Volk Altäre errichtet wurden.

Tief ergriffen von den soeben empfangenen Eindrücken, treten wir wieder heraus aus dem Dunkel der Kirche in den Bereich der Leben und Segen spenden den Sonne und folgen nunmehr der Führung des freundlichen Begleiters, der uns in schlichten Worten mit Vergangenheit und Gegenwart dieses alt ehrwürdigen Klosterstiftes, sowie mit dessen besonderen Einrichtungen näher bekannt zu machen versucht.

St. Marienthal ist ein Cisterzienserkloster. Den Namen Marienthal oder Morgenthal führen die Urkunden des Stiftes erst seit dem Jahre 1400, wäh rend es bis dahin stets als Sifridsdorf oder Kloster bei Sifridsdorf bezeichnet ist. Dieses Dorf lag auf dem das linke Neißeufer im Westen begleitenden Höhen zuge und zwar an dem durch Brunnen und einige alte Mauerüberreste kennt lichen Platze südlich von der an der Bergschenke vorüber nach Hirschfelde führen

153

den Straße. Ein steinernes Kapellchen am Wege, noch jetzt die Siegfridskapelle genannt, erinnert an das einst an diesem Orte befindliche Dorf, und vielfach wird diese Gegend von den anwohnenden Leuten auch in unseren Tagen noch als „das alte Dorf“ bezeichnet. Infolge der Hussiteneinfälle wurde dieses älteste Be sitztum des Klosters, ein Geschenk der Königin Kunigunde von Böhmen, durch Brand zerstört, und es ist seitdem nicht wieder aufgebaut worden. Aus den dazu gehörenden Feldern ent stand in der Folge das Klostervorwerk.

Das Ordenskleid der Klosterjungfrauen be steht aus einem weißen Unterkleide, schwarzem Schleier und Skapulier (d. i. ein über Brust und Rücken bis zu den Füßen herabwallendes schwarzes Überkleid, welches an den Hüften durch einen breiten schwarzen Gürtel zusam mengehalten wird). Außer dem trägt die Äbtissin auf der Brust an goldener Kette ein goldenes Kreuz, eine Auszeichnung, welche 1737 auf dem General kapitel zu Cisterz sämt lichen Äbtissinnen der Cis- terzienserklöster zuerkannt wurde. Bei wichtigen Ordensfeierlichkeiten be dient sie sich als weiteren Zeichens ihrer hohen Würde des bischöflichen Hirten- stabes, Pedum genannt.



Abbildung 37.1: Ordenskleid der Äbtissin des Klosters Marienthal.

Die Ordensregeln sind die des heiligen Benedikt von Nursia. Diese ver machten die Konventualinnen, wie die Klosterjungfrauen auch genannt werden, zu dem Gelübde der freiwilligen Armut, der ewigen Keuschheit und des geistlichen Gehorsams. In ihren Freistunden, das sind Stunden, in denen sie weder durch gemeinschaftliche Chorgesänge, noch durch die täglich vorgeschriebenen Chorgebete gebunden sind, beschäftigen sie sich je nach Geschick und Geschmack mit passenden leichten Handarbeiten. Im übrigen befleißigen sie sich stets eines christlich frommen, keuschen, sittsamen, mäßigen und bescheidenen Lebenswandels. Die Aufnahme ins Kloster kann vom 16. Lebensjahre ab, die Ablegung der Gelübde

154

oder der feierliche Profeß jedoch erst nach erfolgter gesetzlicher Mündigkeit statt finden. Bis zu jener Zeit bleibt es jeder Novize (so werden die Neuaufgenom menen genannt) unbenommen, aus dem Kloster wieder auszutreten, wenn sie Lust und Liebe für die Genüsse des Lebens dazu veranlassen sollten. Nach ab gelegtem feierlichen Profeß erhält jede Novize einen neuen Taufnamen, den so genannten Klosternamen, bei dem sie fernerhin nur genannt wird.

An der Spitze des Konvents steht die von der Kommunität freigewählte Äbtissin mit ihren Stellvertreterinnen, der Priorin und der Subpriorin; die Kaplanin ist die stete Begleiterin der Äbtissin. Für Ordnung in Bibliothek und Archiv sorgt die Sekretärin. Die Leitung des Kirchengesanges liegt in den Händen der Regens chori. Die Sakristanin führt die Aufsicht über die Kirchengewänder (Paramente); die Beschäftigungen der Novizen-, Küchen und Kellermeisterin erklären sich von selbst. Vier geistliche Jungfrauen leiten außerdem in einer seit 1838 auf Anregung der Königin Marie von Sachsen errichteten Mädchenfreischule als staatlich geprüfte Lehrerinnen den Unterricht. Nebenan befindet sich eine Waisenanstalt, in der gegen 30 Waisenmädchen unter Aufsicht der Klosterjungfrauen Erziehung und Pflege erhalten. In welch fürsorg licher und aufopfernder Weise das Stift sonst noch auf das Wohl der zur Kloster herrschaft gehörigen Bewohner der Umgegend bedacht ist, muß man aus dem eigenen Munde der Leute hören, die von jenen Wohlthaten genossen haben; man wird dann erst einen rechten Begriff von dem Geiste bekommen, der innerhalb dieser Klostermauern herrscht.

Für die Leitung des Gottesdienstes und für den äußeren Verkehr mit der Weltgeistlichkeit, sowie mit den dem Kloster vorgesetzten weltlichen und geistlichen Behörden sind der Äbtissin drei Geistliche ihres Ordens an die Seite gestellt, an deren Spitze der Propst als ihr nächster Ratgeber steht. Die Oberaufsicht über dieses und das andere sächsische Kloster St. Marienstern bei Bautzen, sowie über die beiden böhmischen Klöster zu Osseg und Hohenfurth führt der jedesmalige Prälat von Osseg. Außerdem wählte sich das Stift von jeher als Beschützer und Beschirmer seines weitverbreiteten Grundbesitzes einen Schirmvogt. Seit den Hussitenkriegen änderte sich dessen Geschäftskreis. Nunmehr war er der weltliche Vertreter der Äbtissin als Gutsherrschaft, sowohl in der Verwaltung des Justiz wesens, als auch bei den Landtagsversammlungen. Seit der Reformation liegt dieses Amt stets in den Händen eines in der Umgegend angesessenen Herrn adeligen Standes und evangelischer Konfession. Die Bewirtschaftung der klöster lichen Ländereien besorgt ein Ökonomieverwalter und die Pflege des umfäng lichen Waldbestandes ein königlicher Oberförster. Das Besitztum des Stiftes besteht aus 16 Ortschaften unter königlich sächsischer und aus 7 Ortschaften unter königlich preußischer Landeshoheit.

Mancherlei harte Schicksale hat das Kloster St. Marienthal seit seiner Gründung im Jahre 1234 zu ertragen gehabt. Kaum waren die bedrängnis vollen Zeiten der Hussitenkriege zu Ende, innerhalb welcher die Stifts- und Wirt schaftsgebäude zu wiederholten Malen bis auf die Grundmauern zerstört wurden, so vernichteten große Brände in den Jahren 1515, 1542 und 1683 die kaum

155

wieder aufgerichteten Gebäude aufs neue. Nach dem letzten Brande erstanden jedoch aus Schutt und Asche die von Geschmack und Bauverständnis der damaligen Äbtissin zeugenden schönen, massiven Klostergebäude, wie wir sie jetzt zu bewundern Gelegenheit haben.

Unterdessen sind wir an der Abtei vorüber und bei der Michaeliskapelle ange kommen. In der Krypta derselben befindet sich die Grabstätte der im Jahre 1854 in Mexiko verstorbenen gefeierten Sängerin Henriette Sonntag und ihres Ge mahls, des Grafen Rossi. Die Fresko-Gemälde der Kuppel sollen im Jahre 1756 unter Äbtissin Scholastica Waldin von dem berühmten Künstler Casanova de Seingalt ausgeführt worden sein.

Wir verlassen nun den inneren Klosterhof und kommen an den Gebäuden des Klostersekretariats, der Ökonomie- verwaltung und des Thorwächters vorüber an das äußerste Thor. Vor uns liegt die einfache, aber durch ihre guten Speisen und Getränke vorteilhaft bekannte Klosterschenke. Wir wenden uns jedoch links, an der Schlosserei vorüber, und folgen dem etwas steil nach Westen aufsteigenden Kommunikationswege, der nach der Bergschenke führt, und gelangen so rechts an eine mit Kapellchen besetzte Anhöhe, wo die Stationen des Leidens Jesu Christi bildlich dargestellt sind. Dieselben wurden im Jahre 1736 von Äbtissin Klara Mühlwenzelin aus Eger errichtet

und an der Spitze mit dem steinernen Bildnisse des Gekreuzigten nebst den dazu gehörigen Statuen gekrönt.

Von hier aus genießt man einen entzückenden Ausblick auf das friedliche Klosterstift, von dessen Kirche soeben die Klänge der Abendglocke feierlich herüber tönen. In der Ferne, über Königshain und Blumberg, werden im Süden und Osten die weithin schauenden Kuppen des Zittauer- und Isergebirges sichtbar.

A. Engler.

Kapitel 38

Die Cöleſtiner auf dem Oybin.

In Deutſchland ſind die Cöleſtiner längſt verſchwunden, und nur die Ge ſchichte giebt Kunde von ihrem einſtigen Beſtehen. Indeſſen iſt auch ein Ort ihrem Andenken geweiht, der jährlich von Tauſenden beſucht und ſtets mit Be wunderung verlaſſen wird. Auf einem herrlichen in ſeiner Art einzigen Felſen bei Zittau in der ſächſiſchen Oberlauſitz ſteht eine der ſchönſten Ruinen Deutſch lands, ein ehemaliger Sitz der Cöleſtiner. In jener Zeit des oft verleumdeten Mittelalters, als an ſo vielen Orten Ordensleute ſich verdient machten, beſiedelten ernſte Männer auch den Felſen Oybin. Er gehörte damals unter Böhmens Scepter, deſſen Fürſten zwei Orden aus Frankreich in ihr Land verpflanzten, nämlich die Prämonſtratenſer und die Cöleſtiner, welch letztere ſich faſt gar nicht weiter verbreiteten und nach ein paar Jahrhunderten wieder verſchwanden.

Kaiſer Karl IV. lud ſolche aus Avignon ein, als er den damals dort weilen den Papſt beſuchte. Die Cöleſtiner, ein Zweig der Benediktiner, geſtiftet im 13. Jahrhundert von Peter von Murrhone, der 1293 als Cöleſtin V. eine kurze Zeit Papſt war, lebten nach ſtrengen Regeln. Sie verbreiteten ſich von Unter italien nach Frankreich und wählten zu ihren Andachtsſtätten und Wohnungen

einſame Höhen, hatten aber auch in benachbarten Städten Kirchen, wo ſtets mehrere aus den Klöſtern dem Herrn lobſangen. Gerade ihr Geſang gewann des Kaiſers Wohlgefallen und muß ausgezeichnet geweſen ſein, weil er von einem Für ſten gelobt ward, der für kirchliche Dinge hohes Verſtändnis beſaß. Der fromme Fürſt gedachte ſolche Diener des Herrn in ſein Land Böhmen zu verpflanzen und bat einige, mit ihm heimzureiſen und ſich dort eine ihnen zuſagende Stätte zu wählen. Es geſchah; aber ſie fanden keinen Berg einſam und abgelegen genug bis endlich, da ſie beinahe wieder ſcheiden wollten, dem Kaiſer noch der Oybin bei Zittau einfiel.

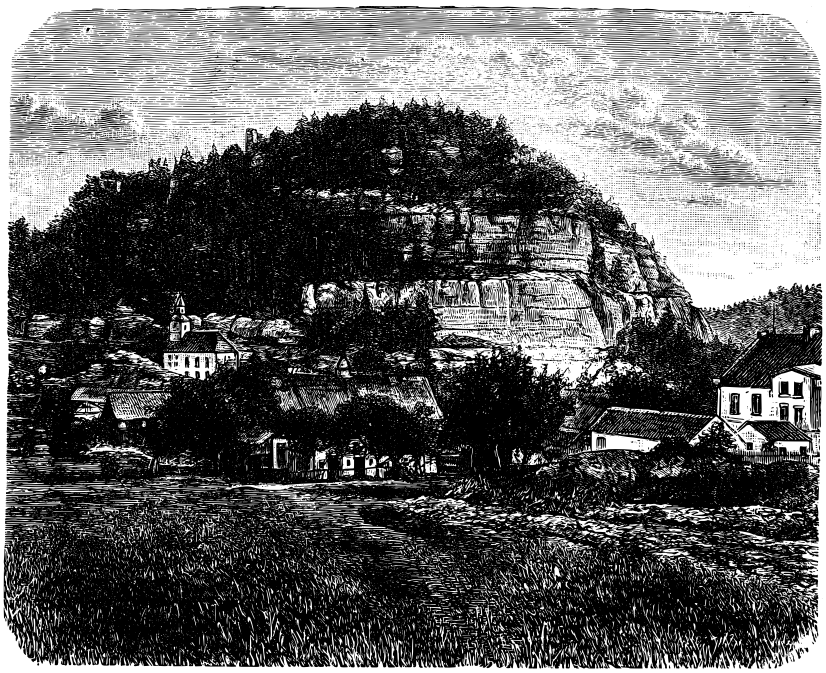

Abbildung 38.1: Der Berg Oybin im Zittauer Gebirge.

Dies ist ein romantischer Felshügel aus gelbem Sandstein von 103 Meter Höhe, mit mannigfachen Felsenlagern, Klippen, tiefen Spalten und Schluchten, überall umgrünt von mancherlei Blumen und Strauchwerk. Er liegt in einem kleinen Thale, umgeben von höheren Bergwänden.

Kaiserliche Jäger hatten im 13. Jahrhunderte die hübsche Lage des Oybins zu schätzen gewußt und deshalb auf demselben ein Haus erbaut, in dem sich jedoch später Raubritter festsetzten, welche die von Zittau nach Prag ziehenden Handels leute plünderten, und denen nicht beizukommen war, bis Karl IV. mit bewaffneter Hand ihnen den Berg entreißen ließ. Als nun die Cölestiner sich den Berg Oybin erbeten hatten, errichtete Karl an Stelle des zerstörten Raubschlosses da selbst ein Kloster, zunächst für zwölf Brüder unter einem Prior, die den Abt

157

zu Sulmona in Unteritalien als ihr Oberhaupt verehrten. Von 1369 bis 1384 ließ der Kaiser sodann eine majestätische Kirche im schönsten Stil, vermutlich durch seinen Hofbaumeister Arler von Gmünd, erbauen. Noch stehen die Grund mauern dieses aus massiven Quadern hergestellten Gotteshauses, dessen südliche Wand aus dem natürlichen Felsen gebildet wurde; noch schmücken architektonische Reste das Gebäude, wenn auch seine Al täre und Heiligtümer längst dem Zahn der Zeit anheimfielen.

Nicht fern von der Kirche stand das Kloster, aus dessen Fenstern man die Aussicht auf ein en ges, liebliches Thal und dahinter auf die Städte Zittau und Görlitz hat. Das Kloster wurde mit Meierhöfen und rei chen

Waldungen aus gestattet und mit einem Baufonds aus den Erträgnissen der Kuttenberger Werke versehen. Karl IV. erlebte die Vollen dung der Bauten nicht, besuchte jedoch wiederholt den Berg und hatte den Plan, im Alter sich manch mal eine Zeit lang zur Andacht dorthin

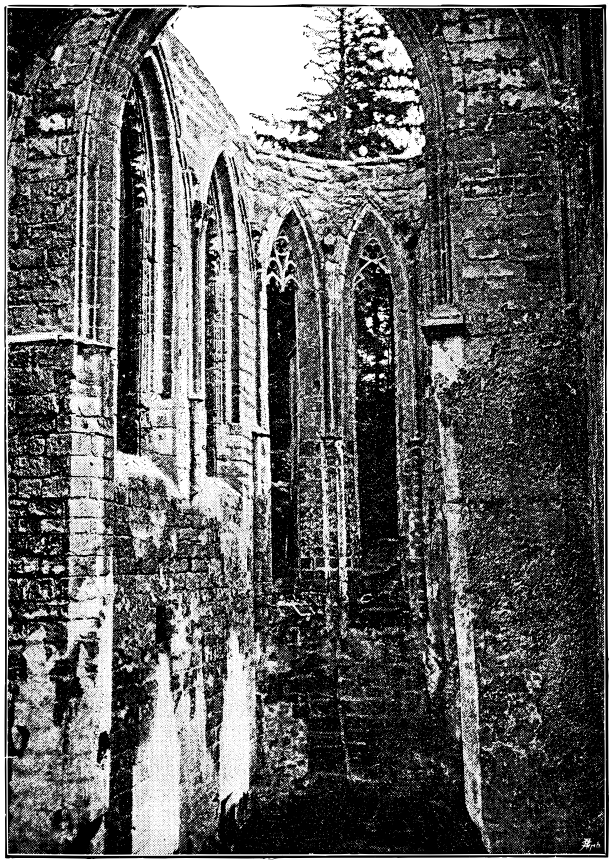

Abbildung 38.2: Die Klosterruinen auf dem Oybin.

zurückzuziehen, gleichwie er es in Karlstein bei Prag zuweilen gethan. Die Weihe der dem hei ligen Geiste gewidmeten Kirche und der Wenzelkapelle daneben wurde im Jahre 1384 vollzogen und zwar durch den bekannten Prager Erzbischof Johann von Genstein.

Diese Cölestiner auf Oybin waren, mit Ausnahme der allerersten, Deutsche, meist aus Schlesien gebürtig, und man kennt noch von vielen die Namen. Schauerlich mochte der einsame Ort im Winter sein, wo Schneemassen dort reich licher als anderswo lagen. Aber die Geistlichen, als Zweig der gelehrten

Benediktiner, ſtudierten eifrig, zumal ihnen eine gute Bibliothek zu Gebote ſtand. Zeugnis von ihrem theologiſchen Fleiße geben heute noch viele ihrer Manu ſkripte, die aus ſchleſiſchen Klöſtern in die Bibliothek der Univerſität Breslau gelangten. Ihre Gelehrſamkeit und Bildung beſtätigt der urteilsfähige Paul Lang, den der berühmte Abt Trithemius viele Klöſter beſuchen ließ, um Ge ſchichtsſtudien zu machen. Jener verweilte tagelang auf dem Oybin, und er giebt den Cöleſtinern ein ſehr rühmliches Zeugnis. Dieſe breiteten ſich aber in Böhmen nicht weiter aus wie etwa die Prämonſtratenſer; zu Prag hatten ſie ein kleines Filialkloſter, ſowie ſie auf dem Königſtein in Sachſen eine kurze Zeit lang und auch im weſtlichen Deutſchland eine Niederlaſſung – in Verbindung mit dem Oybin — gehabt zu haben ſcheinen.

Während der Reformation flüchteten zwar mehrere fremde Mönche zu den Cöleſtinern auf den Oybin, aber neue Ordensbrüder gewann man nicht mehr. Vielmehr verließen nach und nach alle ihren heiligen Berg. Die Güter zog die böhmiſche Regierung zurück, und die Bibliothek ward den Jeſuiten in Prag über geben. Den Berg ſelbſt und die dazu gehörigen Felder und Wälder kaufte die Stadt Zittau, welche ſie auch heute noch beſitzt. Ein Blitzſchlag zerſtörte die Ge bäude, und das jetzige Geſchlecht erfreut ſich nur noch der großartigen Ruinen.

B. Schlegel.

Kapitel 39

Adventsumgänge des Chriſtkindes.

39.1 Eine Volksſitte des Eigenſchen Kreiſes und der ſüdöſtlichen Oberlauſitz.

Die frühe Dämmerung eines Adventſonntags iſt hereingebrochen. Die Kinder des Hauſes ſind mit einigen Geſpielen aus der Nachbarſchaft um den Familien tiſch verſammelt, muſtern ihre Puppen und ſonſtigen Spielſachen und tauſchen ihre Meinungen und Wünſche darüber aus, was wohl das liebe Chriſtkindlein, zu deſſen würdigem Empfange ſich alles rüſtet, erſetzen, verbeſſern oder neu bringen möchte, oder bereiten ſich durch ernſte Lernarbeit, zu der ſie die Schule anleitet, zu tieferem Verſtändnis der Heilsthatſache des Chriſtfeſtes vor, — da plötzlich tönt die Hausglocke in heftigem, raſchem Ruck, und einige tüchtige Schläge dröhnen gegen die verſchloſſene Thür. Alles horcht auf. Die Spielenden laſſen ihre Hand vom bunten Flitterkram, die Lernenden ſchauen auf vom Buche. Auf allen Geſichtern malt ſich Erſtaunen und ein jäher Schreck, den jedoch der Gedanke ſänftigt: „Es wird das Chriſtkind mit ſeinem Engel und dem Knecht Ruprecht ein, das uns zu beſuchen kommt, wie uns jener in großen, ungeſchickten Zügen geſchriebene Brief ankündigte, den wir neulich früh auf der Schwelle fanden!“ Inzwiſchen wiederholen ſich der Glockenton und die Schläge gegen die Thür raſcher und heftiger, bis ſich die letztere geräuſchvoll öffnet und polternde Schritte und dumpfes Stimmengewirr in der Hausflur wiederhallen.

Da zuckt einen Augenblick innige Freude durch die kleinen Herzen. Aber auch nur einen Augenblick bleibt dieſelbe ungetrübt; denn das Zagen der zarten Gewiſſen miſcht ſich alsbald darein und dämpft dieſelbe. „Wird es uns würdig

finden ſeiner Gunſt? wird nicht der Knecht Ruprecht, der heilige Petrus, der liebe Engel oder wer ſonſt mitkommen mag, ihm etwas von unſeren Unarten ſagen?“ Schüchtern, erblaſſend huſchen die Kleinen in den dunklen Winkel des Zimmers; nur die größeren Geſchwiſter wagen es, im Vordergrunde der Scene zu bleiben, indes ſich die Eltern der Stubenthür nahen, an die jetzt heftig geklopft und mit Ruten geſchlagen wird, und darauf, um

den immer heftiger andringen den Lärm zu enden, einladend rufen: „Immer herein, Christlein, Knecht Ruprecht oder wer sonst mag da sein!“ Da wird es draußen ganz still, und nach einer kurzen Pause, welche die Erwartung der Kinderschar aufs höchste steigert, thut sich die Thür ein wenig auf; ein matter Lichtstrahl dringt durch den Spalt, einige Äpfel, Nüsse und Goldsterne fliegen ins Zimmer, und diesen Gaben folgt unmittel bar der Eintritt von ein oder zwei dicht verschleierten Gestalten, deren weißes, über ein buntes Unterkleid wallendes Gewand goldig glänzende Sterne schmücken.

Tiefe Stille herrscht im Gemach, und selbst manches größere, kundige Kind verschwindet, von unerklärlicher Scheu vor der geheimnisvollen Erscheinung erfaßt, im düsteren Hintergrunde des Zimmers. Da tritt einer der Engel vor, schwingt seine mit bunten Bändern umwundene mächtige Rute und singt:

„Ein' schön' guten Abend zu dieser Frist! Herein schickt mich der heil'ge Christ, Will sehn, ob fromm die Kinder sind, Sie Vater und Mutter gehorchen geschwind, Sie hurtig in die Schule springen Und dort auch fleißig beten und singen.“

Unmittelbar an diesen Gesang schließt sich die von diesem oder dem begleitenden Engel in ernstem Tone ausgesprochene Mahnung: „Betet! Betet!“

Der Wunsch, das ungewohnte bunte Schauspiel näher zu schauen, der freund lich lockende Ton des Gesanges hat die erschrockenen Kleinen einigermaßen er mutigt. Zögernd treten sie aus ihrem Versteck im Dunkeln hervor und nahen sich den Huldgestalten, und das kühnste unter ihnen wagt es, mit zitternder Stimme ein Gebet oder ein der Gelegenheit oft recht wenig angepaßtes Sprüch lein, wie es ihm eben einfällt, leise herzustammeln. Ein beifälliges Nicken des Engels lohnt die entschlossene That. Oft aber findet derselbe auch Anlaß, seine Rute zu gebrauchen, wenn niemand sich hervorwagt oder kein Wort den zagenden Lippen sich entringt.

Doch was ist das wieder? Schwere Schritte schlürfen durch den Hausflur. Heftiges Pochen gegen die Thüre wird laut, und eine in rauhen Pelz vermummte, bärtige Gestalt stapft ins Zimmer. Es ist Knecht Ruprecht, oder der Himmels wächter Petrus, der sich mit den Worten einführt:

„Blitz, platz, Flederwisch! Draußen ist mir's doch zu frisch, Will mich in die Stube machen, Und schaffen, daß die Kinder lachen;“

dann unter allerlei neckischen Gebärden und Sprüngen ununterbrochen mit seiner Rute fuchtelt und mit seinem Nußsacke klappert. Doch ehe er ganz das Feld beherrscht, singt der Engel weiter:

160

„Wenn die Kinder fleißig beten und singen, Wird ihnen der heilige Christ was bringen; Wenn sie aber nicht fleißig beten und singen, Wird ihnen die Rute auf den Nacken springen!“

Er schwingt zum Schlusse heftig seine Rute durch die Luft, jedoch ohne jemanden zu treffen; vielmehr ladet er wiederholt freundlich ein: „Betet, Betet!“

Dann wendet er sich gegen die Thür und öffnet dieselbe unter dem Gesange:

„Ach, heil'ger Christ, die Thür thu' ich dir auf, Die Kinder warten schon mit Verlangen darauf!“

In feierlicher Erhabenheit tritt nun langsam der ebenfalls in ein weißes Gewand gekleidete und zur Auszeichnung reicher mit Goldzieraten und einer Krone ge schmückte heilige Christ herein und singt in einer von dem Gesange des Engels etwas abweichenden Weise:

„Ein' ſchön' guten Abend geb' euch Gott! Ich komm' herein ohn' allen Spott, Ohn' allen Spott komm ich herein, Ich will nur ſehn und fragen herein, Ob fromme Kinder drinnen ſein!“

Unverzüglich antwortet ihm der Engel: „Ach, heiliger Chriſt, ich hab vernomm', Die Kinder ſind nicht geweſen fromm, Sie haben ſich gehadert und gezankt Und ſind geſprungen über Tiſch und Bank!“

Der Knecht Ruprecht nickt dabei zuſtimmend, ſchwingt ſeine Rute und erprobt deren Kraft an jedem, der in ihren Bereich kommt, giebt aber dabei immer durch ſeine Sprünge, ſowie dadurch, daß er beſtändig wie im Ungeſchick aus ſeinem Sacke Nüſſe auf den Boden poltern läßt, die Abſicht kund, die Kleinen zu erheitern.

Das Chriſtkind aber zieht ſich grollend und betrübt gegen die Thür zurück und ſingt mit etwas verſchleierter Stimme:

„Ei, ei, das iſt nicht gute Mär, Da wollen wir wieder zurücke kehr'n Und gehen in ein ander Haus Und teilen unſre Gaben aus!“

Doch Knecht Ruprecht vertritt ihm die Thür, und der Engel hält es ſanft zurück, indem er ſingt:

„Ach, heil'ger Chriſt, nicht ſo geſchwind! Verſchone doch das kleine Kind, Verſchone nur das junge Blut, Das den Eltern noch nichts zu leide thut. Ich hoff', ſie werden ſich bekehr'n Und in acht Tagen frömmer wer'n!“

Schnell entſchloſſen und freudig bewegt wendet ſich der heilige Chriſt zurück zu den Kindern, ladet ſie mit freundlicher Gebärde ein, ſich ihm zu nahen, und ſingt:

„Hab Dank, du lieber Engel mein! Wir wollen nicht ſo ſtrenge ſein, Wollen ihnen eine kleine Gabe verehren Und hoffen, ſie werden ſich bekehren.“

161

Nun öffnen nach dem Vorbilde des Chriſtkinds die Engel und Knecht Ruprecht ihre Taſchen, werfen Nüſſe, Äpfel, Pfefferkuchen, Wachsſtöckchen, bunte Sterne oder ſonſt etwas, was Kinder erfreuen kann, unter die inzwiſchen kühner gewordene Schar, treten dabei zuſammen und ſingen gemeinſchaftlich das Lied: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her.“

Haben die Kinder die ausgeſtreuten Gaben geſammelt und, der Weiſung der Eltern gehorſam, ſich den geheimnisvollen Geſtalten dankbar genaht, ſo ſingen dieſe gemeinſam:

„So wünſchen wir euch allen eine gute Nacht, Von Samt und Seide ein Bett gemacht, Von Zucker und Roſinen eine Streit Und die lieben Engel auch dabei!“

Unter dieſem Geſange ziehen ſich die Verkündiger des nahenden hohen Feſtes und ſeiner Wonnen zurück. Hat ſich die Thür hinter ihnen geſchloſſen, ſo donnern noch einige Rutenſchläge gegen dieſelbe, und unter leiſe verklingendem Geſang und Stimmengewirr enteilen die als überirdiſch angeſtaunten Weſen durch die wiederholt klingelnde, dann laut ins Schloß fallende Hausthür. Die anfänglich ernſt bedrohten und dann freundlich beſchenkten Kinder aber ſtehen ſtamm, ver ſuchen auch wohl, ihnen durch die bereiften Fenſterſcheiben nachzuſchauen, um zu erforſchen, ob ſie geradewegs zum Himmel auffliegen oder etwa im Nachbarhauſe bei den Freunden und Geſpielen den gleichen Zauber wiederholen. Durch die jungen Herzen aber zittert die Erinnerung an alles Geſchaute und Vernommene mächtig nach, und gute Vorſätze, ſich dem holden Chriſtkinde und ſeinen: für bittenden Engel angenehm zu machen und ſo zu handeln, daß ſie den ſchrecklichen Knecht Ruprecht nicht ferner fürchten müſſen, durchwogen, leider oft nur zu flüch tig, die mächtig erregten jungen Seelen. P. Kruſchwitz.

Kapitel 40

Aus Leſſings Jugendzeit.

Unter den freundlichen Städten der Oberlauſitz nimmt Kamenz, am linken Ufer der Schwarzen Elſter und am Fuße des Hutbergs gar anmutig gelegen, keineswegs die geringſte Stelle ein. Nicht genug, daß genannter Ort eine der älteſten Anſiedelungen iſt und ſeine Geſchichte bis ins 7. Jahrhundert zurück reicht; nicht genug, daß ſeine gegenwärtigen Bewohner — er zählt deren über 7000 — gar gewerbfleißig und durch ihre Topfwaren, Tuche und dergleichen weithin bekannt ſind: nein, er weiß auch auf anderem Gebiete mitzureden. Innerhalb ſeiner Mauern ſtand die Wiege eines der größten Denker und Dichter des deutſchen Volkes, eines Mannes, deſſen Namen ruhmvoll neben denen eines Goethe und Schiller ſteht: er heißt Leſſing. Es ſei an dieſer Stelle nur ſeiner Jugendzeit gedacht, die er in Kamenz, ſpäter in Meißen und Leipzig verlebte.

Gotthold Ephraim Leſſing, geboren am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Lauſitz, ſtammte aus ehrenwerter Familie; ſeine Vorfahren laſſen ſich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Einer derſelben, Klemens Leſſingk,

Pfarrer im ſächſiſchen Erzgebirge, unterſchrieb im Jahre 1580 die Konkordien formel mit. Die Nachkommen desſelben gehörten ebenfalls meiſt dem geiſtlichen oder dem Stande der Rechtsgelehrten an. Erwähnenswert iſt der Großvater des Dichters, Theophilus Leſſing, der vierundzwanzig Jahre lang Bürgermeiſter von Kamenz war und 1728 daſelbſt ſtarb. Deſſen Sohn, Johann Friedrich Leſſing, auf der Univerſität Wittenberg gebildet, war Pfarrer in Kamenz geworden. Dieſer war der Vater unſers Dichters, ein Mann von ſtrenger, chriſtlicher Frömmigkeit, ein tüchtiger Kenner der Kirchen-, insbeſondere der Reformationsgeſchichte, dazu ein fleißiger theologiſcher Schriftſteller. Des Pfarr herrn Gattin, Juſtine Salome geb. Feller, die Tochter des Paſtor primarius von



Abbildung 40.1: Gotthold Ephraim Leſſing.

Kamenz, in deſſen Stelle Leſſing einrückte, war eine vortreffliche Hausfrau und ſorgſame Mutter.

Im Pfarrhauſe, das leider infolge eines großen Brandes im Jahre 1842 von der Erde verſchwunden iſt, herrſchte ein frommer, menſchenfreundlicher Geiſt. Der kleine Gotthold Ephraim wurde frühzeitig, ſobald er nur die erſten Worte ſtammeln konnte, zum Beten angehalten und erhielt den erſten Unterricht von ſeinem Vater, der mit ihm Bibel und Katechismus las. Die geiſtlichen Lieder, die in die Morgen- und Abendandacht verwebt wurden, prägten ſich raſch ſeinem Gedächtniſſe ein, und bald – ja, ſchon ehe er leſen konnte — entwickelte ſich in dem geiſtig lebhaften Knaben eine ausgeſprochene Vorliebe für Bücher. Als er fünf Jahre alt war, wollten ihn die Eltern von einem Raffael der Oberlauſitz

163

malen laſſen. Der Maler gedachte dem Knaben einen Käfig mit einem Vogel in die Hand zu geben; aber Gotthold rief entſchloſſen: „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müſſen Sie mich malen, oder ich will gar nicht gemalt ſein!“ Das Bild, gegenwärtig im Barmherzigkeitsſtifte zu Kamenz aufbewahrt, zeigt rechts den jungen Gotthold unter aufgehäuften Büchern ſitzend, links ſeinen jüngeren Bruder Theophilus, der ein Lämmchen füttert.

Die Verhältniſſe geſtatteten es dem Vater, ſeinem Sohne auf einige Zeit einen Hauslehrer zu halten; er hieß Mylius. Von ſeinem achten Lebensjahre ab beſuchte der Knabe die Stadtſchule von Kamenz, die unter dem jungen, kräftigen Rektor Heinitz eben im Aufblühen begriffen war.



Abbildung 40.2: Ansicht von Kamenz.

1741 trat der begabte Knabe, noch nicht dreizehn Jahre alt, in die berühmte Fürstenschule zu St. Afra in Meißen ein, wo ihm Oberstlieutenant von Carlo witz eine Freistelle ausgewirkt hatte. Die Schule, aus dem früheren Kloster der heiligen Afra entstanden, hatte die alte klösterliche Zucht beibehalten. In vier Tabulaten befanden sich zweiundfünfzig Zellen, deren jede aus einer Studier stube und einer Schlafkammer bestand. In jeder befanden ein Primaner als Obergesell, ein Sekundaner als Untergesell und mehrere Tertianer oder Quar taner, die von den ersteren beaufsichtigt und unterrichtet wurden. Die Schüler trugen sogenannte Schalaunen, kurze Schülermäntel ohne Ärmel. Andachtsübungen und Latein nahmen den größten Teil der Stunden in Anspruch. Für den jungen, scharfdenkenden Lessing hatte die Mathematik mit ihrer Klarheit besondere An ziehungskraft. Seine Freizeit widmete er dem Studium einiger Lieblingsfächer, be

sonders dem Lesen griechischer und römischer Schriftsteller und den neueren Dichtern, namentlich Hagedorn, Gleim und Haller. Bei seinen bedeutenden Anlagen ent wickelte er sich rasch und kam schneller vorwärts als seine Mitschüler. „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektiones, die anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen!“ sagte der Rektor Grabner einst von ihm. Von seinen Charaktereigentümlich keiten traten in dieser Zeit bereits sein Freimut und seine Wahrheitsliebe stark hervor. So bemerkte einer seiner Inspektoren einmal von ihm: „Ein guter Knabe, aber etwas mokant.“ Von seiner Wahrheitsliebe giebt folgendes beredtes Zeug nis. Als er bereits einer der obersten Schüler war und ein Teil seiner Mit schüler unter seiner Aufsicht stand, war in der Woche, in welcher der Konrektor die Schulinspektion zu führen hatte, die Morgenandacht immer etwas zu spät ab gehalten worden. Rektor Grabner fragte eines Tages

nach der Urſache der Verſpätung. Alles ſchwieg. Da trat plötzlich Leſſing hervor und entgegnete kaltblütig: „Der Herr Konrektor kommt nicht gleich mit dem Schlage; daher denkt jeder, das Gebet gehe nicht ſogleich an!“ Der Konrektor war über dieſe Kühnheit dermaßen erſtaunt, daß er ausrief: „Admirabler Leſſing!“ Seitdem be hielt Leſſing bei ſeinen Mitſchülern dieſen Namen, bei dem Konrektor aber, der ihm das nicht vergeſſen konnte, eine ſchwarze Nummer. Als Leſſings zweiter Bruder ſpäter in dieſelbe Anſtalt eintrat, begrüßte ihn der gereizte Schulmann mit den Worten: „Sei fleißig, aber nicht ſo naſeweis wie dein Bruder!“

In ſeinem vierzehnten Jahre ſchrieb Leſſing ſeinem Vater zum Neujahr eine Glückwunſchrede über das Thema: Von der Gleichheit eines Jahres mit dem andern. In dieſer Arbeit kündete ſich bereits die ſpäter ſcharf ausgeprägte Richtung ſeines Geiſtes an. Er ſagt in derſelben: Sowie ein Jahr, mathematiſch betrachtet, dem andern vollkommen gleich iſt, ſo auch im ganzen, phyſiſch und moraliſch betrachtet; die Sage von der goldnen Zeit, ſowie die Klage über die Verſchlimmerung der Welt iſt zu verwerfen; ſagenhafte Berichte von der Vorzeit ſind nach den Verhältniſſen der Gegenwart zu prüfen; denn die heutigen Be wohner der Welt befinden ſich in denſelben Umſtänden wie ihre erſten Väter; ſie haben eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Wege zur Glückſeligkeit und zum Verderben wie jene erſten Beſitzer der Erde.

Der junge Fürſtenſchüler machte auch bereits Verſuche auf poetiſchem Gebiete. Angeregt durch die römiſchen Luſtſpieldichter Terenz und Plautus, ent warf er den Plan zu ſeinem erſten Luſtſpiele „Der junge Gelehrte“, das er ſpäter völlig aus- und teilweiſe umarbeitete; das Studium Albrecht von Hallers brachte ihn auf die Idee, ein Lehrgedicht „Über die Vielheit der Welten“ zu ſchreiben, das indes unvollendet blieb, und Gleim wurde ihm Vorbild in der Nachahmung anakreontiſcher Dichtungen.

Mit ſiebzehn Jahren bereits hatte Leſſing die erſte Klaſſe erreicht. Da die vorgeſchriebene Dauer der Schulzeit noch nicht vollendet war, ſo wurde er beim Dresdner Oberkonſiſtorium um ſeine vorzeitige Entlaſſung vorſtellig; zunächſt jedoch vergeblich. Da ſollte der Krieg ihm behilflich ſein. Am 15. Dezember 1745 wurde die Schlacht bei Keſſelsdorf geſchlagen. Von den Meißner Höhen aus

165

ſah man den Himmel vom Wiederſcheine brennender Dörfer gerötet, und man hörte mit Schrecken den Donner der Kanonen. In Meißen ſelbſt wimmelte es von preußiſchen Soldaten, und die Fürſtenſchule mußte als Lazarett dienen. Die ganze Stadt war einer „Totengrube“ ähnlich. Infolge dieſer Umſtände wurde dem Jüngling die erbetene Entlaſſung aus der Fürſtenſchule genehmigt. Am 30. Juni 1746 hielt er ſeine lateiniſche Abſchiedsrede „Über die Mathematik der alten Völker“, und nach einem kurzen Aufenthalte im Elternhauſe zu Kamenz bezog er im September desſelben Jahres die Univerſität Leipzig, wo er um 20. genannten Monats als Studierender eingeſchrieben wurde.[1]

Nach des Vaters und beſonders auch der Mutter Wunſch ſollte Leſſing Theologie ſtudieren; allein obgleich er einen tiefreligiöſen Sinn in ſich trug und für die Gottesgelahrtheit ein großes Intereſſe hegte, für den geiſtlichen Beruf und Stand ſelbſt hatte er wenig Neigung. Nicht um ein vergeſſener Prediger in irgend einem kleinen Städtchen zu werden, hatte ihm Gott ſo hohe Gaben ver liehen; nein, ſeine Beſtimmung ſollte es ſein, der ganzen Welt ein Prediger und dem geſamten Menſchengeſchlechte auf Erden eine Leuchte zu werden. Um ihn für eine ſolche Laufbahn vorzubereiten, war Leipzig gerade der geeignetſte Ort. Nicht allein, daß Leipzig ein Hauptſitz der Wiſſenſchaften war: durch ſeine be rühmten Meſſen, welche den Zuſammenſtrom von Fremden aus allen Weltteilen veranlaßten, durch ſeinen Buchhandel, welcher alle neueren litterariſchen Er ſcheinungen zuerſt in

[1] Genau 20 Jahre ſpäter, an demſelben Tage, trat der ſiebzehnjährige Goethe in Leipzig als Student ein.

Leipzig auf den Markt brachte, durch seine weitgehenden Gerechtsame hatte es das Gepräge einer Weltstadt erlangt.

Lessing atmete in einer andern Luft. Hier sah er, wie er selbst sagte, die ganze Welt im kleinen; hier lernte er einsehen, daß die Bücher ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen würden; hier sorgte er zunächst dafür, seine „bäurische Schüchternheit, seinen verwilderten und ungebauten Körper, seine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang“ abzulegen, indem er Tanzen, Fechten und Reiten lernte; hier widmete er sich aber auch mit aller Begeisterung den sogenannten humanistischen Studien und den schönen Wissen schaften, die den vorwärtsstrebenden Menschengeist nicht in die engen Kreise eines bestimmten Lehrfaches einzwängen, sondern die harmonische Ausbildung des Menschen durch das Studium der altklassischen Litteratur zu gewinnen suchen. So hörte er bei Ernesti, dem geistvollen Vertreter der altklassischen Philo logie, Vorlesungen über römische Altertümer und bei dem Professor Krist Archäo logie; ferner besuchte er die philosophischen Disputationsübungen Kästners, des geistreichen Epigrammendichters. In diese wurde er durch einen Freund und Landsmann, Christlieb Mylius, einen jüngeren Bruder seines ehemaligen Privat lehrers Mylius, eingeführt. Derselbe war zwar der begabteste und bedeutendste unter den damaligen jungen Leipziger Litteraten, aber leichtsinnig und später ziemlich verkommen und daher gar nicht nach dem Geschmack des ehrwürdigen Pfarrers Lessing.

166

Für Lessings späteren Lebensgang bestimmend wurde seine ausgesprochene Vorliebe für das Theater. Die Leipziger Bühne, damals von der berühmten Friederike Neuber geleitet, galt als die beste in ganz Deutschland. Um freien Eintritt zu erlangen, übersetzte Lessing gemeinschaftlich mit seinem Freunde Weiße etliche französische Stücke; ja, seine Leidenschaft für das Theater ging so weit, daß er lieber trockenes Brot aß, als daß er den Besuch desselben versäumte. „Der junge Gelehrte“, der, wie bereits bemerkt, umgearbeitet worden war, kam auf dieser Bühne zur Aufführung und trug dem jugendlichen Dichter großen Ruhm ein.

Weniger freuten sich die Eltern daheim über den neueingeschlagenen Lebens gang ihres Sohnes. Dem Vater waren die Schauspieler ein Greuel; er schrieb dem seiner Meinung nach verlorenen Sohne einen strengen Strafbrief, setzte ihn in demselben wegen Vernachlässigung seines Universitätszweckes scharf zur Rede, tadelte mit Zornesworten des Sohnes „niederträchtigen Umgang mit Komödianten und Freigeistern“ und fügte alledem die Drohung zu, der Magistrat von Kamenz werde, wenn er diese Dinge erfahre, ihm sein Stipendium entziehen, das nur „für Beflissene der Gottesgelahrtheit“ bestimmt sei. Der Brief hatte indes nicht die gewünschte Wirkung. Der Beifall, den „Der junge Gelehrte“ gefunden hatte, feuerte Lessing noch mehr an, auf der betretenen Bahn weiter fortzuschreiten, und so mußte die bekümmerte Mutter erfahren, daß der Sohn den Christstollen, den sie ihm nach Leipzig geschickt, bei einer Flasche Wein mit Mylius und den Komödianten verzehrt habe. Diese Nachricht schlug dem Fasse den Boden aus. Die Mutter weinte bitterlich; der Vater aber, der seinen Sohn am Rande des Verderbens sah, nahm zu einer Notlüge seine Zuflucht. Sofort schrieb er dem halb verloren gegebenen Jünglinge die wenigen Worte: „Setze Dich nach Empfang dieses sogleich auf die Post und komme zu uns. Deine Mutter ist todkrank und verlangt Dich vor ihrem Tode noch zu sprechen.“ Sofort machte sich der gehor same Sohn auf die Reise. Sie dauerte damals drei Tage. Während dieser Zeit trat unerwartet starker Frost ein, und mit Schrecken denkt jetzt die zärtliche Mutter daran, daß Gotthold keine warmen Winterkleider besitze und im Post wagen erfrieren könne. Sie macht sich die bittersten Vorwürfe: „Ach, wäre er doch lieber bei den Schauspielern und Freigeistern geblieben! Doch er wird nicht kommen! Ungehorsam lernt sich in böser Gesellschaft!“

Indes Gotthold kam. Halb erfroren tritt er in die Stube. Die Mutter ist erfreut, den verloren geglaubten Sohn wiederzusehen, und nur in Sorge, der Frost möge ihm geschadet haben. Mit Thränen in den Augen spricht sie:

„Warum bist du auch bei der Kälte gekommen?“ Freundlich erwiderte Gotthold: „Liebste Mutter, Sie wollten es ja! Es ahnte mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber!“ Dabei klapperte er vor Frost an Händen und Füßen. Da schmilzt die Strenge der Mutter, und aus der Straf predigt, die man ihm zugedacht hatte, wurde ein trauliches Gespräch.

Auch der Vater erkannte, daß seines Sohnes Sittenreinheit makellos ge blieben war und er in den Wissenschaften tüchtige Fortschritte gemacht hatte. Als Gotthold sich nun hinsetzte und eine erbauliche Predigt schrieb, um zu beweisen,

167

„daß er alle Tage ein tüchtiger Prediger werden könne,“ da vergab ihm das treue Mutterherz allen Kummer, den er ihr durch die Schauspieler bereitet hatte.

Drei Monate lang blieb Lessing im elterlichen Hause. Das Verlangen, er solle Theologie studieren, gab man auf, und endlich willigten die Eltern ein, daß er sich der Medizin und Philologie widme. In freundlichstem Einvernehmen mit Vater und Mutter verließ Lessing Kamenz und begab sich Ostern 1748 wieder nach Leipzig.

Hier setzte er seine wissenschaftlichen Studien fort, kam aber bald in neue Ver legenheiten. Er besuchte nach wie vor fleißig das Theater und unterhielt aufs neue lebhaften Verkehr mit dessen Mitgliedern. Indes noch in demselben Jahre verließ die Schauspielertruppe der Friederike Neuber Leipzig, um einem Rufe nach Wien Folge zu leisten. Leider hatte sich Lessing bereit finden lassen, für einige Schauspieler, die ziemlich verschuldet waren, Bürgschaft zu leisten. Jetzt gingen dieselben auf und davon, ohne vorher ihren Verpflichtungen nachzukommen, und Lessing, von den Gläubigern bedrängt, geriet in die unangenehmste Lage. Er sah keinen andern Ausweg, als die Flucht und wandte sich nach Wittenberg, um dort weiter zu studieren. Kaum dort angelangt, erkrankte er und fühlte sich so elend, daß ihm, wie er in einem Briefe an seine Mutter bekennt, das Leben „zu einer unerträglichen Last “ geworden war. Die Leipziger Gläubiger ver folgten ihn auch bis hierher, und so faßte Lessing nach seiner Genesung den Ent schluß, diesen Verlegenheiten ein für allemal ein Ende zu bereiten, indem er die Universitätsstudien aufgab und im November nach Berlin übersiedelte, um fortan vom Ertrage seiner Feder sein Leben zu fristen, während seine Stipendien zur Abzahlung seiner Leipziger Schulden verwendet werden sollten. Mit der Wissenschaft und mit den Eltern, welche den planlosen Lebensgang des Sohnes bitter verurteilten, zerfallen, durch Mangel am Nötigsten aufs äußerste bedrängt, ohne Stütze außer seiner Kraft und seinem Mute, warf sich der kaum zwanzig jährige Jüngling in die hochgehenden Wogen des Lebens. Die goldene Jugend zeit lag bereits hinter ihm, und die Not, dieser furchtbare Dränger zur Arbeit, trat an ihn heran, dazu der noch peinigendere Schmerz, im Vaterhause keine Heimat mehr zu wissen. Er sah letzteres nur einmal und zwar erst in späteren Tagen, wenige Jahre vor seinem Tode wieder, als er im Januar 1776 von seiner Reise nach Italien wieder in Deutschland eintraf, wobei er den Weg von München aus über Dresden einschlug, um in Kamenz seine alte Mutter zu besuchen.

Kamenz selbst hat den Mann, der bald nach Ablauf seiner Jugendzeit in die Bahnen des Ruhmes einlenkte und durch seine herrlichen Werke, insbesondere auch durch seine Dramen „Minna von Barnhelm“, „Emilia Galotti“ und „Nathan der Weise“, übermächtig auf seine Zeitgenossen einwirkte, wohl zu ehren verstanden. Steht auch, wie bereits bemerkt, das Geburtshaus Lessings nicht mehr, so bezeichnet doch eine Granitplatte die Stelle, wo es vordem stand. Schon vorher, am 22. Januar 1824, war durch einen Arzt, Dr. Bönisch, das obenerwähnte Barmherzigkeitsstift, das den Zweck hat, arme Kranke auf zunehmen, gegründet und dem Dichter zu Ehren „Lessingstift“ genannt worden. Im Frühlinge des Jahres 1863 wurde auf dem Schulplatze die Kolossalbüste

168

Lessings, modelliert von Knaur, feierlich enthüllt, und neuerdings hat man den auf dem Hutberge errichteten Aussichtsturm, der einen weiten Blick in die an ziehende Lausitz eröffnet, dem großen Sohne der Stadt Kamenz zu Ehren „Lessingturm“ genannt.

Bruno Müller.



Abbildung 403: Johann Gottlieb Fichte.

Kapitel 41

Aus dem Leben des Philoſophen Fichte.

An der Straße, die von Biſchofswerda nach Kamenz führt, entrückt dem mächtig dahinflutenden Getriebe der Jetztzeit, liegt das ſtille Dorf Rammenau. Daſelbſt wurde am 19. Mai 1762 Fichte als Sohn eines Bandwebers geboren, welcher in der am ſelbigen Tage erfolgten Taufe die Namen Johann Gottlieb erhielt. Es wird erzählt, daß ein alter Oheim der Mutter die künftige Größe des Kindes in einem Gebete geweisſagt habe. Kurze Zeit darauf ſei der Greis geſtorben.

Des jungen Gottlieb Vater machte ſich einige Jahre nach der Geburt ſeines erſten Sohnes anſäſſig, indem er ſich ein Haus baute. Dem Erſtgeborenen folgten noch neun Geſchwiſter, ſieben Brüder und zwei Schweſtern. Gottfried war ein ſtiller, ſinnender Knabe, der ſich von den andern Kindern des Dorfes meiſt abſon derte und an ihrem Spiel und Treiben wenig Anteil nahm. Das Liebſte war ihm, wenn er ſich, ſelbſt überlaſſen, auf dem Felde in Gottes freier Natur ſeinen Gedanken nachhängen und mit ſeinen ſo ernſt blickenden Augen zum blauen Himmel

169

aufſchauen konnte. Unter ſeines Vaters Leitung lernte er ſchnell Lieder und Sprüche, ſo daß er bald das Amt bekam, nach alter Sitte den Morgen- und Abendſegen vorzuleſen. In dieſen Stunden entſtand im Herzen der frommen Mutter der Wunſch, den Sohn einſt auf der Kanzel der Dorfkirche zu ſehen und zu hören.

Einſt hatte der Vater dem Knaben die Sage vom gehörnten Siegfried aus der Stadt mitgebracht. Der Kleine wurde von derſelben ſo eingenommen, daß er bald alles andere darüber vergaß. Da er ſich deshalb eine ernſte Beſtrafung zuzog, beſchloß er, das Buch in den vorüberfließenden Dorfbach zu werfen. Als er ſein geliebtes Buch fortſchwimmen ſah, weinte er bitterlich. Nachher geſtand er dem Vater, was, aber nicht, warum er es gethan hatte, und ſo traf ihn denn eine neue empfindliche Strafe. Die Eigenart des Kindes fiel auch dem Ortspfarrer Wagner auf, beſonders ſeine Begabung, gehörte Predigten nach Gedankengang und Hauptſätzen wiedergeben zu können. Nun kam einmal Freiherr von Miltitz, der Schwager des Gutsherrn, zum Beſuch und hätte gern die Predigt gehört. Er war jedoch daran verhindert, und als er ſeinen Unmut darüber äußerte, erzählte man

ihm von dem Knaben Fichte, der im ſtande ſei, die ganze gehörte Predigt treu wiederzugeben. Man ließ den Knaben holen, und der Kleine kam in ſeinem einfachen Anzuge mit einem Strauß in der Hand. Lebendig und friſch floß ſeine Rede, bis der Gutsherr ihn unterbrach. Freiherr von Miltitz war aufs höchſte verwundert. Er beſchloß, für des Knaben Erziehung und Ausbildung zu ſorgen und gab den Eltern diesbezügliche Ratſchläge. Die Entſcheidung war ſchwer; endlich aber konnte der Gönner ſeinen Schützling mitnehmen.

In eine ganz neue Welt trat jetzt der Neunjährige ein. Das den ritterlichen Charakter der früheren Zeit noch an ſich tragende Schloß Oberau bei Meißen, wohin der Freiherr ſeinen Schützling brachte, wie die düſteren Eichenwaldungen, die es umgaben, der neue Umgang und die ungewohnten Verhältniſſe des Schloß- lebens erweckten in dem Knaben ein unbeſchreibliches Heimweh, welches ſich derart ſteigerte, daß der Freiherr die Geſundheit des Knaben gefährdet glaubte. Er gab ihn hierauf in die Obhut und Erziehung des Pfarrers Krebel in Niederau, und hier verlebte der Knabe die ſchönſten Jahre ſeiner Jugend. Im 13. Lebens jahre kam er nach Pforta bei Naumburg auf die Fürſtenſchule. Hier begann für ihn eine ſchwere Prüfungszeit. Als jüngerer Schüler wurde er einem älteren anvertraut, mit dem er eine Zelle bewohnte. Er mußte für dieſen allerlei niedere Dienſte verrichten, während jener ihn bei den Schularbeiten unterſtützte. Sein Zellengenoſſe war aber keineswegs freundlich gegen ihn und ließ ihn öfter ſeine Macht fühlen. Einſt fand ein Lehrer den kleinen Gottlieb damit beſchäftigt, bald mit der linken, bald mit der rechten Hand ein vor ihm auf dem Tiſche ſtehendes Buch herunterzuwerfen. Befragt, was er mache, antwortete er, er übe ſich im Ohrfeigengeben, damit er es ſpäter ebenſogut könne wie ſein jetziger Obergeſell.

Dazu kam noch eins, was ſeinen Aufenthalt in Pforta beſchwerlich machte — die Armut. Sein Wohlthä- ter Miltitz war auf einer Reiſe geſtorben, und die Erben verweigerten die Verabfolgung der dem Knaben zugedachten Unterſtützung. So ſtand er allein. Die Eltern waren weit entfernt und dazu auch arm, ſo daß

170

er Unterſtützung nicht erwarten konnte. Dieſen mißlichen Verhältniſſen wollte er ſich durch die Flucht entziehen. Gelegentlich eines Spazierganges ward der Gedanke zur That. Auf einer Landkarte hatte er ſich den Weg nach Hamburg aufgeſucht; dort wollte er dann zu Schiffe gehen. Unterwegs aber dachte er an das Wort, daß man jedes Werk mit Gebet beginnen müſſe, und er ſank zum Gebet auf ſeine Kniee. Da ſchlug ihm das Gewiſſen. Er kehrte um. In der Schule hatte man ihn vermißt. Ausgeſchickte fanden den Heimkehrenden und führten ihn vor den Rektor. Ihm geſtand er freimütig und offenherzig alles, was ihn fortgeführt und was ihn zurückgebracht hatte. Er wurde nicht beſtraft, ſondern der Rektor nahm ſich ſeiner nunmehr ſehr warm an.

Nach wohl beſtandener Prüfung verließ er 1780 die Schule, um die Uni verſität zu Jena zu beziehen. Später ſiedelte er nach Leipzig über, weil er glaubte, daſelbſt ſich durch Privatunterricht beſſer forthelfen zu können. 1784 hatte er ſeine Studien beendet und begab ſich zu den Eltern zurück. In dieſer Zeit beſtieg er als Prediger die Kanzel ſeines Heimatsortes. Während der nächſten Jahre war er Hauslehrer, bald hier, bald da; er predigte an verſchiedenen Orten und war auch ſchriftſtelleriſch thätig. 1788 finden wir ihn in Zürich, wo er ſeine nachmalige Gattin kennen lernte, 1790 in Leipzig und 1791 in Warſchau und Königsberg, an letzterem Orte, um dem großen Philoſophen Kant näher zu treten. Am 22. Oktober 1793 wurde er in Baden bei Zürich getraut, und damit endete ſein wechſelvolles Jugendleben.

Bald nach ſeiner Hochzeit erging an ihn der Ruf, eine Profeſſur der Welt weisheit in Jena zu übernehmen. Freilich wurden nur 200 Thaler Gehalt ge boten. Aber er folgte dem Rufe, ging zu Oſtern 1794 dahin, wo er einſt junger Student geweſen war, und trat von dort aus mit Goethe und Schiller in Verbindung. Seine Lehrthätigkeit erwarb ihm bald Achtung und Anerkennung. Als er aber gegen die Roheiten der Studenten

anzukämpfen begann, wurde ein Teil der Hörerschaft gegen ihn aufgebracht. Man warf ihm sogar die Fenster ein, und er blieb über ein halbes Jahr von Jena fern. Dazu gesellte sich noch ein Zwist mit der Regierung. Ein von ihm verfaßter Aufsatz: „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltordnung“ hatte die Anklage wegen Gottesleugnung und später auch die Amtsentlassung zur Folge. In Jena konnte er nun nicht bleiben. In Rudolstadt, wo er sich niederlassen wollte, wurde ihm der Aufenthalt von der schwarzburgischen Regierung nicht gestattet. Da ging er nach Berlin. Mittwoch langte er daselbst an, Freitag früh schon erschien ein Polizeiinspektor bei dem gefährlichen Denker, Demokraten und Gottesleugner, um ihn wegen seiner Ansichten zu befragen. Der junge König Friedrich Wilhelm III. gestattete ihm hierauf den Aufenthalt in seinem Staate. Fichte blieb in Berlin und ließ später seine Familie von Jena aus nachkommen. Er war zwar ohne Stellung, sammelte aber bald einen Kreis von denkenden Männern, Beamten, Künstlern, Gelehrten und sogar Ministern um sich, vor denen er Vorträge hielt. Selbst der bekannte Fürst Metternich war regelmäßiger Zuhörer. Er setzte sich hierdurch bei seinen Mitbürgern und bei der Regierung in begründetes Ansehen.

171

im Jahre 1804 gingen mancherlei Anerbietungen ein: Rußland, sowie Bayern wollten ihn gegen hohen Gehalt gewinnen. Er aber nahm eine Professur an der damals preußischen Universität Erlangen an, die er jedoch nur ein halbes Jahr verwaltete, da Deutschland in Krieg verwickelt wurde. In diese Zeit fällt die Umwandlung der religiösen Ansichten Fichtes. Eine kleine Erzählung aus Rankes Jugenderinnerungen möge beweisen, wie lieb ihm das Johannes evangelium war. Ein junger Theolog klagte einst bei Fichte, daß er gar vieles in seinen Schriften nicht verstehe. Da legte Fichte seine Hand auf das auf geschlagene Evangelium Johannis und sagte: „Lesen Sie dieses, darin finden Sie alles, was ich denke; daran halten Sie sich!“ Fichte kehrte aus Erlangen nach Berlin zurück. Nachdem in der Schlacht bei Austerlitz die Österreicher und Russen den Franzosen erlegen waren, setzte er gleich tausend anderen seine ganze Hoffnung auf Preußens Heer. Gern wollte er selbst am Kampfe teilnehmen. An maßgebender Stelle lehnte man jedoch sein Anerbieten ab. Bald darauf kam die Botschaft von der furchtbaren Niederlage bei Jena. Da Fichte in den Franzosen nicht nur die Feinde des Vaterlandes, sondern auch seine eigenen er blickte, verließ er, um sich ihnen zu entziehen, Berlin und ging nach Königs berg. Als sich die politischen Verhältnisse noch mehr verschlimmerten, floh er drei Tage vor dem Einmarsch der Franzosen von da über Memel nach Kopen hagen.

Nachdem der Friede zu Tilsit 1807 geschlossen war, kehrte Fichte nach Berlin zurück und wohnte in einem stillen Gartenhause. Hier verfaßte er im Winter 1807 bis 1808 jene so berühmt gewordenen Reden an die deutsche Nation, die er Sonntags von 12 bis 1 Uhr im Akademiegebäude vor einer großen Zu hörerschaft hielt. Diese Reden, welche die Begeisterung des Jahres 1813 vor bereiteten, waren eine kühne That und ein nicht geringes Wagnis. Mehrmals ging das Gerücht, Fichte sei verhaftet worden. Aber die Franzosen sahen in Fichte mehr einen Schwätzer und glaubten, es sei am klügsten, ihn nicht zu beachten; den weitgehenden Einfluß dieser Reden verkannten sie ganz und gar. In jene Zeit fällt auch die Begründung der Berliner Universität, für die Fichte im Auftrage der Regierung den ersten Plan entwarf.

Inzwischen war das ereignisvolle Jahr 1813 herangekommen. Der Sturm brach los, das Volk stand auf! Fichte erbot sich, das königliche Hauptquartier als Redner zu begleiten. Als dieses Anerbieten abgelehnt ward, ließ er sich in den Landsturm einreihen. Mit hoher Begeisterung verfolgte er den Lauf des Krieges. Doch nur zu bald sollte er ein Opfer desselben werden. Fichtes Gattin hatte sich durch die Pflege verwundeter Krieger das Lazarettfieber zugezogen, so daß sie längere Zeit dem Tode nahe war. Als sich nun der Gatte in Liebe über die wiedergenesende Gattin beugte, sog er selbst das Gift der Krankheit ein. Sie ward gesund; er aber erkrankte und zwar so heftig, daß alle Hoffnung schwand, ihn am Leben zu erhalten. Am 27. Januar 1814 früh 5 Uhr starb

er im Alter von noch nicht 52 Jahren. Seine letzten Worte waren: „Ich fühle, daß ich genesen bin!“ Seine Ruhestätte fand er auf dem alten Dorotheenstädter Kirchhofe vor dem Oranienburger Thor zu Berlin. Das eiserne Grabdenkmal

172

mit Fichtes Bild trägt die Inschrift: „Die Lehrer werden leuchten wie des Him mels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

A. H.

Kapitel 42

Leipzig, die größte Stadt des Sachſenlandes.

42.1 1. Allgemeine Geſchichte des alten Leipzigs.

Dort, wo ſich die Pleiße und die Parthe mit der Elſter vereinigen, befand ſich vor etwa 1200 Jahren noch ein großer Wald, der von allerlei wilden Tieren bewohnt wurde. Die von Zeit zu Zeit aus ihren Ufern tretenden Gewäſſer bildeten viele Sümpfe, die nicht allein gefährliche Dünſte verbreiteten, ſondern auch jeden feſthielten, der es wagte, in ihre Nähe zu kommen. Trotz dieſer wenig verlockenden Lage ſiedelten ſich doch die alten Sorben-Wenden in dieſer Gegend an, weil dieſe zur Fiſcherei, Jagd und Schiffahrt vortrefflich geeignet war. Bald erhoben ſich an den Ufern der Elſter, Pleiße und Parthe wohlgezim merte Holzhütten. So entſtand das Dorf Lipsk, d.h. Lindenort, jedenfalls ſo genannt, weil der dichte Wald hauptſächlich aus Linden



Abbildung 42.1: Ansicht von Leipzig zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

beſtand. Die Namen mehrerer anderer Orte der Umgebung, wie Lindenau, Lindenthal, Lindhardt u. ſ. w. deuten auf den näm lichen Umſtand hin.

Die Urbewohner Leipzigs trieben vorwiegend Jagd und Fiſchfang; ältere Leute, die nicht mehr mit den Bären, Wölfen und Luchſen des Waldes kämpfen mochten, brannten irdene Töpfe; wieder andere bebauten mit einem hölzernen Hakenpfluge den kleinen Acker in der Nähe der Hütte, damit er ihnen das Getreide zum Brot liefere.

Nach und nach entſtanden neben Lipsk noch andere Ortſchaften, die gleich falls von Sorben-Wenden bewohnt wurden, und deren Namen noch heute an ihren ſlaviſchen Urſprung erinnern, ſo z. B. Reudnitz, Gohlis, Eutritzſch, Gautzſch, Leutzſch, Plagwitz, Connewitz, Groß- und Kleinzſchocher und andere.

Weſtlich von der Elſter, alſo in Thüringen, wohnten damals Deutſche, mit denen die Sorben-Wenden fortwährend Kämpfe führten. Als Kaiſer Heinrich I. an der Spitze Deutſchlands ſtand und ſeine ſiegreichen Kriege gegen die Slaven führte, da fühlten auch die Sorben-Wenden von Lipsk ſeine Macht und unterwarfen ſich ihm.



Abbildung 42.2: Der Auguſtusplatz in Leipzig zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

174

Der Kaiſer ließ dort, wo die Parthe in die Pleiße mündet, eine feſte Burg errichten, die den Deutſchen eine ſichere Zufluchtsſtätte vor den feindlichen Sor ben bot. Mit der Zeit mehrten ſich die Deutſchen in der Gegend und bauten unter dem Schutze der Burg ihre Holzhäuſer, die bald ſo zahlreich wurden, daß ſie eine weite Fläche bedeckten. Die jetzige innere Stadt, deren Mittelpunkt der Marktplatz iſt, bildete Um das Jahr 1000 den Wohnſitz der Deutſchen, während weſtlich davon die Sorben ihre Hütten aufgeſchlagen hatten. Obwohl die Deutſchen die Herren, die Sorben aber die Unterdrückten waren, brachte es doch der gegenſeitige Verkehr mit ſich, daß jedes Volk beide Sprachen verſtehen mußte. Bei den Gerichten wurde noch bis zum Jahre 1327 in ſorbiſcher Sprache Recht geſprochen; in dieſem Jahre aber befahl der Markgraf Friedrich der Ernſt haſte von Meißen, daß nunmehr die Verhandlungen nur in deutſcher Sprache geführt werden ſollten.

Die Sorben hielten auch nach dem Eindringen der chriſtlichen Deutſchen in Lipsk an ihrem Götzendienſte feſt und verehrten nach wie vor den guten Gott Bielebog und den böſen Gott Czernebog. Im heutigen Naundörfchen befand ſich ein ſorbiſches Götzenbild, Flinz genannt. Es beſtand aus einem Gerippe, das in der rechten Hand einen Stab und auf der linken Schulter das Bild eines Löwen trug. Weil es auf einem Kieſelſteine (Flint) ruhte, mag es den er wähnten Namen erhalten haben. Die Sage, daß Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen, um

das Jahr 730 selbst in Leipzig gepredigt und das Götzenbild eigenhändig zerstört habe, wurde lange allgemein geglaubt.

Die Deutschen, die bei ihrer Einwanderung den christlichen Glauben und christliche Sitten mitbrachten, sorgten bald dafür, daß auch für sie eine Stätte der Gottesverehrung am Orte vorhanden war und erbauten die Nikolaikirche, das erste Gotteshaus der Stadt, das damals freilich nur ein ärmliches, ganz aus Holz hergestelltes Gebäude war.

42.2 2. Leipzig als Handelsstadt.

Während die Sorben-Wenden nur für die Herstellung von Gebrauchsgegen ständen sorgten, soweit sie deren für ihre eigene Person und Haushaltung be durften, trieben die deutschen Einwanderer schon mancherlei Gewerbe und tauschten die Erzeugnisse ihrer Arbeit mit ihren Nachbarn aus. Wenn aus Lipsk mit der Zeit eine der ersten Handelsstädte Deutschlands geworden ist, so hat es dies lediglich den deutschen Bewohnern zu verdanken. Fast jedem Handwerke war in jener Zeit eine besondere Gasse oder Straße zugewiesen, und es giebt noch heute Straßen, die nach den betreffenden Gewerben benannt sind, z. B. Böttcher-, Sporer-, Gerber-, Töpfer-, Schuhmacher- und Kupfergasse.

Wegen seiner günstigen Lage in der Mitte Deutschlands und wegen der sicheren Heerstraßen, die hier mündeten, eignete sich Lipsk ganz besonders zu einer Handelsstadt. Aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes führten die Lastwagen Waren herbei, die auf den Markt zu Lipsk gebracht wurden. Ge treide, feine Gewürze, Häute, Tuch- und Pelzwaren wurden hier gekauft und ver kauft, und so besaß der Ort bald eine große Zahl reicher Kauf- und Handels

175

herren. Weil die Märkte damals stets durch einen Gottesdienst oder eine Messe eröffnet wurden, nannte man sie kurzweg Messen.

Eine außerordentlich mächtige Förderung ward Lipsk durch den Markgrafen Otto den Reichen zu teil; denn dieser ließ es nicht nur mit allen Rechten einer Stadt ausstatten, sondern auch mit festen Mauern und tiefen Laufgräben umgeben und setzte es dadurch in den Stand, sich gegen anrückende Feinde mit Erfolg zu verteidigen. Segensreicher noch als diese Vergünstigung er wies sich aber die Gründung der Oster- und Michaelismesse durch diesen gütigen Fürsten um das Jahr 1168. Damit zu diesen Messen möglichst viele Käufer und Verkäufer kämen, bestimmte er, daß im Umkreise von einer Meile überhaupt keine anderen Märkte abgehalten werden durften. Im Jahre 1458 gründete Friedrich der Sanftmütige noch die Neujahrsmesse, die jedoch niemals die Bedeutung erlangte, wie die schon 300 Jahre früher ins Leben gerufenen übrigen Messen.

Selbst deutsche Kaiser wollten Leipzigs Handel heben: So erließ Maximilian I. im Jahre 1507 ein Gesetz, nach dem innerhalb eines Kreises von 15 Meilen kein Jahrmarkt, keine Messe oder Niederlage gehalten werden durfte, ja, daß alle in diesem Umkreise erzeugten Waren zuerst nach Leipzig gebracht und hier drei Tage lang feilgeboten werden mußten, ehe sie anderswo verkauft werden durften. Naumburg, das dadurch sein Meßrecht verlor, es aber mit Hilfe der Bischöfe weiter auszuüben suchte, kam gegen Leipzig nicht auf, da selbst der Papst Leo XX. bestimmte, daß jeder mit dem Kirchenbanne belegt werden sollte, der gegen das kaiserliche Gebot handeln würde.

Durch dieſes Stapelrecht hob ſich Leipzigs Handel ganz gewaltig, und die Höfe und Geſchäftshäuſer ſteckten zur Zeit der Meſſen ſo voll Waren, daß oft kein Platz mehr für neu ankommende Güter vor handen war. Das Standbild des Kaiſers Max prangt jetzt am neuen Kaufhauſe.

Als im Mittelalter, namentlich in der „kaiſerloſen, der ſchrecklichen Zeit“, die Landſtraßen durch die Raubritter unſicher gemacht und die Kaufleute abge halten wurden, ihre Waren öffentlich nach den Handelsſtädten zu bringen, litt natürlich auch Leipzig darunter. Aber auch hier half ein gütiger Fürſt, nämlich Dietrich von Landsberg, der Sohn Heinrichs des Erlauchten, durch einen Gnaden und Freibrief, in dem allen Kaufleuten zugeſichert wurde, daß niemand das Recht haben ſollte, ſie zu bedrücken oder ihre Güter mit Beſchlag zu belegen. Dieſer Schutz ſollte ſelbſt denen zu theil werden, die aus Ländern ſtammten, mit deren Fürſten Dietrich in Fehde lebte.

Die Erfindung der Buchdruckerkunſt brachte der Stadt inſofern Nutzen, als im Jahre 1513 (andere behaupten, ſchon 1460) eine Buchdruckerei errichtet wurde. Bald entſtanden neue derartige Anſtalten, und heute wird es wohl keine Stadt geben, die ſo viel Buchdruckereien aufweiſen könnte wie Leipzig. Dadurch wurde es auch für den Buchhandel wichtig, und ſchon im 18. Jahrhundert hatte es die Stadt Frankfurt a. M., die früher für den deutſchen Buchhandel ton angebend geweſen war, überflügelt. Jetzt iſt Leipzig der Mittelpunkt des ge ſamten deutſchen Buch- und ein Hauptplatz des Muſikalienhandels. Nicht nur, daß gegen 250 Verlagsbuchhandlungen ſelbſt einen ſehr großen Teil der

176

litterariſchen Erzeugniſſe Deutſchlands auf den Markt bringen, auch anderwärts verlegte Bücher fließen in den Bücherlagern der 158 „Kommiſſionäre“ hier zu ſammen und werden durch dieſe in alle Welt verſandt. Alljährlich zu Oſtern wird die Buchhändlermeſſe, die für den deutſchen Büchermarkt eine weittragende Bedeutung hat, in dem ſchönen großen Buchhändlerhauſe abgehalten.

Mit dem erſten Büchermarkte im Jahre 1615 wurde auch zugleich ein Wollmarkt in Leipzig eröffnet, der ſich ſeitdem alljährlich wiederholt. Auch die Leipziger Borſtenmeſſe, die zweimal im Jahre die bedeutendſten Borſtenhändler

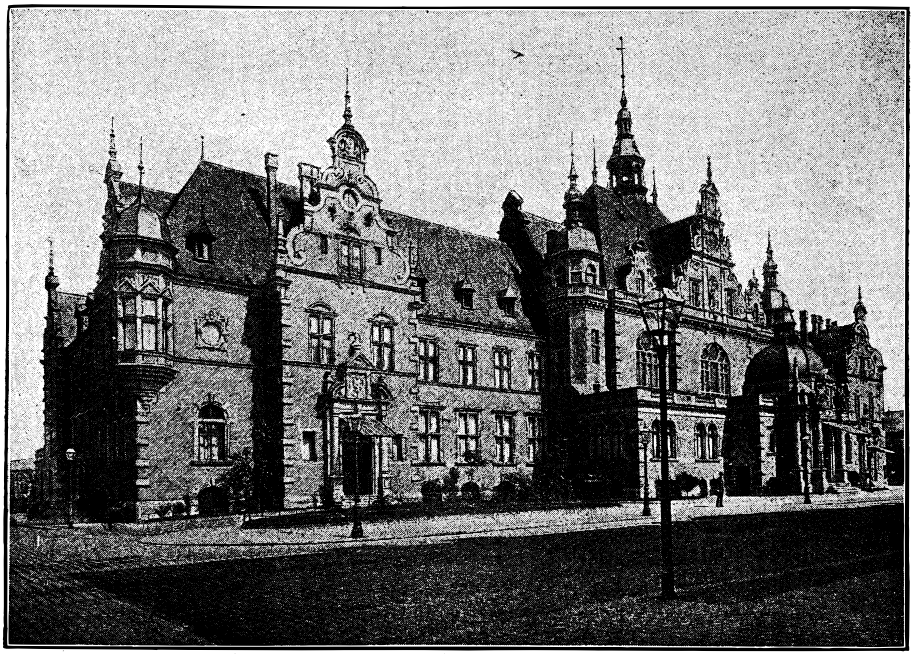

Abbildung 42.3: Das Buchhändlerhaus in Leipzig.

der Welt vereinigt, ist für den Leipziger Handel wichtig; denn bei dieser Gelegen heit werden über 25 Millionen Mark umgesetzt.

Wenn irgend eine neue Ware in der Welt bekannt werden sollte, so brauchte sie nur zu den Messen nach Leipzig gebracht zu werden. Händler aus allen Weltteilen kamen herzu, sahen die Neuheiten und kauften sie, wenn sie ihnen ge fielen. So wurde Leipzig für die Gewerbthätigkeit Deutschlands eine will kommene Vermittlerin. Als die wegen ihres Glaubens aus Frankreich vertrie benen Protestanten die Seiden- und Samtweberei auch in einzelnen Gegenden des deutschen Vaterlandes einführten, da fanden sie auf den Leipziger Messen die beste Gelegenheit, ihre Stoffe an den Mann zu bringen.

Napoleon I. schadete mit der Kontinentalsperre dem Leipziger Handel ganz bedeutend. Als er hier Nachsu-chungen nach englischen Waren halten ließ, fand

177

man davon so viele, daß durch deren Vernichtung bedeutende Summen verloren wurden und eine Teuerung eintrat.

Den größten Aufschwung nahm Leipzig in der neuesten Zeit durch die Eisenbahnen. Im Jahre 1836 wurde der Grund gelegt zur ersten großen

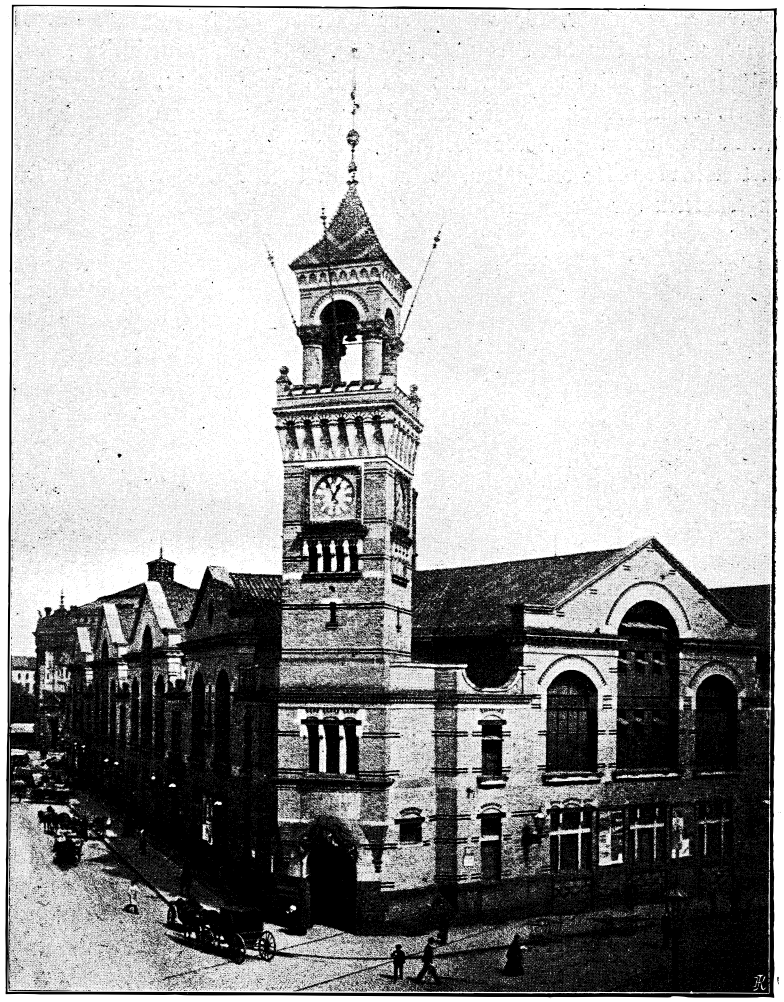

Abbildung 42.4: Die Markthalle in Leipzig.

Eisenbahn Deutschlands, zu der Leipzig-Dresdner Bahn, und bereits am 7. April 1839 konnte man den ersten Zug von Leipzig nach Dresden ablassen. Bald entstanden noch andere Bahnen, so im Jahre 1840 die nach Halle, 1842 die nach Altenburg, 1856 die nach Thüringen, 1859 die nach Berlin u. s. w. Heute besitzt Leipzig 6 Hauptbahnhöfe, von denen Schienenwege nach allen he

12

178

deutenden Städten Deutschlands ausgehen, dazu noch 6 kleinere Bahnhöfe und Haltestellen.

Auch der mehr örtliche Handelsverkehr ist durch die günstigen Eisenbahn verhältnisse nicht unwesentlich gefördert worden. Bis vor kurzem befand sich ein Teil des Warenmarktes, namentlich für den Kleinhandel, unter freiem Himmel. Tragbare Verkaufsstände, Wagen, hölzerne Buden bedeckten fast täglich die Plätze und zuweilen auch einzelne Straßen der Stadt. Neuerdings ist dieser „fliegende Handel“ sehr beschränkt worden, und es ist für solche Händler, die Lebensmittel aller Art, besonders auch Fleisch und Fische oder Landesprodukte und Waren für den unmittelbaren Hausbedarf verkaufen, eine große, auch äußerlich schön aus gestattete Markthalle vorhanden, die nach dem Urteile Sachverständiger zu den besteingerichteten der Gegenwart gehört.

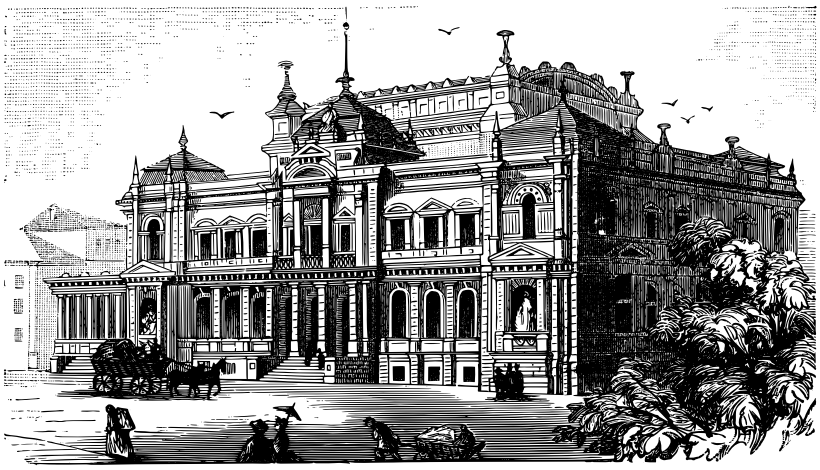

Abbildung 42.5: Die neue Börse in Leipzig.

Um für den Leipziger Handel auch eine Wasserstraße zu schaffen, ist bereits vor Jahrzehnten der Bau eines Kanals begonnen worden, der von der Elster nach der Saale führen und so die beiden größten Handelsplätze Deutschlands, Hamburg und Leipzig, durch Schiffahrt verbinden soll. Ob er noch vollendet wird, ist zweifelhaft; jetzt taucht der Plan auf, einen Kanal von Leipzig nach Riesa zu bauen, um die Handelsgüter auf dem billigen Wasserwege beziehen zu können.

Von der Bedeutung Leipzigs als Handelsplatz bekommt man erst einen rechten Begriff, wenn man einmal mittags zwischen 12 Und 1 Uhr die Handelsbörse besucht und das geschäftige Treiben der vielen Hunderte von Kaufleuten beobachtet, die hier Angebot und Nachfrage regeln, oder wenn man bedenkt, daß allein die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, eins der vielen großen Leipziger Bankhäuser, jährlich einen Umsatz von 3 Milliarden hat. Erwägt man ferner, daß die Reichs bank und die Sächsische Bank hier große Zweiganstalten besitzen, daß noch andere Bankinstitute, wie die Leipziger Bank, die Kredit– und Sparbank, mehrere Ge

nossenschaftsbanken, Sparkassen u.s.w. hier bestehen, daß bedeutende Aktiengesell schaften und weltbekannte Handelsfirmen hier ihren Sitz haben, so kann man wohl kühn behaupten, daß in Leipzig so viel Geld umgesetzt wird wie in wenig anderen Städten des Kontinents.

Gewiß mit Recht wird die Stadt Leipzig zuweilen das sächsische Liverpool genannt.

42.3 3. Ein Blick auf das neue Leipzig.

In früheren Jahrhunderten war Leipzig, wie fast alle übrigen Städte, mit hohen Festungsmauern und tiefen Wallgräben umgeben, wodurch die Aus dehnung der eigentlichen Stadt auf einen bestimmten engen Kreis beschränkt wurde. Das Stadtinnere Leipzigs giebt noch heute ein deutliches Bild davon, wie man in jenen Zeiten mit dem Raume geizen mußte. Enge Straßen, verbaute, winkelige Höfe, wohin Luft und Licht nur spärlich dringen, schmale Treppen und kleine, niedrige Wohnräume, oft ohne alle Vorsäle, charakterisieren den eigentlichen Stadt kern noch immer, wiewohl die besseren baulichen Grundsätze der Neuzeit auch hier schon sichtlich Abhilfe geschafft haben.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts fielen die Mauern der Stadt, und Wälle und Gräben wurden eingeebnet; die Abgeschlossenheit, in der die Bewohner der innern Stadt bis dahin zu leben gezwungen waren, ward damit beseitigt. Der erste Schritt zur Verschönerung der Stadt wurde durch Anlegung von Prome naden auf dem Boden der eingeebneten Wälle gethan, und es entstand zugleich eine Reihe von Plätzen, von denen der Augustusplatz, Roßplatz, Königsplatz, Theaterplatz und Fleischerplatz die bekanntesten sind. Das Stadtinnere hatte bis her nur einen großen Platz aufzuweisen, den Markt.

Schon vor dieser Zeit waren außerhalb der eigentlichen Stadt, über dem Walle draußen oder, wie man zu sagen pflegte, „vor den Thoren“ zahlreiche Bauten zu Wohn- und Gewerbszwecken aufgeführt worden, welche die soge nannten Vorstädte bildeten und sich wie ein Ring um das Stadtinnere herum legten. Diese Vorstädte wurden nun durch die Beseitigung der Mauern mit dem Stadtkerne vereinigt, und so vollzog sich die erste Erweiterung Leipzigs nach dem Landgebiete hin. In den 40er Jahren entwickelte sich in diesen Vorstädten eine große Bauthätigkeit; die zahlreichen Nutz- und Ziergärten waren bald in Straßen und Häuservierecke umgewandelt; freundliche Landhäuser wurden von den wohl habenden Bewohnern der Stadt daselbst errichtet, und das neue Leipzig ent stand: Leipzig erlangte ein großstädtisches Gepräge.

Die Einwohnerzahl der Stadt wuchs zusehends. Während Leipzig noch in den 30er Jahren eine Bevölkerung von nur 40000 aufzuweisen hatte, über schritt es um die Mitte des Jahrhunderts schon die 100000; die Bevölkerungs zunahme setzte sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fort und stieg in den 80er Jahren bis auf ziemlich 200000. Die Häuser der äußersten Straßen reichten bereits den ersten Häusern der ländlichen Vororte schwesterlich die Hand, und die Zeit war nahe herangekommen, wo jede weitere Ausdehnung unmöglich und jedes weitere Wachs tum der Stadt dadurch fast ausgeschlossen war. Diese und manche andere

180

Erwägung ließen den Plan reifen, die nächstgelegenen ländlichen Vororte in das Stadtgebiet mit aufzunehmen, und so erfolgte im Laufe der Jahre 1890 und 1891 die Einverleibung von 17 Dörfern mit zusammen über 160000 Einwohnern. Leipzig ist mit dieser Einverleibung Großstadt im vollsten Sinne des Wortes ge worden; es zählt gegenwärtig über 420000 Einwohner und ist nicht nur die größte Stadt Sachsens, sondern der Einwohnerzahl nach auch die dritte Stadt des Deutschen Reiches geworden.

Aber nicht allein die äußere Ausdehnung und die zahlreiche Bevölkerung, sondern auch sein wahrhaft großstädtisches Leben und die eifrige Pflege von Kunst und Wissenschaft zeichnen Leipzig vor vielen andern Städten

Deutschlands aus.

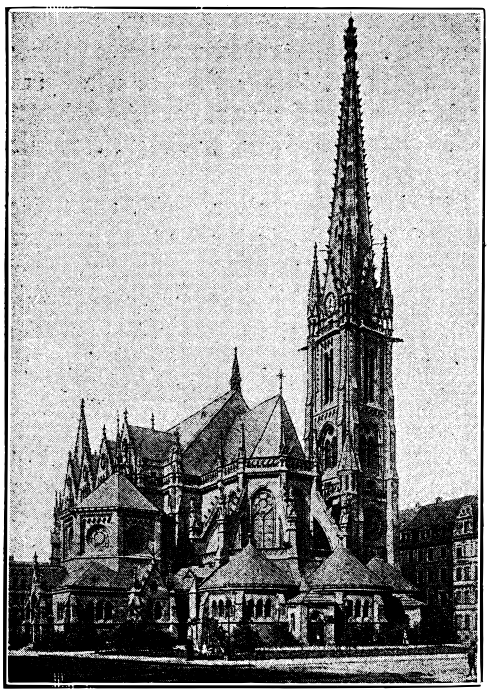

Abbildung 42.6: Die Peterskirche in Leipzig.

Wenn man das rege Trei ben, das der Handel und Wan del auch außerhalb der Messen auf den Straßen der Stadt, in den Tausenden von Geschäften und Niederlagen und auf den Bahnhöfen hervorruft, überblickt, so bekommt man annähernd einen Begriff von der Bedeutung des Leipziger Kaufmannsstandes und von seinem großen Ansehen in der Handelswelt; mehr aber noch, wenn man dazu auch seine finan zielle Leistungsfähigkeit, seinen Unternehmungsgeist und seine kluge, umsichtige Geschäftsführung in Betracht zieht.

Mit diesen Eigenschaften verbindet sich noch eine andere, die auf die Entwickelung Leipzigs ganz wesentlich eingewirkt hat. Der Leipziger Großkaufmann ist reich und dabei meist kunstliebend und kunstverständig, infolgedessen ist Leipzig aus eigner Kraft auch eine Kunststadt geworden. Millionen über Millionen sind zu diesem Zwecke der Stadt durch Schenkungen zugeflossen. Der Leipziger liebt seine Vaterstadt; ihr Ruhm ist sein Ruhm, und so ist es gekommen, daß verhältnismäßig viele reiche Einwohner die Stadt zur Voll- oder Teilerbin ihres Vermögens eingesetzt haben, damit sie Anstalten zur Pflege der Kunst und der Menschenliebe mit den empfan genen Mitteln gründe. Die Grassi-, die Tauchnitz- und die Rhodestiftung sind Denk mäler solchen Gemeinsinnes von Leipziger Bürgern; aber sie sind nicht die einzigen.

Für Verschönerung und künstlerische Ausstattung der Stadt hat Leipzig in den letzten Jahrzehnten eifrig gesorgt. Von den zahlreichen prachtvollen Privat

181

bauten mag hier abgesehen werden, und von den öffentlichen Gebäuden, die zu den Zierden der Stadt gehören, können auch nur einige Erwähnung finden.

Unter den Kirchen gebührt der neuen Peterskirche wegen ihrer Großartig keit und Schönheit offenbar der erste Rang. Der Name erinnert an ein altes Gotteshaus, das schon im 13. Jahrhundert in Leipzig bestand; aber nur der Name, nichts weiter, ist von diesem Bauwerke noch vorhanden. Die neue Peters kirche steht auf einem ganz anderen Platze und ist in ihrem Äußern ihrer Ur schwester nicht im geringsten ähnlich. Sie ward mit einem Aufwande von unge fähr einer Million Mark während des letzten Jahrzehnts in gotischem Stile auf gebaut und gilt für eins der reichsten gotischen Bauwerke des protestantischen Deutschlands.

Eine besondere Erwähnung verdient auch das neue Konzerthaus. Leipzig hat schon seit sehr langer Zeit vorzugsweise klassische Musik gepflegt, und tüchtige

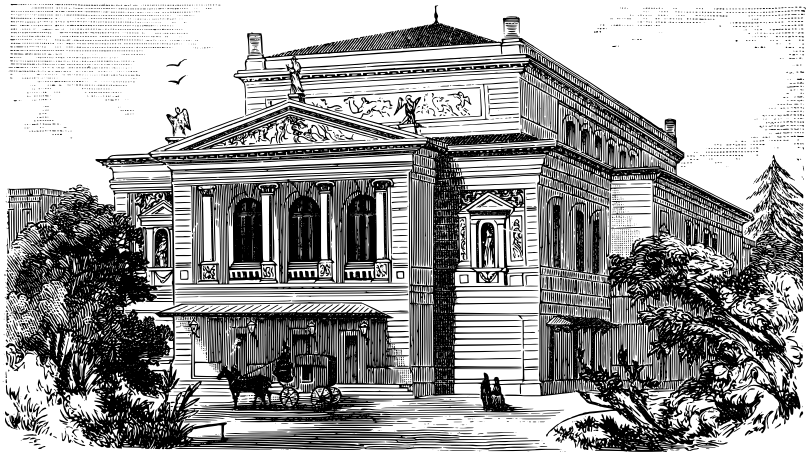

Abbildung 42.7: Das neue Konzerthaus in Leipzig.

Tonkünstler waren in Leipzigs Mauern immer gern gesehene Gäste. Das Musik konservatorium diente zur Ausbildung derartiger künstlerischer Kräfte; vielfach aber kamen sie auch aus der Ferne herzu, um sich in Leipzig hören zu lassen. Die musikalischen Aufführungen haben sich als „Gewandhauskonzerte“, einen Weltruf erworben; sie wurden von 1781 bis 1881 in einem von dem berühmten Baumeister Dauthe in das alte Gewandhaus eingebauten Saale gegeben. Dieser war mit einem geringen Kostenumfange hergestellt worden, hat aber wegen seiner Bauart Weltberühmtheit erlangt, weil er eine Klangwirkung hervorbrachte, wie sie nur wenige Konzertsäle aufweisen können. Die dort abgehaltenen, Konzerte wurden von den berühmtesten Künstlern geleitet, so von Mendelssohn, Hiller, Schicht u. a. Als sich im Jahre 1881 der Gewandhaussaal als zu klein er wies, wurde durch kunstliebende Bürger ein neues Konzerthaus errichtet, das im Jahre 1881 eingeweiht wurde und an Schönheit und Zweckmäßigkeit der Ein

182

richtung seinesgleichen sucht. An der Stelle des alten Gewandhauses steht jetzt das neue Kaufhaus.

Museum und Theater sind ebenfalls Bauten von großer Schönheit und ein Stolz der Leipziger. Beide sind Werke aus eigener Kraft und Kunsttempel



Abbildung 42.8: Der Mendebrunnen auf dem Auguſtusplatze in Leipzig.

ersten Ranges, die den gleichartigen Anstalten in anderen deutschen Großstädten durchaus nicht nachstehen.

Die meisten baulichen Schönheiten findet man am Augustusplatze. Dieser hat in den letzten Jahren noch eine besondere Zierde erhalten, nämlich den zum

183

Andenken an die Frau verwitwete Mende errichteten Mendebrunnen, der neben dem Siegesdenkmale auf dem Marktplatze zu dem Großartigsten gehört, was Leipzig an Denkmälern aufzuweisen hat.

Außer der Kunst hat die Wissenschaft in Leipzig eine Heimat. Mit der Gründung der Universität zog sie ein in die Mauern der Stadt, und seit dieser Zeit hat sie immer mehr Boden gewonnen. Bleiben wir zunächst bei der Uni versität stehen. Wie haben sich die akademischen Lehrgebäude ausgedehnt! Pracht volle Häuser, besonders für die medizinische Fakultät, sind nahe dem Johannis thale erstanden, und im Westviertel erhebt sich seit kurzem ein stolzer Bau, der die Universitätsbibliothek in sich birgt. Der ältere, im Stadtinnern gelegene Teil der Universität, ist nunmehr in schöner und zweckentsprechender Weise erneuert. Ist nun die Sorge für die Universität auch nicht gerade die Aufgabe der Stadt Leipzig, sondern die der sächsischen Staatsregierung, so ist doch aus verschiedenen Beispielen nachzuweisen, daß auch die Stadt sich ihrer Pflichten gegen die Hochschule und die mit ihr verbundenen Anstalten wohl bewußt ist.

In vollstem Maße wird die Fürsorge der Stadt den Schulen zu teil, so daß man Leipzig oft auch die Schulstadt genannt hat. Es sind außer den zahl reichen Volksschulen (18 Bürger- und 28 Bezirksschulen) vorhanden: 3 Gymnasien (darunter die aus der alten katholischen Zeit stammende Thomas- und Nikolai schule), 1 Realgymnasium, 3 Realschulen, 1 höhere Töchterschule, 1 Gewerbeschule, 1 Kunstakademie, 1 Konservatorium für Musik, 1 Bauschule, 1 Handelslehranstalt und verschiedene Arten von Fach- und Privatschulen. Allen sind große, zweck mäßig eingerichtete, oft auch architektonisch schöne Gebäude angewiesen. Wenn die Stadtgemeinde jetzt jährlich für ihre Schulen über 3½ Millionen Mark auf wendet, so weiß sie, daß sie dadurch den Grund legt für ihre fernere Wohlfahrt.

Neben den genannten Anstalten für Kunst, Wissenschaft und Bildung beher bergt Leipzig in seinen Mauern seit dem Jahre 1879 noch das oberste Reichs gericht, wofür ein palastähnliches, an vier Straßen gelegenes, 126 Meter langes und 76 Meter breites, mit einer 68 Meter hohen Kuppel versehenes Gebäude errichtet worden ist. Auch dieses Institut hat das Ansehen der Stadt bedeutend gehoben.

Selten wird es eine Stadt geben, die mit dem, was die Entwickelung zur Weltstadt begünstigt, so reichlich versehen ist wie Leipzig; doch muß man auch zugeben, daß ein strebsamer, kräftiger und solider Bürgerstand dafür gesorgt hat, daß niemals ein Stillstand oder Rückschritt eingetreten ist. Was Goethe, der als Student hier lebte, von Leipzig sagt, kann auch noch heute als Wahlspruch der Leipziger gelten: „Mein Leipzig lob ich mir; es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.“ H. Arnold.

184

Kapitel 43

Die Gründung der Univerſität Leipzig.

Die Univerſität Leipzig verdankt ihre Entſtehung huſſitiſchen und czechiſchen Umtrieben und Vergewaltigungen, welche im Mai 1409 die deutſchen Profeſſoren und Studenten der Prager Hochſchule zur Auswanderung beſtimmten. Die Vor gänge waren folgende.

Als am 7. April 1348 Kaiſer Karl IV. die Prager Univerſität[1] gründete, beſtimmte er, daß ſie aus vier Fakultäten oder Wiſſenſchaften und vier Nationen beſtehen und der Leitung eines Rektors unterſtellt ſein ſolle. Neben den Fakul täten, zu denen jeder einzelne Lehrer und Lernende gehörte, beſtanden die vier Nationen als ſelbſtändige Körperſchaften. Jede derſelben – es waren die böh miſche, bayriſche, polniſche, zu der auch die Deutſchen des Nordoſtens gehörten, und die ſächſiſche — hatte je eine Stimme. Die drei letzteren, welche ſich feſt aneinander anſchloſſen, wurden bald mit dem allgemeinen Namen der Deutſchen im Gegenſatze zu den Einheimiſchen bezeichnet. Ihre Einigkeit verſchaffte ihnen ein großes Übergewicht über die böhmiſche Nation, und dies benutzten ſie, wie leicht erklärlich, in eigenem Intereſſe zur Beſetzung der wichtigſten akademiſchen Würden, zum Genuſſe der beſten Pfründen und ähnlichem. Die Czechen ertrugen dieſe Verhältniſſe nur mit Groll und benutzten jede Gelegenheit, den Einfluß der verhaßten Fremden zu beſeitigen. Die gegenſeitige Abneigung kam aber niemals ſo zum Ausdrucke als im Jahre 1408, wo die Böhmen in dem Reformator Johann Huß einen rückſichtsloſen Führer fanden. Jetzt traten zu der beſtehenden nationalen Feindſchaft noch religiöſe Zwiſtigkeiten; denn die Czechen neigten ſich als Anhänger von Huß den Lehren Wiclefs zu, und die Deutſchen blieben dem alten Dogma treu.

Die offenen Feindſeligkeiten begannen zu der Zeit, als die vier Nationen zu einer Wahl am 11. Mai 1408 im Collegium Carolinum zuſammengekommen waren. Hier griff Huß das Stimmrecht der drei fremden Nationen an; er wollte ihnen nur eine Stimme zugeſtehen, beanſpruchte aber für die Böhmen drei Stimmen. Man wandte

[1] Das Wort für Hochſchule war in früheſter Zeit „studium generale“, nicht etwa ſchon „universitas litterarum“. Univerſität, universitas, bedeutete nach mittel- alterlichem Sprachgebrauche vielmehr ſoviel als: Körperſchaft oder Korporation über- haupt; Univerſität in dem jetzt üblichen Sinne: als eine universitas litterarum, eine Stätte, an der die Geſamtheit der Wiſſenſchaften gepflegt wird, gefaßt, gehört einer ſpäteren Zeit an.

sich, um den Streit zum Austrage zu bringen, an den böhmischen König Wenzel, der bald Narr und Tyrann, bald Schwächling und Feigling war. Bevor dieser das Urteil gefällt hatte, kam es jedoch zu gewalt samen Auftritten in Prag, ja zu Mord und Totschlag. Noch waren die er hitzten Gemüter nicht besänftigt, da nahte die Zeit einer neuen Rektorwahl heran; der Rektor der Universität wurde nämlich jedes Jahr neu gewählt. Anstatt die Aufgebrachten zu beruhigen, handelte der König ohne alle Überlegung; er be stellte, so wird berichtet, einen Czechen zum Oberhaupte der Universität. Außer

185

dem ließ er am 18. Januar 1409 ein Dekret bekannt machen, welches zu gunsten der Böhmen entschied und verordnete, daß fortan bei Abstimmungen die Böhmen drei Stimmen und die Fremden zusammen nur eine Stimme haben sollten. Ein Ausgleich war nun nicht mehr möglich. Die Bayern, Polen und Sachsen ver pflichteten sich eidlich, daß sie lieber die Stadt Prag verlassen, als in die Änderung des bisherigen Stimmenverhältnisses willigen wollten. Der inzwischen gewählte neue Rektor, Henning Boldenhagen, gab in der allgemeinen Nationalversammlung vom 11. Mai 1409 die akademischen Abzeichen, Statuten u. s. w. ab, legte sein Amt nieder und protestierte am Schlusse der Versammlung feierlichst für das Recht der drei deutschen Nationen; diese aber verließen die Universität Prag, welche seitdem mehr und mehr den Charakter einer Weltuniversität verlor, den sie seit etwa 50 Jahren gehabt hatte; bald sank sie zur czechischen Landesuniver sität herab.

Wie groß die Zahl der Wegziehenden war, steht nicht fest; einige Geschicht schreiber reden von zwanzig und einigen Tausenden, andere geben viel mehr, bis zu 44000 an.

Ein großer Teil begab sich nach anderen deutschen Universitäten, namentlich nach Erfurt; andere kehrten zurück in die Heimat; noch andere, es waren an 40 Magister und Doktoren nebst 400 Baccalauren und Studenten, wandten sich nach Meißen. Ihre Führer waren die Schlesier Magister Johann Hofmann und Magister Johann Otto aus Münsterberg, sowie Magister Henning Boldenhagen, der letzte deutsche Rektor der Universität Prag.

Sie fanden bei dem fürstlichen Brüderpaare Friedrich dem Streitbaren und Wilhelm die wohlwollendste Aufnahme. Diese waren von der Bedeutung und den Vorteilen überzeugt, welche ihre Unterthanen und die Deutschen über haupt erlangen würden, falls sie die Flüchtigen bei sich aufnähmen. Sie be schlossen deshalb, in ihrem Lande eine Universität zu gründen. Als der geeignetste Ort erschien ihnen das handelstüchtige, an regen Verkehrsstraßen gelegene Leipzig. Großen Einfluß auf ihre Entschließung übte der Magister Vincenz Gruner aus, ein geborener Zwickauer, welcher als Lehrer der freien Künste und der Theologie an dem Kloster zu Altenzelle und früher an der Prager Universität wirkte und als einer der berühmtesten scholastischen Philosophen seiner Zeit galt.

Wenn nun auch die Wettiner „den ausgetriebnen Künsten," wie es heißt, „Herbrige vergunnten", so bedurfte es doch zur Gründung der Hochschule der päpstlichen Bestätigung; denn die Päpste beanspruchten diese als ihr Recht. Nun gab es damals drei Päpste, Alexander V., Gregor XII. und Benedikt XIII. Die Meißner Fürsten wandten sich an den ersten, welcher sehr gern ihre Bitte erfüllte und unterm 9. September 1409 zu Pisa die Bestätigungsbulle ausstellte. In schmeichelhaften Worten pries er die Vorzüge Leipzigs, wenn er sagte, daß „Lipzk, dieser volksreiche und geräumige Ort, unter einem freundlichen Himmel läge, für eine große Menge Einwohner Nahrung zur Genüge habe und mit allem, gleichsam als ein Acker, den Gott vorzüglich gesegnet, versehen sei und seine Ein wohner als artige und wohlgesittete Leute bekannt seien, auch die Stadt rings herum mit reizenden und angenehmen Gegenden umgeben sei."

186

Die Gründung erfolgte nach dem Vorbilde der Prager und der Pariser Universität. Die landesherrliche Stiftungsurkunde wurde am 2. De zember 1409 früh 9 Uhr im Refektorium (gemeinschaftlicher Speisesaal) der re gulären Chorherren des Klosters des heiligen Thomas zu Leipzig verkündigt. Zugegen waren die fürstlichen Stifter, mehrere Bischöfe, dann Prälaten und Magister, welche hierzu besonders eingeladen waren.

Auch in Leipzig wurden Lehrende und Lernende in vier große Nationen oder Körperschaften geschieden und zwar in die sächsische, meißnische, bayrische und polnische. Es gehörten später zu der sächsischen: der Kurkreis, die Mark Branden burg, Pommern, Mecklenburg, Holstein, Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Verden, Westfalen, Trier, Köln, die Niederlande, Bremen, Schweden, Norwegen

Die neue Universität (Vorderansicht).

und Dänemark; zu der meißnischen: Meißen und Thüringen; zu der bayrischen Ost- und Westfranken, Bayern, Schwaben, Österreich, Ober- und Niederpfalz, der Oberrhein, Mainz, Hessen, die Wetterau, Brabant, Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Tirol, Kärnten, Steiermark, Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schottland und Irland; zur polnischen: die Ober- und Niederlausitz, Polen, Böhmen, Mähren, Ungarn, Schlesien, Preußen, Kurland, Livland und Rußland. — Mannigfache Änderungen in der Zugehörigkeit des einen oder andern Landes zu einer der vier Nationen traten im Laufe der Zeiten ein. Die Ordnung der vier Nationen wurde nach dem alten Verse bestimmt:

Saxo, Misnensis, Bavarus tandemque Polonus.

Sie hatten gleiche Rechte bei den Ratssitzungen der Universität und den Sitzungen der Artistenfakultät, bei den Einkünften u. s. w.

An der Spitze jeder Nation stand der Senior oder Prokurator, der, von ihr gewählt, die nationalen Angelegenheiten nach den Statuten, welche jede Nation besaß, verwaltete; an der Spitze aller vier Nationen befand sich der Rektor,

187

welchem die Ausübung der richterlichen Funktionen übertragen war. Als seine Leibwache und als Gerichtsdiener erscheinen schon 1410 die Pedelle (servitores universitatis). Der Rektor, dem man den Titel magnificus beilegte, stand im Range höher denn ein Bischof; wie dem Fürsten, wurde ihm bei öffentlichen Feier lichkeiten das Scepter vorgetragen, eine Sitte, die noch heute geübt wird. Der erste Leipziger Universitätsrektor war Magister Otto von Münsterberg in Schlesien; er gehörte also der polnischen Nation an. Nach seinem Tode († 24. März 1416) erfolgte aller halben Jahre eine neue Rektorwahl, welche alle Lehrenden vor nahmen. Erst seit 1830 ist die Amtszeit des Rektors auf ein Jahr ausgedehnt. Das Rektorat wechselte in bestimmter Reihenfolge unter den vier Nationen. Jetzt werden die Rektoren aus den vier Fakultäten der Reihe nach gewählt.

Die neue Universität (Hof).

Neben dem Rektor stand der Kanzler; der Papst ernannte den Bischof von Merseburg, in dessen Diöcese Leipzig lag, zum ständigen Universitätskanzler. Er war jederzeit Vorsitzender der Hochschule, wachte über die Rechte derselben, hatte die Censur über die Lehrgegenstände, berief die Lehrer und verhinderte, daß ohne seine Erlaubnis irgend einer angestellt wurde, entschied in allen er heblichen Strafsachen u. s. w. Dieses Kanzleramt hat sich bis heute, aber in anderer Form erhalten. Die philosophische Fakultät wählt noch heute alljährlich ihren „Procancellar“ für die Promotionsangelegenheiten. Die andern drei Fakultäten erwählen zu gleichem

Zwecke nur von Fall zu Fall. Die fürstliche Stiftungsurkunde schenkte der Universität zwei Kollegien häuser, die sogenannten Fürstenkollegien. Beide — das eine hieß das große,

188

das andere das kleine Kolleg – waren für die Vorlesungen, Disputationen und die übrigen Universitätsfeier=lichkeiten bestimmt und von allen Lasten, Steuern u. s. w. befreit.

Das große Fürstenkolleg wurde wiederholt umgebaut und erweitert; noch heute ist es unter dem Namen des „Schwarzen Brettes“ bekannt. Dieser Name rührt daher, daß in Leipzig, wie auch auf anderen Universitäten, alle Verordnungen, Bekanntmachungen, Ankündigungen von Vorlesungen u. s. w. im Durchgange des Gebäudes auf ein schwarzes Brett geheftet wurden.

Das kleine Fürstenkolleg war ursprünglich das jetzige Petrinum auf der Petersstraße; erst 1456 wurde es nach der Ritterstraße verlegt, wo es sich noch heute befindet. In den Kollegien wurden zusammen 20 Kollegiaten oder be soldete Lehrer, Magistri, unterhalten; sie führten die Oberaufsicht über die Stu denten und ihre Studien. Ein drittes Kolleg, das Frauenkolleg, Collegium Beatae Mariae Virginis, wurde 1440 eröffnet und besteht als schlesische Stiftung noch heute. Auch in der Folgezeit erhielt die Universität sehr häufig Schenkungen und Gerechtsame.

Als Lehrkörper zerfiel die Universität in vier Fakultäten oder Wissen schaften; an der Spitze einer jeden stand ein Dekan. In sämtlichen Fakultäten hatten die Studierenden, Magister, Doktoren und andere Graduierte nach er päpst lichen Verleihungsurkunde dieselben Privilegien, deren sich andere Hochschulen er freuten; ebenso waren sie befugt, akademische Grade und Würden zu verleihen.

Die gemeinsame Grundlage für alle Studien bot die philosophische oder Artisten=Fakultät. Deswegen mußten auch sämtliche Lehrer Mitglieder von ihr sein; denn erst derjenige, welcher die Meisterschaft in den Künsten erlangt hatte und Magister artium geworden war, durfte als Lehrer auftreten. Infolgedessen war das philoso=phische Dekanat, obgleich der Rangstufe nach das letzte, eine die gesamte Universität betreffende Würde und darum in mancher Beziehung wichtiger als die des Rektors. Die Magistri artium unterrichteten vor allem in Philosophie, in lateinischer und griechischer Sprache, in Mathematik, Physik und in der Dicht kunst. Den Professorentitel führten ursprünglich nur die Theologen. Doch war die strenge, jetzt vorhandene Teilung der Fakultäten in die theologische, juristische, medizinische und philosophische ursprünglich nicht vorhanden.

So entstand die Universität Leipzig. Gefördert von der Huld und Gnade der Wettiner, hat sie im Laufe der Zeiten sich zu einer Bildungsstätte ersten Ranges entwickelt und ist zu einem „Juwel in der Sächsischen Königskrone“ ge worden. Dr.. Paul Arras.

Kapitel 44

Chriſtian Fürchtegott Gellert.

Am 4. Juli 1715 wurde dem Pfarrer Gellert in Hainichen und ſeiner Gattin, einer geborenen Schütz, ein Knäblein geboren, das in der Taufe die Namen Chriſtian Fürchtegott erhielt. Freilich war dem neuen Weltbürger keine ſehr fröhliche Jugend beſchieden; von Kindheit an war er ſchwächlich, und im

189

Hauſe der Eltern ging es äußerſt knapp her. Die Gemeinde Hainichen war damals ſo arm, daß ſie nicht einmal ein neues Pfarrhaus bauen konnte, ſondern das alte mit 14 Holzſtämmen ſtützen mußte, damit es nicht einfiel. Außer unſerem Fürchtegott waren noch 12 Geſchwiſter in der Pfarre zu finden, die alle ſamt die Hilfe der Eltern ſtark in Anſpruch nahmen. Wenn dennoch fünf Söhne des Pfarrers Gellert eine wiſſenſchaftliche Ausbildung erhalten konnten, ſo wird dadurch bewieſen, wie ſparſam er mit ſeiner Frau wirtſchaftete.

Fürchtegott Gellert beſuchte von ſeinem 6. Lebensjahre ab die Schule ſeiner Vaterſtadt. Zwar hat er dort, wie er ſpäter ſelbſt zugeſtand, nicht viel gelernt; aber er rühmt doch von ſeinen Lehrern, daß ſie ihn zum Gehorſam, wie auch dazu erzogen hätten, die Unan nehmlichkeiten des Lebens mit Ruhe und Gelaſſenheit zu er tragen.



Abbildung 44.1: Christian Fürchtegott Gellert.

Vom elften Jahre ab ver diente sich der Knabe schon Geld mit Abſ chreiben von Aktenſtücken oder mit der Anfertigung von Briefen und Aufſätzen für andere Leute. Er ſagte ſpäter oft ſelbſt im Scherze, daß ſeine Vaterſtadt an ſchriftlichen Aufzeichnungen, alſo an Abſchriften von Kauf briefen, Kontrakten u. dergl. von ihm mehr aufzuweiſen hätte, als er ſpäter als Schriftſteller ge ſchrieben habe. Das, was er ſich durch ſeine ſchöne Handſchrift erwarb, gab er der Mutter für die Wirtſchaft, zuweilen machte er auch ſeinen Eltern und Geſchwiſtern zu Geburtstagen oder zu Weihnacht damit eine Freude.

Daß er ſchon als Knabe eine dichteriſche Ader hatte, bewies er durch ein Gedicht, das er als 13jähriger Schüler dem Vater zum Geburtstage widmete. Darin war der Vater mit dem alten Pfarrhauſe verglichen, das von 14 Stützen gehalten wurde. Als Stützen bezeichnete er die Mutter mit den 13 Kindern. Der Vater hatte eine recht herzliche Freude über das dichteriſche Erſtlingswerk ſeines. Fürchtegott, und ſein Lehrer betrachtete ihn von da ab mit einer gewiſſen Hoch achtung.

Die Sorge im elterlichen Hauſe war für die Erziehung des jungen Gellert von beſtem Einfluſſe; denn er lernte frühzeitig die Entbehrungen des Lebens kennen, und darum klagte er auch im ſpätern Leben nie über Mangel, wenn es bei ihm einmal knapp herging. An eitlem Mammon hing ſein Herz nicht.

190

im Jahre 1729 kam er auf die Fürſtenſchule zu Meißen. Damals wurden die alten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller nur Wort für Wort überſetzt; die Lehrer legten keinen Wert darauf, ihre Schüler in den Geiſt

und Inhalt der Schriften einzuführen. Unserem Gellert mag der fremdsprachliche Unterricht etwas trocken und geistlos erschienen sein, weshalb er mit seinen Freunden, unter denen namentlich Gärtner und Rabener zu nennen sind, vielfach heimlich deutsche Schriftsteller las. Meist waren diese jedoch von untergeordnetem Range, weshalb sein Gefühl für das Schöne und Edle dabei nicht viel gewinnen konnte.

Schon in seiner frühesten Jugend hatte sich Gellert das Ziel gesteckt, einmal Prediger zu werden. Als solcher hatte er sich nach seinen eigenen Angaben schon als 15jähriger Bursche einmal versucht, als es galt, einem verstorbenen Kinde, bei dem er Patenstelle übernommen hatte, die Leichenrede zu halten. Er blieb jedoch in der Rede stecken und mußte das Papier, auf dem er sie aus gearbeitet hatte, hervorholen. Dabei war er selbst ängstlich geworden und hatte auch seinen Zuhörern einige peinliche Minuten bereitet. Sein Gedächtnis war ganz und gar nicht fürs Auswendiglernen geschaffen. Das wußte er, ehe er die Universität Leipzig bezog; er wollte aber dennoch keinen anderen Beruf wählen.

In Leipzig, wo er vom Jahre 1734 ab studierte, traf er nicht nur seine Freunde Gärtner und Rabener wieder, sondern erwarb sich noch neue dazu. Er wurde dort zuerst ein Schüler von Gottsched, der damals in ganz Deutschland in dem Rufe stand, daß er die deutsche Dichtkunst in bessere Bahnen leiten würde. Leider sah er mehr auf die Regeln als auf den Inhalt eines Gedichtes; er selbst hatte für Dichtkunst gar keine Begabung. Später, als die Schweizer unter Bodmers Führung die Schwächen Gottscheds aufgedeckt hatten, verlor er sehr an Ansehen. Gellert hatte sich schon früher von ihm getrennt, weil er sich von dem etwas hoch mütigen Manne abgestoßen fühlte.

Nachdem Gellert seine Prüfungen gut bestanden hatte, ging er zunächst auf ein Jahr wieder nach Hainichen und unterstützte seinen Vater in seinen amtlichen Verrichtungen. Leider lernte auch er in dieser Zeit wieder erkennen, daß er sich auf sein Gedächtnis nicht verlassen konnte. Einmal, als er seine Predigt beginnen wollte, hatte er alles vergessen und mußte wieder von der Kanzel herabsteigen, ohne gepredigt zu haben. Zwar kam das nie wieder vor, aber er mußte oft acht Tage lang auswendiglernen, ehe er es wagte, vor die Gemeinde zu treten. Darum ergriff er eine sich ihm im Jahre 1739 darbietende Gelegenheit zur An nahme einer Hauslehrerstelle in dem Hause des Herrn von Lüttichau mit großer Freude. Schon im nächsten Jahre war er wieder im väterlichen Hause, um seinen Bruder Gotthold für das Gymnasium und den Sohn seiner Schwester für die Universität vorzubereiten. Als der letztere nach Leipzig ging, begleitete er ihn. Er wollte dort selbst weiter studieren und sich namentlich in die Geschichte der Dichtkunst mehr vertiefen. Um Geld für seinen Unterhalt zu gewinnen, mußte er Stunden geben, und es kam nicht selten vor, daß er Mangel leiden mußte. Sein Gottvertrauen und seine Frömmigkeit ließen ihn jedoch niemals mur ren; er ertrug alles Mißgeschick mit größter Ergebung in Gottes Willen und dankte dem Herrn aufrichtig für alles Gute, das ihm widerfuhr.

191

Neue Freunde schlossen sich ihm hier an, so z. B. Klopstock, Elias und Adolf Schlegel, Giesecke, Andreas Cramer und andere. Sie hatten sich vor genommen, ihre Gedichte erst einander vorzulesen, ehe sie veröffentlicht wurden. Dadurch bildeten sie eine Art Schule und lenkten damit die ganze deutsche Litte ratur in bessere Bahnen.

Vom Jahre 1744 ab bis zu seinem Tode wirkte Gellert als Lehrer an der Universität Leipzig. Er las nicht nur über Dichtkunst und deren Geschichte, sondern auch über sittliche Fragen. Die Studenten drängten sich so zahlreich zu seinen Vorlesungen, daß oft der Hörsaal zu klein war. Mit großer Liebe hingen sie an ihm, weil er nicht nur ein guter Lehrer, sondern auch ein treuer Freund und Berater war. Durch seinen tadellosen Lebenswandel spornte er sie auch zur Nacheiferung an. Hiermit übte er einen wohlthätigen sittlichen Einfluß auf die ganze Studentenschaft aus. In jener Zeit war das von großem Werte, da mancher junge Mann, anstatt

zu ſtudieren, lieber andere Dinge trieb.

Volkstümlich wurde Gellert durch ſeine Fabeln, die noch heute gerne geleſen werden; denn durch ſie gewann er ſich die Herzen des Volkes, ja ſelbſt die der Kinder. Wir nennen nur folgende: „Der Blinde und der Lahme; Die Bauern und der Amtmann; Der Prozeß; Die Geſchichte von dem Hute; Das Geſpenſt; Der Bauer und ſein Sohn.“ Auch hat er einen Roman geſchrieben, der den Titel führt: „Das Leben der ſchwediſchen Gräfin G.“ — Er wollte durch die Schilderung des Böſen von der Sünde abſchrecken, hatte aber doch nicht das getroffen, was die große Menge liebte.

Seine Luſtſpiele, durch die er, wie er ſelbſt ſagt, weniger zum Lachen reizen als mitleidige Thränen erwecken wollte, ſind nicht ſehr bekannt geworden; wohl aber hat er große Erfolge errungen mit ſeinen geiſtlichen Liedern, die noch heute in den evangeliſchen Kirchen Deutſchlands geſungen werden. Wir nennen davon nur: „Dies iſt der Tag, den Gott gemacht; Mein erſt Gefühl ſei Preis und Dank; Auf Gott und nicht auf meinen Rat; Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht; Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte“ — Dieſe wurden zuerſt in das Leipziger Geſangbuch aufgenommen und dadurch weiter bekannt.

Gellert erhielt als Profeſſor 100 Thaler Gehalt jährlich, wovon er mit ſeinem treuen Diener Sauer nur ärmlich leben konnte. Dennoch hatte er für jeden Bittenden ein williges Ohr und eine offene Hand. Alltäglich kamen Not leidende zu ihm, und keiner ging ungetröſtet wieder hinweg; denn zur Linderung der Not und des Elendes gab er den letzten Groſchen hin.

Während des ſiebenjährigen Krieges, wo Leipzig hart heimgeſucht wurde, hatte er drei Jahre lang kein Gehalt bekommen, weil nur ſchwer Geld aufzutreiben war. Endlich ſollte er alles auf einmal nachgezahlt erhalten; aber er nahm es nicht an, weil er nicht einen Genuß haben wollte, während viele Bewohner der Stadt in Kummer und Sorge lebten. So war Gellert für ſich anſpruchslos und hatte doch dabei ein Herz voll Liebe gegen ſeine Mitmenſchen, um das ihn ein König hätte beneiden können.

Wie beliebt der Dichter Gellert im Volke war, das beweiſt folgende Ge ſchichte: Ein Bauer aus der Umgegend von Leipzig kam einſt mit einer Fuhre

Holz in die Stadt und erkundigte ſich nach der Wohnung des berühmten Profeſſors. Als man ihn nach dem großen Fürſtenkollegium auf der Ritterſtraße gewieſen hatte, lud er dort ſein Holz ab, ließ ſich dann bei Gellert anmelden und wurde von dieſem, wie alle Leute, die zu ihm kamen, aufs freundlichſte aufgenommen. Auf die Frage des Dichters, was er wünſche, antwortete der Mann: „Ich will nichts von Euch haben, aber zum Danke für Eure ſchönen Fabeln habe ich Euch ein Fuder Holz gebracht.“ Solche Anerkennung that ſeinem weichen Herzen ungemein wohl.

Noch ſchmeichelhafter war für ihn die Anerkennung, die ihm Friedrich der Große von Preußen während ſeines Aufenthaltes in Leipzig im Jahre 1760 zollte. Friedrich war auf die deutſchen Dichter und Gelehrten nicht gut zu ſprechen; weit mehr Gefallen fand er an den Werken der großen franzöſiſchen Dichter. Er hatte aber von Gellert gehört und lud ihn zu ſich ein. Dieſer verweilte zwei volle Stunden bei dem Könige, trug ihm auf Verlangen ſein Gedicht: „Der Maler“ vor und erregte damit deſſen Beifall in dem Maße, daß Friedrich ſeiner Umgebung gegenüber äußerte: „Gellert iſt der vernünftigſte unter allen deutſchen Gelehrten“ Von dieſer Zeit ab fand der liebenswürdige Dichter allent halben Anerkennung. Die preußiſchen Offiziere grüßten ihn, wenn er ſich öffentlich ſehen ließ; die Studenten waren aber von nun an auch beſſer auf den „alten Fritz“ zu ſprechen, weil er ihren Profeſſor ſo freundlich empfangen und ſo wohlwollend beurteilt hatte.

Daß Gellerts Schriften damals allgemein gelesen wurden, dafür erzählt der Dichter selbst einem Fräulein von Schönfeld, mit dem er in Briefwechsel stand, einige Beispiele.

Einst ließ sich ein preußischer Husarenlieutenant, der dem armen Professor durch sein kriegerisch-wildes Aussehen fast Furcht einflößte, bei ihm melden. Er kam, um den Mann von Angesicht zu sehen, der so schöne Bücher schreiben konnte, und um sich darüber belehren zu lassen, wie man das anfangen müsse. Er wollte dem Dichter durchaus ein Andenken schenken, aber dieser lehnte dankend ab; denn das Geld, das ihm der Husar bot, war im Kriege erbeutet. Gellert schenkte aber dem Soldaten ein Buch, das dieser mit Freuden in Empfang nahm.

Auf einer Reise, die der Dichter im Mai 1760, also während des sieben jährigen Krieges, von Leipzig nach Bonau bei Weißenfels unternahm, um dort eine befreundete Familie zu besuchen, wurde er in Rippach von mehreren preußischen Offizieren aufs freundlichste begrüßt, zu Tisch geladen und in jeder Weise aus gezeichnet. Trotzdem war er froh, als er weiter reisen konnte. Überall, wohin er kam, ließen ihn die preußischen Soldaten ohne jede Schwierigkeit passieren. Durch seine Bekanntschaft mit den Offizieren wurde auch die Familie in Bonau, bei der er wohnte, vor jeder Belästigung durch Soldaten geschützt.

Ein Feldwebel der preußischen Armee, der während der Behandlung einer Verwundung im Hause eines Arztes die Schriften Gellerts kennen gelernt hatte, machte auf der Reise in seine Heimat einen Umweg von fünf Meilen über Leipzig, um den Dichter zu sehen. Dieser unterhielt sich sehr freundlich mit dem schlichten Soldaten und freute sich der Anerkennung, die ihm der einfache Mann zollte, ebensosehr wie über die freundlichen Urteile jenes berühmten Königs.

193

Als Prinz Heinrich von Preußen erfuhr, daß Gellert wegen Kränklichkeit nicht gut gehen könne, schenkte er ihm ein schönes Reitpferd. Nachdem dieses ge storben war, übersandte ihm Kurfürst Friedrich August von Sachsen ein anderes, dazu ein prächtiges Geschirr, einen Sattel von blauem Samt und eine schöne Reitdecke. Dieses ehrenvolle Geschenk nahm der Dichter vor versammelten Bürgern und Studenten voll Dankbarkeit in Empfang. Alle Tage ritt er aus, namentlich gern ins Rosenthal, und wurde von allen Seiten stets freundlichst gegrüßt. Er war der Liebling der Leipziger Bürger, ja sogar der Schuljugend.

Als sich seine Krankheit verschlimmerte, schickte ihm der Kurfürst seinen eigenen Leibarzt; doch auch dieser konnte nicht helfen, und am 13. Dezember 1769 starb der edle Mann ruhig und gottergeben. An seinem Begräbnisse nahm fast die gesamte Bürgerschaft von Leipzig teil, und mancher, der ihm im Leben nicht besonders nahe gestanden hatte, weinte um ihn. Der alte Johannisfriedhof, wo er seine letzte Ruhestätte fand, ist jetzt zu einem öffentlichen Platze umgewandelt worden, aber Gellerts Grab, das mit einem eisernen Gitter versehen ist, kann man noch heute dort finden. In der Johanniskirche, wie auch im Rosenthale, sind Denkmäler aufgestellt, die an Gellert erinnern, und eine Straße ist nach ihm benannt. Auch in seiner Geburtsstadt Hainichen hat man zu seiner Ehre ein Denkmal errichtet.

Wiewohl Gellerts Schriften heute nicht mehr viel gelesen werden, hat der Dichter doch bei seinen Lebzeiten außerordentlichen Beifall gefunden. Das kam daher, daß er für arm und reich, für alt und jung verständlich zu schreiben ver stand, und daß er sein ganzes Leben lang das selbst befolgte, was er lehrte. Ein Freund widmete ihm den Nachruf:

„So lang dir in Kirche, Schul' und Haus Des deutschen Volkes Herzen offen stehen, So lange kann dies Volk nicht untergehen, Und Gellerts Name stirbt im Volk nicht aus." H. Arnold.

Kapitel 45

Die erſte Eiſenbahn Sachſens.

Wir Kinder der Gegenwart können uns die Welt gar nicht anders vorſtellen als ſo, wie ſie eben jetzt beſchaffen iſt. Die Hunderte von Einrichtungen, welche auf Handel und Verkehr, auf Kunſt und Wiſſenſchaft, ſowie auf bürgerliche und häusliche Verhältniſſe einen vorteilhaften Einfluß ausüben und uns das Leben angenehm und intereſſant geſtalten, erſcheinen uns, weil wir ſie im höchſten Grade notwendig finden, auch in gleichem Grade ſelbſtverſtändlich.

Und doch hat es eine Zeit gegeben — dieſelbe liegt auch noch gar nicht zu weit hinter uns — da man weder Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, noch Tele graph und Telephon, weder Photographie, noch elektriſche Beleuch- tung u. dgl. kannte. Die Eiſenbahnen ſind unter den genannten Erfindungen noch die älteſte, und dennoch iſt, wenigſtens für Deutſchland, ihre Einführung erſt wenig mehr als 50 Jahre alt. Die bejahrteren Perſonen aus dem jetzt lebenden Geſchlechte werden ſich noch zu erinnern wiſſen, daß man in ihrer Jugendzeit drei volle Tage brauchte, um eine Reiſe von Dresden nach Leipzig zu machen, daß ein Beſuch der

Heilquellen von Teplitz oder Karlsbad in der Familie ebenſoviel Aufhebens ver urſachte wie jetzt etwa eine Fahrt über den Ocean, und daß mancher bedeutende Mann ſtarb, ohne die Grenzen ſeines Heimatsbezirks überſchritten zu haben. Mit der Erfindung und der Anlegung der Eiſenbahnen wurden ſo viele und ſo ge waltige Veränderungen im Leben unſeres Volkes hervorgerufen, daß man gerade zu behaupten kann: Zu dem betreffenden Zeitpunkte hörte die „alte Zeit“ auf, und ein neues Zeitalter brach an. Es iſt daher gewiß gerechtfertigt, daß wir der Einrichtung der erſten Eiſenbahn im Lande als eines Ereigniſſes von groß- artigſter Bedeutung dann und wann einmal dankbar gedenken. Das Nachſtehende mag als ein Erinnerungsblatt für uns und unſere Kinder dienen.

Als Erfinder der Eiſenbahnen iſt Robert Stephenſon, zugleich der Er finder der Lokomotive, zu bezeichnen. Durch ihn wurde am 27.September 1825 die erſte Eiſenbahn für öffentlichen Perſonen- und Güterverkehr zwiſchen Acton und Darlington in England feierlich eröffnet. Die Züge verkehrten auf der ſelben urſprünglich nur einmal täglich; die Perſonenwagen hatten ganz die Ge ſtalt der damaligen Poſtkutſchen und waren ſo groß, daß jeder

etwa 15 Personen aufzunehmen vermochte. Fünf Jahre später hatten sich die englischen Städte Liverpool und Manchester eine ähnliche Verbindung geschaffen, und am Ende des Jahres 1829 wurde die erste Eisenbahn in den Vereinigten Staaten von Nord amerika dem Verkehr übergeben. In Deutschland machte man mit der kleinen Strecke zwischen Fürth und Nürnberg einen schüchternen Anfang. Für Sachsen gab den ersten Anstoß zur Legung eines Schienenweges Friedrich List, geboren 1789 zu Reutlingen in Württemberg, von 1833 ab Amerikanischer Kon sul in Leipzig, der die englischen und amerikanischen Bahnen aus eigener An schauung kannte. In einer sehr bedeutsamen Schrift, die er über die Gründung eines allgemeinen deutschen Eisenbahnnetzes herausgab, betonte er namentlich die Notwendigkeit einer Bahnverbindung zwischen Leipzig und Dresden.

Aber der Gedanke kam nicht so schnell zur Ausführung, als es wünschens wert gewesen wäre und List gehofft hatte. Es gab Leute genug, die jenen Ge danken für „eine irrsinnige Idee“ erklärten, bei deren Verwirklichung das Geld zum Fenster hinausgeworfen werden würde, und die List geradezu die Fähigkeit absprachen, ein vernünftiges Urteil zu fällen. Dazu kamen noch mancherlei Äußerungen des Eigennutzes: die Fuhrleute fürchteten, ihr Brot zu verlieren; die Wirte sahen große Schädigungen ihres Gewerbes voraus; die Landleute sträubten sich gegen die Zerreißung ihrer Fluren durch die Bahndämme und klagten schon im voraus über den Rückgang der Fruchtbarkeit infolge der Rauch- und Dampfbelästigungen; ja, einige alte Leute, die nur aus oberflächlichen Berichten sich ein Bild von der neuen Erfindung gemacht hatten, erblickten in derselben gar ein Werk des Teufels. Aber nicht nur Leute von niederer Bildung waren die Gegner, sondern auch in den Klassen der Höhergestellten konnte man teils gering schätzige, teils feindliche Ansichten zu hören bekommen.

List ließ sich jedoch durch alles dies nicht irre machen, und glücklicherweise gab es auch weitschauendere Personen, die ihn kräftig unterstützten. Diese Per sonen gehörten meist dem Leipziger Kaufmannsstande an; es seien hier nur

die Namen Wilhelm Seifert und Gustav Harkort genannt. Auch die säch sische Regierung kam dem Plane Lists mit Wohlwollen und Verständnis ent gegen, und so ward im Jahre 1834 der Bau be schlossen. Die Mittel wur den durch Ausgabe von Aktien aufgebracht, und die sächsische Regierung ge stattete dem Geschäftsdirek torium, gegen Verpfändung von Grund und Boden ½ Million unverzinslicher Kassenscheine in Umlauf zu setzen. So kamen un- gefähr 4 Millionen Thaler zusammen, hinreichend für die Erwerbung des nötigen Landes und für die Her stellung der Betriebsanla- gen und Betriebsmittel. Im Jahre 1835 wur- den die ersten Arbeiten be gonnen, und vier Jahre später war unter Leitung des Oberingenieurs Kunz der gesamte Bau mit Via dukten, Brücken, Bahnhofs- anlagen und dem 420 m langen Tunnel bei Oberau vollendet. Freilich hatte die ganze Linie damals nur ein Geleis, und die Bahn hofsbauten waren von der erdenklichsten Einfachheit; auch die Bahnwagen glichen den jetzigen durchaus nicht. Nur die Wagen der ersten Klasse waren geschlossen und mit Fensterscheiben ver sehen; die der zweiten hatten nur ein Verdeck und an den Seiten Zugvorhänge; die der dritten aber waren ganz offen, ähnlich den Kohlenlowries in unseren Tagen.

Die Reisenden dieser Klasse waren somit dem Zuge, dem Regen, der Sonnenglut

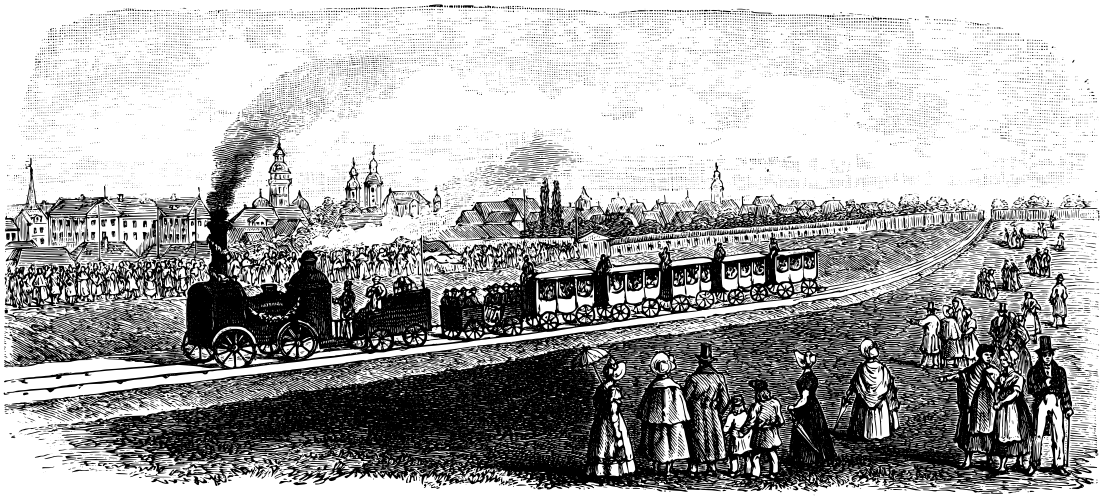

Abbildung 45.1: Der erste Zug auf der Leipzig-Dresdner Eisenbahn.

196

und dem Staube ausgesetzt, auch in steter Gefahr, durch die Schornsteine der Lokomotive entfliegenden Funken all Gesicht und Kleidung geschädigt zu werden. Es wurden daher auf den Bahnhöfen den Mitfahrenden Gesichtsmasken und Schutz brillen zum Kauf angeboten; auch versah sich jeder Reisende mit einem großen Leinwandmantel zum Überziehen.

Wahrlich, eine solche Eisenbahnfahrt hatte wenig Verlockendes, und doch konnten die Leipziger den Augenblick kaum erwarten, in welchem sie mit Dampfes flügeln den Thoren der Stadt enteilen würden. Der ersehnte Tag kam früher als man anfangs gehofft hatte. Die Strecke wurde teilweise eröffnet; im April 1837 konnte der erste Zug von Leipzig bis Althen abgelassen werden, und ein Jahr später fuhr man schon bis Wurzen. Der Andrang zu diesen Fahrten war geradezu ungeheuerlich, und Tausende mußten zurückbleiben, da es an Betriebs material fehlte und die ersten, aus England verschriebenen Lokomotiven nur eine geringe Zahl von Wagen fortzubewegen vermochten. Die Verhaltungsmaßregeln

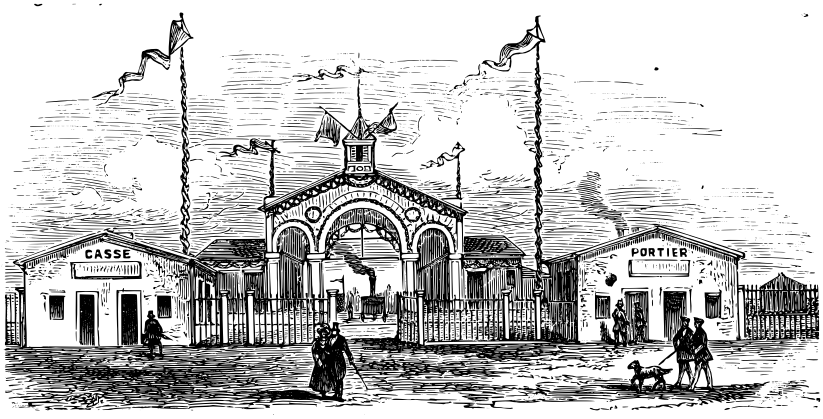

Abbildung 45.2: Der erste Bahnhof in Sachsen.

für die Mitfahrenden waren sehr streng; es mußte z. B. jeder bereits bei dem ersten Glockenzeichen, also schon ¼ Stunde vor der Abfahrt, seinen bestimmten Platz einnehmen, von dem er während der ganzen Fahrt nicht wieder aufstehen durfte, u. dgl.

Im Frühjahr 1839 war der Bau so weit gediehen, daß die ganze Linie von Leipzig bis Dresden befahren werden konnte. Am 7. April desselben Jahres fand die Probefahrt und damit die Einweihung der Bahn statt. Die Fahrt nahm ihren Ausgang von Leipzig. Es beteiligten sich nebst den Ver tretern der Aktiengesellschaft die höchsten Staatsbehörden und ein zahlreiches Publikum. Unter Musik und Hurrarufen der versammelten Menge ging der Zug vom festlich geschmückten Bahnhofe ab, und nach 3½ Stunden langte er in Dresden an. Am folgenden Tage wurde eine ähnliche Fahrt von Dresden aus unternommen, an der auch der König, die Königin und die Prinzen und Prin zessinnen teilnahmen. Beide Züge erreichten glücklich ihr Ziel und wurden unter wegs mit Musik, Böllerschüssen und Ansprachen begrüßt.

197

Von da ab verkehrten regelmäßig täglich 2 Personen- und 2 Güterzüge in der Richtung von Leipzig nach Dresden und entgegengesetzt. Die Fahrtdauer war 3 Stunden und etwas darüber, der Fahrpreis betrug 3 Thaler für I. Klasse, 2 Thaler 8 Groschen für II. Klasse und 1 Thaler 15 Groschen für III. Klasse.

Unterscheiden sich Fahrtdauer und Fahrpreise von damals nur wenig von denen der Gegenwart, so ist in anderen Dingen im Laufe der Zeit eine ge waltige Veränderung eingetreten, und das sächsische Eisenbahnwesen hat sich zu einer dazumal kaum geahnten Vollkommenheit entwickelt. Der ersten sächsischen Eisenbahn sind im Laufe eines halben Jahrhunderts zahlreiche andere gefolgt. Außer der 115 Kilometer langen Leipzig-Dresdner Linie haben wir jetzt noch Schienenwege in der Länge von 2670 Kilometer, und der Personen und Güterverkehr ist in fast unglaublicher Weise gewachsen.

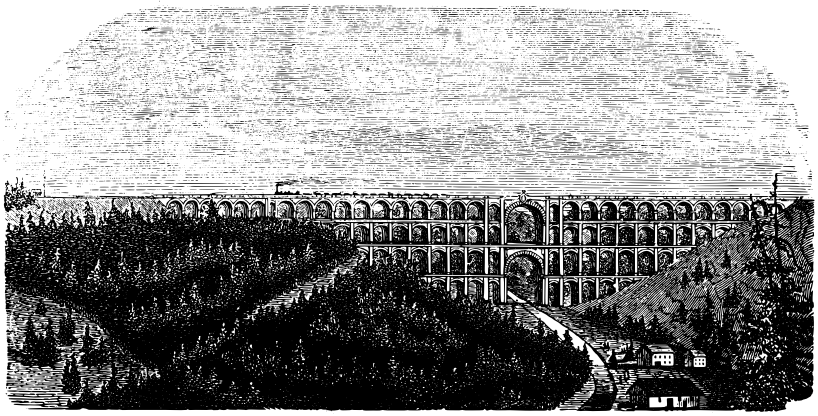

Abbildung 45.3: Die Göltzschthalbrücke.

Die gelbe Postkutsche mit dem gemütlichen musikalischen „Schwager“ als Wagenführer ist ganz selten geworden, weil es kaum eine Stadt in Sachsen mehr giebt, die mit ihren Schwestern nicht durch Eisenbahn verbunden wäre; und die Zeit liegt gewiß nicht in allzuweiter Ferne, wo eine Postkutsche und eine „Extra post “ von unsern Kindern ebenso angestaunt werden wird, wie von unsern Vettern einstmals der erste Eisenbahnzug.

Während man beim ersten Eisenbahnbau allen Schwierigkeiten sorgfältig aus dem Wege ging, schreckte man bei späteren Anlagen auch vor den größten Hindernissen nicht mehr zurück; man führte Bahnen an den steilsten Abhängen hin, durchbrach die härtesten Felsen und überbrückte weite und tiefe Thäler in der kühnsten Weise. Die Kunstbauten, die zu diesem Zwecke entstanden, sind mit Worten kaum zu beschreiben. Ein veranschaulichendes Bild bietet die Göltzschthal überbrückung auf der sächsisch-bayrischen Bahnlinie. In vier Stockwerken er heben sich Pfeiler auf Pfeiler, in luftigster Bogenspannung miteinander verbunden, und der Zug braust in einer Höhe von 80 Metern über der Thalsohle auf dem 500 Meter langen Riesenbaue doch so sicher dahin, als führe er auf ebener Erde.

198

Neuerdings hat man auch das früher unmöglich Scheinende möglich gemacht und Bahnen über die Gebirge gebaut. Fast 1000 Meter hoch klettert jetzt das keuchende Dampfroß, eine lange Kette von Wagen hinter sich herschleppend, den Kamm des Erzgebirges hinauf und steigt auf der anderen Seite wieder hinab zu den fruchtbaren Gefilden des benachbarten Böhmerlandes, um den Reichtum jener gesegneten Gegenden unserem Sachsenlande und namentlich den armen Gebirgsbewohnern zuzuführen.

Die Eisenbahnen sind nicht nur ein Triumph des denkenden und schaffenden Menschengeistes, sondern vor allem auch rechte Wohlthäter der Menschheit und die sichersten Träger der Kultur. Ein Land, das viel Eisenbahnen besitzt, steht auf einer hohen Stufe der Entwickelung. Ein solches Land ist unser Sachsenland.

Moritz Baron.

Kapitel 46

Die Wurzener Kreuz- oder Marterwoche.

Es war in einer kalten Märznacht des Jahres 1637, als in der Nähe von Wurzen eine rauhe Kommandostimme ihr „Vorwärts!“ ertönen ließ. Die Stimme erklang aus der Mitte schwedischer Reiter, welche auf den Ruf denn auch nicht säumten, ihre Sporen den Pferden in die Weichen zu stoßen, daß die Tiere aufschnoben.

„Ich sehe dort Licht!“ ließ sich dieselbe Stimme vernehmen. Ein Reiter ritt heran und sprach: „Mein Oberst, es ist das Fährhaus! Ich irre mich nicht, weiter unten ist die Furt!“

„Durchgeritten!“ erklang es, und ohne ein Wort zu erwidern, ritt der Troß von der Heerstraße ab. Der helle Hufschlag der Pferde verstummte; denn der Weg ging jetzt über weiche Äcker. Es herrschte in der Reiterschar tiefe Stille, und nur das Klirren schwerer Waffen unterbrach die nächtliche Ruhe.

Da plätscherte es auf einmal unter den Hufen der Pferde. Sie standen am Muldenstrande. Mit Vorsicht ritten die Schweden durch den Fluß und sprengten dann im Trabe nach der Stadt, deren Bewohner im tiefen Schlummer lagen; denn es war bereits Mitternacht vorüber.

Auf dem Markte angekommen, gab der Oberstleutnant, mit Namen Rauscher von Monschein, Befehl, daß man Wachen an die Thore stelle und zwar mit der Weisung, niemand hinaus- und hereinzulassen.

Die Wachen gingen ab. Auf dem Markte wurde es nun lebendig. Aus den Häusern wurden Stroh und Holz geholt, Lebensmittel begehrt und alles ge than, um für die Nacht auf dem Marktplatze Biwak zu machen.

Kaum war eine Viertelstunde vergangen, als hohe Feuer aufloderten, von welchen der Ostwind die Funken weithin streute. Ängstlich starrten die auf geschreckten Bewohner hinab, und es bangte ihnen, als sie die Scharen erblickten, die unter dem Schauer der Nacht eingedrungen waren wie ein Werwolf in die Hürde.

Es waren drei Schwadronen Reiter vom Regiment des schwedischen Oberst Lesli, Gestalten, deren Anblick nichts Gutes ahnen ließ. Sie hantierten mit

wuchtigen Degen und großkolbigen Piſtolen, und unter ihrem Lederkoller ſchlug ein Herz, das nichts von Schonung wußte.

Im erſten Morgengrauen kamen vom Dome her drei Männer, welche ſich ſchon in der Nacht vereinigt hatten, um zu beraten, wie man zu Werke gehen müſſe, damit Unheil von der Stadt abgewendet werde. Es waren dieſe drei Männer der Bürgermeiſter Schöffel nebſt zwei Ratsherren, Paul Marth und Friedrich Reppiſch.

Sie hatten beſchloſſen, ſich an den Kommandierenden zu wenden. Zum Zeichen ihrer Würde erſchienen ſie im Ornate. Von der Scene überraſcht, ſtutzten ſie einen Augenblick. Dann ſahen ſie umher, um aus dem wüſten Treiben den Mann herauszufinden, den ſie ſuchten.

Es war dies der Oberſtleutnant Rauſcher von Monſchein, der mit dem Kapitän Romany an einem Tiſche Platz genommen hatte. Letzterer, der mit bei Breitenfeld gefochten, erzählte: wie es dem kaiſerlichen Regiment Madloi gegangen ſei, das zuerſt Reißaus genommen; wie der Henker auf der Femſtätte die Fahnen und Standarten des Regiments öffentlich verbrannt; wie man den Offizieren die Degen vor dem Munde zerbrochen, Galgennägel daraus geſchmiedet, dann den zehnten Mann in Reih und Glied erſchoſſen und die übrigen in alle Welt gejagt habe.

Unterdeſſen hatten ſich die drei Männer den am Tiſche Sitzenden genähert, und demütig ſchritten ſie nun mit entblößtem Haupte auf den Oberſtleutnant zu. Auf die barſche Frage, was ihr Begehr ſei, ergriff der Bürgermeiſter Schöffel das Wort und bat um Schonung für die Stadt, welche durch das Erſcheinen der fremden Krieger in die größte Beſtürzung geraten ſei, indem die Bewohner während der letzten Jahre ſchon vielfache Durchmärſche und ſomit der Drangſale mehr denn zu viele gehabt hätten.

Noch ehe er ſeine Worte geendet hatte, unterbrach ihn der Kommandierende und ſagte kurz: „Ich kann nicht ſchonen, dafür iſt Krieg!“

Der Bürgermeiſter faßte ſich und entgegnete: „Halten zu Gnaden, ſintemal wir vermeinten, eine allergnädigſte Salvaquanti erhalten zu haben, bitten wir um Schonung für die Stadt.“

Da fuhr der Schwede zornig empor und ſchrie: „Es iſt Krieg! Der Soldat will Brot, und ich befehle Euch hiermit, ſolches zu ſchaffen, Brot und Branntwein!“

„Verzeihung, hochgebietender Herr!“ ſprach der Bürgermeiſter. „Es iſt Euch vielleicht unbekannt, daß wir ſchon den Torgauer Accord erhalten.“

„Ich kümmere mich nicht um Euren Accord. Bin nicht von denjenigen, die ſolche Dinge reſpektieren. Mit Wetterfahnen, wie Ihr ſeid, muß man anders umſpringen. Hand ſo, Hand ſo! Geſtern kaiſerlich, heute ſchwediſch geſinnt. Mein Accord iſt der, daß Ihr binnen drei Tagen 12000 Thaler ſchafft!“

Da zuckte der Bürgermeiſter mit den Achſeln und ſtammelte: „Zwölf–tau ſend–Tha–ler? Geſtrenger Herr Oberſtleutnant, wie ſoll die arme Stadt eine ſolche Summe erſchwingen? Und wenn ich alle Kiſten und Kaſten umſtoße, nicht ſo viel der Pfennige fallen heraus. Und in ſo kurzer Zeit! Unmöglich!“

„Nichts iſt unmöglich in der Welt, wenn nur der Wille da iſt. Ich bin es müde, mich mit trockenen Worten abſpeiſen zu laſſen.“

200

„Herr, ſchenkt uns Erbarmen!“

„Nichts da! Eine Bedenkzeit will ich Euch schenken und zwar bis morgen früh.“ Hiermit wendete er den Männern den Rücken und ging zu dem Kapitän, der, auf seinen Degen gestützt, den Worten zugehört hatte.

Mit den Worten „Jesus helfe!“ ging der Bürgermeister mit den Ratsherren von dannen, und gar bald verbreitete sich unter den Wurzener Bürgern die traurige Kunde, welche jedes Gemüt niederbeugte.

An den Wachtfeuern ging es unterdessen bunt zu. Mehrere der Reiter meinten, Sachsen wäre ein Land, das etwas einzubrocken habe; denn es floriere der Bergbau und die Viehzucht. „Deshalb,“ schrie einer mit rauher Kehle, „wollen wir nicht so trocken zusehen. Wir wollen das Sachsenvolk nicht schonen; denn sie sind kaiserlich gesinnt. Nicht umsonst hat unser König für sie sein Leben in die Schanze geschlagen.“

„Seit seinem Tode hat der Georg geschwankt!“ rief ein zweiter. „Die In terpositionstage von Eger,“ schrie ein anderer, „sind das Vorspiel gewesen. Ja, ja, als die Affaire bei Nördlingen geschah, da war’s vorbei mit ihren Siegen bei Lützen und Breitenfeld.“

„Ganz recht!“ brummte ein Wachtmeister, „dem Volke soll der Teufel die Stange halten! Ein Wetter fahre ihnen auf die Köpfe, wenn es einem einfällt, uns für Fremde anzusehen! Nun erst der Prager Friede! Höll’ und Teufel! Es zuckt mir in allen Fingern, und ich möchte Feuer speien, wenn ich daran denke!“

Als der Erzürnte so gesprochen hatte, gab er einem Reiter Befehl, die nächste Hausthür einzuschlagen und sie als Brennholz herbeizuschleppen, damit das Feuer nicht ausgehe. Es geschah. Der Oberstleutnant hatte unterdessen ein Haus am Markte zum Quartier genommen. Der Besitzer desselben, ein Zeug- und Borten wirker, mußte es mit seiner Familie verlassen.

Die Reiter auf dem Marktplatze hatten sich in Mantel und Decken gehüllt, um der Rast und des Schlafes zu pflegen. Da plötzlich stürzt der von Haus und Hof vertriebene Bortenwirker zurück und schreit: „Helft, helft! Feuer, Feuer!“ über dem nördlichen Thore schlug die hellrote Flamme auf, und weithin sprühten die Funken über die Stadt. Da erklang die Trompete, und die Reiter eilten nach den Pferden.

„Wozu diesen Heidenlärm!“ fluchte der Wachtmeister. „Es brennen außer halb der Stadt ein paar elende Scheunen. Mögen sie brennen und verkohlen, was kümmert dies schwedische Reiter?“ Bald kehrte die Ruhe im Lager zurück. — Die Reiter schliefen; düster durch den Nebel glühte der Brand, welcher die Türme rot anleuchtete.

„Ein Morgenrot schrecklicher Tage!“ seufzte der Bürgermeister, der mit den Ratsherren umherirrte und sann, wie und auf welche Art man der Forderung des Kommandanten gerecht werden wolle. Das Kirchenärar, die Stadtkasse, ach, sie waren dem nie versiegenden Ölkrüglein der Witwe nicht ähnlich!

Da erhoben sich die Schweden von ihrem Lager; es ertönte das Signal einer Trompete.

201

Jeder Ton gab dem Bürgermeister einen Stich ins Herz; denn es galt, dem Oberstleutnant nochmals das Unmögliche vorzustellen. Schon warteten die drei Schwadronen seiner Ankunft. Sowie er das Haus verließ, trat der Bürger meister Schöffel mit Zagen an ihn heran. Der rauhe Kriegsmann gewahrte auf den ersten Blick, daß es wieder auf Bitten und Vorstellungen abgesehen sei; des halb rief er: „Macht’s kurz! Ich habe keine Zeit!“

„Herr, beim allmächtigen Gott, es ist unmöglich!“

„Schafft Geld,“ entgegnete ihm Rauscher von Monschein, „oder ich lasse das verdammte Nest in Grund und Boden schießen!“

„Und wenn wir alle Kräfte aufbieten, Herr, wir können das Geld in so kurzer Frist nicht schaffen!“

„Nun wohlan, ich gebe längere Frist. Ihr geltet mir als Geisel!“

Da erschraken die Männer, welche in dem Wahne standen, der Schwede werde noch am selbigen Tage die Stadt verlassen. Der Oberstleutnant hatte aber durch seine Spione in Erfahrung gebracht, daß die Gegend im Umkreise von zehn Meilen sicher sei vor jedem feindlichen Überfalle. Gestützt auf diesem Um stand, beschloß er, noch länger zu verweilen, und sprach zum Bürgermeister: „Ich verlängere meine Frist auf zwölf Tage. Ihr seid Bürge, hört meinen Vorschlag: Die Stadt zahlt nur täglich tausend Thaler; kommt sie meinem Willen nicht nach, so lasse ich Euch aufhängen, die Stadt wird geplündert und angezündet an allen vier Ecken!“

Der Bürgermeister war stumm vor Schreck. Da aber trat der Ratsherr Paulus Marth hervor und sprach: „Gestrenger Herr Oberstleutnant, unsere Scheunen . . . .“

„Was gehen mich diese an?“

„Herr, die Soldaten haben diesen Morgen unsere Scheunen angezündet!“

„Wer hat dies mit angesehen?“

„Wir haben den Thäter nicht gesehen, wir können nicht mit Fingern auf den Urheber dieser Schandthat zeigen . . . .“

„Und doch behauptet ihr mit frecher Stirn, es wären meine Reiter gewesen?“

„Herr, nach allem, was wir gehört, es waren — Schweden!“

„Kecke Behauptung! Hütet Euch vor solcher Anklage!“

„Herr, wir haben einen Salvaquanti-Brief erhalten; auch hat uns der gräflich Hatzfeldische Sekretarius schriftliche Versicherung gegeben, daß unser Städtlein vor jeder Unbill gesichert sein soll.“

„Zum Henker mit Brief und Sekretär! Ist's aber erwiesen, daß einer von mei nen Soldaten die Scheunen angebrannt hat, dann soll er hängen am lichten Galgen!“

Mit lauter Stimme rief er jetzt: „Kapitäne und Wachtmeister!“ Augen blicklich traten diese zusammen, und der Kommandierende fragte sie, ob während der Nacht ein Mann die Beiwache verlassen habe. Es wurde mit einem lauten „Nein“ geantwortet.

„Thorposten!“ erklang es wiederum. Dieselben traten hervor und wurden aufgefordert anzugeben, ob vergangene Nacht ein Schwede die Thore ver lassen habe.

202

Einstimmig wurde ein „Nein“ zur Antwort gegeben. Es entstand eine peinliche Pause. Plötzlich aber schritt der Oberstleutnant auf den Ratsherrn zu und rief mit dem größten Ingrimme: „Habt Ihr's gehört? Ein Nein! Und abermaliges Nein! Hütet Eure Zunge, ehe Ihr Beweise in den Händen habt. Wagt es aber noch einer, meine Reiter zu verleumden, so lasse ich den Buben auf einen Holzstoß werfen und auf offenem Markte verbrennen!“

Mit diesem Bescheide wurden die Ratsherren entlassen, die nun im Verein mit den Bürgern alles aufboten, um den Schweden in jeder Hinsicht Genüge zu leisten. Trank und Speise wurde herbeigeschafft, oft mit den größten Opfern und Entbehrungen. An manchem Stück Brot hing eine Thräne, und mit Kummer blickte so mancher der nächsten Zukunft entgegen.

Der Übermut des schwedischen Kriegsvolkes nahm von Stunde zu Stunde mehr und mehr überhand. Das rohe Wesen desselben überstieg alle Grenzen, und das Ansehen der Person zu achten, der Religion nur noch einen schwachen Schimmer der Verehrung zu zollen, dies fiel keinem mehr ein. — So ging eines Tages der Superintendent Christoph Buläntt nebst seinen Söhnen in kirch licher Amtstracht über die Straße, um einem Sterbenden die Sakramente zu geben. In diesem Augenblicke kamen mehrere schwedische Offiziere dahergesprengt, welche am Hause, wo der Kommandierende wohnte, Halt machten. Sobald sie den Fuß aus dem Bügel gesetzt hatten und niemand erblickten, der ihnen die Pferde hielt, zwangen sie den geistlichen Herrn, dies zu thun. Es half kein Sträuben, er mußte mit seinen Söhnen Knechtsdienste verrichten. Da sie solcher Hilfsleistungen unkundig und die Pferde unruhig waren, verwickelte sich das Riemenzeug, was die zurückkehrenden Reiter gar übel vermerkten. Sie brachen in Zornesworte aus und hätten den Vater nebst seinen Söhnen gemißhandelt, wenn nicht einer der Offiziere zum Frieden gesprochen häte.

Was nun die Völlerei und Unsittlichkeit unter dem gemeinen Heertroß an langt, so hatten diese fast ihren Gipfelpunkt erreicht, und wir finden uns ver anlaßt, hier eine Begebenheit mitzuteilen, deren Folgen sehr betrübend waren.

Unter den Reitern hatte sich besonders ein Wachtmeister bemerkbar gemacht, der ein junges, hübsches Weib schnöde belästigte. Das brave Weib wich ihm je doch beharrlich aus. Der Wachtmeister, ein wüster, roher Mensch, wurde immer leidenschaftlicher und schwur, Gewalt zu brauchen. Da, in dem Augenblicke, wo er seine Worte zur That machen wollte, gab ihm die Frau eine Ohrfeige. Jetzt stürzte er sich auf dieselbe und umschlang sie mit nervigen Armen. Verzweif lungsvoll wehrte sich die Arme; die Not lieh ihr Kräfte, und so rang sie mit dem Schweden. Schon entschwand ihr fast die Besinnung, da stieß sie noch einen Schrei der Verzweiflung aus, auf welchen ihr Mann herbeisprang, der in dem Hofe beschäftigt war.

Als dieser die Gefahr erblickte, in der sich sein geliebtes Weib befand, er griff er in höchster Aufregung einen Stuhl und versetzte damit dem Wachtmeister einen Schlag auf den Kopf, daß der rohe Mensch zusammenbrach. Das Ent setzlichste war geschehen. Die Wucht des Schlages hatte den Wachtmeister ge tötet. Nur noch ein kurzes Röcheln, und aus war es mit seinem Leben.

203

Johannes Kuhne, so hieß der Bürger, geriet über das so plötzlich Geschehene in die größte Angst. In der Notwehr hatte er einen Totschlag begangen; er zitterte am ganzen Körper, und sein Weib rang die Hände.

In demselben Augenblicke ertönte draußen auf der Straße die Trompete zum Sammeln.

Ein Schimmer der Hoffnung stieg in den Armen auf, daß die Schweden vielleicht aufbrechen und die Stadt verlassen wollten. — Kuhnes Weib überblickte die Gefahr; jede Zögerung war vom übel; es galt, den Leichnam hinwegzuschaffen. Beide beeilten sich, dies zu thun. Schon hatten sie Hand angelegt, den gefallenen Wachtmeister beiseite zu schaffen, als einige Schweden durch die Thür stürmten, um den Wachtmeister zu rufen, den man beim Appell vermißte. Als sie den Leich nam erblickten, fielen sie wie Furien über den Bürger Kuhne her, schlugen ihn zu Boden und schleppten ihn dann unter den schwersten Mißhandlungen vor den Oberstleutnant. Zum Beweis seiner Schuld trug man auch den von ihm ge töteten Wachtmeister herbei.

Als der Kommandant die unselige, in höchster Aufregung begangene That gewahrte, da traten seine Augen hervor, daß er schrecklich anzusehen war. Er ballte die Faust und schrie mit furchtbarer Stimme der aufgeregten Rotte zu: „Schlagt die Kanaille tot!“

Jetzt war alle Hoffnung geschwunden; der furchtbare Urteilsspruch war ge schehen. Die Worte des Kommandierenden waren das Signal zu den unsäglichsten Greuelscenen, welche unter dem Namen der „Wurzener Kreuz- oder Marterwoche“ in der Chronik niedergeschrieben sind.

Johannes Kuhne wurde auf dem Marktplatze erschlagen, und wehe dem, der es gewagt hätte, sich des entstellten Leichnams zu bemächtigen, um ihn vielleicht der Erde zu übergeben! Der Tote mußte liegen bleiben, bis die Hunde über ihn herfielen und ihn zerrissen.

Und das arme Weib, die treue Hausfrau, die ihre Ehre gewahrt, furchtbar mußte sie büßen! Sie wurde mit Strohfeuer gesengt, daß ihr die Haut vom Leibe absprang. Auf offener Straße, unter freiem Himmel ließ man sie liegen, bis sie nach wenigen Tagen unter den entsetzlichsten Qualen ihren Geist aufgab.

Dies war aber nicht das einzige. Die Gier nach Beute, der Blutdurst war entfesselt. Die ganze Stadt Wurzen fiel der Plünderung und Verwüstung an heim. Natürlich waren die Kirchen das erste, wo die Habsucht Beute witterte. Mit großen, schweren Äxten wurden die Thüren der Sakristeien eingeschlagen, und von Kanzel und Altar nahm man, was nur irgend einen Wert hatte. Alle Einwohner ohne Unterschied der Person wurden angefallen, und das blanke Schwert oder die vor den Kopf gehaltenen Pistolen dienten als stumme Sprache zur Er reichung des Zweckes.

Bei solch entsetzlichen Dingen konnte der Superintendent Bulänt nicht länger an sich halten. Aber was beginnen? Er gedachte des Hussitenanführers Pro kopius zu Naumburg, dessen harter Sinn einst dadurch erweicht wurde, daß die Kinder von Naumburg sich zu ihm ins Lager verfügten und um Gnade baten. Er erinnerte sich, daß erst vor einigen Jahren zu Pegau der Superintendent

Lange mit etlichen Schülern sich vor die Stadt zum General Holt begeben und durch den Gesang: „Wenn wir in höchsten Nöten sein“ den rauhen Kriegsmann zur Milde und Schonung des Städtchens bewogen hatte.

Mit gleichem Vertrauen und mit einem Blick gen Himmel, der seinen Gang segnen möge, begab er sich in vollem Ornat zu dem Oberstleutnant Rauscher von Monschein. Bei der Gnade und Barmherzigkeit des ewigen Gottes flehte er ihn an, seinen Reitern Befehl zu geben, daß sie ablassen möchten von solcher Unthat, die aufschreie zum Himmel– „Ich flehe, laßt ab, den Zorn zu schleudern über diese Stadt, die Ihr zu einem Trümmerhaufen gemacht. Der Gott, der einst gewollt den Untergang des Königs Pharao und seines ganzen Heeres im Roten Meere; der Gott, der den Sanherib schlug, er herrscht noch über uns, und sein Arm möchte Euch erreichen, ehe Ihr es denkt!“

Der fromme Mann sprach mit wahrhaft heiliger Begeisterung, aber seine Worte fanden kein Gehör. Der Kommandant meinte, es sei Krieg, und die Wurzener hätten sich all dies Unglück selbst zuzuschreiben. „Ja,“ fügte er hinzu, „es nimmt mich wunder, daß die Soldaten nicht ärger gehaust haben.“

Kaum seiner mächtig, ging der Superintendent von dannen. In der Haus flur seiner Wohnung angekommen, drückte er die Ballen seiner Hände auf die Augen und rief: „O, du mein Herr Gott, barmherziger Vater! Gedenke an deine Worte: Rufe mich an in der Not und klopfe an meine Pforte, so will ich dir Er rettung erweisen!“

Was der Befehlshaber in kurzer Rede angedeutet hatte, nämlich, daß es die Soldaten noch ärger treiben würden, sollte nur zu bald volle Geltung erlangen. Nicht genügte ihnen das, was sie erbeutet hatten; der Gedanke: „Hier und da ist gewiß noch so manches verborgen“ ließ ihnen keine Ruhe, und so ersannen sie allerhand Qualen, die zum Ziele führen sollten.

Auf barbarische Art preßten sie den Einwohnern Wurzens den letzten Heller, die kleinste Habe noch heraus. Schließlich war nichts mehr zu finden, und aus diesem Grunde wurde beschlossen, weiterzuziehen. Ehe dies aber geschah, verfielen die Unmenschen noch auf eine Belustigung, zu welcher man vielleicht nur ein Gegen stück in den Greuelthaten bei der Zerstörung Magdeburgs findet.

Da dem Raub eine Grenze gesetzt war, indem alles, Geld und Geldeswert, sich schon in den Händen der Schweden befand, so mußten die armen unschuldigen Kinder zur Kurzweil dienen. Unbarmherzig griff man dieselben auf und nagelte sie mit Händen und Füßen an die Thorwege. War dies geschehen, so schoß man mit Karabinern nach ihnen wie nach einer Scheibe. Je mehr die armen Opfer schrieen und jammerten, desto höher stieg die Lust. Die Erwachsenen traf gleiches Schicksal. Sie wurden gehenkt, geköpft, gekreuzigt oder verstümmelt. Andere wurden mit Schwefel und Pech begossen, oder es wurde ihnen siedendes Öl in den Mund gefüllt. —

Waren alle diese Unthaten nicht durch die Geschichte verbürgt, wahrlich, das Gefühl würde sich sträuben, sie zu erzählen; so aber beruht alles auf schauerlicher Wahrheit, und was der Geschichte angehört, muß ihr bleiben, unverkürzt und ungeschminkt, durch alle Zeiten. —

205

Endlich geschah der Aufbruch; es war am 7. April 1637. Ehe die Schweden aber der Stadt den Rücken kehrten, zündeten sie dieselbe an verschiedenen Orten an, vergnügten sich damit, die Leute ins Feuer zu jagen, und labten sich daran, zuzusehen, wie die armen Menschen elend in den Flammen umkamen.

An ein menschliches Gefühl war bei ihnen nicht zu denken; sie waren „leben dige Teufel“, wie sie sich selbst nannten, als der Superintendent ihnen einmal zu bedenken gab, daß sie Christen und Menschen seien.

Als sie aus der Stadt fortzogen, da leuchtete ihnen noch eine schreckliche Fackel; denn eine lange, unabsehbare Rauchwolke lag über „Worzyhn“, wie die Stadt damals geschrieben wurde. Der Turm der Wenzeslauskirche und die beiden Domtürme ragten wohl noch empor; allein der größte Teil der Stadt lag als Brandstätte da. Von 5500 Bewohnern in dem damals gewerbreichen Orte waren kaum noch 500 übriggeblieben; an 1500 hatten die Flucht ergriffen; die anderen waren ein Opfer des blutgierigen Feindes geworden.

B. Schlegel.

Kapitel 47

Der Rochlitzer Berg.

Das Lied preist nicht den Alpenriesen, Des eis'ges Haupt erglüht im Strahl: Mit Freuden will es dich begrüßen, Mein Berg im schönen Muldenthal![1] In Anmut, nicht in wilder Größe,

In deines Waldes grünem Kranz, Mit deiner Halden roter Blöße: So leuchtest du im Sonnenglanz!

Wie stolz schaust du nach Ost hernieder, Wo an den Fuß der Fluß sich schmiegt! Auch nordwärts blickst du als Gebieter, Wo in dein Thal mein Rochlitz liegt. Ums Wetter will sich mancher sorgen, Wenn sich dein Haupt in Nebel hüllt; Der Landmann fühlt sich wohlgeborgen, Weil ihm dein Schutz die Scheuer füllt.

206

Und folgen froh wir deinem Winken Auf schmalem, waldumsäumtem Pfad: Da wird die Seele Labung trinken, Den Leib erfrischt der Lüfte Bad;

Und die „Bastei" zeigt zum Entzücken; Dort thront des Schlosses alter Bau! Wie freundlich jene Häuser blicken! Wie lieblich glänzt die Muldenau!

Je höher wir allmählich steigen, Je größer wird die Zaubermacht: Der Wald von Buchen und von Eichen Entfaltet seine volle Pracht; In dieses Domes heil'gen Hallen Schwingt sich der Geist zum Himmelszelt, Und mit der Vögel Liedern schallen Der Sänger Grüße durch die Welt.

Und neues Staunen wartet droben: Zerrissen ist dein Leib von Stein, Den einst die Feuerkräfte hoben, Das kündet uns sein roter Schein; Hohl gähnen Klüfte, steile Wände, Sie ragen aus der Tiefe Schoß, Und drunten brechen fleiß'ge Hände Seit alter Zeit den Porphyr los.

[1] Der Rochlitzer Berg erhebt sich unweit der Städte Rochlitz und Wechselburg auf dem linken Muldeufer in nur geringer Höhe. Er besteht aus einem weichen roten Porphyr, der unter dem Namen „Rochlitzer Sandstein" vielfach als Baustein, aber auch zu Steinmetz- und Bildhauerarbeiten Verwendung findet. Aus diesem Grunde sind auf und an dem Berge zahlreiche Steinbrüche mit gewaltigen Schutthalden zu sehen. Der Rücken des Berges ist von einem herrlichen Walde bedeckt. Die Kuppe wird von einem Turme gekrönt, der zum Andenken an König Friedrich August II. gebaut und auch nach ihm benannt ist. Von diesem Turme aus hat man einen Blick in das reizende, reich gesegnete Muldenthal mit dem unmittelbar am Fuße des Berges gelegenen Rochlitzer Schlosse und über einen großen Teil unseres lieben Vaterlandes. Mit Recht wird der Rochlitzer Berg ein „Juwel des Sachsenlandes" genannt.

Als Herrscher in der Berge Kette Bist du mit einem Turm gekrönt; Wie weihevoll ist diese Stätte, Die Volkes Liebe hat verschönt! Den Schmuck sollst du zum Zeugnis tragen im Sonnenschein und Wetterbraus, Daß treu der Sachsen Herzen schlagen Dem angestammten Fürstenhaus!

Des Königs Friedrich August Namen Trägt zum Gedächtnis deine Kron'. Der Edle streute manchen Samen, Dafür ward ihm der Liebe Lohn; Dem warmen Freund der Kunst, des Schönen, Der Berge und der bunten Flur, Ihm soll ein lauter Gruß ertönen Im heil'gen Tempel der Natur!

Welch herrlich Bild ist uns erschlossen, Schaun wir vom Turme in das Thal! Vom Sonnenlichte übergossen Erglänzt der Orte große Zahl; Im Wechsel zwischen Au'n und Tannen Zieht sich der Mulde Silberband,

207

Von Süd nach Norden wir umspannen Das ganze schöne Sachsenland.

Wie strahlet doch im hellen Glanze, Wenn durch das Abendgold umflammt, Dein Kleinod aus des Waldes Kranze Wie ein Juwel aus grünem Samt! Ein Hochgenuß ward uns beschieden Durch deine Reize manches Mal; Und schieden wir, blieb uns dein Frieden, O schönster Berg im Muldenthal!

M. Opelt.

Kapitel 48

Kriebſtein und Rochsburg,

zwei Perlen landſchaftlicher Schönheit.

In den an landſchaftlichen Reizen ſo reichen und durch geſchichtliche Er innerungen ſo intereſſanten Thälern der Zſchopau und der Zwickauer Mulde liegen die beiden größten und älteſten Ritterburgen unſeres Vaterlandes: Krieb ſtein und Rochsburg, in der That zwei Perlen landſchaftlicher Schönheit, die Sitze alter, berühmter Geſchlechter, deren ſtolze Namen und ritterliche Thaten der Griffel des Geſchichtſchreibers der Gegenwart über-mittelt hat.

Vor Betrachtung der herrlichen Bauwerke ſteigen wir zunächſt im Geiſte hinauf in die vom blauen Duft umwobenen, im herrlichſten Sonnenſcheine pran gende Gelände unſeres Erzgebirges.

Hoch oben, an den Nordweſtabhängen des Fichtelberges, iſt zwiſchen Mooſen und Mooren unter den breitäſtigen und weitköpfigen Kronen Jahrhunderte alter, knorriger Baumrieſen des großen Crottendorfer Waldes die Quelle der Zſchopau. Bald verſtärkt durch andere Gewäſſer, wühlt ſie ſich mutig und kühn ihr Bett tiefer in die Rippen des Gebirges und eilt als echtes Kind der Berge bald brauſend und ſchäumend über Wehre und felſiges Geſtein zwiſchen ſteilen Wänden, bald ſtill und ruhig zwiſchen waldumſäumten Wieſen, an freundlichen Dörfern, Städten und Burgen, namentlich an den gewerbreichen Orten Zſchopau und Frankenberg, ſowie an den Schlöſſern Wolkenſtein, Scharfenſtein und an Lichten walde mit ſeinem ſagenhaften Harrasſprung vorbei, der Niederung zu.

Wie ſchön auch der obere Lauf der Zſchopau iſt, der ſchönſte Teil des herr lichen Zſchopauthales beginnt doch erſt unterhalb Mittweida. Die mit ſaftigen Wieſen bedeckte Thalſohle wird ſchmäler, ſo daß kein Raum mehr für eine Straße oder menſchliche Wohnung vorhanden iſt. Das feurige Dampfroß hat längſt das Thal verlaſſen, und nur ein unbequemer Fußpfad führt an den ſteilen, oft jäh in das Flußbett abſtürzenden Felswänden des linken Ufers abwärts. Prächtige Buchen, Eichen und Birken bedecken die Höhen und ſteigen oft an den zerklüfteten Felswänden bis auf die Thalſohle herab. Zwiſchen dieſen Laubbäumen, die im Herbſte durch ihren in allen Farbenſchattierungen vom dunkelſten Grün bis zum

tiefsten Rot prangenden Blätterschmuck ein entzückendes Bild darbieten, erblickt man die dunkeldüsteren Kronen hochstämmiger Fichten. Haselnußsträucher, Erlen und Weiden vollenden den Schmuck des Thales, über welchem der ganze Zauber und die echte Poesie deutscher Waldesherrlichkeit liegen. Es ist dies noch ein Stück Abgeschlossenheit und Weltverlorenheit in unseren heimischen Bergen. Nur der liebliche Gesang der Drosseln, der lustige Schlag der Finken und der helle Glockenton der Pirole, das heimliche Rauschen und Flüstern tausendblättriger Baumwipfel und das muntere Plätschern des Flusses unterbrechen die Stille dieser Einsamkeit.

Nachdem wir diese Waldidylle durchschritten haben, erweitert sich das Thal, und vor uns liegen hoch oben, gleich zwei Wächtern an der Ausgangspforte des schönsten Teiles des Zschopauthales, die beiden Schlösser Kriebstein und Ehren berg. Großartig ist der Anblick der auf felsigem Vorsprunge der linken Thal wand gelegenen Burg Kriebstein, die noch ganz das Gepräge einer alten Ritterburg vergangener Jahrhunderte trägt. Nicht in Trümmer und Schutt ist sie verfallen wie gar viele ihrer Schwestern im Lande; in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit grüßt sie den Wanderer von luftiger Höhe herab. Ihr gilt nicht das Wort des Dichters:

„Du siehst der Burgen bröckelnde Ruinen, Des Landmanns Qual einst und der Bürger Schrecken, Den längstgebrochnen Hochmut unter grünen Epheuguirlanden bettelstolz verstecken."

Kriebstein, in alten Urkunden Crywenstein genannt, wurde am Ende des 14. Jahrhunderts vom Ritter Dietrich von Beerwalde erbaut, und obgleich im Laufe der Jahrhunderte das friedliche Thal oftmals vom Lärm wilder Kriegs völker wiederhallte, die Burg blieb stets erhalten und hat auch keine wesentlichen Veränderungen ihrer ursprünglichen Bauart erfahren.

Mächtig steigen aus der Zschopau die steilen Wände des Schloßfelsens empor, und gewaltig erhebt sich die Burg, von einem Hauptturme und sechs kleinern Türmen geschmückt, auf dem felsigen Untergrunde. Die altertümlichen Formen des aus vielen Abteilungen bestehenden Baues, die zierlichen, spitz aufsteigenden Türmchen, die Giebel, Erker und all die verschiedenen Anhängsel, die epheu umrankten alten Mauern, die mit schönen Baumgruppen bewachsenen Felswände und der waldige Hintergrund verleihen dem Ganzen ein malerisches Aussehen.

Auch die Umgebung der Burg ist eine überaus reizende, und entzückend ist der Blick von der Rüstkammer in das tief unten liegende liebliche Thal, in welchem die Zschopau, bevor sie sich unter einer Brücke hindurchwindet, schäumend und brausend über ein Wehr stürzt. Die Fahrt auf der Zschopau ist daher für manches Floß und manchen Flößer schon verhängnisvoll geworden. Gewaltig bricht sich das Wasser an dem Schloßfelsen, und die plötzliche Biegung des Flusses, sowie Wehr an Brücke erhöhen noch die Gefahr an dieser Stelle. Gar oft zerschellte das Floß und dem Felsen, und die unglücklichen Flößer versanken in den Fluten, wenn es ihnen nicht gelang, sich an den in die Felsen eingelassenen eisernen Ringen festzuhalten, bis Hilfe kam. Seit alter Zeit ist es daher Sitte, daß die Flößer,

209

bevor sie die gefährliche Stelle erreichen, ein kurzes Gebet sprechen. – Von den jenseitigen Höhen herab grüßt uns Schloß Ehrenberg, das dicht am Abhange der Thalwände rechts thront. Eng vermählt miteinander sind bei Kriebstein die alte und neue Zeit. Die mächtig vorwärts schreitende Industrie hat ihren Weg bereits auch in dieses stille Thal gefunden. Während von der Höhe die Ritter burgen, die Zeugen längst entschwundener Jahrhunderte, herabblicken, setzt unten im Thale in einem mit riesigem Schlote versehenen Gebäude die Dampfmaschine pustend und keuchend das Getriebe einer großen Papierfabrik in Bewegung.

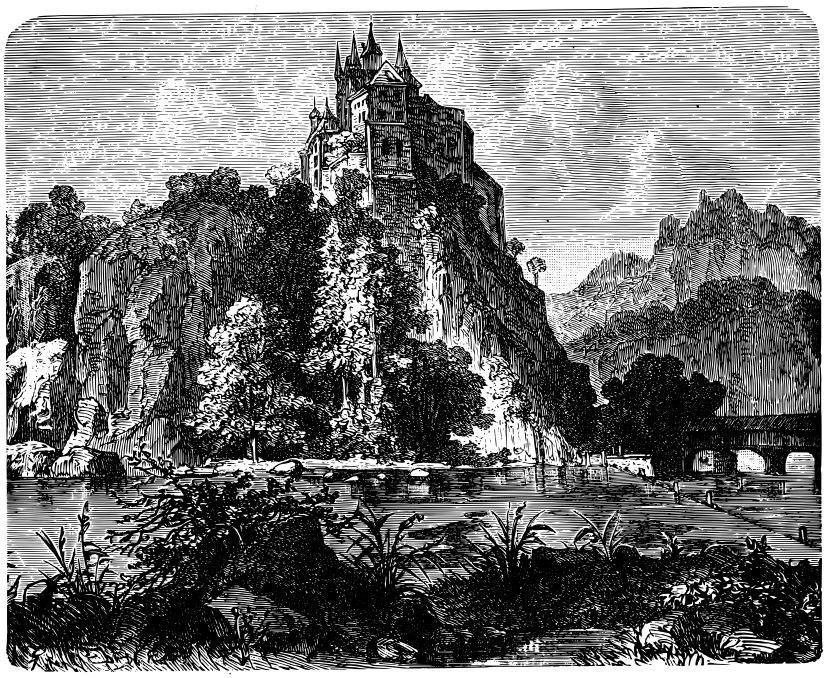

Abbildung 48.1: Das Schloß Kriebstein bei Waldheim.

Die Schicksale der Burg sind mehrfach mit den Geschicken unseres engeren Vaterlandes verknüpft. Während des Bruderkrieges überließ der Kurfürst Friedrich der Sanftmütige dem bekannten Ritter Kunz von Kaufungen, dessen Güter durch Wilhelms Truppen zerstört worden waren, Kriebstein und Ehrenberg. Kunz er hielt diese Burgen nur unter der Bedingung, sie dem Kurfürsten zurückzugeben, wenn ihm derselbe zu seinem früheren Eigentume wiederverholfen haben würde. Der Ritter Kunz aber verweigerte nach dem Friedensschlusse hartnäckig die Zurück gabe. Als er nun zur Auslieferung der Burgen gezwungen wurde, beschloß er, an seinem Kurfürsten und Herrn Rache zu nehmen, und führte mit einigen Helfers helfern den „Prinzenraub" aus, eine Frevelthat, welche der Ritter bekanntlich mit dem Tode büßen mußte.

14

210

Auch eine Begebenheit aus den ältesten Zeiten der Burg, die an die That der „Weiber von Weinsberg" erinnert, ist uns in den alten Chroniken aufbewahrt worden. Kaum hatte der Erbauer der Burg, Dietrich von Beerwalde, dieselbe bezogen, so geriet er in eine Fehde mit dem Ritter Staupitz von Reichenstein, der ihn auch aus seinem neuen Besitztume vertrieb. Dietrich rief seinen Lehnsherrn Friedrich den Streitbaren, den damaligen Markgrafen von Meißen, zu Hilfe. Schnell eilte der kriegslustige Friedrich herbei und unternahm mit den aufgebotenen Bürgern von Rochlitz und Freiberg die Belagerung der Burg. Ritter Staupitz mit seinen Knappen und Reisigen verteidigte sich gar tapfer und erregte durch seinen hartnäckigen Widerstand den Zorn

des Markgrafen, der an der Besatzung blutige Rache zu nehmen beschloß. Endlich aber mußte doch der Ritter der Über macht erliegen. Nur die Rittersfrau fand Gnade vor dem erzürnten Markgrafen. Friedrich bewilligte ihr freien Abzug und gab ihr auch noch die Erlaubnis, das, was ihr am liebsten wäre, mit sich zu nehmen. Da fiel rasselnd die große, aus eichenen Planken bestehende Zugbrücke herab. Die mächtigen, mit Eisen beschlagenen Thorflügel wurden geöffnet, und heraus trat die Rittersfrau, ihren Gemahl auf dem Rücken. Friedrich, umgeben von seinen Rittern und Mannen, in hellglänzender Rüstung mit wehendem Helmbusch, schaute anfangs beim Anblicke der Frau finster drein; doch endlich, gerührt von der Treue der edlen Gattin, hielt der hochher zige Sieger sein fürstliches Wort und schenkte dem Ritter Freiheit und Leben.

Hat hier die Sage still ihre Fäden gewoben? Vielleicht! Und doch schafft die Volkssage ihren Helden nicht im Traume. Sie wählt sich den, der würdig sich gezeigt hat, und schmückt ihren Liebling mit den schönsten Bildern der Phan tasie, um die Kunde von ihm und seiner That auf künftige Zeiten zu vererben. Darum, sei das Berichtete Sage oder nicht:

Erzählen wird man doch von jener edlen Frau, So lang' die Burg noch steht auf ihrem Grunde.

An landschaftlichen Schönheiten und historischen Erinnerungen steht das Thal der Zwickauer Mulde dem Zschopauthale nicht nach. Auch die Mulde be grüßt auf ihrem Laufe so manche schön gelegene Burg, z. B. Stein, Wildenfels, Wolkenburg u.s.w. Unterhalb Penig, im schönsten Teile des Muldenthales, da, wo steile, fast senkrechte zackige und zerklüftete Felswände mächtig aus den Fluten der Mulde emporsteigen, liegt auf einem 60 Meter hohen, vorspringenden Felsen, rings von Bergen mitgeben, am linken Ufer des Flusses die alte Bergveste Rochsburg. Unter allen Ritterburgen Sachsens ist sie die am besten erhaltene, ein wahres Juwel in dem Kranze landschaftlicher Schönheiten unseres Vater landes. Stolz blickt sie in das Thal der schäumenden Mulde hinab, neben welcher auf künstlichem Damme das feurige Dampfroß dahinjagt. Die mit prächtigem Laub- und Nadelwald bedeckten Berge der Umgebung erhöhen die entzückend schöne Aussicht, die man von den Zinnen des Hauptturmes aus genießt. Die Lage der Burg auf fast unzugänglichem Felsen gab derselben in alter Zeit eine außer ordentliche Festigkeit. Starke, steil aufsteigende, mit Zinnen und Türmchen ver

sehene Mauern, ein in den Felsen gehauener tiefer Graben, über den eine Zug brücke führte, gewaltige, eisenbeschlagene Thore erhöhten noch diese Festigkeit und machten den Feinden den Eingang in das Innere der Burg fast unmöglich.

Der Ursprung der Burg ist unbekannt; doch ist urkundlich festgestellt, daß dieselbe bereits im Jahre 1200 vorhanden war. Denn in diesem Jahre erschien ein Ritter von Rochsburg auf dem allgemeinen Landtage, den Markgraf Dietrich der Bedrängte von Meißen auf dem Kolmberge bei Oschatz hielt. Nachdem in früheren Zeiten die Besitzer vielfach gewechselt halten, ging die Burg im 16. Jahr hundert in den dauernden Besitz der Herren von Schönburg über. Kriegs völker Johann Friedrichs des Großmütigen verwüsteten dieselbe im Jahre 1547, da sich der damalige Besitzer mit Herzog Moritz gegen den Kurfürsten von Sachsen verbunden hatte. Nachmals wurde sie durch eine bedeutende Feuersbrunst, die auch den ältesten Teil, den Hauptturm, mit ergriff, fast gänzlich zerstört; doch erhob sich durch die Thatkraft und Umsicht des Besitzers bald aus der Asche ein neuer, schöner Bau. Die Kriegsstürme der späteren Zeiten sind an diesem spurlos vorübergegangen. Trotz der verschiedenen baulichen Veränderungen, die sich im Laufe der letzten Jahrhunderte notwendig gemacht haben, zeigt Rochsburg noch heute das Gepräge einer echten alten Ritterburg, und es verlohnt sich wohl, daß jeder, der nicht mit den Flügeln des Dampfes das romantische Mulden thal zu durcheilen genötigt ist, ihr einen Besuch abstattet.

In wenig Minuten erreicht man vom Thale aus die Höhe des Schloßberges. Anmutig ist das Bild, welches sich schon während des Aufstiegs vor den Augen des Beschauers entfaltet. Der Blick hinab auf die Mühle drunten im Thale, auf das Wehr, über welches schäumend die Mulde ihr Wasser ergießt, auf die Hänge brücke und auf die unter Bäumen versteckten Häuser des Dorfes ist gar reizend und fesselnd. Nicht mehr wie in alter Zeit kündet der langgezogene, ungefüge Ton des Wächterhornes von hoher Turmwarte die Ankunft eines Fremden. Ungehindert durchschreitet man den äußeren Vorhof, der von einer hohen, dicken und mit einer großen Anzahl von Schießscharten versehenen Mauer umgeben ist. Über eine neuerdings wiederhergestellte Zugbrücke gelangt man an das erste, zum Teil in Felsen gehauene große Schloßthor. Der Kastellan, der den kleinen, mit einer Galerie gekrönten Turm bewohnt, geleitet den Wanderer in das Innere der Burg.

Durch das mit Zinnen und einem alten Wappen gezierte Thor tritt man nun in den Zwinger, welcher nördlich von den hohen Mauern des Schlosses, südlich von einer Ringmauer mit bedecktem Gange eingefaßt wird. Auch diese Mauer ist mit Schießscharten versehen, hinter welchen in alter Zeit die Dienst mannen des Ritters, mit Armbrust und Wurfspießen bewaffnet, in geschützter Stellung standen, um von hier aus das tödliche Geschoß in die Reihen der an greifenden Feinde zu schleudern. Vielfach findet der aufmerksame Beobachter in der Burg, im Vorhofe und im Zwinger die Zeugen einer längst entschwundenen Zeit. Im Geiste sieht er wohl dann mächtige Rittergestalten hoch zu Roß, ge panzert vom Kopf bis zur Sohle, durch die Thore der Burg einziehen. Gar herrlich prangen in den Strahlen der Sonne die goldglänzenden Rüstungen, und



Abbildung 48.2: Das Schloß Rochsburg bei Penig.

213

gar anmutig schauen die Frauen und Töchter der Ritter, blitzendes Geschmeide im Haar, am Halse und am Arme, und in prächtige lange, wallende Gewänder gekleidet, herab auf das fröhliche Treiben, das sich in dem Burghofe und im Zwinger entfaltet. Nun hallt der geräumige Zwinger wieder von dem lustigen Wiehern und dem dröhnenden Hufschlage mutiger Rosse, und die Luft erzittert von dem Klange der Schwerter und der Lanzen. Es vernimmt wohl der träumende Wanderer auch im Geiste das schallende Jauchzen aus dem Munde holder Frauen, die mit lautem Beifalle den kühnen Sieger begrüßen. Aus dem wildreichen Tann aber dringt an sein Ohr das fröhliche Halali der Jäger, das lustige Trara des Jagdhorns und das muntere Gekläff der losgekoppelten Meute.

Am Ende des Zwingers tritt man durch ein Thor in den von Wirtschafts gebäuden gebildeten äußeren Schloß-hof, in dessen letztem Teile der viereckige, 25 Meter hohe, mit vier sich kreuzenden Giebeln und einer schlanken Spitze ver sehene Turm steht, der in früherer Zeit als Pulverturm diente. Auf einer breiten Treppe steigt man aus dem äußeren Schloßhofe in den inneren Hof des quadra tisch erbauten Schlosses, das die Spitze des Berges krönt und in seinen drei Stockwerken prächtig eingerichtete Wohnzimmer der gräflichen Besitzer, Säle mit mancherlei Altertümern und die im Jahre 1500 erbaute Schloßkapelle enthält. Auf diesem Hofe befindet sich ein über 80 Meter tiefer Brunnen. Aus demselben führt ein durch den Felsen gehauener Gang ins Freie. Man erzählt, daß einst ein Ritter sich vor seinen Feinden nur dadurch zu retten wußte, daß er sich im letzten Augenblicke an einem Seile in den Brunnen hinabließ und durch den ge heimen Gang aus der Burg entfloh.

Das Schloß, dessen malerischer Eindruck noch durch eine Anzahl Giebel und durch mehrere kleine Türme, die unterhalb des Hauptschlosses die Mauern zieren, erhöht wird, trägt einen 32 Meter hohen dicken Hauptturm, der in alten Zeiten als Wart- und Verteidigungsturm der Burg Frieden und Schutz verleihen sollte.

Tief drunten in diesem Turme befand sich das schauerliche Burgverlies, in welchem zwischen drei Meter dicken Mauern die Gefangenen des Ritters elend, vielleicht auf immer verlassen, in Moder und Finsternis den Rest ihres Lebens vertrauerten.

Doch wenden wir den Blick weg von diesem düsteren Bilde längst entschwun dener Zeiten. Steigen wir hinauf auf die luftigen Zinnen des Turmes, wo uns würzig reine Luft und hellglänzendes Sonnenlicht umfluten. Ein in wunderbarer Pracht ausgebreitetes Panorama liegt vor uns, und mit Entzücken schaut das Auge auf das in herrlichster Beleuchtung ruhende liebliche Thal zu beiden Seiten der wild schäumenden Mulde, auf die blühenden Gärten und schönen Promenaden in der näheren Umgebung des Schlosses, auf all die saftigen Wiesen und bunten Felder und auf die mit prächtigem Wald bedeckten Höhen der vom Schöpfer so reich gesegneten Gegend.

Alfred Leuschke.

214

Kapitel 49

Rot und Silber.

49.1 Eine Schönburgiſche Wappenſage.

Das war der Herr zur ſchönen Burg am Rhein; Still lag er unter aufgetürmten Leichen. Da fingen in der Abenddämmrung Schein Die Franken vor den Sachſen an zu weichen.

Doch König Karl ſtand reckenhaft und wild, Gewaltig ſtreitend in dem Ring der Toten. Da reißt ein Fels ihm aus der Hand den Schild: Frei wird die Bruſt dem Todesſtoß geboten.

Doch ſieh, ein Blutender reckt ſich empor Und reicht ihm ſeinen Schild zum Weiterſtreiten. „Ha, ſteigen Tote ſelbſt für Karl hervor, So mögen Lebende den Tod erleiden!“

Wie ſtürmen wild die Franken nun heran! Es gilt mit Karl zu ſterben oder ſiegen. Und kühn durchbrechen ſie den dichten Bann, Der ihren König zwingt, wo tauſend liegen.

Die Sachſen fliehen nicht, doch ſinkt ihr Mut; Denn ihre Götter haben ſie verlaſſen, Und bei der Abendröte letzter Glut Erglänzt das Kreuz hoch ob Erſchlagner Maſſen.

Nur ein Held ſtellt dem Großen ſich zur Wehr, Hochragend wie der Sachſengötter einer, Held Wittekind, der Herzog frei und hehr; Sich kämpfend ihm zu nahen, wagte keiner.

Karl tritt zu ihm und beut ihm mild die Hand: „O werde Chriſt, Und Sachſen ſei dein eigen!“ Da bricht ſein Stolz, er ſtreckt die Hand zum Pfand: „Es ſiegt dein Gott, ich folge ſeinem Zeichen!“

Und jetzt betrachtet Karl den Schild, den Hort, Er ſchaut die Silberplatte in der Mitten. „Ha, Schönburg,“ ruft er, „haſt gelöſt dein Wort. Das du mir gabſt, als wir in Welſchland ritten!“

Dann ſucht mit den Getreuen er den Held. Bleich lag er da; das Blut entquoll den Wunden, Das reine Blut, mit dem ſein Wort er hält, Das einſt er gab in ritterlichen Stunden.

Doch leiſe hebt die Bruſt ſich noch. „Er lebt!“ Noch einmal öffnen ſich die Augenlider: „Mein König!“ es von bleichen Lippen bebt, Und weinend knien des Königs Mannen nieder.

Da taucht den Finger Karl, erfüllt von Schmerz, Ins Heldenblut, für ihn dahingegeben; Zwei rote Streifen ſtreicht er auf das Herz Des Schildes, der gerettet ihm das Leben.

„So lebe fort! und ewig zeig dein Schild Dein reines Herzblut auf dem Silbergrunde; Du gabſt es für den Herrn, der dir vergilt, Und der dir heilen wird die ſchwere Wunde!“

Man hebt ihn auf, den ſchönen Herrn vom Rhein, In dem die Lebensgeiſter matt noch glühen, Und Karls Gemahlin pflegt mit Sorgfalt fein, Und holde Jungfrau'n teilen ihre Mühen.

Und als nun Wittekind zur Tauf' erſchien Beim Feſt, es freuten ſich zwei Welten, Da führt auch Hildegard zum Throne ihn, Zum mächt'gen Gatten hin den bleichen Helden.

Und Karl gebot: „Sei, Schönburg, du mein Schutz, Nun fortan Wächter meiner Mark im Morgen; Es ſei das Muldenthal zu Schutz und Trutz Heut übergeben deinem treuen Sorgen!

Dort in dem Waldgebirg am Muldenſtrom Bau deine Burgen meinem Reich zur Ehre, Und bau Altäre in des Waldes Dom, Und gegen Heiden ſetze dich zur Wehre!

Für deine Treue ſegne dein Geſchlecht Mit reichem Lohn der Herr des höchſten Thrones!“ Und Kreuz und Scepter reicht er hin zum Recht: – Der Jüngling küßt das Bild des Gottesſohnes.

Br. Hanſchmann.

Kapitel 50

Auf dem Totenſteine.

50.1 Vaterländiſche Sage aus dem mittleren Erzgebirge.

Vorwort. Schnaubend durch brauſt das Dampfroß täglich wohl zehnmal den gebahnten Eiſenweg von Glauchau bis Wurzen an der weſtlichen Mulde hin, mächtige Reihen von Perſonen- und Güterzügen mit ſich führend. Die Reiſenden haben

216

Eile. Nur flüchtige Blicke werfen ſie auf die Naturſchönheiten des Muldenthales. Der Wanderer aber, der keine Eile hat, der des Lebens Sorgen und Mühen auf Tage von ſich ſchütteln möchte, wählt den oft ſchmalen und holperigen Weg, der bald links, bald rechts vom Fluſſe, bald über ſonnige Wieſen, bald im kühlen Waldſchatten über ſchwellendes Moos, bald am hochragenden Felſen vorüber führt und hier ein ſtilles Dorf, dort eine klappernde Mühle berührt. Im Walde nicken ihm die weißen, blauen und gelben Waldblumen zu, huſcht ihm ein ſcheues Eichhörnchen über den Weg, murmelt ein ſtürzendes Waldbächlein ihm ſeinen Gruß entgegen. Über ihm rauſchen die Eichen und Buchen und Birken, es ſchauen ihn die Tannen und Fichten ernſt an, es jubilieren die Vögelein und krächzen die Raben, und in den das Waldesdunkel durchbrechenden Strahlen ſpielen farbige Schmetterlinge.

Vor der ſtillen Dorfſchenke kann er an dem Tiſche unter ſchattendem Laub dache ſich den Schweiß von der Stirn trocknen und an einem kühlen Trunke ſich erlaben oder in der gaſtlichen Herberge der Stadt an einem reichlichen Mahle ſich letzen.

Wie weit wird bei ſolcher Wanderung im Sonnenſchein und Waldesduft die Bruſt, wie leicht das Herz, wie klar das Auge! Wie feurig rollt das im Stubendunſt ſäumig gewordene Blut durch die verſteiften Glieder, und wie hell ertönen die Dankespſalmen gegen den großen Meiſter, der hier „ſeine Tempel ſich aufgebaut!“

Hinter den Bergen aber, ſeitab vom lieblichen Muldenthale, wohnen auch Leute und giebt es auch Sinn- und Herzerfreuendes.

Am rechten Muldenufer erhebt sich von Glauchau an ein Höhenzug, der, zum Teil dicht bewaldet, bis zur Chemnitz sich hinzieht. Als Eckpfeiler liegen nahe am westlichen Ende der Hohensteiner Berg, am südlichen Abhange und um nördlichen die Langenberger Höhe mit herrlicher Aussicht, in gleicher Weise am östlichen Ende südlich der Schloßchemnitzberg und der Tauraſtein bei Burgstädt, beide ins Chemnitzthal hinabschauend. In der Mitte des Höhenzugs aber ragt im Rabensteiner Walde der Totenstein hervor, zu dessen Fuße südlich das große Dorf Grüna, nördlich aber das Dorf Pleiße und die jüngste Stadt Sachsens, das gewerbfleißige Limbach, sich hinziehen.

Außer durch seine herrliche Aussicht nach Süd und Nord, welche seit einigen Jahren durch einen von dem Limbach-Rabensteiner Erzgebirgsverein errichteten Aussichtsturm, den Maria-Josephaturm, erweitert wird, zeichnet sich der Totenstein noch durch eine Naturschönheit aus. An seiner nördlichen Seite wächst das sonst seltene Gold- oder Leuchtmoos, welches im Dunkeln mit phosphornem Glanze schimmert. Eine heidnische Königstochter soll mit ihren Schätzen darin verzaubert sein — so meldet die Sage. Weiter sagt sie nichts. Doch knüpft sich an den Totenstein noch eine andere Sage, die uns einführt in eine Zeit, in der er, vor nun mehr als 1000 Jahren, der Schauplatz der Kämpfe war, in denen Germanen und Sorben-Wenden, Christentum und Heidentum um die Herrschaft rungen.

217 J.

Der Friedlose.

Bei dem romantisch gelegenen Schlosse Rochsburg drängen, hüben und drüben eng aneinander gerückt, sich die Felsen an die Ufer der Mulde heran, so daß der Fluß sich zwischen ihnen kaum durchzwängen kann und, an manchen Stellen zum Stillstand gebracht, trübe Untiefen bildet.

Am rechten Ufer stehen Gruppen mächtiger Tannen und Eichen, oft dicht am Wasser; hie und da hat die Flut das Wurzelwerk unterwühlt, und die Baum riesen haben sich halben Wuchses über den Wasserspiegel geneigt.

Dazu stemmen sich mächtige Felsblöcke den Wellen entgegen und teilen diese in kleine Wasserarme. Wer über den Fluß hinüber will, vermag wohl, gestützt auf starken Speer, von Block zu Block sich hinüberzuschwingen.

Lange bevor ein Stein auf dem andern sich zur stolzen Burg auftürmte, stand auf dem linken Ufer eine Pfahlburg, ein aus starken Baumstämmen er richtetes Gebäu, dessen Dachbalken zum Schutze gegen Sturm und Wetter mit schweren Felsstücken belegt waren. Neben diesem Gebäu sind niedere Hürden für Weide- und Ackervieh zu sehen, sowie Wohnungen für die Dienstmannen des Gaurichters Ottfried, der die Wacht zu halten hat gegen die feindlichen Sorben und unter den germanischen Stammesgenossen das Recht pflegt im Namen des Königs. In geraumem Umfange schließt ein Pfahlzaun, fest in die Erde ge rammt und von starken Fichtenzweigen durchflochten, als Schutzwehr gegen feind lichen Überfall diese Wohnplätze der vor kurzem eingewanderten Franken ein, und das Wasser der Mulde ist in tiefe Gräben gezogen, wo nicht steiler Fels schützt. Denn hier ist nicht gut hausen! Drüben im Steinthale Chamnizin wohnen die Sorben-Wenden, die Todfeinde der Germanen. Sie betrachten diese als Räuber und Eindringlinge.

Auf dem Pfahlbau ist, um höheren als menschlichen Schutz zu bieten, das Bild des heiligen Rochus aufgerichtet. Die Germanen sind ja schon vor mehr als hundert Jahren dem Christengotte dienstbar geworden, als der große Karl die Widerspenstigen mit dem Schwerte ins Taufwasser trieb. Unter dem Pfahl bau wendet sich der Fluß, und man kann von der Burg aus nicht den Wasser lauf entlang sehen.

Da hallt ein gellender Schrei aus dem Walde heraus, wie wenn ein Reh sein Rickchen lockt. Vom linken Ufer her läßt ein zweiter sich hören. Es ist nicht der Wiederhall; denn zweimal ist er kurz abgebrochen. Hinter

dem Buschwerk hat sich ein Mann verborgen. Eine dicke Lederkappe deckt sein Haupt, braune Locken quellen unter ihr hervor, und glänzend schwarze Rabenfedern schwanken rechts und links herab, ein Schmuck des freien Mannes. Lederkoller und gleiche Ge wandung decken Oberleib und Oberschenkel, während die Beine vom Knie an nackt sind. Um die Schultern hat er ein Wolfsfell geschlungen, das unter dem Halse von einem eisernen Kettchen zusammengehalten wird. In der Hand trägt er einen Speer von zwei Manneslängen und im Gürtel ein Steinbeil. Er schwingt sich leicht, auf den Speer gestützt, von Stein zu Stein und gelangt so ans andere Ufer.

218

Dort wartet seiner eine Jungfrau mit ängstlicher Gebärde. Über ein weiches Wollengewand, wie es die Sorben weben — denn sie sind geschickter als die Germanen – und wie es von Händlern trotz aller Feindseligkeit Gewinnes wegen in den deutschen Grenzgauen verkauft wird, legt sich ein Mantel von Lämmer fellen, von einem Perlenbande zusammengehalten, das die kunstreichen Welschen gegen hohen Preis liefern. Das lang herabwallende Haupthaar, das ein liebliches Antlitz umsäumt, wird von einem schwarzbeinernen Ringkamm begrenzt, so daß die hellblauen Augen frei dem Jünglinge entgegenstrahlen.

So stehen die Germanenkinder in Kraft und Schönheit einander gegenüber.

„Hildigis," rief der Jüngling, der sich vor dem Mädchen wie ein Löwe vor dem Lamme auf ein Knie niederbog, „Hildigis, was bringst du mir für Kunde?"

„Schlimme, Jungraban!" gab das Mädchen traurig zurück. „Sie haben dich friedlos gemacht. Mein Vater hätte dich gern geborgen; aber die Schöppen wollen die Satzungen heilig gehalten wissen. Wer einen Schwertgenossen im Trunk und Spiel zornblind niederschlägt, wird friedlos gemacht."

„Friedlos? — So soll ich verstoßen sein von jeder heimatlichen Schwelle, und jede Frevlerhand kann mich niederstoßen wie einen Wolf, der in die Herde bricht? – Wie gern wollt' ich mit der Wildgans nach Süden ziehen, aber kein Schwertgenosse darf mich neben sich dulden! – Und dich soll ich nicht mehr sehen, du Liebliche!"

„O, dein unseliger Zorn!" schluchzte Hildigis, „warum schlugst du auch den Luitwolf!"

„Ein Bube ist er! Nicht nur, daß er mir die Hälfte meiner Habe im falschen Spiele abnahm und mich dann noch höhnte, nein, er rühmte sich frech, dein Buhle zu sein; da schlug ich ihn auf das Schandmaul, daß er blutend ins Gras stürzte. Das thut mir nicht leid. Ist er tot?"

„Nein, und deswegen haben die Schöppen den Schiedspruch gethan: Wenn du eine große That verrichtest für das Volk oder für den Glauben, so soll der Unfrieden von dir genommen werden. Doch fliehe; denn wenn du hier gefangen wirst, so schneidet man dir die Locken ab, und du wirst ein Unfreier!"

In einem Fischnetze reichte sie ihm Gerstenbrot und Schinken und ein Füll horn mit Met zu einiger Letze auf den Weg, drückte ihn noch einmal an die Brust und verschwand rasch im Gebüsch.

Jungraban schaute ihr voll Schmerz nach, ergriff dann rasch das Fischnetz und kehrte auf dem Blockwege wieder aufs rechte Ufer zurück. Von da sah er nochmals nach der Pfahlburg. „Hildigis!" Er streckte die Arme verlangend über das Wasser. Dann sprach er in sich hinein: „Ja, eine große That, eine große That!"

Damit schritt er in die Wildnis hinein.

219

II.

Im Miriquidi-Walde.

„Wohin, wohin, Jungraban?“

Es war ihm, als wenn die Raben ihm diese Frage zugekrächzt hätten.

Tiefe, tiefe Stille war um ihn. Wer weiß, wie lange er menschlichen Laut nicht vernehmen sollte!

„Wohin du willst,“ antwortete er sich selbst, „überall hin, nur nicht, wohin du gern möchtest, nicht zu Hildigis!“

Mächtige, bis an die Wolken reichende Tannen umstanden ihn, und in ihren Wipfeln rauschte dumpf der Abendwind. Aufwärts lenkte er seine Schritte, und bald war ihm der blaue Schimmer der Mulde entschwunden. Durch das Waldesdunkel hinschreitend, vernahm er das Tosen des Wasserfalles. Lauter und lauter ließ dieser sich vernehmen. Das Wundern wurde mühsam. Er kletterte über verstürzte Baumstämme, stolperte über bemooste Felsblöcke, verfing sich in dichtem Gestrüpp und gelangte endlich auf eine Fläche, welche breite Spuren zeigte, die er als Fußtritte des Bären erkannte, der sich einen Weg zur Tränke gebahnt hatte. Dunkler und dunkler wurde es um ihn, und näher rückte ihm der Donner des Wasserfalles. Mit kräftigem Rucke riß er verschlungenes Geäst von Erlenbüschen auseinander und kam wieder ins Helle. Er stand vor der Brause.

Von turmhohen Felsen stürzte ein Waldbach in die Tiefe; von Block zu Block abspringend, in tausend Stäubchen zerschlagen, umsäumten weiß schäumend seine Wellen Staffel um Staffel. Schaumringel umtanzten die Steine, fußhoch sich auftürmend, um in kleinen Rieseln dem nächsten Blocke zuzufließen. In die Tiefe gelangt, sammelten sich die Wasser in einem Kessel, oben kurze Wellen schlagend, unten aber regungslos festgehalten, bis sie langsam den Abfluß zur Mulde fanden.

Hier wohnten die Waldmännlein und die Wassernixen, die im Mondenscheine auf den weißen Schaumkanten sich wiegten und in toller Jagd von Block zu Block sprangen. In dem Wasserloche aber hauste der Wassermolch, der den verirrten Wanderer in die Tiefe riß, daß der Arme Sonne und Mond nimmer wieder zu schauen bekam. Jungraban schauderte. Auf der Kuppe angelangt, schwang er sich über den Buch. Die Nacht war gekommen. Milde setzte er sich unter das Geäst einer Eiche, holte aus seinem Netze einige Bissen hervor und sog aus seinem Trinkhorn einige Schlucke Met, womit er die Nerven belebte und die Muskeln erfrischte. — „Hildigis, deinen blauen Augen und deinen Rosen lippen sei dieser Trunk geweiht!“ —

Schläfrig lehnte er sich an den moosigen Stamm, und seine Augen schlossen sich. Wie lange er geschlafen, wußte er nicht. Brechende und knisternde Zweige machten ihn munter. Nicht weit von ihm stand ein riesiger Bär, der mitstaunendem Blicke den seltsamen Wanderer betrachtete. Jungraban sprang auf und ergriff seinen Speer. Braun aber kam gesättigt von seinem Rundgang im Walde; er hatte keine Lust, mit dem Fremdlinge anzubinden, und trottete tiefer in den

220

Wald hinein. In der Ferne erscholl Wolfsgeheul. War's ein Kampf zwischen Wölfen und Hirschen oder Elen oder dem riesigen Ur?

Schon glänzten die Gipfel der Tannen im Morgenschimmer, als Jungraban an den Rand der Hochebene gelangte. In der Ferne sah er das silberne Band des Steinbaches, durchsetzt mit mächtigen Felsblöcken, welche einst auf den Berg höhen gelagert hatten und durch Wasserfluten in das Thal herabgeschwemmt worden waren. War hier etwa die Walstatt, auf welcher einst die Eisriesen mit den Göttern des Landes rangen? Am grünen

Geſtade erblickte Jungraban ſorbiſche Hütten, umgeſtürzten Bienenhäuſern gleich. Zu Haufen lagen ſie beiſammen, Hufeiſen bildend, ungleich den germaniſchen Blockhäuſern. Über den Thüren waren Eiſen von Roſſen als glückverheißende Zeichen angebracht. Um die Hütten lagen Fruchtfelder und Gärten; denn die Sorben waren ſeßhafte Leute und Ackerbauer. An den Zäunen hingen Geſpinſte; die Sorben verſtanden die Webe kunſt. Vor andern Hütten lagen Thongefäße, um an Sonne und Licht zu trocknen. Jungraban hatte von alledem ſchon geſehen und gehört; denn von Zeit zu Zeit waren ſorbiſche Händler auch in den Gau des heiligen Rochus gekommen und die germaniſchen Frauen hatten ihnen gern abgekauft.

Tiefe Stille herrſchte im Sorbendorfe. Auf einem ebenen Platze war ein Steinaltar mit dem Bilde des Bielebog, des Frühlingsgottes, errichtet. Auf dem ſelben ſtanden aus Weidenruten geflochtene Fruchtkörbe; Blumen und Kränze, ſchon welk geworden, lagen auf den Stufen. Die Bewohner hatten ihrem Gotte ein Feſt gefeiert, und ermüdet von Sang, Tanz und Mettrunk, ſchliefen ſie in den hellen Morgen hinein. Jungraban füllte ſein Netz mit Früchten; denn den Feind ſchädigen und ſich nützen durfte jeder ehrliche Mann — wie vielmehr ein Fried loſer, wie er. Bei ſchwindender Dämmerung hielt er es für rätlich, ſich der Höhe wieder zuzuwenden.

So wanderte der Friedloſe Tag für Tag im Miriquidi. Er hörte das Gekrächz der Geier und Raben über ſich, das Gurren der Holztauben, das Grunzen des Ebers und der Bache, die bei ihren Friſchlingen Wacht hielten an ſchat tiger Bucht, das Brummen des Bären, das Heulen des Wolfes; er ſah den endloſen Kampf der Waldtiere, die hier in unverkürzter Freiheit hauſten. Er hörte aber auch den ſüßen Schall der Waldvöglein, den Ruf des Kuckucks und die ſchmeichelnden Töne des Spottvogels. Um ihn ſummten die Hirſchkäfer, die am friſchen Laube der Eichen ſich erlabten, die Horniſſen und Waldbienen. Reiches Leben gab's im Urwalde. Er grub Wurzeln, Paſtinak und wilde Zwiebeln aus, durchſtöberte die Höhlungen der Bäume nach Nußlagern der Eichhörnchen und liſtete den Bienen und Hummeln die Honigwaben ab. Er leerte die Neſter der Vögel von Eiern und lebte ſo Tag für Tag. Ihm war der Wald ein reiches Schatzhaus. Er beſchritt auch hie und da ein ſorbiſches Dorf und nahm unbe ſorgt, was ihm zu nutz ſein konnte. Gefährlich war freilich ein ſolcher Gang; denn die mißtrauiſchen Sorben würden ihn, wenn ſie ihn ertappt hätten, gewiß als fränkiſchen Spion an die nächſte Tanne geknüpft haben.

So rauh das Leben im Walde war, dem Sohne der Wildnis behagte es; und als ſein Füllhorn geleert war, trank er wohlgemut kühles Quellwaſſer.

221

Trübe ward ſein Sinn nur, wenn er ſeiner lieben Hildigis dachte und argwöhnte, daß der unholde Luitwolf ſie herzen könne. Klang ihm ſein linkes Ohr, ſo rief er: „Hildigis?“ und wenn der Klang erſtarb, fügte er freudig hinzu: „Sie gedenkt mein noch!“

III.

Czernebog.

Die Niederung herauf kamen zwei ſorbiſche Männer in Kriegertracht geritten.

Sie ſaßen auf kleinen Pferden mit langen Mähnen; ſpitze Lederkappen deckten das Haupt, auf dem Rücken war ein runder, mit Eleuhaut überzogener Schild befeſtigt. An den Seiten hingen Köcher, geſpickt mit ſcharfen Pfeilen, und der Bogen ſamt dem krummen Schwerte machte die Rüſtung voll. An den Füßen trugen ſie zugeſpitzte Holzſchuhe, deren hinteres Ende als Sporn für das Roß dienen mochte.

„Huſſa, Chuzi!“ rief der eine, „Zivio Hannuſch!“ der andere. „Wo kommſt du her, Chuzi?“

„Ich war auf Ausflug im Frankenlande und bin den Lindenbach herauf bis zur Plißni gestreift.“

„Und ich komme aus dem Lande Missin. Was kündest du Gutes?“

„Gutes? Beim Czernebog, wenig genug! Die Franken und Sachsen rüsten sich, die Kinder unsers Volkes weiter und weiter nach Osten zu drängen. Sind wir vor ihnen schon aus der Ebene gewichen, so werden sie uns auch aus dem Miriquidi treiben. Czernebog! Er vermag nichts gegen den Gott der Franken. Hast du bessere Kunde, Hannusch?“

„Wenn's so wäre! Ich habe die Berge an der Elbe gesehen mit mächtigen Burgen und mannhaftem Kriegsvolk darin. Seit der Sachsenkönig Heinrich unsere Leute in Brennabor geschlagen, ist die Macht unsers Volkes gebrochen. Auch die Hunnen werden uns nicht mehr retten. Bald werden unsere Feinde kommen und unsere Steinstadt zerstören. Unsers Bleibens ist hier nicht mehr. Wir müssen ins Land der Lusitzer. Doch, eins noch kann uns helfen. — Sieh!“

Er zog aus dem Mantel etwas Glänzendes hervor. „Sieh!“

„Das ist das Kreuzbild des Frankengottes. Woher hast du das?“

„Ich hab's vom Altare an der Meissaburg genommen. Wenn die Franken kein Gottesbild mehr haben, dann fehlt ihnen auch seine Hilfe. Meinst nicht auch?“

„Wenn's so wäre! Doch laß uns das güldene Kleinod mit den schönen Steinen verbergen! Weißt, der Sorbe schont des Bruders nicht, wenn er Schmuck sieht. Ich weiß ein sicheres Versteck.“

So ritten sie den Berg hinauf nach dem Totensteine, an dessen letztem Stieg sie absaßen und die müden Rosse am Zügel führten.

Zur selben Stunde wanderte Jungraban am Plißnibache aufwärts. Er strebte nach dem höchsten Punkte des Bergzuges. Steil führte der Pfad endlich zum gewünschten Ziele. Weithin nach Ost und nach West that sich ihm die Welt auf. Nichts als Baumwipfel unter und blauer Himmel über ihm! Ein Fels in Gestalt eines Riesenpilzes zierte die Stelle; die Schwärze des Riesenhutes

222

deutete klärlich an, daß er als Brandstätte gedient hatte. Um ihn, in Hufeisen geordnet, standen halb in den Boden vergrabene Aschekrüge und um diese Schalen aus Thon. Es waren Thränennäpfchen, in denen die Thränen gesammelt waren, welche trauernde Mütter um die Kinder, die Kinder um die lieben Eltern, die Braut um den verlornen Bräutigam, der Bräutigam um die heimgegangene Braut, die Gatten um die verlorenen Gatten geweint hatten. Solange noch Thränen um einen Toten geweint wurden, so lange hatte der Tote nicht Ruhe im Grabe; und er entstieg um Mitternacht seiner Urne und umschwebte die Hütte, in der Weinende noch seufzten. Erst nachdem die Thränen versiegt waren, kam er zur Ruhe.

Jungraban stand auf einer sorbischen Begräbnisstätte, die zugleich Opfer altar für den Czernebog, den schwarzen Kriegsgott, war; Säulen von Pferde knochen und die Gebeine geopferter Kriegsgefangener deuteten ihm dies an. Er befand sich auf dem Totensteine.

Jungraban schauderte nicht. In dem wilden Kampfe um das Dasein, in welchem die Völker damals miteinander rangen, war ein jäher, grausamer und schmerzlicher Tod etwas Alltägliches.

Beim Umgange um den Felsen zeigten sich Fußspuren. Ihnen folgend, entdeckte er den Eingang in eine Höhle, die sich unter dem Totensteine hinzog. Ein willkommener Fund! Er beschloß, hier zu rasten und Nachtruhe zu

halten. Nachdem er sich an Beeren und Wurzeln gelabt und am Quell seinen Durst ge stillt hatte, machte er es sich auf dem weichen Moose in der Höhle behaglich, lehnte den Speer an die Wand, streckte die müden Glieder aus, schlug drei Kreuze über sich zum Schutze gegen die Dämonen der Heiden und schloß die müden Augenlider zum festen Schlummer.

Draußen hatten sich schwarze Wolken zusammengeballt und entsandten fahle Blitze über die Baumwipfel. Es machte Mitternacht herangekommen sein, als der Schläfer die Augen wieder aufschlug. Ein Schauer durchrieselte ihn, nicht aber von der kühlen Nachtluft, sondern von dem, was er sah. Sich bekreuzend, hielt er den Atem an sich. Die enge Höhle war zu einem weiten Raume gewor den, der im matten Scheine einer Vollmondsnacht leuchtete. Rundum blitzte und glänzte und glitzerte allerlei kostbares Gestein und metallenes Gefäß und Ge schmeid. Dem Eingange der Höhle gegenüber erhob sich ein Silberblock wie ein Thronsessel.

Auf demselben erblickte er eine unheimliche Gestalt. Funkelnden Blickes, das schwarze Antlitz von flachsartigem Haarwuchse umgeben, machte sie wohl die Größe eines achtjährigen Knaben haben. In der Rechten trug sie ein blitzendes, krummes Schwert; ein purpurfarbener Königsmantel wallte von den Schultern herab, und um das große, dicke Haupt schlang sich ein Goldreif. Um den Thron standen die Berg-, Wald-, Wasser- und Luftgeister des Miriquidiwaldes, die Waldgeister mit grünen Fichtenzweigen um die Köpfe, die Berggeister mit langen Bärten und mit spitzen Hacken in den Händen, die Wassergeister mit Teichrosen geschmückt und kleine Namen tragend, die Luftgeister mit Fledermausflügeln an den Schultern: lauter zwerghaftes, mißgestaltetes Volk. Sie beugten sich alle vor ihrem furchtbaren Gebieter, dem schrecklichen Czernebog.

223

„Ihr Geister des Berges, des Waldes, des Wassers und der Luft," ließ sich dessen Stimme vernehmen, „was bringt ihr mir am Tage der Sonnenwende als Tribut für meinen Schutz?"

Und die Berggeister traten herzu und schütteten blauschimmernde Edelsteine in die vor dem Throne stehende Truhe.

„Großmächtiger Czernebog," riefen sie, „das bringen wir dir aus dem Schlunde der steinernen Schnecke. Nimm's an in Hulde!" Der Herrscher zwin kerte freundlich mit den Augenwimpern.

Und die Waldgeister traten herbei und schütteten schwarzes Gestein glanz schimmernd auf die Truhe und riefen: „Schwarzes Gold ist's, welches wir tief unter den Wurzeln der Tannen erschürft haben. Laß dir's wohlgefallen, hoher Gebieter!" Und Czernebog nickte gnädig mit dem Haupte.

Und die Wassergeister brachten Muscheln mit herrlichen Perlen und fügten sie zu Czernebogs Schatz, baten um Gunst und erhielten sie zugesichert mit grin sendem Lachen.

Zuletzt kamen die Luftgeister geschwirrt und legten auf die Truhe ein mit Gold und Edelstein reich geschmücktes Kruzifix.

„Dieses Schmuckstück haben wir von den Christen aus dem Tempel auf dem Berge an der Meissa erbeutet. Mag's dich gefreuen, hoher Czernebog!"

„Wehe, wehe, was bringt ihr uns? Das ist der gewaltige Christengott, an dem alle Volks- und Naturgötter zerschellen. Wo er seinen Einzug hält, da kommen seine Knechte nach, und alle Berg-, Wald-, Wasser- und Luftgötter sind verloren! Unsere Altäre stürzen, unsere Besten wanken!"

„Im Namen des dreieinigen Gottes, fahrt zur Hölle, ihr Teufelsbrut, ihr Dämonen der Finsternis!" Jungraban rief's, er war aufgesprungen und hatte seinen Speer auf die Truhe geworfen. Mit starkem Arm riß er das Kruzifix

an sich, hob es in die Höhe und rief nochmals mit donnernder Stimme: „Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit! Fort mit euch in den brennenden Pfuhl, ihr Kirchenräuber!“

Da schrillte und pfiff und fauchte es in der Luft: „Hussein, hui, hui holla!“ Donnerschläge krachten, daß die Felsen erbebten. Der Lichtglanz erlosch. Jungraban fühlte sich an die Höhlenwand geschleudert und fiel betäubt zu Boden. Undurchdringliche Finsternis umgab ihn, bis das Tageslicht zum Eingange herein drang. Er ergriff seinen Speer und stürzte vor die Höhle. Sich umblickend, bemerkte er, wie die Truhe samt den Schätzen in die Erde versank und nur noch ein matter Glanz, wie von Johanniskäfern herrührend, auf dem Boden lag. In der Rechten aber hielt er das den Dämonen entrissene Kruzifix.

Er hob es dem Morgenlicht entgegen, sank auf die Kniee und betete alle frommen Gebete, die er von den Priestern gelernt hatte: das Benediktus und das Kyrie, das Ave Maria und das Paternoster. Nun verließ er den Totenstein.

„Hildigis, der Gekreuzigte führe mich zu dir; bringt er doch Gnade allen Sündern, Gnade auch mir!“

224

IV. Die Sühnung.

Das heilige Kleinod am Busen tragend, schritt der Friedlose vom Berge hinab, während er im Geiste sich das Erlebnis der Nacht zurechtlegte. Sein Schritt ging der Morgensonne entgegen auf Fährten, auf welchen die Jäger das mißtrauische Wild zu beschleichen pflegen. Nach einstündigem Wandern gelangte er auf eine tiefer gelegene Waldkuppe, die mit einer einzeln stehenden, breitarmigen Linde gezeichnet war und eine weite Umschau in das tief gelegene Chamnizin – die Steinstadt — bot. Von Buschwerk halb verdeckt, bemerkte er eine männ liche Gestalt.

„Ein Kuttenmann!“ flüsterte er leise vor sich hin.

Das Knistern und Rauschen der Buschzweige, durch welche er sich zwängte, hatte ihn jedenfalls verraten. Der Mönch wollte sich eiligen Schrittes entfernen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief Jungraban ihm zu.

Der Mönch stand. „In Einigkeit, Amen!“ gab er zurück. Er trat zögernd näher. „Wie kommt ein Christenmensch in das Land der heidnischen Finsternis?“

„Wer friedlos gemacht worden ist, muß der nicht Heimat und Genossen meiden?“

„Hast gewiß in blinder Wut deine Hand in Menschenblut getaucht, wie ihr wilden Mannen so gern thut, die ihr keinen Unterschied macht zwischen der un vernünftigen Kreatur und dem Ebenbilde Gottes, dem Erlösten Christi!“

Jungraban nickte stumm. „Ja, ehrwürdiger Bruder, das weiß Eures gleichen auch nicht, wie unsereinem das Blut kocht, wenn ein Schurke einem das Liebste mit Kot besudelt.“

Jetzt ging dem frommen Mann ein Zucken über das Antlitz. „Man muß nicht immer Mönch gewesen sein. — Was trägst du aber unter dem Gewande?“

Einen Augenblick stand der Mönche wie versteinert. „Das ist ja das herr liche Gottesbild, welches der Heilige Vater in Rom dem neuen Dome in Meißen geschenkt hat, und das von frechen Händen vom Altare weg geraubt worden ist!“

Jungraban erzählte nun sein nächtliches Erlebnis in der Höhle am Toten steine. Der Mönch bekreuzte sich und rief erfreut: „So bist du unter den Geistern der Hölle und unter den Dämonen der Finsternis gewesen und hast ihnen das Kleinod des Evangeliums entwunden! Gesegnet seist du ob dieser That! Wie der heilige Georgius hast du mit Drachen und Schlangen gekämpft. Das soll dir zum Heile gereichen. Deine Schuld soll von dir genommen werden. Wisse, ich bin von dem hochwürdigen Bischof Benno von Meißen gesandt, um aus zuspähen, wohin das Heiligtum des Domes gekommen ist. Und ich, Bruder Anselmus, will dich nun nach Meißen geleiten und für dich sprechen. Der hoch würdige Bischof wird seine Hände auf dein Haupt legen und deine blutbefleckten Hände entsündigen; dann wirst du gereinigt an den heimischen Herd zurückkehren dürfen.“

Nun reichten sie einander die Hände. Vereint wanderten sie den Weg gen Osten durch Wald und Thal, über Berg und Sturzbach, bis sie an die

225

Fluten des mächtigen Elbstroms gelangten. Dort, wo die Hügel von Westen her in Ringform an den Strom sich drängen und die letzten Ausläufer schon den Fuß ins Wasser tauchen, krönte ein Steinbau mit Mauern und Türmen den Berg gipfel, trotzig hineinschauend ins jenseitige Sorbenland.

„Das ist die Burg Meißen, welche der glorreiche König Heinrich der Sachse zur Abwehr des Ansturmes räuberischer Sorben angelegt hat, und das Kuppel dach ist der Dom, welchen sein großer Sohn Otto erbaute, um den Weinstock des Evangeliums hier einzupflanzen. So waltet neben der Schneide des Schwertes das Wort vom Kreuze, um die rauhen Weisen deiner Landsleute zu zähmen, damit, wie Jesaias sagt, das Lamm neben dem Löwen grase. Wir haben euch ge lehrt, den Acker zu bauen und mit dem Schweiße der Arbeit den Boden zu netzen anstatt mit Menschenblut.“

Ein Fähnlein Gewappneter ritt daher, allen voran der stattlichste als Führer hell glitzerten die Stahlhelme und Rüstungen im Sonnenglanze.

„Markgraf Thimo von Wettin!“ deutete der Mönch dem Jünglinge, dessen Augen bei diesem Anblicke hell aufleuchteten.

Sie gelangten an den Steinbau des Domes. An den Stufen desselben befahl der Mönch: „Harre hier, bis ich dem hochwürdigen Bischof Meldung ge than habe.“

Jungraban setzte sich nieder auf die Kirchenstufen. Sein Gemüt durch schwirrten fröhliche und ängstende Gedanken zugleich. Im Kampfe mit Bär, Wolf und Ur halfen thut sein scharfes Auge, sein markiger Arm und sein ge schmeidiges Gelenk; aber in das Gewebe heiliger Bräuche und Satzungen mochte sich der Kopf des Naturmenschen nicht hineinfinden. „Was werden sie mit mir beginnen? Zur Not habe ich noch meinen Speer und mein Steinbeil. In Ketten lasse ich mich nicht schlagen und werde, wie unter das Zaubervolk, so auch Unter die Kuttenmänner hineinhauen, wenn sie mich fahen wollen.“

Freundlicher aber war das Bild, das er sich nun ausmalte: der Bischof legte väterlich die Hände auf ihn und entließ ihn gesegnet in die Heimat, wo er gesühnt vor Hildigis trat. „O Hildigis!“ rief er, sich selbst vergessend, „Jung raban kommt wieder zu dir!“

Aus dem geöffneten Portale des Bischofshauses trat jetzt der Bischof, ge schmückt mit Mitra und Meßgewand und begleitet von den Priestern und Diakonen, unter ihnen Pater Anselmus. Sie nahten feierlich dem Dome. Anselmus faßte Jungraban am Arme und zog den Sträubenden mit sich fort. Am Altare, auf welchen der Bischof das Kruzifix setzte, knieten sie nieder, und leise Dankgebete, gemischt mit lauten Lobgesängen, stiegen zum

Himmel empor. Dann wandte sich der Bischof zu dem staunenden Jünglinge, der jetzt noch allein am Altare kniete, und seine Stimme klang feierlich wie eines Gottes Stimme:

„Jungraban, aus den Mannen der Burg des heiligen Rochus, bezeuge vor dem allwissenden Gott und allen seinen Heiligen, daß du dies Kreuzbild des Er lösers in der Höhle am Totensteine im Sorbenlande den Dämonen der Heiden entwunden und hierher gebracht hast, damit es wieder an heiliger Stätte stehe zum Troste gläubiger Christen."

15

226

Jungraban rief: „Ich bezeuge es vor Gott und allen Heiligen, ich habe es gethan."

Der Bischof schlug dreimal das Kreuz über Jungrabans Hände, legte die Hände auf sein Haupt und sprach lateinische Sprüche, die Jungraban zwar nicht verstand, bei denen es ihn aber durchrieselte bis in Mark und Bein, als stiege er in ein kühlendes Bad. Dem Bischofe nach thaten die Priester und Anselmus gleich also.

„Du bist gesühnt, und des Domes Schreiber soll dir ein Pergament mit Schrift und Spruch ausstellen, damit du straffrei unter die Deinen zurückkehren kannst. Kein Mensch auf der Erde soll dir deine Schuld vorwerfen dürfen, wo fern er nicht in den Bann der heiligen Kirche verfallen will, die da Macht hat zu binden und zu lösen im Namen des dreieinigen Gottes."

Und es geschah also.

Pater Anselmus übernahm es gern, seinen Reisegefährten vom Miriquidi in die Heimat zu geleiten. Nach zwei Tagen hielten zwei Reiter vor der Pfahl burg des heiligen Rochus am Strome der Mulde. Der Mönch verdeutschte dem Gaurichter Ottfried und seinen Schöppen das Pergament und deutete ihnen Siegel und Wappen, und der Richter wandte sich an seine Genossen und sprach:

„Ihr wißt, freie Mannen, daß wir Jungraban wegen jäher Gewaltthat, an dem Stammesgenossen Luitwolf begangen, aus dem Frieden des Gaues ge bannt haben nach den Rechten unsers Volkes, bis er durch eine rühmliche That seine Schuld gesühnt habe. In diesem Pergamente thut uns das hochwürdige Domkapitel zu Meißen kund, daß Jungraban das heilige Bild des Erlösers, das frech vom Altare weggestohlen war, aus dem Lande der Sorben, unserer Feinde, gerettet und wieder an heilige Stätte gebracht hat. Haltet ihr diese That für vollwichtig genug, ihn in den Frieden des Gaues wieder aufzunehmen? Gedenkt dabei, daß Luitwolf nach kurzer Niederlage sich wieder vom Lager erhoben und vermocht hat, zum Kriegsheere des Kaisers in Welschland zu stoßen, somit nur geringen Schaden am Leibe und Wohlsein erlitten hat. Sprecht als freie ger manische Männer!"

„Es sei ihm zu Lob und Ehren gerechnet!" und sie schlugen die Schwerter klirrend zusammen.

„So soll Priesterwort durch Volksspruch bestätigt sein!" Und der Richter gürtete dem Gesühnten das Schwert um zum Zeichen, daß er wieder zu den freien Mannen gezählt werde.

Jungraban erhob sich und schwang das Schwert dreimal über seinem Haupte, wie der Brauch es forderte.

Seine Blicke flogen umher. — „Ich weiß, wen du suchst, du sollst sie sehen," sprach der Richter. Er führte ihn ins Frauengemach.

„Hildigis!" — „Jungraban!" klang's zusammen wie Glockengetön, und was weiter geschah, mag jedes Herz sich selbst sagen, das nach langer, banger Trennung sein Liebstes auf Erden wiedersieht.

In kurzem unternahmen die Gewappneten des Stromgaues einen Streifzug ins Sorbenland. Sie fanden daselbst die Hütten verlassen; ein Schrecken war

227

über die Sorben gekommen, so daß sie ihr Heil im Abzuge gesucht hatten. In der Nähe der Linde, wo Jungraban den Mönch getroffen hatte, baute er sich eine Pfahlburg, in welche er mit den Schwertgenossen und mit seiner Hildigis einzog. Enkel und Urenkel bauten den Pfahlbau in einen Steinbau um und nannten ihn nach dem Ahnen ihres Geschlechts Rabenstein.

Pater Anselmus kam mit geistlichen Brüdern aus dem Meißnerlande herbei, und sie ließen sich in Einsiedeleien nieder, damit neben der Schärfe des Schwertes auch die Milde des göttlichen Wortes weile. Reiche Gaben von fürstlicher und geistlicher Hand wandelten die Einsiedeleien in ein dem heiligen Benediktus ge weihtes Kloster um.

Je lichter es im Miriquidiwalde und im Steinbachthale oder, wie es die Sorben nannten, im Chamnizin (Chemnitzthale) wurde, um so fröhlicher blühte das Land Unter dem Schutze des Schwertes und unter der Hand des Pflügers auf, und die Nachwelt weiß nichts mehr von den Schrecknissen des Miriquidi waldes und wandert im Frühlinge in Scharen mit Sang und Klang an den ge brochenen Mauern und dem zerfallenen Turme von Rabenstein und an der Mond scheinlinde vorüber hinauf zum Totenstein.

Wilhelm Schilling.

Kapitel 51

Chemnitz, die bedeutendſte Fabrikſtadt Sachſens.

Nähert man ſich auf einem der verſchiedenen Schienenwege dem am Fuße des Erzgebirges gelegenen und vom Chemnitzfluſſe durchſchnittenen Chemnitzer Thalkeſſel, ſo wird man teils durch die trübe Rauchwolke, die über dem Thale lagert, teils durch die ſchon von ferne ſichtbaren zahlreichen turmhohen Eſſen daran gemahnt, daß man einem großen Fabrikorte zufährt. Iſt der Bahnhof erreicht, ſo erkennt man noch klarer als zuvor, daß man in der That einen Fabrikort erſten Ranges vor ſich hat.

Nicht nur die gewaltige Ausdehnung der Bahnhofsanlage, nicht nur die langen Reihen von Packwagen, die oft turmhoch mit allerhand Maſchinen und Maſchinenteilen beladen ſind oder beladen werden, ſondern auch der Perſonen verkehr weiſt darauf hin, daß man an einer Stätte ſtraffer Arbeit und reger induſtrieller Thätigkeit angekommen iſt. Fein geputzte Herren und Damen, wie ſie auf den Bahnhöfen der Bade- und Vergnügungsorte ankommen und abfahren, bilden hier die Minderheit; dafür aber drängen ſich untereinander Geſchäftsreiſende aller Art mit Muſterkoffern und Paketen, ſowie Arbeiter und Arbeiterinnen, die von auswärts kommen, um Arbeit zu ſuchen oder die im Hauſe gefertigten Waren, in Querſäcken, Hocken und Körben verpackt, zur Ablieferung in die größeren Ge ſchäfte zu beſorgen.

Hier giebt's kein gemächliches Plaudern und Schlendern; ſtumm eilen die Angekommenen aneinander vorüber, dem Innern der Stadt zu, denn: „ Zeit iſt Geld.“ Auch wir folgen dem großen Menſchenſtrome, um wandernd die verſchiedenen Bilder der Fabrikſtadt an uns vorüberziehen zu laſſen.

228

Schon in nächſter Nähe des Bahnhofes vernehmen wir ein ſtarkes, nerven erſchütterndes Getöſe von klirrendem Eiſen. Von Rollwagen, die vor den Thüren eines langen, geſchwärzten, unſchönen Gebäudes ſtehen, werden ſchwere Eiſenbarren zur Erde geworfen. Dieſe Barren ſollen alsdann nach einem großen Raume im Innern des Gebäudes gebracht, zerſtückt, in gewaltigen Ofen geſchmolzen, hierauf in flüſſigem Zuſtande in Erdformen gegoſſen und ſo zu allerhand Maſchinenteilen umgewandelt werden. Wir befinden uns vor einer Eiſengießerei.

Rußige Männer wehren uns den Eintritt; denn während der Arbeit ist jeder Fremde in der Werkstatt lästig; auch ist das Verweilen in der Nähe der feuerflüssigen Eisen masse nicht ungefährlich.

Der Eisengießerei gegenüber befindet sich ein Gebäude, aus dem ein wahrer Höllenlärm hervordringt. Riesenhafte Eisenplatten werden hier zu Dampf kesseln zusammengeschmiedet. Hämmer von Centnerschwere, durch Dampfkraft gehoben, fallen auf die Platten nieder, die auf einem großen Amboß liegen. Die zusammengeschmiedeten Platten, die zu größerer Festigkeit noch mit großen Nieten verbunden werden, erhalten, ebenfalls durch Dampfkraft, zuletzt die Form eines Cylinders, und der Dampfkessel ist fertig.

Nur wenige Straßen davon liegt eine der vielen Maschinenfabriken. In derselben baut man allerhand kleinere Maschinen, namentlich Webstühle. Hier geht es nicht ganz so laut zu; doch hört man das Schnurren der Räder, welche die Kraft der Dampfmaschine übertragen, das Kreischen der Drehbänke, der Hobel und Bohrmaschinen und das Rasseln der Feilen. Hochinteressant ist es, der Arbeit einer solchen Drehbank oder Hobelmaschine zuzusehen. Wie der Hobel des Tischlers und das Messer des Holzdrehers in das Holz einschneidet und lockige Späne abschleißt, so hier der Eisenhobel und der Eisengriffel, die freilich etwas anders aussehen als die Werkzeuge des Holzarbeiters. Mit einer majestätischen Ruhe verrichtet die Maschine ihre Arbeit, und es scheint, als ob zu der gewaltigen Leistung nicht mehr Kraft gehöre, als etwa, um von einem Apfel die Schale zu trennen. Die Kraft aber, mit der alle Arbeiten hier vollbracht werden, liefert die Dampfmaschine, die in dem nahen Maschinenhause steht und sich durch das weit hin vernehmbare Zischen des dem Dampfrohre entweichenden Dampfes verrät.

Hunderte von Arbeitern sind in einer solchen Maschinenbauwerkstatt thätig, und durch Hunderte von Händen muß eine Maschine erst gehen, ehe sie fertig ist und ihrem Zwecke übergeben werden kann. Die Gießerei liefert die groben Teile zu den Gestellen, die Schmiede arbeitet die kleineren Bestandteile vor. Diese wandern hierauf in die Hände der Maschinenschlosser, um geglättet, eingepaßt und zurechtgemacht zu werden; zuletzt wird alles vom Monteur zusammengesetzt. In einer solchen Werkstatt hat jeder Arbeiter eine festbestimmte Beschäftigung und auch nur diese. Der eine z. B. macht nur Schrauben, der andere nur die feinen Nadeln des Webstuhls, ein dritter fertigt nur Federn u. s. f. Durch diese Teilung der Arbeit wird die größtmögliche Geschicklichkeit und Schnelligkeit bei der An fertigung der einzelnen Maschinenteile erzielt, und nur auf diese Weise kann eine Maschine so vollkommen und dabei so billig hergestellt werden, wie es heutzutage der Fall ist.

229

Neben dem Eisen spielt in Chemnitz die Baumwolle die wichtigste Rolle, und die Bearbeitung derselben hat seinerzeit der Stadt Chemnitz die Bezeichnung „sächsisches Manchester“ eingetragen.

Ganz in der Nähe des Bahnhofes steht das stattliche, vielstöckige Gebäude der Aktienspinnerei, in welchem an 70000 Spindeln im Gange sind. Hier wird mit Hilfe der Dampfkraft und unter Verwendung feinster Mechanik fast ganz ohne Menschenhände aus der rohen Baumwolle der feine, glatte und von jedem fremden Bestandteile reine Garnfaden hergestellt, der nun anderwärts zur Bereitung der verschiedensten Webstoffe verwendet wird. Besuchen mir die ein zelnen Räume der Spinnerei, so sehen wir zunächst den „Wolf“, der die rohe Baumwollenfaser reinigt, die Schlagmaschine, welche die reine Baumwolle auf lockert, sodann die Krempelmaschine, aus der sie, in ein gleichmäßiges Vließ ver wandelt, wie der weiße Schaum eines Wasserfalles hervorquillt. In den oberen Sälen des Gebäudes werden diese Vließe zu Garnsträngen ausgezogen, die, von Maschine zu Maschine wandernd, immer feiner werden, bis sie sich endlich als Feingespinst von den Spindeln auf die Spulen aufwinden. Bei dem allen thun die Arbeiter und Arbeiterinnen nur wenig; ihre Aufgabe besteht in der Haupt sache darin, etwaige Unregelmäßigkeiten im Gange der Maschine zu beseitigen und die fertigen Waren abzunehmen.

Aus dieſer Spinnerei und aus zahlreichen gleichartigen Etabliſſements in den Flußthälern der Zſchopau und Flöha beziehen die vielen mechaniſchen Webe reien von Chemnitz, Zſchopau u. dergl., ſowie einige vogtländiſche Fabrikorte ihre Garne zur Bereitung von Wäſcheſtoffen, Kleiderkattunen und anderen Geweben, die in Millionen von Ballen dem In- und Auslande zugeführt werden.

Ein beſonderer Zweig der Weberei iſt die Strumpfwirkerei, die eben falls in Chemnitz ihren Hauptſitz hat, jedoch auch in den umliegenden großen Dorfſchaften und in den Städten Limbach, Stollberg und Hohenſtein-Ernſtthal ſchwunghaft betrieben wird. Der Strumpfwirker fertigt auf ſeinen Strumpf ſtühlen teils mit, teils ohne Beihilfe der Dampfkraft nicht nur Strümpfe, ſondern auch Unterbeinkleider, Unterjacken, Handſchuhe und mancherlei andere Bekleidungs gegenſtände, die mit der Strumpffabrikation gar nicht im Zuſammenhange zu ſtehen ſcheinen. Welche Maſſen von dieſen Waren alljährlich erzeugt werden, davon geben die großen Lagerräume der Fabriken ein deutliches Bild, in welchen ſie bergehoch zum Verſand aufgeſtapelt liegen. Von der Billigkeit einzelner Waren erhält man einen Begriff, wenn man hört, daß man ein Dutzend fertiger Strümpfe, gebleicht, geglättet und in eine hübſche Pappſchachtel verpackt, ſchon für den Preis von 2 Mark kaufen kann.

Daß mit den Webereien und Wirkereien der Stadt Chemnitz zahlreiche Bleichereien und Färbereien, ſowie Appreturanſtalten in Verbindung ſtehen, in denen den rohen Waren Form, Glanz und Farbe verliehen wird, iſt ſelbſtverſtändlich, und im Hinblick darauf wird es auch erklärlich, daß alle Ge wäſſer in und um Chemnitz eine ſchmutzige Färbung haben, was wir namentlich um Chemnitzfluſſe und am Gablenzbach beobachten können.

230

Schließen wir nach Betrachtung dieſer Werkſtätten unſere Wanderung ab! Zwar haben wir dabei noch lange nicht alles geſehen, was den Chemnitzer Ge werbfleiß kennzeichnet; aber einen allgemeinen Begriff dürften wir doch wohl gewonnen haben von „Chemnitz, dem erſten Induſtrieorte Sachſens“.

Moritz Baron.

Kapitel 52

Chemnitz im ſiebenjährigen Kriege.

Faſt in jedem Kriege, der auf deutſchem Boden ausgefochten wurde, war Chemnitz bald mehr, bald weniger in Mitleidenſchaft gezogen. Am ſchwerſten litt es bekanntlich im dreißigjährigen Kriege. Schwer genug aber waren auch die Heimſuchungen in der Zeit der Napoleoniſchen Kämpfe und, wie wohl weniger bekannt iſt, im ſiebenjährigen Kriege. Eine handſchriftliche Chronik, die kürzlich in den Beſitz des Vereins für Chemnitzer Geſchichte gelangt iſt, giebt über die Leiden der Stadt in dieſem Kriege die eingehendſten Nachrichten, die um ſo wertvoller ſind, als ſie der Feder eines Augenzeugen entſtammen. Wir entnehmen dieſen Aufzeichnungen das Folgende:

„Nach Endigung des dreißigjährigen Krieges," ſo ſagt unſer Angenzeuge zu Anfang ſeiner Darſtellung, „hat unſere Stadt Chemnitz dergleichen Drangſale in Zeit von 100 Jahren nicht wieder empfunden und ausgeſtanden. In dieſem Kriege, der 6½ Jahre gewähret, ſind bald Preußen, bald Kaiſerliche, bald die Reichsarmee, wie ſogar auch Heſſen, Hannoveraner und Braunſchweiger hier ge weſen; wenn eine Armee oder ein Korps einmal wegkam, ſo kamen gleich wieder andere; und auch die, welche Freunde hießen, haben uns in nichts geſchont, ge ſchweige denn, was die Preußen ausgeübt haben. Denn wenn man die Brand ſchatzungen, Zuſammentreibung der vielen Steuern, Quatember und Schockgelder, die gewaltigen ſtarken Einquartierungen, die erſchreck lichen Lieferungen an Getreide, Hafer und Heu, das grauſame Zu ſammentreiben und Wegnehmen junger Leute zu Rekruten bedenkt, ſo möchte man ſich wundern, wo alles wäre hergekommen. Man hätte ſich unmöglich vorſtellen können, daß es auszuſtehen wäre; wer es hätte vorausgeſagt, daß es ſo lange ſollte dauern, es würden viele verzweifelt ſein. Doch die Güte Gottes ließ es mit uns nicht gar aus ſein; ſeine Barmherzigkeit hatte über Chemnitz noch kein Ende, da in dieſem ganzen Kriege Chemnitz das Glück gehabt, daß es bei ſo vielen wunderlichen Begebenheiten, als Aufruhr, Scharmützeln und Attaken, noch vor Feuersnot iſt behütet worden, da es doch bei ſo vielfältiger und ſtarker Attakierung und bei ſo vielerlei Art von Völkern kein Wunder wäre geweſen, da mit Feuer und Licht nicht allemal behutſam genug iſt umgegangen worden."

Die erſte große Geldforderung wurde am 30. November 1759 geſtellt. Der Bürgerſchaft wurde ein Befehl des Preußiſchen Kriegsdirektoriums, datiert aus Wittenberg, bekannt gegeben, „daß der König von Preußen 100 000 Thaler von der Stadt Chemnitz verlange." Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam dieſe Eröffnung. Eine Summe in ſolchem Betrage hatte noch kein Feind von der

231

Stadt verlangt. Dazu sollte das Geld „bei Vermeidung schwerer Exekution“ in kürzester Frist beschafft werden: 33 000 Thaler am 20. Dezember, die gleiche Summe den 20. Januar und 34 000 Thaler den 20. Februar 1760. Der erste Betrag wurde, wie der Rat anordnete, lediglich von den Kaufleuten und wohl habenden Bürgern aufgebracht; jeder mußte nach Verhältnis seines Vermögens beisteuern, Kaufleute mit Beträgen von 1000–3000, Bürger mit Beträgen von 25–300 Thalern. Alle Gegenrede seitens der Betroffenen war vergeblich. Wer einen Verschreibungszettel erhielt, mußte zahlen. So schloß das Jahr 1759 traurig genug. Die Not hatte sich die Jahre daher immer fühlbarer gemacht. Die fortgesetzten starken Lieferungen, die kostspielige anhaltende Verpflegung der durchziehenden und einquartierten Truppen hatten der Bürgerschaft schon allen Mut genommen. Und jetzt stand der zweite Termin in Aussicht. Diesmal beschritt der Rat den Weg der allgemeinen „Repartition“: er ordnete an, daß die gesamte Bewohnerschaft beitrage. Nach dieser im Druck erschienenen „Repartition“ hatten die Besitzer der im Weichbilde der Stadt gelegenen Häuser und Grundstücke von je 100 Thalern des im letzten Kaufbriefe bestimmten Preises 2 Thaler und von 25 Thalern, die 100 Thaler überstiegen, 2 Groschen, von einem Kaufpreis aber von weniger als 100 Thalern ausnahmslos 2 Thaler zu zahlen. Alle Mietsleute zahlten den dritten Teil des jährlichen Mietzinses, Informatoren, die ein gewisses Gehalt bezogen und freie Wohnung hatten, 1 Thaler, Kauf- und Handelsdiener 2, Gesellen bei „Künstlern und daheim mit gehörigen Professiones“, wie Perücken-, Gold- und Silberarbeiter, Barbiere, Maler und Bildhauer 1 Thaler, Hand werkergesellen 12 Groschen, Tagelöhner, Wollmacherinnen, Spinnerinnen eben soviel, Gärtner, die bei ihrem Herrn freie Wohnung hatten, und Livreebediente, die im Lohne standen, ebenfalls 12 Groschen, Knechte und Mägde endlich, gleich viel, ob sie als Köchinnen oder Hausmägde dienten, ebenso Ammen und Kinder wärterinnen 8 Groschen. Die Einnahme der Gelder erfolgte im Rathause in der Ratsstube. Was an der Hauptsumme noch fehlte, mußte von den Kaufleuten und reicheren Bürgern noch besonders aufgebracht werden. Manche Bürger zahlten noch 10–50 Thaler und mehr, mancher Kaufmann noch über 100 Thaler. Am 25. Januar wurde das Geld nach Freiberg abgeführt.

Die Schritte, die eine Deputation, bestehend in dem Stadtsyndikus Dr. Green, dem Ratsherrn Mayer, dem Kaufmann Johann August Heinrich und dem Viertels meister Hösel, noch kurz vor dem 20. Januar bei Friedrich dem Großen in Frei berg gethan hatte, um eine Ermäßigung der Kontribution zu erwirken, waren nutzlos gewesen. Die dritte Rate, im Betrage von 34 000 Thalern, am 20. Februar fällig, wurde auf dieselbe Weise wie beim zweiten Termin aufgebracht. —

Am 1. Dezember des Jahres 1760 durchlief die Stadt eine neue Schreckens kunde. Der König von Preußen hatte ihr nämlich eine neue Brandschatzung auf auferlegt und gefordert, binnen 6 Wochen in 3 Terminen 250 000 Thaler zu zahlen bei 1000 Thaler Strafe für jeden Tag, den die Zahlung nicht eingehalten würde.

„Chemnitz war erschrecklich hoch angesehen bei unseren Feinden, kein Ort in Sachsen, außer Leipzig, hat so viele Brandschatzung geben dürfen als wir allhier.“ Mittweida mußte 6000 Thaler geben, Frankenberg 3000, Augustusburg 3000,

232

Hohenstein 3000, Chemnitz aber sollte 250 000 Thaler schaffen! Kein Wunder, wenn 14 volle Tage vergingen, ohne daß der erste Betrag, 83 333 Thaler 8 Groschen, vollständig beschafft war. Da ließ der General von Linden, der damals mit 8 Bataillonen Grenadieren hier stand, am 21. Dezember früh um 8 Uhr — es war der 4. Adventsonntag, und man wollte eben zur Kirche gehen — die Bürgerschaft aufs Rathaus fordern, mit dem Bedeuten, wer nicht sofort komme, werde durch einen Soldaten geholt werden. Auf dem Markte vor dem

Rathause war ein Bataillon Grenadiere aufmarschiert. Als sich die Bürgerschaft versammelt hatte, erschien der General von Linden und erklärte, es fehlten zum ersten Termin der Brandschatzung noch 16 000 Thaler, und noch heute müßten diese gezahlt werden; er werde den Rat, sowie die Kaufleute und Bürgerschaft nicht eher aus. dem Rathause lassen, bis sie sich geeinigt hätten, wie sie das Geld noch heute beschafften, und wer den Betrag, der jedem zukomme, nicht schaffe, dessen Haus solle ohne weiteres bis auf den Grund weggerissen werden; so wäre es seines Königs Befehl. Eine Abordnung von Ratsherren, die sich in jenen Tagen zum König von Preußen nach Leipzig begab, um eine Herabsetzung der Brandschatzung zu erlangen, kehrte völlig unverrichteter Sache zurück; nicht das Geringste war erlassen worden. Mit Mühe wurde endlich das Geld für den ersten Termin in der Hauptsache zusammengebracht. Mancher freilich war noch im Rückstande, und schon stand der zweite Termin bevor. Man suchte für diesen das Geld wieder in der bisherigen Weise zusammenzubringen. Doch fehlte am 7. Januar noch viel an der verlangten Summe von 83 333 Thalern, und bei vielen Bewohnern lagen Soldaten zur Exekution wegen der Rückstände. Da, am eben genannten Tage, ließ plötzlich General von Linden den gesamten Rat auf dem Rathause in Arrest setzen.

Keiner durfte das Rathaus einen Augenblick verlassen, nur dem regierenden Bürgermeister Dr. Garman war der Ab- und Zugang gestattet. Alle sollten so lange in Gewahrsam bleiben, bis der zweite Termin völlig bezahlt wäre. Am 8. Januar bereits wurde „Exekution“ in der Stadt eingerichtet, und jeder Soldat erhielt 8 Groschen Exekutionsgebühren. Nach der Größe des zu leistenden Be trages bemaß sich die Zahl der eingelegten Grenadiere. Endlich, am 13. Januar war die zweite Rate beschafft. Als der dritte Termin wurde der 31. Januar an gesetzt. Aber Ende Februar war das Geld noch lange nicht beisammen. Alle Vorstellungen beim König von Preußen wegen Ermäßigung waren vergeblich. Da gab es denn wieder starke Exekution. Kaufleute bekamen 8—10 Grenadiere ins Haus, die Essen und Trinken erhalten mußten, soviel sie verlangten, und außerdem je 8 Groschen Gebühr. Gewöhnlichen Bürgern wurde nur ein Soldat zur Exekution ins Haus gelegt, der auch bloß die üblichen Gebühren, aber keine Verpflegung erhielt. Als am 26. Februar noch immer das Geld nicht vollständig bezahlt war, ließ General von Linden von neuem den gesamten Rat auf dem Rathause in Gewahrsam setzen. Das Rathaus wurde stark bewacht keiner der Ratsherren durfte es verlassen. Sogar Betten wurden ihnen verweigert, und Strohsäcke nur auf vieles Bitten gewährt. So saßen die Ratsherren bis zum 2. März. An diesem Tage war endlich die Forderung von 250 000 Thalern glatt beglichen.

233

Bis in die Mitte des nächsten Jahres blieb Chemnitz von größeren Geld forderungen verschont. Da aber, am 24. Juni 1762 um Mittag, wurde die Bürgerschaft aufs Rathaus befohlen und erhielt folgenden Befehl vorgelesen: „Die Stadt hat wiederum 250 000 Thaler Brandschatzung zu zahlen, und dies zwar innerhalb 3 Wochen, nach jeder Woche ein Drittel.“ Man kann sich den Schrecken denken, den diese neue ungeheure Forderung unter der Bewohner schaft erregte. Es verging ein voller Monat, aber es kam fast kein Geld ein. Da wurde am 31. Juli ein neuer Befehlshaber, der preußische Oberst von Billerbeck, mit der Eintreibung sämtlicher Kontributionen und Lieferungen beauftragt. „Es war ein grausamer, harter, desparater Mann, der sich zu dieser Sache sehr wohl schickte.“

Am 17. September ließ er unerwartet sämtliche Kaufleute zusammenholen; aus diesen griff er 8 heraus und ließ sie als Geiseln nach Freiberg in die Fron feste bringen. Es waren die Kaufleute Abendrot sen., Piltz, Schaarschmidt, Crusius jun., Jünger jun., Hiller und die Brüder Lange. Sodann wurden fast sämtliche Kaufläden versiegelt und bei 100 Dukaten Strafe verboten, sich an den Siegeln zu vergreifen. „Und wenn bis zum 1. Oktober das Geld nicht voll ständig bezahlt wäre,“ so lautete die Drohung des Obersten, „so werde er an Se. Majestät den König berichten, und dann werde die Ordre nicht anders sein, als die Stadt erst auszuplündern und

hernach anzuzünden.“ Der erſte Teil des Geldes wurde denn unter unſäglichen Anſtrengungen bis zum 1. Oktober beſchafft; die Geiſeln wurden wieder frei, und die geſchloſſenen Kaufläden konnten ihrer Siegel entledigt werden; aber ſchon begann man mit Eintreibung der zweiten Brand ſchatzung. Der Rat machte dem Oberſt gegenüber alle möglichen Vorſtellungen; es wäre ganz undenkbar, daß die Stadt noch ferner das verlangte Geld ſchaffen könne, Teuerung und Hungersnot würden immer größer, „aller Handel und Wandel liege anjetzo ganz ſtille, etliche von den größten Kaufleuten ſeien gar weg von hier geflüchtet, weil ſie ſo große Summen zur Brandſchatzung nicht ſchaffen könnten.“ Da verlangte der Oberſt plötzlich vom Rate ein Verzeichnis der ge ſamten Bürgerſchaft und der für jeden Bürger angeſetzten Beträge, „er wolle das Geld ſchon ſelber zuſammenbringen!“

o„Nunmehro hatte der Obriſte die Bürgerſchaft über; wir waren in des Obriſten ſeiner Gewalt und hatten nirgends keine Hilfe mehr,“ ſo lautet der Bericht weiter. Mit grauſamer Härte wurden nun die Exekutionen ausgeführt. Wer nicht zahlte, wurde gefangen geſetzt. Mehr als 200 Bürger ſaßen zuletzt in Arreſt, die Kaufleute in der Gerichtsſtube, die Bürger im 3. Stockwerke. Letztere be kamen zum Schlafen Stroh. Jeder mußte dabei noch Schlafgeld geben, das der Platzmajor erhielt, der die Arreſtanten täglich mehrmals viſitierte. Am 24. De zember wurden, da der Platz nicht mehr langte, 40 Bürger in die Fronfeſte gebracht, „es half keine Vorſtellung nicht“.

Und zu alledem war am 21. Dezember ein neuer preußiſcher Befehl gekommen: die Stadt ſollte vom 1. Januar ab in drei Terminen weitere 500000 Thaler ſchaffen. Ein furchtbares Weihnachten! Am 1. Weihnachtsfeiertage ſchickte der grauſame Billerbeck die neuen Brandſchatzungszettel herum. „Jetzt ſchien es

234

vollends der Garaus zu ſein.“ Der Herr Oberſt hatte bei einer Parole verlauten laſſen, er wolle die Fabriken auf den Grund ruinieren. Die Neujahrsmeſſe war da, aber niemand konnte ſie beziehen; denn es wurde kein Kaufmannsgut zum Thore hinausgelaſſen.

Die jungen Bürger und andere Burſchen waren faſt alle aus Furcht, Soldat werden zu müſſen, geflüchtet. Die Not war aufs höchſte geſtiegen. Am 28. De zember übergab Oberſt Billerbeck das Haus des Kaufmannes Taroni, der ſich in der Verzweiflung wie viele andere Bürger davon gemacht hatte, den Soldaten zur Ausplünderung. An demſelben Tage wurden 20 Kaufleute (Grundig, Treffurth, Heinrich, Eſche, Abendrot, Richter, Quendt, Müller, Siegert, Cruſius, drei Brüder Lange, Dünger, die Brüder Beckert, Heßke, Heckert, Härtwig, Siegert) auf die Fronfeſte gebracht. „Sie ſollten bei Waſſer und Brot ſo lange ſitzen, bis ſie alle Forderungen erfüllt hätten.“ Bei all ſolchen Drangſalen kam noch dazu, daß in folge einer 6 Wochen anhaltenden Kälte alle Röhrwaſſer in der ganzen Stadt abgefroren waren, und wäre Feuersgefahr ausgebrochen, ſo hätte die ganze Stadt verderben müſſen. Das Waſſer zum Kochen, Trinken und Waſchen mußte aus der Chemnitz und Gablenz herbeigeſchleppt werden. In den Mühlen konnte man wegen der grimmigen Kälte nicht mehr mahlen. Das Brot war teuer und rar.“

Endlich trat eine Wendung zum Beſſeren ein. Am 22. Januar wurden die Kaufleute aus der Fronfeſte ent=laſſen, nachdem ſie ſeit dem 20. Dezember dort geſeſſen hatten. Zwei Deputierte nämlich, der Bürgermeiſter Dr. Wendt und der Kaufmann Treffurth, waren ſo glücklich geweſen, durch erneute Vorſtellung die Ermäßigung der Kontribution um die Hälfte, die Herabſetzung auf 250000 Thaler zu erlangen. Aber auch dieſe Summe aufzutreiben, machte noch die größte Schwierig keit, und nach wie vor verfuhr der preußiſche Oberſt mit harten Maßregeln.

Da ſchlug endlich die Stunde der Erlöſung. Am 11. Februar 1763 vormittags 9 Uhr wurde die Bürgerſchaft auf dem Rathauſe zuſammenberufen und ihr, „Gott ſei Lob, Ehre und Dank geſagt, die höchſt erfreuliche und längſt

gewünschte Nachricht publiziert, daß nunmehro alle Feindseligkeiten und Gewalt thätigkeiten auf Königlich Preußischer Seite mit Kursachsen ein Ende hätten“, und am 15. Februar kam die Nachricht von dem endgültigen Abschlusse des Frie dens zu Hubertusburg. — „Gott dem Herrn Herrn,“ so ruft unser Chronist erleichtert und dankerfüllt aus, „und dem Geber alles Guten sei für diese hohe Wohlthat Preis, Lob, Ehre, Ruhm und Dank gesagt, daß er uns diese so große Wohlthat als den lieben Frieden nunmehro geschenket hat, den wir diese 6½ Jahr so oft und sehnlich gewünschet haben.“ Von Erfüllung der Geldforderungen war selbst verständlich nun keine Rede mehr, und bald rückten auch die noch hier stehenden Preußen ab, am 16. und 17. Februar — am letztern Tage der Oberst Billerbeck, und zwar „in aller Stille“. Die letzten Preußen sah Chemnitz am 18. Februar; dann hatte es wieder Ruhe und Frieden, „da man es sich zuvor nicht eingebildet hatte“. „Dankerfüllt gegen Gott, der nach dem großen Kriegsungewitter die liebe Friedens sonne wieder scheinen ließ“, feierte man in Chemnitz wie im ganzen Lande das heißersehnte Friedensfest.

Dr.. P. Uhle.

235

Kapitel 53

Richard Hartmann und der ſächſiſche Maſchinenbau.

In fünfzehn Kiſten verpackt, langte die erſte Lokomotive aus England in Leipzig an und wurde, nachdem ſie montiert war, anfangs wie ein Wundertier für Geld gezeigt. „Komet“ hieß dieſe Maſchine; ihre Probefahrt fand am 28. März 1837 zwiſchen Leipzig und Poſthaufen auf der damals noch im Bau begriffenen Leipzig-Dresdner Eiſenbahn ſtatt. Die Lokomotive koſtete 1383 Pfund Sterling, das ſind 27 660 Mark.

Unter den weitſchauenden Männern, welche den erſten Bahnbau in Sachſen unter unglaublichen Schwierigkeiten zu ſtande brachten, gab es ſicher manchen Patrioten, der das Vertrauen hegte, das heimiſche Gewerbe könne auch noch ſo weit kommen, Lokomotiven zu bauen; Sachſen habe ja Eiſen, es habe auch Kohlen und vor allem einen tüchtigen Handwerkerſtand. Und der aus den Handwerkern hervorgegangene Maſchinenbauer Richard Hartmann in Chemnitz war es, der mit der erſten in ſeiner Werkſtatt gebauten Lokomotive „Glück auf“ am 7. Febr. 1848 die Probefahrt auf der Sächſiſch-Bayeriſchen Eiſenbahn zur allgemeinen Zu friedenheit ablegte und damit jenen im ſtillen gehegten Wunſch erfüllte. Aus Hartmanns Maſchinenbauanſtalt zu Chemnitz ſind aber bis Ende Juni 1892 im ganzen 1860 Lokomotiven hervorgegangen. —

Richard Hartmann erblickte am 8. November 1809 zu Barr im Elſaß das Licht der Welt. Sein Vater, Johannes Hartmann, war daſelbſt ein wackerer Weißgerber. Mit noch vier Geſchwiſtern verlebte Richard eine frohe Jugend, bis er nach Beendigung der Schulzeit bei dem Zeugſchmied Georg Dietz in Barr in die Lehre trat. Lehrjahre ſind keine Herrenjahre, das hat auch Hartmann er fahren; doch blieb ihm bis an ſein Lebensende die Frohnatur, die ihm alle Schwierigkeiten überwinden half. Mit neunzehn Jahren ſchnallte der Schmiede geſelle ſein Reiſebündel und ging auf die Wanderſchaft. Er lenkte ſeine Schritte nach Deutſchland (damals war das Elſaß noch franzöſiſch). Nachdem Hartmann vorübergehend in Mannheim, Neuſtadt a.d.H. und in Jena gearbeitet hatte, finden wir ihn im Monat Februar 1832 in Chemnitz.

Reich zog er nicht in die Stadt ein, die ſpäter ſeine zweite Heimat werden ſollte; denn ſein ganzes Vermögen beſtand in zwei Thalern, dem Erlös ſeiner verkauften ſilbernen Taſchenuhr. In der Maſchinenbauanſtalt von C. G. Hau bold ſen. fand er Arbeit. Haubold iſt der Begründer des Chemnitzer Maſchinen baues; in ſeiner

Fabrik lernte Hartmann den ihm bis jetzt unbekannten Mecha nismus der Maschinen kennen und brachte es infolge seines Fleißes trotz seines jugendlichen Alters bald zum Accordmeister.

Der junge Accordmeister wollte gern auf eigenen Füßen stehen; dazu gehört jedoch Geld, und die Mittel Hartmanns waren gering. Da galt es zu sparen; getreulich half ihm hierbei seine spätere Gattin, Bertha geborene Oppelt. Nach Handwerksbrauch gab Hartmann um 15. Mai 1837 in der Garküche seinen Mit gesellen den Abschiedstrunk; denn er hatte am gleichen Tage das Bürgerrecht er worben und in demselben Jahre eine eigene Werkstatt in der Annaberger Straße in Chemnitz errichtet. Drei Arbeiter, mit dem Meister, waren in der

236

Werkstatt thätig. Der Sparpfennig, in 150 Dukaten bestehend, war das Anfangs kapital, und als der Meister am 11. Oktober 1837 seine Braut, Bertha Oppelt, als Gattin heimführte, bildete eine einfache Stube mit Kammer das erste Heim des jungen Paares.

Häufig genug kehrte die Sorge bei den Eheleuten ein; denn nur zu oft war am Freitag die brennende Frage: „Woher nehmen wir morgen zum Lohntage das Geld, um die Arbeiter zu bezahlen?“ Dem Fleißigen guckt die Not wohl einmal ins Fenster, aber sie darf ihm nicht ins Haus, — so war es auch bei dem jungen Maschinen bauer. Man sah seine Em sigkeit; dies erwarb ihm Vertrauen, und so wurde zum Auszahlen der Arbei ter auch immer Rat.

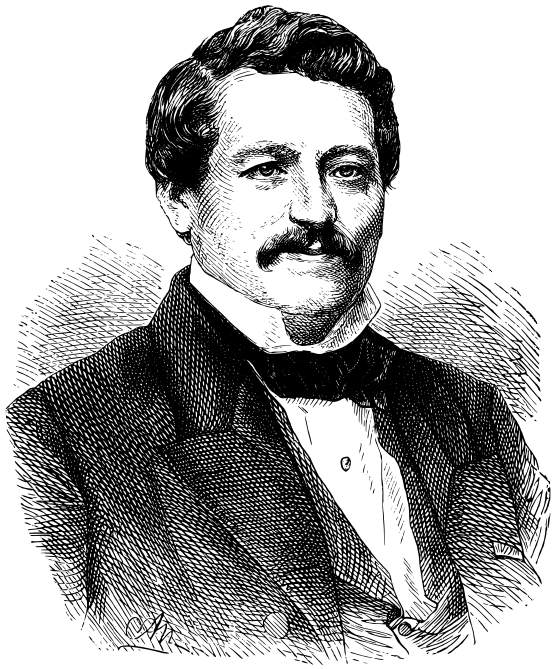

Abbildung 53.1: Richard Hartmann.

Anfangs baute Hart mann Baumwollſpinn maſchinen; beſonders fand ſeine eigene Erfindung, die Kontinue (eine Vorſpinn vorrichtung für Streich garnkrempel), ſolche Aner kennung, daß die Zahl der Arbeiter bald auf 76 ſtieg und die bisherigen Räum lichkeiten nicht mehr genüg ten. Sämtliche Werkſtätten mußten infolgedeſſen in der Mitte des Jahres 1841 nach der Kloſtermühle über ſiedeln. Hier wurde Tag und Nacht gearbeitet, um die zahlreichen Beſtellungen auszuführen. An den Ruhetagen verkehrte Hartmann in kameradſchaftlichſter Weiſe mit ſeinen Arbeitern. So wie er Meiſter in der Werkſtatt war, ſo war er auch Meiſter im geſelligen Verkehr.

„Der Aufſchwung des Hartmannſchen Etabliſſements datiert vom 12. Juli 1841, vom Umzug nach der Kloſtermühle; denn von nun an nahm es von Jahr zu Jahr größere Dimenſionen an," ſagt ein bekannter Biograph des großen Mannes „aus eigener Kraft". Am 8. September 1845 verlegte Hartmann ſeine Werkſtatt, da jetzt ſchon 350 Arbeiter beſchäftigt wurden, abermals; er errichtete eine größere Fabrik auf dem von ihm käuflich erworbenen Grundſtücke an der Leipziger Straße, wo ſich gegenwärtig die Sächſiſche Maſchinenfabrik be findet. Freilich war jene Fabrik im Vergleich mit der rieſigen Ausdehnung von heute recht klein.

237

Da im Jahre 1848 infolge der politiſchen Wirren eine allgemeine Geſchäfts ſtockung entſtand, legte ſich Hartmann, allerdings nur vorübergehend, auf den Bau von Gewehren. Von Jahr zu Jahr erweiterten ſich die Fabriksanlagen. Als 1860 durch ein Schadenfeuer zwei Dritteile der Werkſtätten und Betriebs maſchinen zerſtört wurden, zeigte ſich Hartmann ganz in ſeiner Größe als Menſch und als Induſtrieller. Mit ſicherem Urteil und ſeltener Ausdauer ordnete er alles in kürzeſter Zeit, ſo daß der Betrieb nur ganz wenig unterbrochen blieb

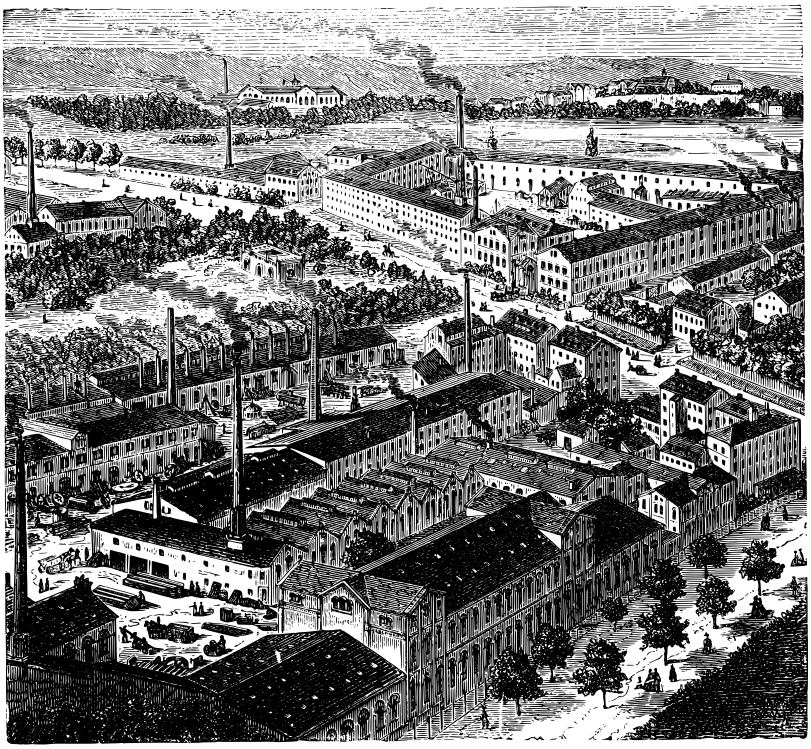

Abbildung 53.2: Die Sächsische Maschinenfabrik zu Chemnitz.

und schon nach sechs Monaten voll wieder aufgenommen werden konnte. Kein einziger Arbeiter war entlassen worden.

Die Vorzüglichkeit der Maschinen, welche aus Hartmanns Fabrik her vorgingen, verschafften derselben einen Weltruf. Auf den Ausstellungen zu Dresden, Berlin, Leipzig, München, Paris und London wurden Hartmanns Maschinen als mustergiltig anerkannt; der Chef des Etablissements ward durch Verleihung von Orden und Titeln ausgezeichnet. Bei alledem bewahrte sich Hartmann seinen bescheidenen Sinn. Obwohl seinem Königshause mit un erschütterlicher Treue ergeben, hielt er sich doch vom politischen Leben fern; er hatte nur Zeit für die Fabrik, und seine Erholung suchte er in seiner Häuslichkeit.

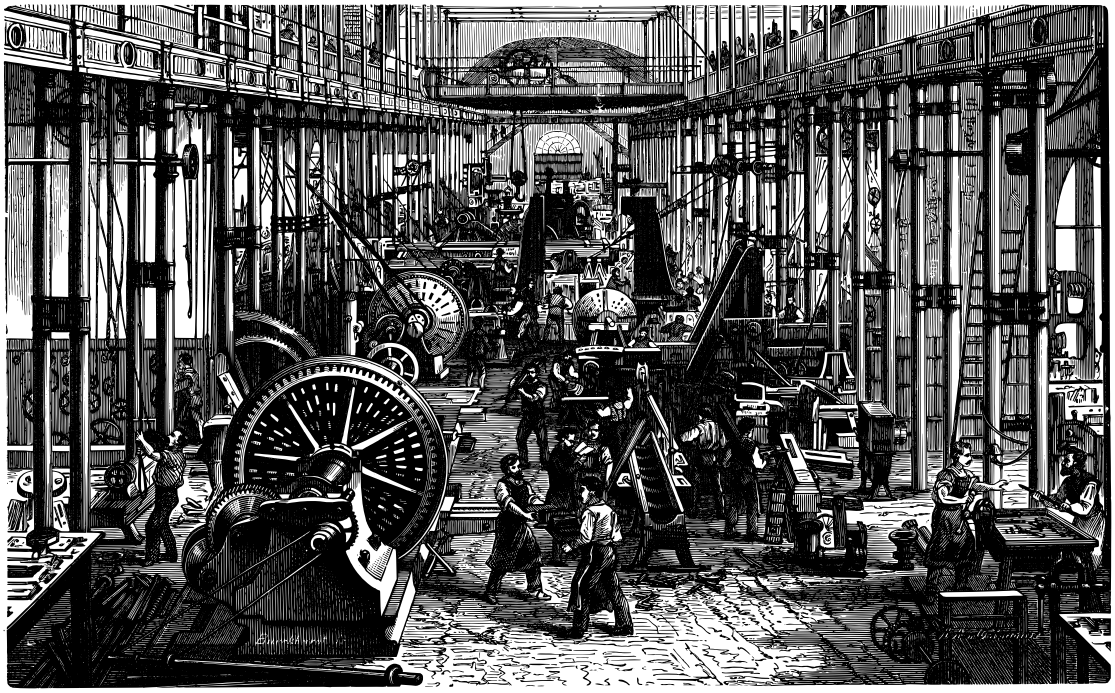

Abbildung 53.3: Ein Maschinensaal der Sächsischen Maschinenfabrik zu Chemnitz.

239

Seinen Arbeitern war er ein treuer Ratgeber, vielen der älteren ein wahr hafter Freund. Jahrelang hat er unbemittelten Arbeitern während des Winters Brot gewährt, ohne daß diese wußten, wer der Geber war.

Ein hartes Krankenlager blieb dem seltenen, nur im Schaffen sich wohl fühlenden Manne erspart. Mitten in seiner Thätigkeit lähmte ein Gehirnschlag am 14. Dezember 1878 Körper und Geist, und ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, verschied er am 16. Dezember 1878 morgens 6 Uhr. Auf dem neuen Friedhofe in Chemnitz hat man ihn bestattet; ein von den Seinen er richtetes Denkmal bezeichnet den Hügel, unter welchem der rastlos thätige Mann seine ewige Ruhe gefunden hat. —

Im Jahre 1870 war die Fabrik an eine Aktiengesellschaft übergegangen. Die soliden Grundsätze treu bewahrend, haben die Leiter der „Sächsischen Maschinenfabrik zu Chemnitz, vormals: Rich. Hartmann“ es verstanden, nicht nur Hartmanns großartige Schöpfung zu erhalten, sondern dieselbe auch noch nach jeder Richtung hin zu erweitern und zu vervollkommnen.

Die Sächsische Maschinenfabrik besitzt für ihren Betrieb drei in Chemnitz gelegene eigene Grundstücke mit einem Gesamtflächeninhalt von ungefähr 120 000 Quadratmetern, welche mit 83 Gebäuden und 14 hohen Schornsteinen bebaut sind, sowie ein erpachtetes Grundstück mit Gießerei. 1889 und 1890 sind in Borna und Fürth, nahe bei Chemnitz, etwa 725 000 Quadratmeter Areal er worben worden in der Absicht, einzelne Hilfsbetriebszweige,

welche auf den bis herigen Grundstücken eine Vergrößerung nicht erfahren können (als Gießerei, Schmiede, Dampfhämmer, Dampfsägewerke u. dergl.) dahin zu verlegen. Das neue Etablissement hat Gleisanschluß an die Chemnitz-Leipziger Eisenbahn. Das Aktienkapital wurde 1889 um 750 000 M., nämlich auf 8250 000 M. erhöht, und es beschäftigt das Werk zur Zeit ungefähr 250 Beamte und 4000 Arbeiter. In Betrieb sind 23 Dampfkessel mit 2655 Quadratmeter Heizfläche und 21 Dampfmaschinen, sowie eine Turbine mit zusammen 944 Pferdekräften. Der Wert der jährlich hergestellten Fabrikate, wovon in den letzten Jahren 70% für das Inland und 30% für das Ausland geliefert wurden, beträgt 10 Millionen Mark. Exportiert wurde hauptsächlich nach Rußland, Spanien und Portugal, Italien, England, Belgien und Holland, Frankreich, der Schweiz, Österreich, Schweden, Norwegen und Dänemark, nach der Türkei, nach Rumänien, Serbien und Bulgarien, sowie überseeisch nach Japan, China, Mexiko, Argen tinien, Venezuela und Australien. Vollständige Arsenaleinrichtungen für Geschütz bearbeitung, namentlich für Herstellung großer Schiffskanonen, für Herstellung von Artilleriefahrzeugen, von Geschossen und Patronen sind geliefert worden nach Bukarest (Rumänien), 'sGravenhage (Holland), Trubia und Sevilla (Spanien) Tokio und Osaka (Japan), China u.s.w.

Der Gesamtabsatz bis Ende Juni 1892 betrug: 1860 Stück Lokomotiven (der sächsische Staat besaß für seine sämtlichen Bahnen am Schlusse des Jahres 1891 nur 946 Lokomotiven), 735 Stück Tender, 1360 Stück Dampfmaschinen aller Systeme und Größen, 1515 Stück Dampfkessel, 485 Stück Dampf- und Transmissionspumpen, 225 Stück Dampfhämmer, 195 Stück Laufkräne, 120 Stück

240

Eis- und Kühlmaschinen-Anlagen, 590 Stück Turbinen, 6700 Stück Werkzeug maschinen, 6300 Stück Spinnmaschinen und Selfaktors, 5100 Stück Krempeln, 710 Stück Wölfe, 440 Stück Tuch- und Garntrockenmaschinen, 26000 Stück Web stühle, 13 200 Stück verschiedene andere Maschinen, ungefähr 9 500 000 Kilogr. Transmissionen im Gesamtwerte von 195 Millionen Mark.

Die Sächsische Maschinenfabrik zu Chemnitz besitzt eine Beamten- sowie eine Arbeiter-Unterstützungskasse, ferner eine Beamten-Krankenkasse und gehört der Allgemeinen Krankenkasse und Invaliden-Pensionskasse der Maschinenfabriken und Gießereien der Stadt Chemnitz an. Außerdem sind mehrere Anstalten für das Wohl der Arbeiter gegründet worden, z. B. die Stiftung „Heim“, welche in einer Anzahl außerhalb der Stadt in Waldesnähe errichteten Arbeiterhäusern besteht und verheirateten Arbeitern und deren Familien gesunde und billige Wohnungen gewährt. Zur Zeit wird diese Stiftung von 78 Familien mit 390 Personen benutzt, welche in 40 Häusern wohnen. Eine zweite gemein nützige Anstalt ist der am 1. Mai 1889 in Benutzung genommene Arbeiter Speisesaal, welcher mit den vorzüglichsten Einrichtungen, namentlich zum Auf wärmen der mitgebrachten Speisen, versehen ist, und in welchem jeder Arbeiter gute und billige Speisen und Getränke haben und während der Eßpausen ver zehren kann. Der Speisesaal wird von der Arbeiterschaft selbst verwaltet, und die erzielten Überschüsse finden zum Wohle der Arbeiter Verwendung.

Hartmann ist nicht mehr; aber seines Geistes Wehen spürt man noch heute in allem, was die von ihm begründete Anstalt betrifft. Chemnitz würde einen nicht geringen Teil seines Ruhmes entbehren müssen, wenn es keinen Richard gehabt hätte.

Hermann Lungwitz

Kapitel 54

Das Haus Eſche und das ſächſiſche Strumpfgewerbe.

Gewöhnlich wird angenommen, daß der engliſche Geiſtliche William Lee der Erfinder des Strumpfwirkerſtuhles ſei. Die Liebe zu einem jungen, armen Mädchen, welches durch Strumpfſtricken ſich und die jüngeren Geſchwiſter ernähren mußte, ſoll den damaligen Kandidaten veranlaßt haben, die Herſtellung einer Maſchine zu verſuchen, welche geeignet wäre, das Stricken zu erſetzen. Erfand Lee nun auch keine derartige Maſchine, ſo ſtellte er doch gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts den bis dahin noch unbekannten Strumpfſtuhl her. Die von ihm erträumten goldenen Berge blieben jedoch aus. Lee teilte das Los ſo vieler Erfinder: die Sorge und die Not um das tägliche Brot verließen ihn nicht bis zu ſeinem Grabe.

Zur Zeit, als Lee den Handwirkſtuhl herſtellte, gehörten Strümpfe, be ſonders ſolche, welche aus Seide gefertigt waren, zu den Seltenheiten. Wird doch erzählt, daß Jakob I., der Sohn der unglücklichen Königin Maria Stuart, bei ſeiner Krönung zum Könige von England im Jahre 1603 nicht einmal im Beſitz eines Paares ſeidener Strümpfe war, ſondern ſich ſolche erſt von einem ſeiner Hofherren, dem reichen Herzog von Buckingham, leihen mußte, damit er

nicht, wie er ſagte, vor den fremden Geſandten wie „ein gemeiner Kerl“ zu er ſcheinen brauche.

Die Leeſche Erfindung wurde anfangs nur in England und in Frankreich ausgebeutet; in Sachſen iſt das Strumpfgewerbe erſt ſpäter und zwar durch Johann Eſche bekannt geworden. im Turmknopfe der Kirche zu Limbach bei Chemnitz, in dem Orte, wo die Strumpfwirkerei in Sachſen zuerſt eingeführt ward, findet ſich aus dem Jahre 1745 folgende Notiz: „Sonderlich haben wir dieſes Ortes Güte zu rühmen, die ſich einige Jahre daher durch eine geſegnete Strumpf-, Seiden- und Wollen-Fabrique veroffenbaret hat, welche unter Direktion Herrn Johann Eſches, eines angeſeſſenen, wackern, unbetrüglichen und dienſt fertigen Mannes ſich angefangen hat und bis dahero mit göttlichem Segen glücklich fortgeſetzt worden, alſo, daß ſich bei und neben uns, ja über Meilen weit, außer uns mit Wirken, Spinnen, Nähen ſehr viele Menſchen beiderlei Geſchlechts davon profitieren und ihr Brot verdienen. Dieſer Herr, 63 Jahre alt, iſt ein Sohn Haus Eſchens, des letzten Schwarzfärbers in Limbach.“

Die Nachkommen des Johann Esche sind dem von ihrem Vorfahren eingeführten Industriezweige treu geblieben, und ein Urenkel, Eugen Esche, ist heute Chef der Weltfirma: Moritz Samuel Esche. Johann David Esche (geb. 1709, gest. 1782) gab der von seinem Vater Johann Esche eingeführten Strumpfwirkerei immer weitere Verbreitung; im Jahre 1777 übernahm sein Sohn Johann Samuel Esche (geb. 1746, gest. 1834) das väterliche Geschäft und betrieb es kaufmännisch in größerem Umfange, überließ es dann aber seinen beiden Söhnen, Moritz Samuel und Reinhold, die es bis zum Jahre 1836 gemeinschaftlich weiterführten. In diesem Jahre spaltete sich dasselbe in zwei selbständige Geschäfte unter den Firmen „Moritz Samuel Esche“ und „Reinhold Esche“.

Moritz Samuel Esche (gest. 1854) übergab im Jahre 1843 sein blühendes Geschäft seinen Söhnen Julius und Theodor, die im Jahre 1853 das erste geschlossene Etablissement in Limbach erbauten, um die von ihnen aus England und Frankreich eingeführten Rundstühle und reguläre Kraftstühle in größerer Zahl aufstellen und selbst bauen zu können. 1859 wurde Eduard Wiede Teilhaber der Firma und nach dem Tode seines Vaters Julius Esche im Jahre 1867 Eugen Esche. 1873 starb Theodor Esche, und im Jahre 1883 wurde Georg Wiede als Teilhaber aufgenommen.

Theodor Esche hat die für die Strumpfwirkerei neuerfundenen Maschinen uns England und Frankreich eingeführt. Er zeichnete sich durch praktischen Blick und große. Energie aus, war einer der Mitbegründer der Wirkschule in Limbach und hat sich außerdem dadurch ein bleibendes Denkmal gesetzt, daß er eine Stiftung von 150 000 Mark für Volksbildung in Chemnitz errichtete, welche die Mittel gewährt, um befähigten armen, jungen Leuten eine gründliche technische Bildung zu vermitteln. Welches Ansehen als Industrieller Theodor Esche genoß, sieht man unter anderm daraus, daß er auf den Weltausstellungen zu London 1862 und zu Paris 1867 mit dem Amte eines Preisrichters be traut wurde.

242

Am 1. Oktober 1870 siedelte die Firma Moritz Samuel Esche, deren Ge schäftsräume in Limbach mit der Zeit unzulänglich geworden waren, nach der in Chemnitz neu erbauten großen Fabrik über, während die Firma Reinhold Esche in Limbach verblieb. Bei dieser Gelegenheit wurde das ohnehin schon bedeutende Geschäft Moritz Samuel Esche so vergrößert, daß es unstreitig nunmehr das

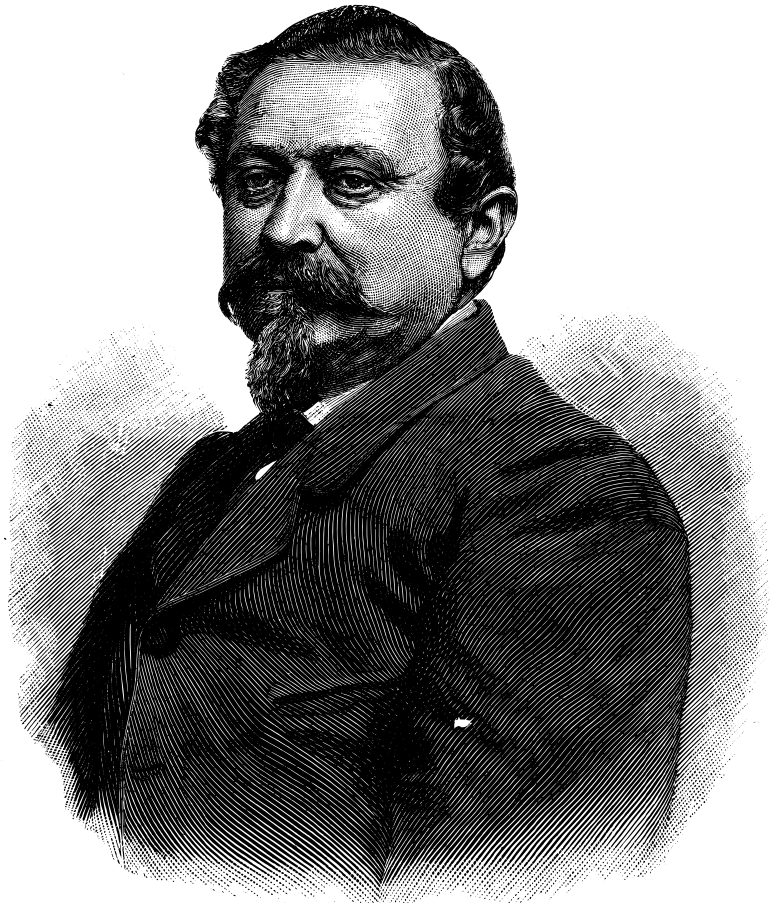

Abbildung 54.1: Theodor Esche.

größte Strumpfgeschäft Deutschlands war. Aber die anfänglich viel zu groß erscheinenden Gebäude erwiesen sich bei dem stets zunehmenden Umfange des Geschäfts bald als den Bedürfnissen nicht mehr entsprechend, und so mußten mehrfache An- und Erweiterungsbauten vorgenommen werden, bis im Jahre 1886 der mit allen Erfordernissen und Verbesserungen der Gegenwart ganz in Stein und Eisen ausgeführte Neubau errichtet wurde.

Die Fabrik ist gegenwärtig mit den neuesten und besten Maschinen versehen, die untadelhafte Erzeugnisse liefern. Innerhalb der Fabrik werden jetzt gegen

243

800 Arbeiter und Arbeiterinnen, außerhalb derselben gegen 2500 Personen be schäftigt. Viele von diesen bilden einen ausgewählt tüchtigen Arbeiterstamm, und wie bei den Firmenträgern, so sind auch bei den Angestellten Generationen dem Stammhause treu geblieben. Die Firma hat bisher nur die Industrieausstellung in Leipzig

beſchickt, dabei aber auf ihre Fabrikate die goldene Medaille erhalten. Verarbeitet werden bei Moritz Samuel Eſche Baumwolle, Vigogne, Merino, Wolle und Seide zu Frauen- und Kinderſtrümpfen, Männer- und Knabenſocken und zu Unterkleidern in ſtarken und feinen Waren, roh, gefärbt, buntgärnig und buntgeſtreift. Echt Schwarz ſpielt gegenwärtig die Hauptrolle.

Die Fabrikate der Firma, die über den ganzen Erdball verbreitet ſind, er freuen ſich überall des beſten Rufes, und es iſt das oberſte Beſtreben des Hauſes Moritz Samuel Eſche, dieſen Ruf aufrecht zu erhalten und dem alten Wahlſpruche „Nunquam Retrorsum“ treu zu bleiben.

Über die große Ausdehnung und den Aufſchwung des Wirkerei gewerbes in Sachſen mögen die folgenden Zahlen Aufſchluß geben. Im Jahre 1863 gab es in Sachſen 27 000 Handkulierſtühle, 500 Handkettenſtühle, 300 franzöſiſche Rundſtühle, 4200 engliſche Rundköpfe, 50 flache mechaniſche Stühle und 1300 Nähmaſchinen, zu deren Betrieb etwa 32000 Perſonen erforderlich waren. 1882 waren 45000 Perſonen beſchäftigt, und es kamen davon 11500 auf den Fabrikbetrieb und 33500 auf die Hausinduſtrie. Jetzt iſt die Anzahl der mechaniſchen Stühle auf 12000, diejenige der Handſtühle auf 3000 zu ver anſchlagen, an denen 50000 Perſonen beſchäftigt ſind. Dazu kommen aber ſehr viele Arbeiter in den Hilfsinduſtrien, wie Bleichereien, Färbereien, Appretur anſtalten, Cartonnagefabriken, ſo daß die Zahl der überhaupt in der Wirkwaren Induſtrie thätigen Perſonen auf mindeſtens 100000 zu ſchätzen iſt. Die Pro duktion beträgt täglich etwa 50000 Dutzend Strümpfe und Socken, 15000 Dutzend Handſchuhe und 3000 Dutzend Jacken, Hoſen u.dergl. mit einem Geſamt werte von jährlich rund 100 Millionen Mark. Von dieſen Waren werden etwa 20% im Deutſchen Reiche verbraucht, 35% nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und 45% nach dem übrigen Auslande verſchickt.

Geographiſch verteilt ſich die Strumpfwirkerei auf eine große Zahl von Dörfern und Städten, die in einem breiten, von den Abhängen des Erzgebirges bei Wolkenſtein und Löſſnitz bis an die Zwickauer Mulde bei Waldenburg und Penig und weiter reichenden Streifen liegen. ––

Während in früheren Jahrzehnten die Handwirkerei und ſomit auch die Hausinduſtrie eine Hauptrolle ſpielte, hat in der neueſten Zeit, namentlich in der Chemnitzer Gegend, der Fabrikbetrieb die Oberhand gewonnen. In den großen Fabrikſälen ſehen wir heutzutage faſt nur noch die Maſchine arbeiten, und der Menſchenhand iſt faſt nichts weiter geblieben als die Bedienung derſelben, die Beſeitigung etwaiger Unregelmäßigkeiten, die Verſorgung mit Garn und die Ab nahme der fertigen Waren.

Man würde jedoch ſehr irren, wenn man glauben wollte, der Fabrikſtuhl mache den Strumpf, die Unterjacke und die Unterbeinkleider oder die gewebten

Handſchuhe vom einfachen Garn aus ſo weit fertig, daß ſie ſofort in Gebrauch genommen werden könnten. Nein, meiſt iſt noch ſehr viel zu thun, ehe die Ware in dieſen Zuſtand gelangt. Meiſt kommt ſie vom Stuhle als ein ungeformtes breites Stück Zeug oder als ein formloſer Schlauch, und muß nun erſt geſchnitten, genäht, geformt und gepreßt, wohl auch gebleicht und gefärbt werden, ehe ſie ihrer eigentlichen Beſtimmung dienen kann.

Da müſſen noch gar viele verſchiedene Menſchenhände thätig ſein und das beſorgen, was die Maſchine nicht beſorgen kann. Darum umfaßt aber auch das Strumpfgewerbe außer der Wirkerei noch ein ganzes großes Gebiet anderer Ge werbe, die alle eng ineinander greifen, und darum verdankt auch eine ſo ge waltige Zahl von Bewohnern unſeres Vaterlandes dieſem Geſchäftszweige Nah rung und Unterhalt.

Hermann Lungwitz.

Kapitel 55

Jakob Georg Bodemer, der große Bürger der Stadt Zſchopau.

„Mein Vater, Johann Jakob Bodemer, ein geborener Württemberger, Beſitzer der Kattundruckereien in Großenhain, Eilenburg und der Kattunweberei und Bleicherei, ſpäter — im Jahre 1819 – auch Baumwollſpinnerei in Zſchopau, wohnte zuerſt in Leipzig, dann in Dresden und von 1815 an in Großenhain.

Ich wurde am 26. April 1807 in Leipzig geboren, kam mit dem achten Jahre in das Knabeninſtitut des Paſtors Lenz in Heynitz bei Meißen, ſpäter in Penſion zu dem Rektor Kühn an der Stadtſchule in Großenhain. Mit 14 Jahren nach Erfurt geſchickt, wo ich zwei Jahre Lehrling in der Trommsdorffſchen Apo theke war, kehrte ich 1822 in das väterliche Haus zurück, lernte ein Jahr Färben daſelbſt und übernahm ſodann die Couleurküche der Kattunfabrik; hätte freilich in der Eilenburger Fabrik viel lieber gearbeitet, weil dieſe, als unter preußiſchem Schutzzoll gelegen, viel ausgedehnter war und die feinen Kattune drückte, während in Großenhain nur falſchfarbige, ſehr leichte Ware für den Orient mit Haupt depots in Trieſt und Smyrna fabriziert wurde.

Die gewerblichen Fortſchritte der Zeit ließen der empiriſchen Arbeit des da maligen Koloriſten einer Kattunfabrik indeſſen keinen Raum mehr, da auch das Maſchinenweſen ſich immer fühlbarer machte. In Anbetracht deſſen ging ich im November 1825 auf das Polytechnikum nach Wien und blieb daſelbſt volle vier Jahre. Obgleich Ausländer, genoß ich ohne beſondere Empfehlung alle Vorteile eines Öſterreichers, ſo z. B. bezahlte ich keine andere jährliche Steuer für den Unterricht und die Benutzung der Sammlungen als zehn Gulden.

Bei dem Studium von Mathematik, Mechanik, Phyſik hatten ſich aber Neigung und Wunſch verändert, d.h. ich fand das Koloriſtenfach gar nicht mehr ſchön, und da mein Vater 1830 ſich bewogen fand, die drei Etabliſſements ſpeziell unter ſeine drei Söhne zu verteilen, erhielt ich die Baumwollſpinnerei in Zſchopau in alleinigen Beſitz, nachdem der Einkauf und die Weberei daſelbſt wegen der

245

niedrigen Arbeitslöhne in Schleſien in Zſchopau und Umgegend nicht mehr auf recht zu erhalten waren.

In Zschopau bin ich volle 34 Jahre ohne Unterbrechung gewesen. Die Baumwollspinnerei wurde vergrößert und verschiedene Male in ihren Maschinen fast gänzlich geändert. 1833 führte ich das erste Sortiment Differenzial-Fleyer



Abbildung 55.1: Jakob Georg Bodemer.

aus dem Elsaß ein, eine Konstruktion, die später allein und bis heute Verwendung fand, 1840, nach einer Reise in die englischen Spinnereidistrikte, die breiten Krempeln sowie die Schlagmaschinen mit Ventilation und Wickeldoublierung. Bei einer Reise in die Schweiz 1852 ergab sich dort schon mehrfache Verwen dung der Turbinen zur besseren Ausnutzung von Wasserkräften. Ich verwendete eine solche Turbine von 12 Fuß Durchmesser im Jahre 1854. Einige Jahre später wurde der Übergang zu dem System der Selfaktor-Spinnmaschinen nötig.

1864 zog ich mich nach Dresden zurück, die Fabrik in Zschopau an Sohn und Schwiegersohn übergebend, die sie auch stets in Motoren und Maschinen voll ständig um der Höhe der Zeit geführt haben."

So schlicht erzählt der Ehrenbürger der Städte Zschopau, Chemnitz, Brand, Zwönitz, Scheibenberg, Schlettau, Thum und Oberwiesenthal, Jakob Georg Bodemer, in der Biographie, welche er für seinen Sohn niederschrieb, sein Leben. Von fremder Hand ist auf dem nur mit Bleistift beschriebenen Bogen, der obiges enthält, der Todestag, der 27. November 1888, hinzugefügt worden. Von dem maßgebenden Einflusse, den Bodemer auf die für das Sachsenland so über aus wichtige Baumwollspinnerei ausübte, von den bahnbrechenden Verbesserungen innerhalb der Fabrikation, von den hochherzigen Verwendungen seiner Mittel, wodurch er ein Wohlthäter des Erzgebirges und unseres Vaterlandes überhaupt wurde, ist in dieser Selbstbiographie kein Wort erwähnt. Dies entspricht dem Charakter des Wohlthäters, der ein Feind jeglichen Dankes war, der sogar drohte, eine weitere Zuwendung zu versagen, wenn die Kunde davon an die Öffentlichkeit dringen würde.

Verweilen wir zunächst bei dem Spinner Bodemer. Bereits in einer Biographie des Vaters unseres Georg, Johann Jakob Bodemer[1], aus Calw in Württemberg gebürtig, welcher sich zu einem hervorragenden Industriellen Mitteldeutschlands emporgearbeitet hatte, heißt es vom Sohne Georg, daß er damals schon zu den wissenschaftlich gebildetsten Baumwollspinnern Sachsens zu zählen sei, und Dr. Ernst Engel in seinem Buche „Die Baumwollspinnerei im Königreich Sachsen" nennt ihn einen der tüchtigsten Spinner des Landes.

Bodemer, die Überlegenheit des Auslandes erkennend, bereiste dasselbe wiederholt; er kannte demnach die Fortschritte des Auslandes nicht nur vom Hörensagen, sondern verfolgte dieselben mit scharfer Aufmerksamkeit und war erfolgreich bestrebt, durch Einführung und Verbesserung der neuesten Maschinen die heimische Industrie zu heben. Dabei war es aber nicht Geschäftsregel bei ihm, diese Maschinen der öffentlichen Anschauung zu entziehen, sondern er war im Gegenteil bemüht, den heimischen Maschinenbau auf neue Konstruktionen aufmerksam zu machen und durch weitere Aufträge zu unterstützen. Im Jahre 1845 wurde der Bodemerschen Spinnerei die erste größere Anerkennung zu teil, indem sie auf der Dresdner Gewerbeausstellung die goldne Medaille erhielt. In der Begründung heißt es, daß die Bündel geweister Garne ungeteilten Beifall fanden, und daß dieses Gespinst hinsichtlich seiner Schönheit bei sehr billigen Preisen den besten Leistungen dieser Art an die Seite zu setzen sei; „insbeson dere wegen jahrelang fortgesetzter Erzeugung von Kettengarnen ausgezeichneter Qualität für Powerlooms, namentlich in Nr. 36 und 40, worin dieser rühmlich bekannte Spinnereibesitzer den Vorzug vor andern Spinnereien genießt, und welches den Nachweis seines vollkommen geordneten technischen Betriebes giebt, wurde derselbe zu der goldenen Medaille empfohlen."

247

Als Industrieller war Bodemer streng und sparsam, er hielt auf pein liche Ordnung und Sauberkeit. Mehr durch Umsicht und große Sparsamkeit als durch weit ausholende Unternehmungen suchte er sich ein unabhängiges Vermögen zu sichern; doch nachdem dieses erworben war, galt seine fernere Thätigkeit nur dem Erwerb von Mitteln, um seinem großartigen Sinne für Wohlthun, für Unterstützung von unschuldig Bedrängten und redlich Strebenden, sowie für Förde rung von Volksbildung und allen humanen Bestrebungen Genüge leisten zu können. Er tadelte scharf das unfruchtbare Leben derer, welche nie einen andern Sinn als den des Erwerbes und des eignen Genusses kennen. Der größte Teil seiner derartigen Aufwendungen ist unbekannt geblieben. Selbst getragen von wahrhaft edler, hochherziger Gesinnung, lieh er allen den Bestrebungen seine that kräftige Unterstützung, welche dem Wohle der Menschheit zu gute kommen; viel Mühe, Umsicht und Weisheit verwandte

[1] Allgemeine Zeitung für National-Industrie vom 5. März 1844. Seine wissen- schaftliche Ausbildung genoß J. J. Bodemer auf der damals hochberühmten militärischen Karlsschule in Stuttgart; zu seinen Mitschülern gehörte der Dichter Schiller.

er darauf, zu erkennen, was und wieviel in jedem einzelnen Falle nützlich sei. Oft beteiligte er sich an öffentlichen Sammlungen nicht, dafür ließ er einzelnen Wohlthaten zukommen. Wie er gab, ist noch höher an Bodemer zu schätzen als die Summen, welche er aufwendete. An 200 Dörfer und Städte haben von ihm Lehrmittelsammlungen und Büchereien für die Schulen erhalten; darunter befinden sich 17 Städte, in welchen besondere Bodemer-Stiftungen bestehen. Auch Schenkungen und Stif tungen anderer Art ließ Bodemer Städten, Hochschulen u. s. w. zukommen. So hat Chemnitz in einem gesonderten Raume der Kunsthütte die Sammlung der von ihm geschenkten Ölgemälde vereinigt; in gleichem Zimmer befindet sich auch die künstlerisch ausgestattete Adresse, welche die Professoren des evangelischen Gym nasiums zu Hermannstadt in Siebenbürgen ihrem Wohlthäter zu seinem achtzigsten Geburtstage widmeten. Erst nach seinem Tode wurde bekannt, daß er die Hälfte seines beträchtlichen Einkommens mehr als 20 Jahre lang für Wohlthätigkeits zwecke verwendet hatte; davon kamen allein auf Unterstützungen an sächsische Torfschulen, Schullehrerseminare und an Leipziger Studenten jährlich 12000 Mark, wie sich aus einer im Besitz der Bibliothek des Königlich Sächsischen Statistischen Bureaus befindlichen Handschrift ergiebt.

Das Verhältnis zu seinen Arbeitern war ein väterliches. Selbst un ermüdlich thätig, schätzte er über alles die redliche Arbeit. Unter ein Bild, welches eine Anzahl alter verdienter Arbeiter darstellt, und das heute noch das Kontor der Zschopauer Fabrik schmückt, setzte er den Spruch:

„Arbeit ist des Lebens Pflicht! Der Stand, der ehrlich mich ernährt, Der ist auch meiner Achtung wert."

Bodemer war beseelt von einem Patriotismus, wie wenige ihn kannten und heute noch wenige kennen. Die Idee eines großen einigen Deutschlands unter mächtigen Kaisern als Trägern des Ruhmes und der Ehre der Nation lebte schon lange vor der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs in seinem Herzen. Seit dem deutsch-französischen Kriege das politische Heil Deutschlands in einer starken Armee erkennend, wandte er seine Interesse auch militärischen Dingen zu und machte namhafte Stiftungen an Unteroffizierschulen.

248

Seinen Lebensabend verbrachte er still an der Seite seiner ihn treu pflegenden zweiten Gattin. Unter immer lebendig bleibender Teilnahme für die Ereignisse der großen Welt, wie auch für die geringsten Vorkommnisse des täglichen Lebens, war er doch stets bereit für den Fall eines plötzlichen Todes. Derselbe trat denn auch ein, schneller, als man geahnt hatte. Inmitten völliger geistiger und körper licher Frische machte am 27. November 1888 ein Gehirnschlag seinem Leben ein Ende. Er starb in Dresden im Alter von 81¼ Jahren.

Auf dem Friedhofe in Zschopau ist Bodemer bestattet. Dem letzten Willen entsprechend, waren bei der Beerdigung alle Äußerlichkeiten, Blumenschmuck und Grabgeleite ausgeschlossen; nur seine nächsten Angehörigen „und diejenigen, welche mit ihm gearbeitet hatten," ein kleiner Zug der ältesten Arbeiter der Fabrik, be gleiteten ihn zur letzten Ruhestatt.

Von Jakob Georg Bodemer gilt das Dichterwort:

„Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Hermann Lungwitz.

Kapitel 56

Zwickau.

Zwickau, die Hauptstadt des erzgebirgischen Kreises, liegt in einem weiten Becken der westlichen Mulde, die nach ihr auch Zwickauer Mulde genannt wird. Die Stadt ist auf dem linken Ufer des Flusses erbaut, und auch nach den bedeutenden Vergrößerungen in der Neuzeit hat sie den Fluß nicht überschritten. Obgleich zum Gebirge gehörig, ist doch die Gegend von Zwickau, namentlich nach Westen hin, verhältnismäßig flach und noch recht fruchtbar. Wer die Reize des Gebirges kennen lernen will, muß erst eine größere Wanderung unternehmen oder einen Ausflug mit der Eisenbahn machen. Dann aber wird er sich gewiß reich belohnt finden.

Zwickau ist, wie schon der Name andeutet, slavischen Ursprungs und mag wohl schon an 1000 Jahre alt sein. Bereits ums Jahr 1000 taucht ihr Name auf. Damals stand die Stadt unmittelbar unter dem Reiche. An das wettinische Haus kam sie unter Markgraf Heinrich dem Erlauchten, der sie als Unterpfand für die der Braut seines Sohnes Albrecht versprochene Mitgift von deren kaiserlichem Vater Friedrich II. erhielt. Das Pfand wurde nicht eingelöst, und im Jahre 1348 wurde das Haus Wettin förmlich mit der Stadt Zwickau belehnt. Zu jener Zeit war sie eine nicht unbedeutende Handels- und Ge werbestadt. Sie lag an der großen Verkehrsstraße von Nürnberg nach Leipzig und bildete eine der Hauptstationen derselben. Unter den Gewerben blühten im 14. Jahrhunderte namentlich die der Messerschmiede und der Tuchmacher. Auch die Entdeckung der Schneeberger Silberschätze war von Einfluß auf den Wohlstand Zwickaus, da verschiedene Zwickauer Bürger Anteil an dem reichen Bergsegen hatten.

Aber mit dem dreißigjährigen Kriege ging seine Blütezeit zu Ende. Die Einwohnerzahl sank bis auf 4000 herab, die Gewerbe krankten und der



Abbildung 56.1: Die Marienkirche in Zwickau in ihrer jetzigen Gestalt.

Handel war ganz und gar ins Stocken geraten. Fast bis in unser Jahrhundert herein verblieb Zwickau in dieser Bedeutungslosigkeit, und noch vor 70 Jahren

250

betrug die Zahl der Bewohner nicht mehr als 5000. Der gewaltige Aufschwung, den Zwickau in der Gegenwart genommen hat, datiert erst von dem Zeitpunkte, da man anfing, die reichen Kohlenlager in der Umgebung in größerem Maßstabe auszubeuten.

Wie fast jede Stadt älteren Ursprungs, so hat auch Zwickau jetzt noch eine An zahl Gebäude aufzuweisen, welche entweder durch ihre altertümliche Bauart auffallen oder durch berühmte Persönlichkeiten eine geschichtliche Bedeutung erlangt haben. Eins der schönsten Denkmäler gotischer Baukunst in Sachsen und zugleich die größte Zierde Zwickaus ist die im Jahre 1118 erbaute Marien kirche. Als weitere Zierde der Stadt gilt das Gewandhaus, ein gewaltiges Gebäude, seinen mit gotisch-welschen Schnörkeln verzierten Giebel dem Markte zukehrend, in dem sich gegenwärtig das Stadttheater befindet. Am Markte stehen zwei weitere Häuser von historischem Werte. Das eine bewohnte unser großer Reformator Luther, als er hier gegen die Thomas Münzerschen Irrlehren zu Felde zog; das andere ist die Geburtsstätte eines der größten Komponisten unsers Jahrhunderts, Robert Schumanns.

Da Zwickau billiges Feuerungsmaterial besitzt, so mußte dies Veranlassung zu bedeutenden gewerblichen Unternehmungen werden. In und bei der Stadt wurden zahlreiche Fabriken angelegt, namentlich solche, welche viel Kohlen zu ihrem Betriebe nötig haben, wie Glas-, Porzellan-, Steingut-, Chamottefabriken und Maschinenbauanstalten. Das bedeutendste Eisenwerk Sachsens, die Cains dorfer „Königin-Marienhütte“, konnte sich nur in der Nähe eines Kohlenbeckens entwickeln, wie das Zwickauer ist. [1]

So vielseitig die Industrie der Stadt ist, so groß ist auch ihr Verkehr. Welch reges Leben herrscht allein auf dem Bahnhofe! Die Millionen Centner Kohle, welche man im Zwickauer Becken zu Tage fördert, werden zum größten Teile hier verladen, um in langen Zügen allen den Orten zugeführt zu werden, die ihrer bedürfen. Täglich zählt man gegen 200 Kohlenzüge. Dadurch wird der Zwickauer Bahnhof zum verkehrsreichsten Bahnhofe nicht nur Sachsens, sondern sogar ganz Deutschlands.

Für geistige Ausbildung wird in der Stadt durch vorzügliche Schulen reichlich gesorgt. Das Zwickauer Gymnasium galt bereits im Mittelalter als Musterschule. Es hatte die Ehre, vom Reformator Luther als eins der „köstlich sten Kleinode des Landes“ gepriesen zu werden. Eine Bergschule bezweckt die Ausbildung unterer Bergbeamter für den Zwickauer Kohlenbezirk.

Als Erholungsort für die Stadtbewohner dient der Park des nahen Eckersbach, eines Dorfes, bekannt durch jenes „Freigut“, welches der dankbare Kurfürst Friedrich der Sanftmütige von Sachsen dem Retter des Prinzen Albert, dem Köhler Georg Schmidt, schenkte. Den Mittelpunkt der sich im Stadtbezirke vergnügenden Zwickauer aber bilden die Anlagen am Schwanenteich und das Schwanenschlößchen.

A. V. Geyer.

251

[1] Vergl. den Artikel „Königin-Marienhütte“ in Band II dieses Werkes.

Kapitel 57

Der Steinkohlenbergbau bei Zwickau.

Die reichſte Erwerbsquelle für Zwickau und ſeine Umgebung iſt der Kohlen bergbau. Ohne Zweifel iſt er einer der älteſten in ganz Deutſchland. Der Sage nach ſoll er ſchon im 10. Jahrhunderte von den Sorben-Wenden hier be trieben worden ſein. Ganz gewiß aber iſt, daß man bereits im 14. Jahr hunderte auf Planitzer Flur ſogenannte Raſen- oder Tagekohlen gefunden hat. Zu dieſer Zeit wurden bereits in den Schmieden ſolche Tagekohlen gebrannt. Der Rat zu Zwickau verbot zwar die Verwendung der Kohle zum Heizen, damit der Verbrauch des Feuerholzes aus den großen ſtädtiſchen Waldungen nicht ge ſchmälert würde, dieſes Verbot verhinderte jedoch die Weiterentwickelung des Kohlenbaues nicht; im 16. Jahrhunderte gab es ſchon eine ſtattliche Zahl von Kohlenbauern, und 1520 trat ſchon die erſte Kohlenordnung in Kraft, die namentlich die Kohlenpreiſe zu regeln beſtimmt war.

Die Kohlen wurden in jener Zeit noch wenig begehrt, da man zum Heizen hinreichende und billige Holzvorräte beſaß. Es wird berichtet, daß die genannte Kohlenordnung beſtimmte, es dürfe ein großer Wagen Kohlen nicht unter 25 Groſchen abgegeben werden. Im Jahre 1523 wurde die Reiheladung eingeführt, d. h. es durfte von den Kohlenwerksbeſitzern nur einer nach dem andern die Ausbeute der Gruben an den Mann bringen. Auf dieſe Weiſe wurde wohl eine zu große Herabdrückung der Preiſe durch übermäßiges Angebot verhindert, aber zugleich der ganze Bergbau ſehr darniedergehalten.

im Laufe der Zeit ſteigerte ſich die Nachfrage nach Kohle etwas, aber es hat doch volle 300 Jahre gedauert, ehe der Kohlenbergbau einen nennenswerten Aufſchwung nahm. Erſt im Jahre 1823 wurde die alte Kohlenordnung mit der Beſtimmung der Reiheladung, ſowie das landesherrliche Verbot der Kohlenaus fuhr aus Sachſen auf-gehoben und ſomit das Haupthindernis für die beſſere Aus beutung der reichen unterirdiſchen Schätze beſeitigt. Die Einführung der Dampf maſchinen, die bei der Hebung der Kohle außerordentliche Dienſte leiſteten, die Einrichtung von Koksöfen und Gasanſtalten, die Gründung der Fiſcherſchen Porzellanfabrik und der Fiken-tſcherſchen Chamottewaren- und Glasbrennerei in Zwickau, ſowie der Königin-Marienhütte in Cainsdorf u. a. übten auf den Kohlenbau einen außerordentlich günſtigen Einfluß aus. Dazu kamen der Bau der ſächſiſch-bayriſchen Eiſenbahn, insbeſondere der Linie Zwickau-Leipzig, der die Abfuhr nach den Großſtädten des In- und Auslandes außerordentlich er leichterte, und der Aufſchwung der Induſtrie im Vogtlande, der ein früher nicht geahntes Abſatzgebiet ſchuf.

Es wurden nun immer neue Gruben angelegt. Gegenwärtig sind an 50 Schachte gangbar. Während vor 50 Jahren die Gesamtausbeute des Zwickauer Kohlenbeckens jährlich etwa 170 000 Centner betrug, werden jetzt in jedem Jahr aus demselben 40 Millionen Centner gewonnen. Was die Beschaffenheit der ge wonnenen Kohlen anlangt, so hat zwar jedes Flöz seine eigentümliche Kohle, aber im Handel unterscheidet man bloß zwei Arten, die Pech- und die Ruß- kohle. Erstere ist hart, spröde und meist von tiefschwarzem Glanze; die Ruß-

252

kohle dagegen ist weicher, besitzt keinen Glanz, färbt ab und brennt matter, aber nachhaltiger.

Um die Auffindung immer neuer Kohlengebiete und um eine systematische Bebauung derselben hat sich besonders der Freiberger Oberbergrat Professor August Breithaupt große Verdienste erworben.

Zu den Merkwürdigkeiten des Zwickauer Kohlenbeckens gehören die Stein kohlenbrände. Der bedeutendste Brand, der bis in die neueste Zeit ein Palmen und Ananashaus wärmte, wurde im dreißigjährigen Kriege auf Planitzer Flur durch kaiserliche Soldaten dadurch verursacht, daß sie die über den Schächten er bauten „Kohlhütten“ anzündeten. Da die Bergleute, denen es vielleicht im An fang möglich gewesen sein würde, den entfachten Kohlenbrand zu unterdrücken, die Flucht ergriffen hatten, so gewann derselbe bald so außerordentlich an Umfang, daß die späteren rastlosen Versuche, das Feuer durch aufgestautes Grubenwasser, durch Zustürzen der Schachte oder durch anderweitigen Luftabschluß zu vernichten, keinen oder nur vorübergehenden Erfolg hatten. Gegenwärtig ist der Planitzer Kohlenbrand bis auf einige sehr geringe Partien erloschen. Neue Entzündungen in den Zwickauer Kohlenbergwerken sind jedoch durchaus nicht selten, und indem sie auf der einen Seite durch Zerstörung der ergriffenen Kohlen Schaden stiften, bedrohen sie anderseits das Leben der Grubenarbeiter durch Erzeugung der so genannten „Brandwetter“. Durch „schlagende Wetter“, einen ebenso gefürchteten Grubenfeind, wurden am 1. Dezember 1879 90 Bergleute auf schreckliche Weise die Opfer ihres mühseligen Berufs.

Infolge des Kohlenbaues sind die Dörfer um Zwickau, z. B. Planitz, Bockwa, Oberhohndorf, Schedewitz, Marienthal, Reinsdorf u. a., nicht nur zu bedeutender Größe herangewachsen, sondern sie haben auch ansehnlichen Reich tum erlangt. Bockwa gilt nicht allein für das reichste Dorf Sachsens, sondern sogar für eine der reichsten Ortschaften Deutschlands.

Nach G. Dietrich und B. Geyer.

Kapitel 58

Eine Einfahrt in den Brückenberg zu Zwickau im Jahre 1881.

Schon lange hegte ich den Plan, den „schwarzen Diamanten“ einmal einen Besuch an ihren Fundstätten zu machen; aber immer hatte ich gewisse Bedenken nicht überwinden können, in den finstern Schlund eines Schachtes hinabzusteigen. Endlich, im Jahre 1881, benutzte ich einen kurzen Aufenthalt in Zwickau zur Ausführung meines Vorhabens. Nachdem meine Reisetasche beim Pförtner des Bahnhofes untergebracht war, that ich sogleich die nötigen Schritte, um mir die Erlaubnis zur Einfahrt in den „Brückenberg“ auszuwirken.

Da der Markscheider, an welchen man mich in dieser Angelegenheit gewiesen hatte, nicht anzutreffen war, verfügte ich mich in die Wohnung des Obersteigers, der indes auch erst nach beendigter Mittagszeit für mich zu sprechen war. Die Zwischenzeit verbrachte ich am Schacht und bei der mächtigen Fördermaschine,

welche einen geradezu überwältigenden Eindruck auf mich machte; etwas so Groß- artiges hatte ich auch nicht im entferntesten vermutet. Noch weiß ich wie mir da mals beim Anblick dieses Riesenwerkes menschlicher Erfindungs- und Thatkraft das Herz höher und freudiger schlug. Welch gewaltige Arbeitskräfte sich doch der Mensch im Maschinenwesen zu schaffen weiß! Und dieses mächtige Rad von fast erdrückender Größe, wie leicht und willig bewegt es sich! Jetzt noch im ungeheuerem Schwunge kreisend, steht es im nächsten Augenblicke schon fest gebannt oder be wegt sich in entgegengesetzter Richtung; ein einziger Mann regiert es mit bequemen Griffen. Angesichts solcher vertrauenerweckenden Betriebskräfte würde es mir sicherlich schwer gefallen sein, hätte ich jetzt noch auf die geplante Fahrt verzichten sollen. Der Obersteiger erteilte mir indes nur nach einigem Bedenken – und auf meine eigene Verantwortung hin — die Erlaubnis zur Einfahrt.

Mit welchem Vergnügen schlüpfte ich nun in das mir verabreichte Berg manns kostüm, bestehend in weiten Pumphosen nebst grobem Leinwandkittel, Gürtel, Schutzleder und einem sehr dicken, schweren Filzhut! Auch das Gruben lämpchen und der Hammerstock fehlten nicht, und so ausgerüstet, ging ich denn in Begleitung zweier Steiger über den Hof, dem Schachte zu.

Mit rasender Schnelligkeit sanst hier der eine Drahtgurt in die Tiefe, während der andere nach oben schießt. Der Schacht ist durch eine Wandung in zwei Hälften geteilt, so daß sich in der einen ein Fahrzeug abwärts, in der andern gleichzeitig ein zweites aufwärts bewegt. Obschon die Geschwindigkeit der Bewegung so groß ist, daß es dem Auge unmöglich wird, irgend einen Punkt an dem flüchtigen Gurte zu fassen und zu verfolgen, so vergehen doch an zwei und eine halbe Minute, bis das an letzterem hängende Gerüst mit seiner Ladung an den Tag tritt. Es ist in mehrere Etagen eingeteilt, deren jede zwei „Hunde“ aufnimmt, schmale, aber tiefe Kastenwagen, mit Steinkohle oder „Berg“ (Erde, Steine) beladen. Nachdem man die Wagen herausgeschafft und durch leere ersetzt hatte, war für uns der Augenblick des Einsteigens gekommen.

Während meine beiden Fahrgenossen, die mich in ihre Mitte genommen hatten, mit gleichgiltiger Alltagsmiene am Kasten lehnten, war es mir selbst an gesichts dieser ungewohnten Fahrt doch etwas sonderlich zu Mitte, und mit klopfendem Herzen harrte ich der drei Glockenzeichen, welche der Fahrt vorausgehen; sie ließen nicht lange auf sich warten: „bim – — bim — — bim“, ich klammerte mich fest an, und das Fahrzeug senkte sich. Im Augenblicke war das Tageslicht ab gebrochen; nur der Schein unserer Lämpchen war geblieben und ermöglichte es, den Ausbau des Schachtes, teils Mauer, teils Holzwand, zu erkennen — aber auch nur auf kurze Zeit; denn das pfeilschnelle Vorüberschießen der Umgebung nötigte mich gar bald, die Augen zu schließen. Hatte ich zuerst das Gefühl, als sei mein eigenes Gewicht nicht schwer genug, dem versinkenden Boden nachzufolgen – eine sehr lebhafte Empfindung, die mich sogar bewog, mich aus Leibeskräften nach unten zu stummen –, so glaubte ich nach einer Weile nicht anders, als daß die Fahrt wieder aufwärts ginge, infolgedessen ich endlich so ziemlich „verdreht“ unten anlangte. Auf einer Zwischenstation, wo der eine meiner beiden „Kollegen“ ausgestiegen war, um in dieser höher gelegenen Strecke seines Amtes zu walten,

254

hatte ich Gelegenheit zu beobachten, mit welcher Genauigkeit unser Fahrzeug regiert wurde, indem sich zwischen dem Boden des letzteren und dem der sich ab zweigenden „Strecke“ auch nicht der kleinste Höhenunterschied zeigte.

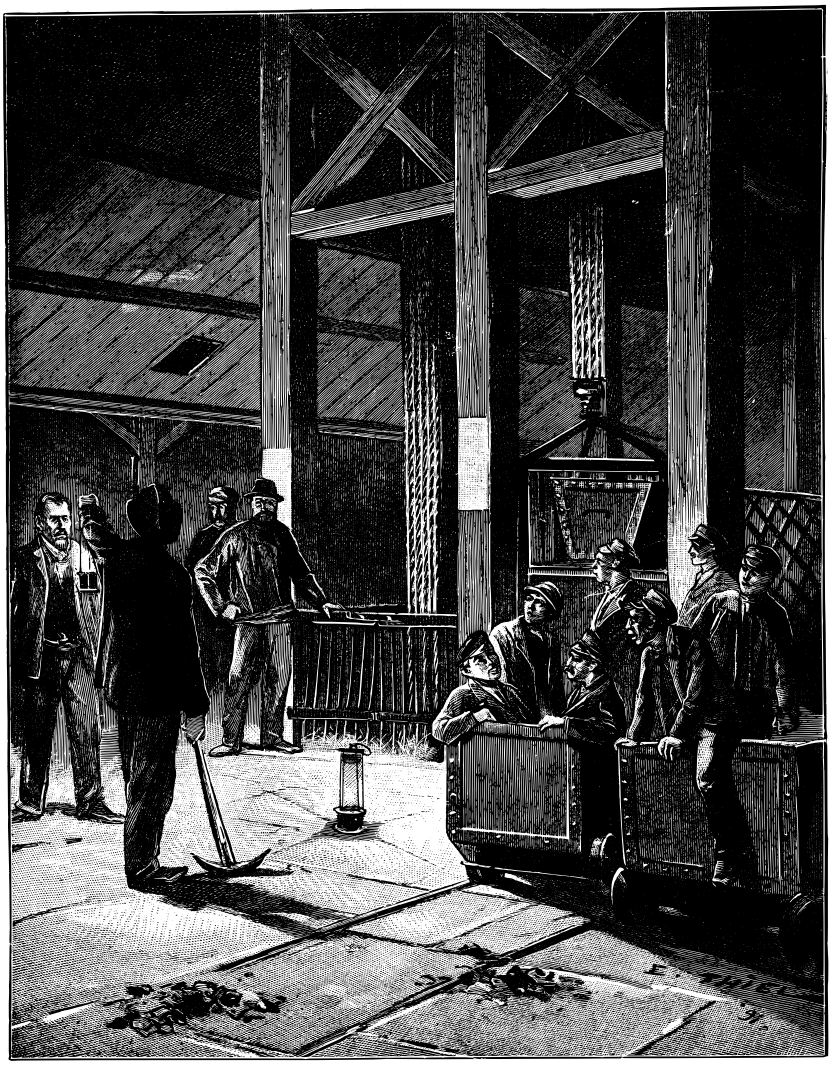

Abbildung 58.1: Einfahrt in den Schacht eines Steinkohlenbergwerkes.

Mit „Glück auf!“ wurden wir bei unserer Ankunft begrüßt, „Glück auf!“ war unser Gegengruß. Welch ein Unterschied ist doch zwischen diesem „Glück auf!“ Und den entsprechenden Höflichkeitsformen der Oberwelt! Nirgends wohl kann ein Gruß ernstgemeinter, wahrhaftiger erklingen als hier in den immer gefahr

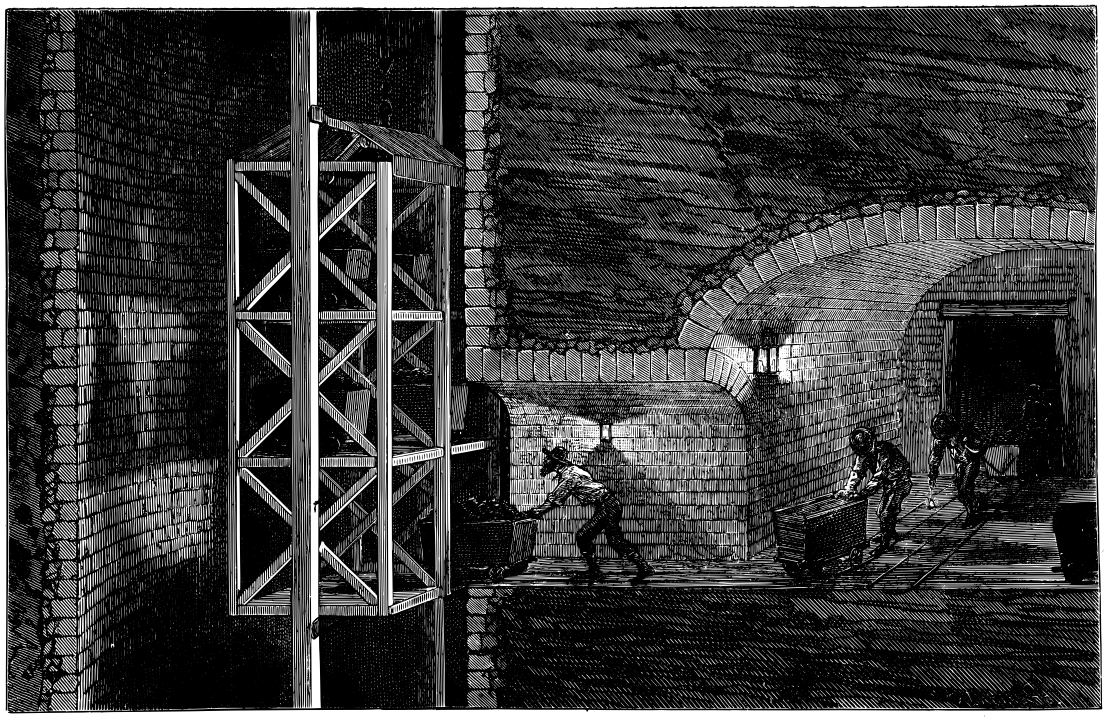

Abbildung 58.2: Verladung der Hunde in einem Kohlenbergwerke am Ausgang der Strecken.

256

vollen, weltabgeschiedenen Gängen. An welchen Anblick ich mich nun zu ge wöhnen hatte, zeigte sich mir sogleich bei den ersten Schritten. Fast allerorts hängt das Stützgebälke der Grubenzimmerung von oben herein, geborsten und zersplittert, ohnmächtig dem Gesteine weichend — ein schauerlicher Zeuge des ungeheueren Druckes, der auf diesen Höhlungen lastet. Jetzt begriff ich auch, warum man mir den schier unbeugsamen Filzhut aufgesetzt hatte; ohne seinen Schutz hätte mir gewiß mancher hereinragende Stein oder Balkensplitter Kopfweh

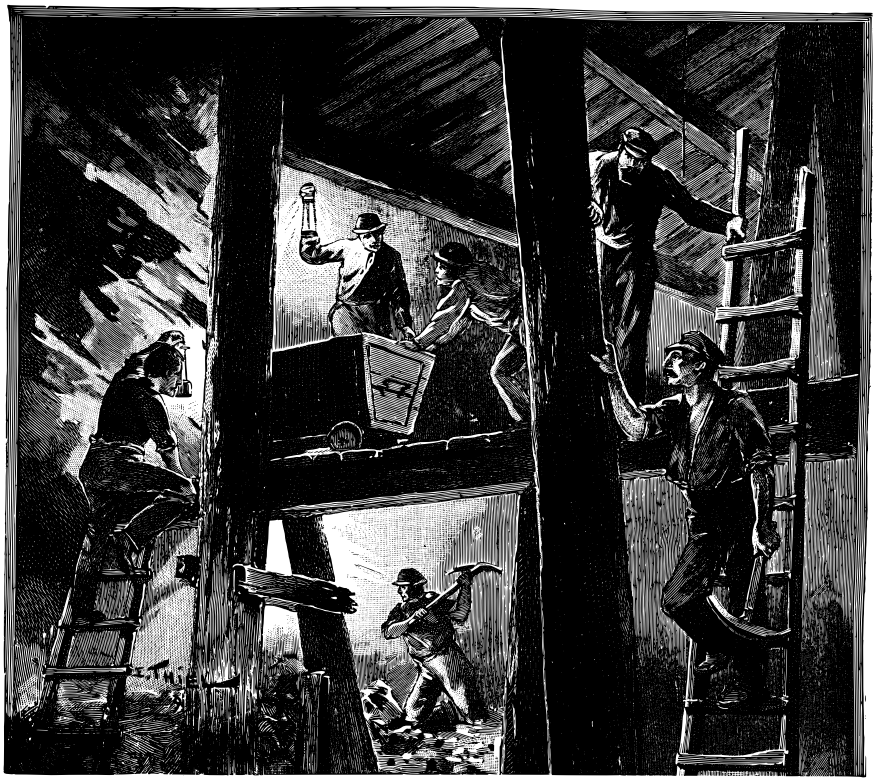

Abbildung 58.3: Bergleute bei der Arbeit.

verursacht. Ziemlich sicher – wenigstens gegen derlei „Anstößigkeiten“ — fühlte ich mich dagegen in den ausgemauerten, gewölbten Strecken.

Nicht lange noch waren wir in einem Seitengange vorgedrungen, da kam uns ein flottes Fuhrwerk entgegen, bestehend aus Pferd und acht bis neun „Hunden“ nebst dem dazugehörigen Fuhrmann, welches auf dem Schienenwege zum Schacht eilte. Ich war nicht wenig erstaunt, auch hier, in einer Tiefe von etwa sechs- bis siebenhundert Meter, das Pferd noch hilfeleistend anzutreffen. An einem warmen, behaglichen Stalle fehlt es natürlich auch nicht; ein zweites kleines, aber kräftig gebautes Rößlein erholte sich darin von den Strapazen, es schaute uns neugierig an und war augenscheinlich froh, in seiner Einsamkeit einmal aufgesucht

257

zu werden. Mit Behagen atmete ich die Stallluft ein; denn hier hat der lästige Kohlenstaub, dem man in den Gruben nicht leicht ausweichen kann, weniger Zu tritt. Je tiefer wir kamen, desto unbehaglicher wurde die Temperatur, nahezu unerträglich aber war sie beim untersten Abbau. Hier arbeiten die Bergleute auch zumeist nackt, abgesehen von der Staubhülle, die ihrem schweißtriefenden Körper anhaftet. Inmitten dieser schwarzen,

behenden Gestalten, inmitten der unheimlichen Glut hält es so schwer nicht, sich in den Vorhof eines Höllenpfuhls versetzt zu glauben. Aber auch hier fehlt der Humor nicht; während ich z. B. trotz der Hitze und des Staubes tapfer standhielt, um das Ablösen der glänzenden Pechkohle, das Einfügen u.s.w. zu beobachten, war man schon übereingekommen, den Gast „anzubinden“, um ihn dann gegen „Lösegeld“ wieder freizugeben. Ich vereitelte allerdings noch rechtzeitig die Ausführung dieses schwarzen Kom plotts und bewahrte mir mit etwas Kleingeld die Freiheit; kommt einem doch da unten die letztere ohnehin nur wenig zum Bewußtsein!

Wir nahmen unsere Wanderungen wieder auf. Mein Begleiter schien Be denken zu tragen, mich jetzt in eine der jedenfalls gefährlichsten, unwegsamsten Abteilungen mitzunehmen; denn er bat mich, an einer bezeichneten Stelle seine Rückkehr abwarten zu wollen. Auf diesen Vorschlag ging ich um so lieber ein, als ich mir einen eigenen Reiz davon versprach, an solchem Orte ein wenig träumen zu können. Zunächst um meine Sicherheit bekümmert, wendete ich den kurzen Schein meines Lämpchens nach allen möglichen Richtungen. Freilich, bei näherer Besichtigung schien dieser Ort nicht mehr so recht geeignet zu einer beschaulichen Betrachtung zu sein. Die zerdrückten Querbalken, die kaum noch zurückgehaltenen Steinmassen über mir, ein wenig hier und da abbröckelnde Erde — das alles war nicht eben dazu angethan, ein Gefühl der Sicherheit oder des Behagens in mir aufkommen zu lassen. Bedächtig ließ ich mich auf einen steinernen Sitz nieder. Rechts von mir führte ein Schlund steil hinan; vor mir gähnte die dunkle Höhle, durch welche wir gekommen waren, rückwärts die Fortsetzung derselben, in welche ich dem ortskundigen Steiger nicht folgen sollte.

Des letzteren Schritte waren bald verhallt. Grabesstille und -Finsternis umgaben mich. – In Bergesmitte! – Ich wußte mich im Reiche der Kobolde. Schon war es mir, als zeigten sich blaue Flämmchen in zahlloser Menge am Boden, an den Wänden und drängten sich, wie lauschend, zusammen, als kröchen aus Spalten hervor winzig kleine, graubärtige Männchen, geschürzt und gestiefelt, die ebenso argwöhnisch als neugierig den Fremdling betrachten. — Ein unbedachtes Umherleuchten mit meiner Laterne hatte mir leider alle Phantasiegebilde ver scheucht. Doch wie! – ertönen aus einem der urfinsteren Schlünde jetzt nicht dämonisch-wildjauchzende Weisen? Ich höre die Höllenmusik aus „Robert, der Teufel“, schaurig, ungleich wirksamer als in der Oper selbst! – ist dieses Plätzchen schon geeignet, der Phantasie einigen Spielraum zu lassen.

In Gedanken versetzte ich mich wieder hinauf an des Tages sonnigen Schein, zurück auf die freie Wanderstraße, zurück in die lebendige Natur hinein.

Welch ein schwerer, freudenloser Beruf der des Bergmanns ist, begriff ich erst jetzt vollkommen.

17

258

Es mochte wohl ein halbes Stündchen vergangen sein (etwa 2½ Stunden seit unserer Einfahrt), als mein Be-gleitsmann zurückkehrte und wir den Rückweg zum Schachte antraten. Der Abkürzung wegen passierten wir nun einen solchen steilansteigenden Gang, wie der an meiner Wartestelle ausmündende war. Es fällt ziemlich schwer, hier festen Fuß zu fassen, und meine Kopfbedeckung hatte wieder manch kräftigen Stoß zu parieren. Die „Hunde“ können an solchen Stellen nur durch Maschinen befördert werden, welche man durch komprimierte Luft — in Röhren vom Tage hergeleitet — in Betrieb setzt.

Als wir wieder in dem kleinen Steigerstübchen in der Nähe des Schachtes angelangt waren, erfuhren wir von dem eben stattgehabten teilweisen Zusammen sturz einer „Strecke“. Dieses Ereignis war jedoch, als in Kürze bevorstehend, vorhergesehen, und die entsprechenden Vorsichtsmaßregeln waren getroffen ge wesen.

Nachdem wir uns einigermaßen abgekühlt, zu weiterer Vorsicht auch noch ein Taschentuch um den Hals gebunden hatten, stellten wir uns ein und — flogen empor. Je schneller die Fahrt, desto empfindlicher macht sich die ohnehin schon kühle Schachtluft bemerkbar; ohne die nötige Vorsicht kann man also leicht dar unter zu leiden haben. Als ein gutes Zeichen drangen mir bald die Glocken schläge ins Ohr, die, wie vorhin unsere Abfahrt, jetzt unsere Ankunft meldeten. Nicht lange darauf war es plötzlich wieder Tag um uns. Froh betraten wir das trauliche Bureaustübchen und erwiderten das herzlich entgegentönende Glück auf!

A. K.

Kapitel 59

Ein Schatzgräber im niederen Erzgebirge.

Zur Geschichte des Lugau-Ölsnitzer Kohlenreviers.

Einige Stunden südwestlich von Chemnitz breitet sich ein Thalbecken aus, an dessen Rande die gewerbfleißigen Städte Hohenstein, Ernstthal, Stollberg und etwas westlicher Lichtenstein und Callnberg liegen. Die jetzt sehr gelichteten Waldungen auf den angrenzenden Höhen reichten noch vor einem Menschenalter als stattliche Forste tief in den Thalkessel herab und umschlossen dicht und eng die damals noch sehr kleinen und unansehnlichen Ortschaften Würschnitz, Lugau, Ölsnitz und Gersdorf. Zwischen Würschnitz und Ölsnitz war der hohe Wald durch die Strut (d. i. niedriges Gehölz) unterbrochen, in deren Bereich auch ein mit fahlen Sumpfgräsern und Heidekraut bewachsener Plan gehörte.

Auf dieser Waldblöße trieb vor 50 Jahren ein Schatzgräber sein Werk, emsig und geheimnisvoll. Freilich war er keiner von denen, die in abergläubi scher Befangenheit auf Irrlichter als auf bedeutungsvolle Zeichen achten, auch keiner von dem Schlage derer, die den Hexenglauben thörichter Mitmenschen listig ausbeuten, sondern ein rechtschaffener Mann, der statt der Wünschelrute die Feder und den Zeichenstift zu führen verstand und nebst Spaten, Hacke und Schaufel auch Schlegel und Eisen, sowie das Gezähe[1] handhabte.

259

Unser Schatzgräber war ein Bergbeamter aus Zwickau. Auf einer Wanderung in seinen Heimatsort Langenau bei Freiberg kehrte er bei Verwandten in Lichtenstein ein. Hier wurde er eingeladen, mit nach dem nahen Ölsnitz zu gehen, wo sein Onkel Geschäfte zu besorgen hatte. Gern war der Gast dazu bereit; hatte er doch von verschiedenen Seiten gehört, daß man bei einem Straßen bau Ende der zwanziger Jahre zwischen Würschnitz und Ölsnitz und später beim Tiefackern wiederholt Kohlen gefunden habe. Auch wußte er von Bohr- und Senkversuchen einer Freiberger Bergbaugesellschaft und der Fürstlich Schönburg schen Herrschaft zum Zwecke der Kohlengewinnung, die freilich ohne Erfolg ge blieben sein sollten. Diese Versuchsstellen aus eigener Anschauung

[1] Bergmännisches Werkzeug.

kennen zu lernen, war dem Bergbeamten von großem Intereſſe. Er ließ ſich daher von ſeinem Verwandten in jene Gegend führen und von einem zufällig anweſenden Waldarbeiter die betreffenden Punkte zeigen. Von den früheren bergmänniſchen Arbeiten waren aber nur noch wenig Spuren ſichtbar, und ſchon wollten die beiden Männer das fragliche Gebiet verlaſſen, als der Fachmann bei einem tieferen Wegeeinſchnitt ſtehen blieb und die Schichtung des bloßgelegten Bodens genauer unterſuchte. Nach kurzem Verweilen rief er ſeinem überraſchten Begleiter zu: „Das iſt ja das echte Kohlengebirge!“ Die gemachte Wahrnehmung be ſchäftigte nun immerfort ſeine Gedanken.

Wochenlang ſchwebte er in Ungewißheit, ob er nicht lieber ſeine Stellung in Zwickau aufgeben und hier mit Teufung eines kleinen Schachtes ſein Glück verſuchen ſolle. Als ihm nun ſeine ihn ohnehin nicht befriedigende Stellung durch ein Vorkommnis noch mehr verleidet worden war und er und ſeine Frau in einer und derſelben Nacht ſonderbare Träume gehabt hatten von einem waldigen Arbeitsfelde in der Nähe turmloſer Orte, auf welchem ringsum große Schorn ſteine entſtanden und große Erntewagen beladen wurden, da hielt er ſein fer- neres Schickſal für beſiegelt und entſchieden. Nach Aufgabe ſeines Zwickauer Amtes ſiedelte er in aller Stille ohne Familie, nur in Begleitung zweier zuverläſſiger Arbeiter, nach Ölsnitz über. Zunächſt ſchloß er mit dem Gutsbeſitzer Höſel da ſelbſt einen Vertrag ab, weil auf deſſen Grundſtück die Arbeiten beginnen ſollten. Auch bildete er eine kleine Geſellſchaft, zumeiſt aus Verwandten beſtehend, die das nötige Geld zu dem Unternehmen aufzubringen bereit war. Nach dieſen Abſchlüſſen erfolgte am 7. Sept. 1843 unter Gebet der erſte Spatenſtich.

Obwohl die Schachtanlage in ſehr beſcheidenem Umfange geplant und be gonnen worden war, blieben doch dem wackeren Manne bittere Erfahrungen nicht erſpart; er merkte täglich, daß aller Anfang ſchwer iſt. Nach einigen Tagen ſchon kam man im Erdinnern auf ungeheuere Waſſermaſſen, die faſt nicht zu bewältigen waren. Dazu ſtellte ſich auch die vom Bergmanne ſo gefürchtete Triebſandſchicht ein. Durch dieſe Umſtände und in Erinnerung an die früher mit ſo vielem Koſten aufwande und doch vergeblich betriebenen Bohr- und Teufungsverſuche wurden die Mitglieder der kleinen Geſellſchaft bald zaghaft und wollten in ihrem Klein mute die vereinbarten Zahlungen nicht mehr leiſten.

Von den täglich wachſenden Schwierigkeiten ließ ſich der brave Bergmann jedoch keineswegs entmutigen. Im feſten Vertrauen auf Gott, der ja alle ehr

260

liche Arbeit ſegnet, begann er nach wie vor in aller Frühe ſein Tagewerk und kehrte erſt in ſpäter Abendſtunde aus der Grube zurück. Als aber bei aller Aus dauer und trotz aller Mühe nach Wochen noch kein merklicher Fortſchritt der Ar beit zu verzeichnen war, entſchloß er ſich, einen zweiten Schacht und zwar in größerer Nähe des vermutlichen Ausſtriches der Kohle zu ſenken. Hierzu ſchien ihm der ſogenannte Sieberſche Garten, nahe der Niederwürſchnitzer Grenze, am geeignetſten. Mit der käuflichen Erwerbung des betreffenden Haus- und Feld grundſtückes war zugleich eine eigene Wohnung für die Familie gewonnen, die nun auch ſchleunigſt bezogen ward. Jetzt wurde zur Teufung auf dem erkauften Grund und Boden verſchritten. Für die beiden verſchiedenen Arbeitsſtellen reichte jedoch die einfache Kraft des Leiters nicht mehr aus, und es mußten ihn Frau und Tochter bei den Arbeiten über Tage, ſowie bei der Beſorgung notwendiger Geſchäftswege unterſtützen, gleichviel ob Sonnenglanz über den Fluren lag oder Wetter ſtürmten, ob Tag- oder Nachtzeit war. Von jetzt ab gab es für die ganze Familie viel Anſtrengung und Entbehrung, wenig Ruhe und Bequemlichkeit. Selten waren die Familienglieder zur Eſſenszeit am Tiſche beiſammen; ja es kam vor, daß die Mahlzeit gleich auf der Waldblöße bereitet und verzehrt wurde. Ihre harte Lage, in der ſie noch bitteren Hohn und Spott übelgeſinnter Leute zu ertragen hatten, verſchlimmerte ſich durch einen zeitig hereinbrechenden Winter. Oft erſtarrten den helfenden

Frauen die Hände am Haspel, und dem armen Kohlen sucher froren nicht nur einmal die durchnäßten Kleider auf dem Leibe fest, wenn er bei grimmiger Kälte aus der Grube kam.

Nach langer, langer Zeit war man endlich am Hohen Neujahrstage wieder eimnal in der Wohnung vereinigt, und zwar, um das Geburtsfest der Hausfrau und Mutter zu feiern. Zu einer rechten Feststimmung wollte es aber unter den obwaltenden Verhältnissen nicht kommen; niemand konnte ja ahnen, daß das Glück schon vor der Thür stand und nur noch zögerte, einzutreten. Bekümmerten Herzens suchte die Familie bald das Lager auf. Der Schlaf mochte sie noch nicht lange ihrer Sorge entrückt haben, als in der dritten Morgenstunde heftig am Hause gepocht wurde und laute Stimmen den Anbruch der Kohle meldeten. Diese frohe Botschaft war eine gar große Geburtstagsüberraschung und brachte trotz der Nachtzeit munteres Leben ins Haus. Sogleich eilte der beglückte Gruben besitzer zu dem Schachte, um die ersten Kohlen in einem um den Hals befestigten Körbchen zu Tage zu fördern. Dies gelang ihm auch, obgleich er dabei fast bis unter die Arme ins Wasser treten mußte. Die freundliche Hausfrau war auch in kurzer Zeit zur Stelle und reichte den treuen Arbeitern einige mächtige Krüge Warmbier, das sie in aller Eile bereitet hatte.

Nach dem Bekanntwerden des Kohlenfundes im Königlichen Oberbergamte zu Freiberg wurden dem „Schatzgräber“ als Anerkennung eine werwolle geognostische Karte und 200 Thaler mit einem ehrenden Schreiben übersandt. Im Frühjahre aber veranstaltete der glückliche Grubenbesitzer für seine Schachtleute nachträglich ein Fest, an dem die ganze Gemeinde freudigen Anteil nahm. Nach Absingung des Liedes: „Nun danket alle Gott“, feierte der Diakonus Kolbe aus Stollberg auf Grund des Textes: „Der Herr hat Großes an uns gethan“, in einer treff

261

lichen Festrede die Bedeutung des Ereignisses. Den Kindern wurde ein Schulfest bereitet, und die Erwachsenen vergnügten sich beim Tanze bis spät in die Nacht hinein. Die noch lebenden Teilnehmer jenes ersten Bergfestes erinnern sich noch gern an die fröhlichen Stunden.

So war am 7. Januar 1844 morgens 3 Uhr ein unermeßlicher Schatz, und zwar in der geringen Tiefe von 8 Metern aufgefunden worden. An seiner Hebung haben in den nachfolgenden 50 Jahren tausend und abertausend Hände gearbeitet, und noch viele Jahrzehnte werden vergehen, ehe er erschöpft sein wird. Die große Veränderung, die seitdem in den gesamten Verhältnissen des Lugau Ölsnitzer Kohlengebiets eingetreten ist, vermögen nur die recht zu würdigen, unter deren Augen die weite Landschaft emporblühte. Die früher so armseligen Dörfer mit den dürftigen Strohhütten, zu denen oft weder Weg noch Steg führte, haben sich zu schönen, großen Ortschaften entwickelt und sind heutzutage mit breiten Straßen und stattlichen Häuserreihen versehen. Die Einwohner zählen jetzt nach ebensoviel Tausenden, als es früher Hunderte waren, und immer noch ziehen aus den ärmeren Gebirgsgegenden Leute zu, um daselbst ein besseres Auskommen zu finden. Die dreizehn großen Werke des Reviers, die meisten aus Zwillings schächten bestehend, fördern in Tag- und Nachtschichten Kohlenmengen zutage, deren Wert sich auf viele Millionen beziffert.

Mit dem Bergbau sind aber auch verschiedene andere Industrien eingezogen. Man findet daselbst Sägewerke, große Holz- und Eisenhandlungen, Maschinenbau anstalten, Hanf- und Drahtseilereien, Kohlenstaubmühlen u. dgl. Infolge reger Bauthätigkeit entstanden viele Ziegeleien und Baugeschäfte, und große Spinnereien brachten den weiblichen Arbeitskräften hinreichende Beschäftigung. Kurz, ein Blick in das weite Thalbecken mit seinen zahlreichen Dampfschloten und Schienenwegen zeigt, daß jetzt da reges Leben, Handel, Verkehr und Wohlstand herrschen, wo vor einem halben Jahrhundert nur Armseligkeit und Dürftigkeit zu finden war.

Der Mann aber, durch dessen Entdeckung die reichen Kohlenlager im Lugau Ölsnitzer Revier aufgeschlossen und solche gewaltige Veränderungen herbeigeführt wurden, hieß Karl Gottlob Wolf. Er wurde als Sohn des Obersteigers Wolf am 7. Februar 1808 in Langenau bei Freiberg geboren. Nach vollendeter Schul- und praktischer Lehrzeit im Bergbau besuchte er die Bergschule zu Frei berg mit gutem Erfolg. Nach seinem Abgange von derselben war er Zeichner an verschiedenen Orten; so wirkte er z. B. als Zeichnenlehrer zwei Jahre lang an seiner ehemaligen Bildungsstätte in Freiberg. Später kam er nach Zwickau und leitete hier verschiedene Kohlenwerke, bis seine Übersiedelung im Sommer 1843 nach Niederwürschnitz und später Ölsnitz erfolgte. Die Auffindung der Kohle brachte dem braven Bergmanne leider nicht die sorgenfreie Existenz, die er wohl verdient gehabt hätte. Vielmehr begann für ihn nun erst recht eine Zeit schwerer Kämpfe und bitterer Erfahrungen. Mißgunst und Neid nötigten ihm jahrelange kostspielige Prozesse auf, die sein Unternehmen hemmten und ihn selbst schwer schädigten. Als aber die Anfeindungen niedrig gesinnter Menschen gar kein Ende nehmen wollten, verließ er im Jahre 1852 die heimatliche Erde und suchte über dem Weltmeere im fernen Westen Heil und Frieden.

262

Die Stätte seiner ersten Wirksamkeit in Ölsnitz liegt heute verfallen und verödet. Achtlos schreitet der Wanderer an ihr vorüber, da weder ein schlichter Stein, noch irgend ein anderes Merkmal dieses für das ganze Lugau-Ölsnitzer Kohlenrevier so denkwürdige Fleckchen Erde bezeichnet. Aber am 7. Januar 1894, als am 1. Sonntage nach Epiphanias – genau 50 Jahre nach der Ent deckung der Kohlenlager – fand in der Kirche zu Lugau ein Jubelfestgottesdienst statt. In der Festpredigt wurde durch Pastor Dr. Eckardt vor der zahlreichen Festgemeinde das Gedächtnis des Mannes erneuert, der ein Werkzeug in der Hand des Höchsten war, um einer bisher armen Landschaft eine reiche Segens quelle zu erschließen.

Frieden und Ruhe hat der brave Bergmann nun gefunden, da ihn der oberste Bergherr zur letzten Erdenschicht gerufen. Möge ihm nach dieser statt des Schachtglöckleins der Engel fröhlicher Posaunenchor erschallen zu einem ewigen, seligen Glückauf!

Herm. Unger.

Kapitel 60

Paul Flemming.

„In allen meinen Thaten Laß ich den Höchsten raten, Der alles kann und hat;

Er muß zu allen Dingen, Soll's anders wohl gelingen, Selbst geben Rat und That."

Der Dichter dieses bekannten, schönen Gesangbuchsliedes, Paul Flemming, ist unser Landsmann. Derselbe wurde am 5. Oktober 1609 zu Hartenstein im Erzgebirge geboren. Sein Vater war in dem Städtchen Schullehrer. Eine Tafel an einem nahe der Kirche gelegenen Hause in Hartenstein sagt uns heute noch, wo das alte Schulhaus stand, in welchem Flemmings Vater gewohnt und gewirkt hat, und wo der fromme Dichter geboren wurde.[1] Sein nicht unbedeutendes Vermögen verwandte der Vater vor allem dazu, seinem Sohne eine tüchtige Ausbildung zu geben. Nach dem Besuche der Fürstenschule zu Meißen bezog Flemming, 19 Jahre alt, die Universität Leipzig, um Medizin zu studieren. Schon in Meißen hatte er sich mit vielem Glücke im Dichten versucht, und als Student in Leipzig dichtete er mit solchem Erfolge, daß er die Würde eines kaiserlich gekrönten Poeten erhielt. Aus dieser Zeit stammt vermutlich das Lied: „Ein getreues Herze wissen, hat des höchsten Schatzes Preis." Mit Recht hat man dieses Gedicht, in welchem Flemming die Treue des Herzens und den süßen Trost, der im Bewußtsein des Geliebtwerdens liegt, mit den innigsten Worten preist, als Traulied in unser Landesgesangbuch aufgenommen. Ein zweites bekanntes Gedicht aus dieser Zeit zeugt von des Dichters Frömmigkeit und Gottergebenheit; es mag hier folgen:

263

„Laß dich nur nichts dauern Mit Trauern, Sei stille! Wie Gott es fügt, So sei vergnügt, Mein Wille!

Was willst du heute sorgen Auf morgen! Der eine Steht allem für, Der giebt auch dir Das Deine.

Sei nur in allem Handel Ohne Wandel, Steh feste, Was Gott beschleußt, Das ist und heißt Das Beste."

Die Unruhen und Schreckniſſe des dreißigjährigen Krieges trieben Flemming aus seinem Vaterlande. Er ging 1633 nach Holstein und schloß sich einer Gesandtschaft an, die der Herzog von Holstein-Gottorp nach Persien zu dieses Landes Erforschung und zur Anknüpfung von Handelsverbindungen ausrüstete. Vor Antritt dieser

[1] Die Errichtung eines Denkmals ist bereits geplant.

weiten, gefahrvollen Reise dichtete Flemming sein berühmtes Reiselied nach des 6. Psalms Weise: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten raten.“ Ihn schreckten nicht die zu erwartenden Mühen und Gefahren, Gott war ja bei ihm, sein Helfer.

„Er wird zu diesen Reisen Erwünschten Fortgang weisen, Wohl helfen hin und her; Gesundheit, Heil und Leben, Zeit, Wind und Wetter geben Und alles nach Begehr.“

Das Ziel der Reise mußte zunächst Moskau sein. Es galt, vom Zaren die Erlaubnis zu erhalten, nach Persien durch Rußland und unter russischem Schutze reisen zu können. Die Gesandtschaft kam Mitte August 1634 in Moskau an, wurde vom Zaren Michael Feodorowitsch freundlich aufgenommen, und die erbetene Beihilfe ward von ihm bereitwilligst zugesagt. Im Dezember trat die Gesandtschaft die Rückreise nach Gottorp an; Flemming aber verblieb mit vielen seiner Freunde in Reval. Sein dichterischer Ruf war ihm schon vorausgeflogen; wen dieser nicht bezwang, den nahm Flemmings persönliche Liebenswürdigkeit ein. Vielleicht hat unser Dichter hier die glücklichste Zeit seines Lebens verbracht, manches sinnige Gelegenheitsgedicht, manches fröhliche Lied von Lieb und Lebens lust ist in Reval entstanden.

Erst im Herbste des Jahres 1636 konnte die Reise fortgesetzt werden. Wieder zog die Gesandtschaft, diesmal aber über 100 Personen zählend und in der prachtvollsten Ausrüstung, in der alten Zarenstadt ein. Von da ging es weiter nach Astrachan. Auch hier verlebte Flemming im Freundeskreise manch fröhliche Stunde, doch mischten sich in die Freude jetzt schon Ärger und Groll über den einen Gesandten, Brüggemann, der sich fortwährend grober Vergehungen schuldig machte, Vergehungen, die er nach Beendigung der Reise mit dem Kopfe büßen mußte. Von Astrachan aus gelangte die Gesandtschaft auf der Wolga in das Kaspische Meer. Hier hatten die Reisenden einen furchtbaren Sturm zu

bestehen. Die das Schiff begleitende Schaluppe ging unter, und das Schiff selbst wurde an den Strand geworfen. Flemming und sein Freund Olearius hatten sich in der höchsten Not leere Fäßchen um den Hals gebunden, um damit sich zu retten. Nach einem gefahrvollen Zuge über das Taurusgebirge, wo die Ge sandtschaft vor allem durch den schnellen Wechsel von Gluthitze und Kälte viel zu leiden hatte, erreichte sie endlich im August 1637 die persische Hauptstadt, das prachtvolle Ispahan. Doch hatten auch hier Not und Trübsal kein Ende. Ihre Dienerschaft geriet mit dem Gefolge einer indischen Gesandtschaft in Streit, aus dem sich zuletzt ein mörderischer Kampf entspann. Nur durch die Flucht in eine armenische Kirche rettete Flemming sein Leben. Aber trotz aller Drangsale hielt unser Dichter den Mut aufrecht, und wohin ihn auch sein Schicksal führte, überall begleitete ihn die getreue Muse.



Abbildung 60.1: Paul Flemming.

Was er gedacht und empfunden, sei es im Tosen des Seesturms, im Glutsande der Wüste, im Kampfe auf Leben und Tod oder im Abendrote vor den goldenen Kuppeln Moskaus, auf den mond beglänzten Wellen der Wolga, unter den rauschenden Pomeran zenwipfeln Cirkassiens, seine Dich tungen atmen es wieder und zaubern noch einmal das ganze Bild der Reise mit glühenden Farben vor unserem Auge herauf.

Dabei vergaß Flemming nicht seines armen Vaterlandes, das, aus tausend Wunden blutend, verwüstet, zertreten am Boden lag, und oft wurde sein Gedicht zum Gebete für des Vaterlandes Er rettung. Ein rechter Deutscher, schämte er sich der Verzagtheit seiner Brüder im deutschen Vaterlande und sagte es auch sich zum Hohne, daß er nur ein Namens deutscher sei. Durch manches Lied zittert ein stilles Heimweh hindurch, und in der „Elegie an mein Vaterland“, die mitten im sinnbethörenden, üppigen Leben des Orients entstanden ist, klagt er:

„Ach, daß ich mich einmal doch wieder sollt' erfrischen An deiner reichen Luft, du edler Muldenfluß, Da du sanfte gehst in bergigen Gebüschen, Da, wo mein Hartenstein mir bot den ersten Kuß.“

Auch die Rückreise der Gesandtschaft verlief nicht ohne Gefahr. Bald hatten die Reisenden vom Hunger oder Durst, bald unter Sonnenbrand oder Regen zu leiden; es lauerten ihnen die feindlich gesinnten Tataren auf, und in Astrachan entging die ganze Reisegesellschaft nur mit Mühe der Gefahr, durch Brüggemanns

265

Verschulden nach Sibirien geschickt zu werden. In Reval erneuerte Flemming die Bekanntschaften, die er früher dort angeknüpft hatte, und verlobte sich mit der Tochter eines angesehenen Kaufmanns, mit Anna Niehusen. Sein Bestreben ging von nun an dahin, sich ein festes Heim zu gründen und seine Braut heim zuführen. Er erwarb sich deshalb die medizinische Doktorwürde auf der Univer sität Leyden, der damals berühmtesten Hochschule Europas, und ließ sich dann als Arzt in Hamburg nieder.

Aber es war dem Armen nicht vergönnt, „Gott zu preiſen mit manchen ſchönen Weiſen daheim in ſeiner Ruh.“ Kaum nach Hamburg zurückgekehrt, befiel ihn, wahrſcheinlich infolge der Anſtrengungen der Reiſe, eine jähe Krank heit, der er am 2. April 1640, im 31. Jahre ſeines Lebens, erlag. Wenige Tage vorher dichtete Flemming ſeine Grabſchrift, in der er mit folgenden Worten Abſchied vom Leben nimmt:

„Ich war an Kunſt und Gut und Stande groß und reich, Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren, Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren, Mein Schall floh überweit: kein Landsmann ſang mir gleich. Von Reiſen hochgepreiſt, für keine Mühe bleich, Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich nennen hören, Bis daß die letzte Glut dies alles wird zerſtören. Dies, deutſche Klarien, dies Ganze dank' ich euch. Verzeiht mir's, bin ich's wert, Gott, Vater, Liebſte, Freunde! Ich ſag euch gute Nacht und trete willig ab: Sonſt alles iſt gethan bis an das ſchwarze Grab. Was frei dem Tode ſteht, das thu' er ſeinem Feinde. Was bin ich viel beſorgt, den Odem aufzugeben? An mir iſt minder nichts, das lebet, als mein Leben.“

Emil Geißler.

Kapitel 61

Die Vorberg—Sage.

61.1 Aus der Gegend von Kirchberg.

In der Schlacht an der Göltzsch, durch welche die Deutschen die Herrschaft der Sorben-Wenden in den Flußgebieten der Saale, Elster und Mulde brachen, verlor auch ein adeliger Sorbe das Leben, dessen Burg inmitten seines ansehn lichen Grundbesitzes auf dem Vorberg[1] lag. Bevor er in den Kampf gezogen

266

war, hatte er seine zahlreichen Schätze dicht neben dem Burgbrunnen vergraben, seine Kinder aber, drei Mädchen von großer Schönheit, hinausgeführt in den heiligen Hain und sie hier geloben lassen, dem Glauben ihrer Väter treu zu bleiben und die heiligen Gebräuche ihres Volkes fortzuüben. Als die Deutschen in die Gegend einrückten, brannten sie die Burg nieder, ließen aber die drei Schwestern, welche Unterdessen ein kleines Gehöft am Berge bezogen hatten, ziemlich Unbe läftigt in ihrer Verborgenheit leben. Allerdings traf auch sie, was jetzt über alle ihre Stammesgenossen in der Umgegend erging: sie mußten den Weisungen der deutschen Herrschaft willigen Gehorsam leisten und die Taufe und den christ lichen Glauben annehmen. Letzterer Anordnung kamen sie indessen nur wider willig nach; denn der neue Glaube stand im Widerspruch mit ihrem dem Vater geleisteten Gelübde und erlaubte ihnen nicht, manchen alten, liebgewordenen Ge brauch weiter zu pflegen; sie fühlten sich darum oft in ihrem Herzen beschwert und gingen häufig zur Nachtzeit mit anderen Genossen hinaus zum zerschlagenen Opferstein und huldigten allda ihren heidnischen Gebräuchen.

Lange blieb das Treiben der Schwestern und ihres Anhanges verborgen. Als aber gegenüber ihrer Wohnung aus dem Wald am Geiersberg heraus ein Kirchlein sich erhob und die Mönche dort das geistliche Amt mit

[1] Der Vorberg, eine von den Höhen, welche in nächster Nähe die Stadt Kirchberg umgrenzen, erhebt sich, vollständig freistehend, als schön geformter Kegel aus dem ihn umgebenden Berggelände. Oben bewaldet, schmücken seine Höhe schöne Anlagen, darunter ein steinerner Aussichtsturm und dicht unter diesem ein Gedenkstein, welcher an die am 3. Juli 1883 stattgehabte Anwesenheit Sr. Majestät des Königs Albert erinnert. In einigen aufgefundenen alten Stadtbüchern wird der Berg Burg- oder Burgkberg genannt; dieser Umstand, sowie der andere, daß auf seiner Höhe außer einer wallartigen Um- schließung im Nordwesten mehrere große, jedenfalls durch den Zusammenbruch von Mauerwerk entstandene, jetzt übergraste Steinhaufen und viele wirr durcheinander liegende Steine zu sehen sind, denen man die einstige Bearbeitung noch heute ansieht, stellen es außer Zweifel, daß den Scheitel des Berges einst, vielleicht schon in der Sorbenzeit, ein

Strenge übten, da setzten diese auch den Zusammenkünften am Opferstein ein Ziel und zogen die Schwestern, als die Veranstalterinnen derselben, zu strenger Rechenschaft. „Ihr dient dem Herrscher der Hölle," eiferten sie; „wohlan, da ihr unsere Warnungen und Mahnungen nicht beachtet habt, so sollt ihr auch dem Bösen verfallen sein. Wir sprechen den Bann über euch; freud- und friedlos sollt ihr sein, bis es euch gelingt, ein Christenkind zu herzen und zu küssen, das man aus dem Walde herein nach Sankt Margareten zur Taufe trägt."

In der That gewann es den Anschein, als walte über den aus der Ge sellschaft Gestoßenen von Stund an kein freundlicher Stern mehr. Jedermann mied den Umgang mit ihnen; sie hatten weder Rast noch Ruhe und mußten öfters in der Nachtzeit, wenn die wilde Jagd anhob, ihren schauerlichen Umzug zu halten, wie das gehetzte Wild den finsteren Wald durchirren. Das waren böse, harte Zeiten für die Schwestern, traurige Erlebnisse, welche endlich in ihrem Herzen die Reue aufkeimen ließen, dem Willen des Vaters gemäß gehandelt zu haben. Ver geblich erwies sich auch das Bemühen, den wenigen, zufällig in ihre Nähe kom menden Menschen sich freundlich zu nahen; vergeblich war die Bitte bei den Mönchen zu St. Margareten, den bösen Zauber zu lösen, welchen ihr Bann über sie gebracht hatte: die Not blieb und nahm zu, je älter sie wurden.

Manches Jahr war bereits verschwunden, und noch immer harrten die Schwestern des Zusammentreffens mit einem Kinde, das im nahen Kirchlein die Taufe empfangen sollte. Zwar hatte der Zufall die Gelegenheit hierzu einige Male geboten; aber die Scheu vor den Gebannten war so groß, daß man bei

Burgbau krönte. Manche lassen sich durch die erwähnten Bautrümmer bestimmen, die Höhe als eine heidnische Opferstätte zu erklären. Der Berg, welcher über die Stadt Kirchberg und deren Umgebung eine reizende Aussicht darbietet, hat seine Sage, die es verdient, daß sie in weiteren Kreisen bekannt werde.

267

ihrem Erscheinen stets zur Seite wich und schon aus der Ferne den Versuch einer Annäherung zu hindern suchte. — Da gewahrte einst in einer Nacht die jüngste der Schwestern in der Gegend, wo, umgeben vom dichten Wald, eines Köhlers Hütte stand, noch helles Licht. Von dem Wahrgenommenen unterrichtet, schlichen alle drei, begleitet von zwei treuen Knechten, bis zur Hütte und bemerkten, daß des Köhlers Weib ein Kind geboren hatte. Sogleich stand der Entschluß in ihnen fest, dem Kinde, wenn es zur Taufe getragen würde, zu nahen und dessen Begleitung um die Erfüllung ihres Wunsches anzugehen.

Es währte auch nur kurze Zeit, bis an einem späten Nachmittage der Köhler in Gesellschaft weniger Personen auf dem schmalen Waldpfade dahergeschritten kam, um seinen Neugeborenen nach St. Margareten zur Taufe zu bringen. Also bald trat die älteste der Schwestern an ihn heran und sprach: „Lieber, laß mich dein Kind sehen und herzen; du sollst dafür auch diesen schönen, glänzenden Stein haben! Schau nur, wie er in der Sonne blitzt und funkelt." Doch der Angeredete wandte sich ab und entgegnete: „Ich begehre weder deinen Stein, noch sollst du mein Kind sehen: halte mich nicht auf und laß mich weiter gehen!" Bald darauf kam auch die zweite Schwester und sagte: „Lieber, sieh dieses Geldstück, es soll dir gehören, sobald du mir erlaubst, dein Kind einen Augenblick auf meinen Armen wiegen zu dürfen." „Nein," rief unwillig der Köhler, „deines Geldstücks wegen gebe ich den Kleinen nicht aus meinen Händen; blicke nur empor, welch schweres Wetter um Himmel dräuet; ich will eilen, weiche zur Seite!" Abermals, einen Steinmurf weiter, kam die dritte Schwester dem Taufzuge entgegen. „Ei, lieber Köhler," begann sie im munteren Ton, „Freya, die liebreiche, hat dir ein Kind beschert, welches du ohne Zweifel jetzt zur Taufe trägst; hier nimm diesen Wickel Flachs als Taufgeschenk, er soll deinem Kinde Segen bringen; doch erlaube mir, den Kleinen auf einen Augenblick zu sehen" Da reichte der Vater dem Mädchen, weil es gar so herzlich bat, das Kind, und dieses drückte rasch einen warmen Kuß auf dessen Lippen. Noch redeten beide miteinander, als das Glöcklein von der Kapelle eifrig mahnte, das Gespräch einzustellen.

Über den brausenden Bach auf schwankendem Steg eilte der Köhler hinauf zur Kapelle, das Mädchen aber raschen Laufes zu den in banger Erwartung harrenden Schwestern. Wie fröhlich lenkten diese jetzt die Schritte ihrem Hofe zu, wie glücklich saßen sie, nachdem der jüngsten die Ausführung des längst gehegten Vorhabens gelungen war, dort beisammen! Die That, einst als Bedingung für die Lösung des auf ihnen lastenden Bannes gestellt, war erfüllt, und von nun an sollte der Böse keine Macht mehr über sie haben.

Die Taufhandlung in der Kapelle war längst beendet; aber das inzwischen zum Ausbruch gekommene Gewitter hinderte bis zum späten Abend den Köhler an der Rückkehr zu seiner Hütte. Mit mächtiger Gewalt tobte diesmal der Donner gott. Mehr als einmal fuhr der blendende Strahl, wie von der Kapelle aus zu bemerken war, in die Waldung des Vorberges nieder und mußte zuletzt auch ge zündet haben; denn man sah trotz strömenden Regens dort dichten Qualm und Rauch aufsteigen. Dazu ließ sich ein Pfeifen, Rollen und Poltern in der Luft vernehmen, als wenn der Fürst der Hölle selbst sein Wesen triebe. Letzteres war

268

in der That auch der Fall; denn erzürnt darüber, daß drei durch den Bann ihm verfallene Seelen seiner Herrschaft zu entrinnen gewußt hatten, fuhr er grimmig und tobend im Wetter davon.

Endlich hatte die Natur ihre Ruhe wieder gefunden; um Himmel leuchteten bereits die Sterne, und in reicher Fülle sandte der Mond sein silbernes Licht zur Erde, als der Köhler mit seiner Begleitung den Heimweg antrat. Ohne Aufent halt kam er aber auch diesmal nicht am Berge vorüber. Mitten auf dem Wege an derselben Stelle, wo vor wenig Stunden eine der Schwestern den Anblick seines Kindes erbeten hatte, hörte er plötzlich seinen Namen rufen. Er blickte empor und sah zwischen den Bäumen hindurch oben auf einem vorspringenden Felsen die drei Mädchen in langen, weißen Gewändern stehen und hörte zugleich, wie sie ihm zuriefen: „Lieber Köhler, habe Dank, daß du dem Kind unserer Jüngsten zum Kusse reichtest! Du hast uns dadurch aus schwerer Not und Drang sal befreit. Komm nur onder Scheu herauf und nimm an den Schatz, mit dem wir dir lohnen wollen!“ – Aber dem Angerufenen und seinen Begleitern liefen bei diesen Worten die Schauer bald kalt, bald heiß über den Rücken; sie schlugen eiligst ein Kreuz und suchten schnell weiter zu kommen.

Gegen den anbrechenden Morgen hin mochte es jedoch den Köhler gereuen, der Einladung nicht Folge geleistet zu haben. Die Gedanken an den dargebotenen, von ihm aber so leichtfertig verschmähten Schatz beherrschten seine ganze Seele, und es peinigten ihn wegen seines Verhaltens um so mehr allerlei Vorwürfe, als ja die Schwestern sich ihm immer freundlich erwiesen hatten. Mit dem ersten Morgenstrahl, der seine Hütte traf, war er darum auch schon auf den Beinen, ging auf den Berg und forschte nach den drei Mädchen. Er kam zu ihrem Hof, doch dieser lag still und ausgebrannt vor ihm; er stieg hinauf zum zerklüfteten Gemäuer der Burg, aber auch hier war nichts von den Gesuchten zu sehen und zu hören. Mißmutig lagerte er sich nunmehr in das Gras und rief mit fast weinerlicher Stimme und allerlei zärtlichen Worten nach den Schwestern. Doch auch dies schien lange keinen Erfolg zu haben. Endlich gewahrten seine Augen hinter einem großen Steine ein kleines, graues Männlein mit langem, weißem Barte, welches also zu ihm redete: „Thörichter, warum störst du die kaum be gonnene Ruhe der Schwestern? Warum lohntest du ihr Vertrauen nicht wieder mit Vertrauen? Du hast dein Glück verscherzt; doch deines Sohnes werden sie gedenken, sobald die Sonne siebenmal über den Berg gegangen sein wird. Wisse, die einst Vielgeplagten schlafen jetzt bei ihren Schätzen im Berge; wenn sie erwachen, erscheinen sie wieder an dem Brunnen, und begegnet ihnen dann ein Menschenkind, dem sie wohlwollen, so beglücken sie es mit großem Gute.“

An des Köhlers Kinde ist die Verheißung zur Wahrheit geworden; ebenso sind im Verlaufe der Zeiten die Schwestern mehreren nächtlichen Wanderern glück bringend erschienen. Aber es sollen die von ihnen gehüteten

Schätze so groß sein, daß sie noch vielen Erwählten zu spenden vermögen. Wer davon haben will, der gehe nur zur Zeit der Frühlings- und Herbstsonnenwende, sobald es nächtet, auf den Berg; vielleicht erscheinen die Schwestern und lassen ihn Gnade finden vor ihren Augen.

Anton Bär.

269

Kapitel 62

Mei Haamet.

62.1 Gedicht in vogtländiſcher Mundart.

Is dös a ſchö's Eckel Wie kaans af der Welt! Mir'ſch nergnds net ſu wie In man'n Vugtland gefällt.
De Luft ſu geſund und Dor Barg net ze huch; In' Wertshaus gut's Bier und Do ſchreie ſe „guch!"
De Baamer ſu grü' und De Wieſen ſu bunt Und de Sunge ſu darb und De Maadle ſu rund.
Und wie werd gearwet Togaus wie a Feind; Wie ſei de Leit fleißig Su lang de Sunn' ſcheint.
Mei Vugtland, mei Haamet, Is ſchenner wie ſchie, Und wer nier'ſch net' glaam mog, Soll ner erſcht hergieh.
L. Riedel.

Kapitel 63

Walpurgisfeier im Vogtlande.

Die Walpurgisfeier ist jedenfalls ein Überrest aus dem heidnischen Götzen dienste; nur hat sie dadurch, daß auf dem I. Mai der Tag der vom Papste heilig gesprochenen Walpurga fiel, einen christlichen Anstrich erhalten. Die ge nannte Heilige war eine Tochter des Königs Richard von England, kam um das Jahr 748 mit ihren beiden Brüdern Wilibald und Wunnibald nach Deutschland, wurde Äbtissin des Klosters Heidenheim bei Eichstädt und galt nach ihrer Heilig sprechung als Beschützerin gegen Verzauberung aller Art. Der Glaube der alten Germanen nahm an, daß in der Nacht vom 30. April zum I. Mai die Allrunen (weise Frauen, welche mit dem Priesteramte bekleidet waren, Kräuter zu kochen und allerlei Zauberei auszuüben verstanden sich auf dem Hörsel- und Inselsberge in Thüringen, auf dem Staffelsteine bei Bamberg, besonders aber auf dem Blocks berge im Harz versammelten, um daselbst Beratung mit ihrem Herrn und Meister zu pflegen.

Auf dem Hin- und Rückwege nach dem Orte der Versammlung trieben die Zauberinnen mancherlei Unfug, und die abergläubische Menge suchte sich durch verschiedene Zaubermittel gegen sie zu schützen. Drei Kreuze auf der Thürschwelle waren für die Hexen ein unübersteigbares Hindernis, und darum findet neun diese auch heute noch da und dort eingeschnitten. Auch Rasenstücke, an den Ein gang zum Stalle gelegt, oder frische Birkenreiser auf dem Düngerhaufen sind wohl geeignet, die Macht des Zaubers zu brechen. Würde es den bösen weib lichen Wesen gelingen, die Kühe zu behexen, so erhielte man von diesen Blut statt der Milch und wäre trotz aller Sorgfalt und Mühe nicht imstande, das Vieh fett zu füttern.

270

Sollen die Hexen auf ihren nächtlichen Streifzügen von einem ganzen Orte abgehalten werden, so müssen kräftigere Mittel in Anwendung kommen; denn wenn sie einmal am Hause sind, könnten sie auf leichte Weise ihren Gelüsten auf irgend eine Art Genüge leisten. Kräftige Bauerburschen müssen mit möglichst großen Peitschen die bösen Frauen ausklatschen. In den Dörfern ist darum um Walpurgisabende ein solches Durcheinander von Peitschenknallen zu vernehmen, daß ein nervenschwacher Mensch dadurch zur Verzweiflung gebracht werden kann.

Schöner und poetischer ist das Anzünden von Walpurgisfeuern auf den Höhen. Wenn am 30. April abends Hunderte von Fackeln in die Thäler herab leuchten, so gewährt das einen ganz prachtvollen Anblick. Wie

unſere heidniſchen Ahnen auf ihren Opferplätzen in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai ihre Feuer zur Ehre der Frühlingsgöttin Oſtara anzündeten, ſo wird jetzt in derſelben Nacht dem nahenden Mai ein Fackelzug dargebracht. Abergläubiſche Leute ſind jedoch noch heute der Meinung, daß der Ernteſegen dort, wo der Schein der Walpurgisfeuer geleuchtet hat, reichlicher ſein werde als an andern Orten.

Zu Walpurgis, wie zu den heiligen Abenden, wird in manchen Wirtſchaften nichts weggegeben, damit nicht der Segen aus dem Hauſe komme. Ein wenig Kuhdünger oder ſelbſt ein Hälmchen Stroh, das aus dem Stalle fortgetragen wird, kann demjenigen, der es mitnimmt, Segen bringen. Wer an dem Glücke eines Nachbarn Anteil haben möchte, borgt von dieſem zu Walpurgis eine Hand voll Salz oder ſucht ſein Licht an einem fremden Lichte anzuzünden. Doch kommt er bei ſolchen Verſuchen oft ſchief an; denn wer den Brauch kennt, geht nicht in die Falle und leuchtet dem Salz- oder Lichtbedürftigen gehörig heim.

Das Schießen, das um Walpurgisabend gehört wird, gilt weniger den Hexen des Hörſel- und Blocksberges als vielmehr dem Bilmſchneider. Das iſt eine auf den Ernteſegen des Nachbars neidiſche Perſon, die ſich Sicheln an die Füße bindet und damit am frühen Morgen durch die Getreidefelder geht. Was der Bilmſchneider abſchneidet, geht dem Feldbeſitzer verloren, kommt aber dem Schneidenden im nächſten Jahre zu gute. Das abgeſchnittene Getreide wird von ihm nicht mitgenommen. Trifft ihn ein Feldbeſitzer bei ſeiner heimlichen Arbeit und grüßt ihn, ſo muß der Zauberer elendiglich umkommen; aber wenn der Bilmſchneider den, welchen er durch ſein Vorhaben ſchädigen wollte, zuerſt erblickt, ſo tritt der umgekehrte Fall ein, der Beſitzer alſo muß ſterben.

Da der Bilmſchneider zu Pfingſten die Winter-, zu Johannis aber die Sommerſaat durchwandert, ſo muß man ihm beizeiten ſein ſchauerliches Hand werk legen. Das geſchieht eben dadurch, daß man zum Walpurgisabend kreuz weiſe über die Felder ſchießt. Wo dieſe Vorſichtsmaßregel getroffen wird, da hat der Bilmſchneider keine Macht.

Der Vogtländer gehört zu denjenigen Volksſtämmen, die mit Zähigkeit an den alten Bräuchen feſthalten und ſelbſt die Polizei zu überliſten ſuchen, wenn ſie ihnen in den Weg treten will. Die Zeit der Aufklärung hat zwar manches Abergläubiſche geſtürzt; aber im Herzen der Alten iſt vieles, was uns lächerlich erſcheint, noch ebenſo feſt gewurzelt wie der Glaube an Gott. Die Sympathie

kuren erſcheinen heute noch vielen Vogtländern weit wichtiger als die Kunſt der Ärzte, und der Glaube an Zauberei, deren Wirkungen ja durch die Walpurgis feier gehoben werden ſollen, geht damit Hand in Hand.

H. Arnold.

Kapitel 64

Das Hahnhaus bei Wernesgrün.

Das Dorf Wernesgrün bei Auerbach hatte im dreißigjährigen Kriege viel von den Schweden zu leiden. Noch zeigt man dort in der Richtung nach Schnarrtanne zu einen hohen, mitten im Walde gelegenen überhängenden Felsen, das Eſtenloch genannt, unter dem die hart bedrängten Einwohner vor den Wüt richen Schutz ſuchten. Nicht weit davon liegt das Hahnhaus, urſprünglich eine Art Sennhütte und einem Wernesgrüner Gutsbeſitzer gehörend, deſſen Hirten einen Teil des Sommers hier zubrachten und erſt im Herbſt mit ihren Herden wieder nach dem Dorfe heimkehrten. Später wurde aus dieſem einzeln ſtehenden Haus ein bedeutendes Wirtſchaftsgebäude, und dieſes bekam den Namen Meierhof, den es aber infolge eines gleich zu erwähnenden Ereigniſſes mit dem Namen „Hahnhaus“ vertauſchte.

Es kamen nämlich — jedenfalls im Jahre 1639 — zwei Wernesgrüner Spitzenhändler von ihrer Reiſe aus dem Erzgebirge zurück und brachten die be trübende Nachricht mit, daß der ſchwediſche Oberſt Slange in Schneeberg auf das ſchrecklichſte hauſe, plündere und morde, und daß dort alles in die Wälder und Bergſchächte flüchte, um den Händen der Feinde zu entgehen; auch werde an einem der nächſten Tage der ſchwediſche Hauptmann Ankerſtröm mit einem Häuflein Soldaten durch das Dorf nach Plauen ziehen. Auf dieſe erſchütternde Botſchaft hin beſchloß man, Weiber und Kinder in die Wälder zu ſchicken, die bedeutendſten Habſeligkeiten in den oben genannten, mitten im Walde gelegenen und von hohen Fichten umſchatteten Meierhof zu ſchaffen und einige zuverläſſige Männer auf Kundſchaft auszuſchicken, die vom Herannahen der Schweden ſchnell Kunde bringen ſollten. Unterdeſſen wollte man Brot, Fleiſch und Branntwein in Bereitſchaft halten, um die ungebetenen Gäſte für den Augenblick zu befriedigen; würden ſie aber trotzdem barbariſch verfahren, ſo ſolle Gewalt mit Gewalt ver trieben werden. Zu dieſem Zwecke unternahm es ein Jüngling aus dem Meier hofe, Gideon Rink, der mehrere Jahre bei den Küraſſieren geſtanden und ſelbſt in einigen Schlachten mitgekämpft hatte, die ſtreitbaren Männer von Wernesgrün in den Waffen zu üben. Was an Feuergewehren aufzubringen war, wurde herbei geſchafft, und die übrigen Mannſchaften wurden mit Senſen und Keulen bewaffnet.

Einige Tage nach dieſen Vorfällen entſtand plötzlich im Dorfe ein un gewöhnlicher Lärm. „Der Feind kommt!“ hieß es, und wirklich kamen einige Reiter das Dorf heraufgeſprengt, aber nicht in ſchwediſcher Kriegstracht, ſondern in einem einfachen Jagdanzuge. Es war der Graf Czettwitz, der früher Haupt mann bei den Sachſen geweſen war und den genannten Rink in ſeiner Compagnie gehabt hatte. Ihm zur Seite ritt ſeine Verlobte,

Hermine von Döring. Er er kundigte ſich nach ſeinem früheren Untergebenen, und als Gideon eilig herankam,

272

ſprang er vom Pferde und verlangte von ihm Schutz für ſeine Hermine. „Der ſchwediſche Oberſt Slange," ſagte er, „der ſie in Zwickau kennen gelernt hat, ver folgt ſie wie ein Habicht; ſie iſt zwar bis jetzt ſeinen Schlingen glücklich ent gangen, aber wir ſind überall von ſeinen Kundſchaftern umgeben; ſelbſt der Ankerſtröm, der hier in der Nähe vorbei nach Plauen ziehen wird, hat Auftrag,ihr nachzuſtellen." Man beſchloß nun, ſie in den Meierhof zu bringen und ihr Gideons Geliebte, Marie, als Geſellſchafterin beizugeben. An demſelben Abende kam auch eine Verwandte Rinks mit einem hochbeladenen Wagen, auf dem ſich unter anderem Hühner und ein bunter Hahn befanden, an, um Schutz im Meierhofe zu ſuchen.

Schon am nächſten Morgen brachte ein ausgeſandter Kundſchafter die Nachricht zurück, daß Ankerſtröm nicht über Wernesgrün, ſondern über Schönheide und Auerbach nach Plauen ziehen werde. Und es verhielt ſich auch wirklich ſo. Durch mancherlei Umſtände am Vordringen verhindert, gelangte er erſt bei herein brechender Nacht in das von ſeinen Bewohnern verlaſſene Dorf Schnarrtanne, wo er Halt machen und ſeine Soldaten in den leeren Häuſern Unterkunft ſuchen ließ. Mitternacht war vorüber, als einer derſelben, der nicht ſchlafen konnte, unter die Thür trat und, wie er öfters zu thun pflegte, das Krähen eines Hahnes nach ahmte. Bald antwortete ihm vom Thale herauf ein wirklicher Hahn. Sogleich vermutete man ein Verſteck, und der Hauptmann befahl, den Wald zu durchſuchen, wobei jener Soldat von Zeit zu Zeit krähte. Der verräteriſche Hahn verfehlte nicht zu antworten, und ſo war der Meierhof bald entdeckt und von allen Seiten umſtellt. Die beiden Mädchen wurden gefangen, die Koſtbarkeiten eingepackt, die Gebäude niedergebrannt. Darauf zogen die Schweden raſch nach Wernesgrün; hier aber war man von dem Unglücke in Kenntnis geſetzt und hatte die nötigen Maßregeln getroffen. Czettwitz mit ſeinen Reitern und Gideon mit ſeinen Mann ſchaften ſtellten ſich am Taubenberge auf, um die Schweden hier bei ihrem Zuge nach Plauen zu überfallen; auch hatte Gideon die am Hohlwege zu beiden Seiten ſtehenden Fichtenſtämme ſo weit durchſägen laſſen, daß ſie mit Reiſighaken um geworfen werden konnten.

Mittlerweile zogen die Feinde im Dorfe ein, verzehrten die ihnen dar gebotenen Lebensmittel und verlangten eine unerſchwingliche Geldſumme. Sie war nicht aufzutreiben, und ſo wurden denn einige angeſehene Dorfbewohner ge bunden, um als Geiſeln mit fortgeſchleppt zu werden. Den Hohlweg des Tauben berges herauf trabte ſoeben der Zug. Da tönte plötzlich an der Seite des Waldes ein dumpfklingendes Horn; unmittelbar darauf folgte eine Musketenſalve und in einigen Augenblicken eine zweite. Mehrere Schweden fielen. Jetzt ſprang Gideon ſchnell hervor, ſtach die Wagenpferde nieder, befreite die beiden Mädchen und durchſchnitt die Feſſeln der Geiſeln. Unterdeſſen aber hatten die Schweden ſich von ihrem Schrecken erholt und fingen an, die Seiten des Hohlwegs zu erklimmen. Das tapfere Häuflein ſchien verloren — da praſſelten plötzlich die Rieſentannen über den Feinden zuſammen und warfen ſie gräßlich verſtümmelt in den Hohlweg zurück. Keiner entkam. Rinks Meierhof wurde aber bald wieder aufgebaut, und zum Andenken an die Begebenheit befeſtigte man auf dem Giebel des Hauſes einen eiſernen Hahn; daher der Name „das Hahnhaus".

K.

273

Kapitel 65

Der Schneckenſtein im Vogtlande.

Der Schneckenſtein, welcher ſeinen Namen von den zahlreich an ſeinem Fuße in Höhlungen und Klüften ſitzenden kleinen Schnecken (gegenwärtig iſt der Fels und ſeine nächſte Umgebung freilich ſehr ſchneckenarm), nach anderer Deutung von Schöneck, das im Volke Sch'neck genannt wird, erhalten haben ſoll, erhebt ſich iſoliert auf einer kleinen Waldblöße als aufrechtſtehender Stock aus dem Glimmer ſchiefergebirge des oberen Vogtlandes, welches ſich als ein wenig breiter Streifen von Tannenbergsthal bis hinauf nach Sachſenberg erſtreckt. Durch eine ſenk

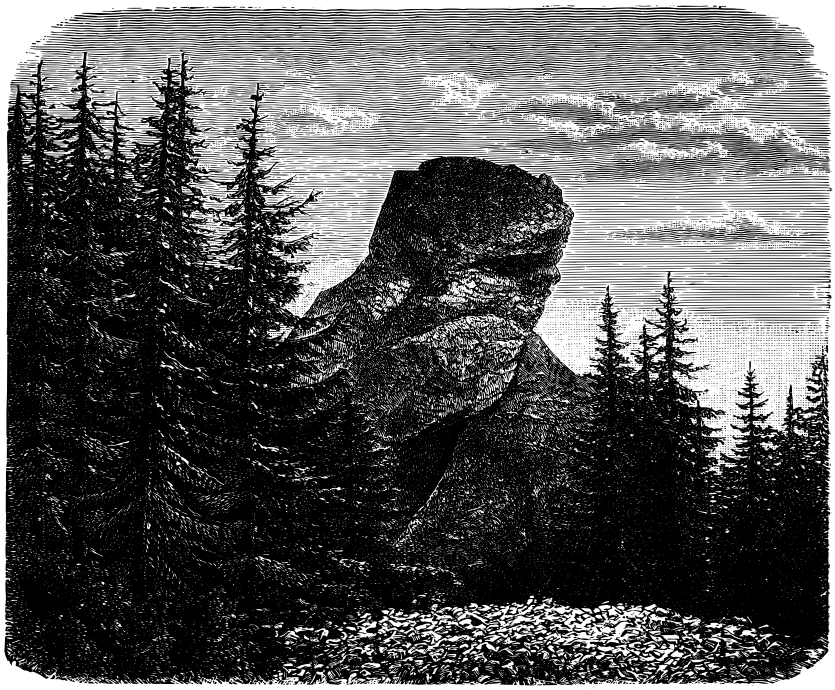

Abbildung 65.1: Der Schneckenstein im Vogtlande.

rechte, offene Spalte ist der Fels in zwei Teile geteilt. Er hat einen Umfang von vielleicht 250 Schritten und erreicht eine Höhe von 17 Meter. Eingehauene Stufen erleichtern seine Besteigung, und ein weiter Blick über den Wald hinweg ins Land erfreut dann das Auge. Im Laufe der Zeit hat der Fels vielfache Um gestaltungen erlitten. Angehäufte Bruchstücke, zerschlagen von den Hämmern der Topassucher, liegen ringsumher. Durch zahlreiche, jedenfalls ursprünglich mit Topasen und Bergkrystallen ausgekleidete Höhlungen erhält der Felsen auf seiner Oberfläche ein zerfressenes Ansehen.

Der als besondere Gebirgsart anzuführende Topasfels ist eine Breccie (Breecien sind verkittete, eckige, scharfkantige Gesteine, stets am Fundorte gebildet und deshalb fast stets massig, nicht geschichtet) von Turmalinschiefer, dessen ein

zelne Stücke von Topas nebst Kaolin (Porzellanerde) verkittet wurden. Der Tur malinschiefer besteht aus wechselnden Lagen von körnigem Quarz und schwarzem Turmalin, wodurch das Gestein ein besonders in abgeschliffenen Stücken recht scharf ausgeprägtes bandartiges Ansehen erhält. Quarz tritt als Hauptbestandteil desselben auf.

In dieſer quarzreichen Turmalinſchieferbreecie finden ſich Höhlungen, die an den Wänden mit Quarzkryſtallen ausgekleidet ſind. In dieſen Höhlen oder Druſen liegen, teils frei, teils in Kaolin eingebettet, die Topaskryſtalle. Inbetreff der Durchſichtigkeit ſind alle Grade vertreten. Die Farbe derſelben iſt ein ſchönes Weingelb, doch finden ſich auch dunklere und ſolche von hellerem Gelb bis zum vollſtändigen Weiß. Sie kryſtalliſieren in achtſeitigen Prismen von vier breiten und vier ſchmalen Seiten. Pulveriſiert man einen Topaskryſtall und erhitzt ihn dann im dunkeln Zimmer über einer Spiritusflamme, ſo bemerkt man ein grünes, bei ſtärkerer Hitze in Blau übergehendes Licht.

Man teilte die Schneckenſteiner Topaſe ehemals ein in Ring-, Hemdenknopf-, Schnallenſteine, Karmoiſiergut (Steine, welche zur Einfaſſung eines größeren Edel ſteins verwendet werden) und unreines Gut. Die Preiſe, welche nach alten Mit teilungen von dem dazu verpflichteten Taxator Joh. Georg Heilmann in Freiberg feſtgeſtellt wurden, betrugen für ein Pfund Ringſteine 10 bis 15 Thaler, für ein Pfund Hemdenknopfſteine 8 bis 10, für ebenſoviel Schnallenſteine 5 bis 7, Kar moiſiergut 1½ bis ¼ Thaler. Der größte in jenen Mitteilungen erwähnte Topas wog 1½ Quentchen. Im Grünen Gewölbe zu Dresden ſieht man Topaſe von ¼ Zoll Länge und 2 Zoll Breite. Wer jetzt nach dem Schneckenſtein wandert in der Hoffnung, prächtige Kryſtalle zu finden, der wird ſich täuſchen. Zwar wird er Topaſe finden, aber kleine und unbedeutende. Wenn nicht von neuem größere Maſſen des Felſens losgeſprengt und auf dieſe Weiſe neue Anbrüche bloßgelegt werden, ſo iſt es ein ſeltener Fund, wenn der Beſucher einen ſchönen Kryſtall mit nach Hauſe bringt. Man wird ſich oft damit zufrieden geben müſſen, den Felſen, dieſe Seltenheit der Erde, geſehen zu haben.

Der erſte Topasſucher, der den Wert der Kryſtalle kannte, war, wie man erzählt, ein Tuchmacher aus Auerbach, Namens Kraut. Aus Furcht vor Strafe wegen des bekannt gewordenen, jahrelang getriebenen Schleichhandels und gegen eine Belohnung zeigte Kraut das Vorhandenſein der Topaſe am Schneckenſtein dem Kurfürſten Auguſt II. an, der den Felſen von den Beſitzern des Grund und Bodens, Herrn von Trützſchler auf Falkenſtein, kaufte und 1737 einer eigenen Gewerkſchaft überließ.

Die 124 Kuxe zahlende Gewerkſchaft beſtand außer Bürgern von Falken ſtein, Auerbach, Schneeberg, Plauen u. ſ. w. auch aus mehreren Edelleuten und kurfürſtlichen Beamten; von letzteren wird der bekannte Miniſter Graf Brühl genannt. Die Zeche war Tageszeche und nannte ſich „Königskrone“. Die guten Steine blieben bis zur Ablieferung „verſiegelt“ beim Schichtmeiſter; ſpäter wurden ſie beim Bergamte Voigtsberg niedergelegt.

Über die Ausbeute erfahren wir aus alten Mitteilungen: im Jahre 1752 wurden außer 28 Pfund 26½ Lot nicht ſortierten Topaſen an guten Ringſteinen

275

1 Pfund 16 Lot 2½ Quent (zuſammen 237 Stück) und in den Jahren 1767 bis 1772 überhaupt 88 Pfund 8 Lot Topaſe gewonnen. Außer einem Steiger arbeiteten höchſtens 5 Häuer, zuweilen auch nur der Steiger und ein Häuer. Durch Pulver, Schlägel und Eiſen wurden die Topaſe bloßgelegt.

Im Jahre 1800 wurde der Schneckenſtein der Bergakademie Freiberg über geben, welche noch heute Eigentümerin desſelben iſt. Jetzt wird der Fels nicht mehr bearbeitet, da der Wert der in ihm eingeſchloſſenen Edelſteine, welche den oſtindiſchen, ſibiriſchen und braſilianiſchen nicht gleichſtehen, bedeutend geſunken iſt.

F. Phenn.

Kapitel 66

Julius Moſen, ein hervorragender Sohn des Vogtlandes.

Julius Moſen wurde am 8. Juli 1803 im Schulhauſe zu Marieney bei Schöneck geboren. Sein Vater, Johann Gottlob Moſen, der am 4. No vember 1778 in Arnoldsgrün ebenfalls als Sohn eines Dorfſchulmeiſters das Licht der Welt erblickt hatte, war ein hochbegabter Mann, der, auf der Latein ſchule zu Plauen gebildet, mit ſeinem Wiſſen und Können weit über die engen Verhältniſſe eines abgelegenen Dörfleins hinausragte, ſeinen Bauern gewaltig imponierte und ihnen in Zeiten der Not, wie z. B. während der Freiheitskriege, ein unverzagter, ſtets bereiter Helfer war. Julius Moſen hat dieſem Schulmanne von echtem Schrot und Korn, in deſſen feurigem Geiſte ſich tiefe Religioſität, wahre Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl und eine hohe, dichteriſche Begabung har moniſch verbunden, ein herrliches Denkmal in ſeinen „Erinnerungen“ geſetzt.

Die Mutter des Dichters, die treue, aufopfernde Lebensgefährtin des Vaters, war die am 26. Oktober 1779 in Ölsnitz im Vogtland geborene Sophie Mag dalene Eniglein.

Die in der herrlichen vogtländiſchen Bergluft verlebten Tage ungebundener Freiheit, das Herumſchweifen in Wald und Flur, das von dem Vater und ſeinen Söhnen mit gleicher Leidenſchaft getriebene Jagen, Vogelſtellen und Fiſchen legten in den Knaben jenen träumeriſchen, für Waldesdunkel, Wieſengrün und Bachesrauſchen ſchwärmenden Hang, der in ſpäteren Jahren Moſen vor allen anderen deutſchen Dichtern auszeichnen ſollte.

Eines der köſtlichſten Kleinodien der vaterländiſchen Litteratur ſind die von rührendem Heimweh zeugenden „Erinnerungen“ Moſens, die der ſchwerkranke Dichter fern im Norden, in Oldenburg, ſchrieb; Erinnerungen, in denen, wie er ſelbſt ſagt, „ſein erquickungsdurſtiges Auge eine grüne, ruhige, ſonnige Stelle in den erlendurch- zogenen Thälern ſeiner Heimat fand“.

Von Oſtern 1817 bis Oſtern 1822 finden wir Julius Moſen auf der ſtädtiſchen Lateinſchule zu Plauen, die damals endlich ihren Umzug aus den klöſterlichen Mauern des Diakonats, in denen einſt der Vater ſeine Bildung er halten, in das „vogtländiſche Kreisſchulhaus“ bewerkſtelligt hatte, das heute der Königlichen Baugewerkenſchule dient. Der berühmte Rektor der ſtädtiſchen Latein ſchule zu Plauen, Mag. Adolf Friedrich Wimmer, war der Pate Julius Moſens.

276

Der frische Dorfknabe, der beim Abschied von Marieney seine Mitschüler durch ein selbstverfaßtes Gedicht zu Thränen gerührt hatte, kam in die Tertia und durchlief vorschriftsmäßig die Klassen. Seinen Lehrern und der Schule, der er seine Bildung und die Entwicklung seiner dichterischen Anlagen verdankte, hat Mosen bis an sein Ende die größte Anhänglichkeit und Liebe bewahrt.

Im Jahre 1822 bezog er als Student der Rechte die Universität Jena. Hier erwartete ihn die Unterstützung eines mächtigen Gönners, des Hofrats und Professors Hand, der als Freund Goethes und Erzieher der hochseligen Kaiserin Augusta sich einen Namen gemacht hat und ein Sohn des Superintendenten Jo hann Christian Hand in Plauen war, bei dem seiner Zeit Julius Mosens Vater als Gymnasiast die Dienste eines Famulus versehen hatte. Der junge Student nahm trotz seiner Mittellosigkeit lebhaften Anteil am fröhlichen Leben der Jenenser Burschenschaft, machte z. B. den berühmten Auszug nach Kahla mit, studierte aber auch fleißig und entwickelte eine schon ziemlich bedeutende litterarische Thätigkeit. So verfaßte er eine Novelle, „Der Gang zum Brunnen“, und schrieb ein Festgedicht auf den Rektor Magnificentissimus der Universität, den Großherzog Karl August von Weimar, das von Goethe als das beste mit dem ersten Preise gekrönt wurde; ebenso beteiligte er sich an der Herausgabe von Kosegartens lyrischen Dichtungen und veröffentlichte mit zwei Klassenbrüdern von der Latein schule in Plauen, dem spätern Rektor Braun in Königstein und dem nachmaligen Oberpfarrer Ploß in Mittweida, ein Bändchen „Gedichte von einigen Freunden auf der Hochschule“.

Im August 1823 starb nach unsäglich schweren Leiden, nachdem er auch in Jena vergeblich Hilfe gesucht, der Vater des Dichters im noch nicht vollendeten fünfundvierzigsten Lebensjahre. Julius Mosen und dessen nächstältester Bruder Eduard, der 1884 als Oberpfarrer in Zschopau starb, verwalteten eine Zeit lang das Amt des Vaters; dann verzog die Mutter nach ihrer Heimat Ölsnitz, und der vom Tode des Vaters tief gebeugte Student fand Trost und Zerstreuung in einer Reise, die schon seit langer Zeit sein Dichten und Trachten ausmachte und die ihm nur durch die bereitwillige Unterstützung seines Freundes Dr. Kluge er möglicht wurde. Dieser uneigennützige Mann, dem Deutschland vielleicht seinen Dichter Julius Mosen verdankt, reiste mit diesem nach Italien, verließ ihn hierauf, um Ägypten zu besuchen, versah aber zuvor den Reisegefährten mit den Mitteln, fast zwei Jahre lang im Lande seiner Sehnsucht sich aufhalten zu können. Glücklicherweise hatte Julius Mosen vom seligen Vater die Liebhaberei und An lage zum Zeichnen und Malen geerbt, und sein Tagebuch, das er im Süden ge führt, und das bis jetzt noch nicht herausgegeben worden ist, enthielt eine Fülle von Zeichnungen von Landschaften, Gebäuden, Denkmälern, Porträts von Per sonen, sogar Nachbildungen von Gemälden aus Kirchen und Galerien. Vom Grabe des Virgil schickte er seinem alten Lehrer und Paten, dem Rektor Wimmer in Plauen, einen Lorbeerzweig, den dieser hocherfreut seinen Gymnasiasten zeigte.

Aus Italien, das er in allen Richtungen durchstreifte, besonders aus Rom, wo der Umgang mit Künstlern aller Art den jungen Vogtländer in das Verständ nis der klassischen Kunst einführte, und wo er mit Hilfe seiner Sprachkenntnisse

277

im stande war, das Volk in allen seinen Schichten zu belauschen, brachte Mosen die Stoffe zu seinen bedeutendsten Werken mit. „Kaiser Otto III.“, „Cola Rienzi“, „Die Bräute von Florenz“, „Der Kongreß von Verona“, „Ritter Wahn“ sind direkte Erinnerungen an Italien.

1826 kehrte Mosen in die Heimat zurück, wo er zuvörderst das bereits in Italien begonnene Epos vom „Ritter Wahn“ vollendete. Eifrigst widmete er sich hierauf unter Entbehrungen mancherlei Art in Leipzig dem Studium der Rechte und bestand 1828 im Frühjahr glänzend sein Examen. Er begab sich



Abbildung 66.1: Julius Mosen.

alsdann zu einem Freunde seines verstorbenen Vaters, dem Advokaten Schweinitz in Markneukirchen, um daselbst seinen Acceß zu machen. Drei Jahre lang blieb er in dieser Stadt, die zur bleibenden Erinnerung an seinen Aufenthalt im Jahre 1892 eine Gedenktafel an dem Hause anbringen ließ, in dem Mosen damals gewohnt hat. Er verließ Markneukirchen, als die Nachricht von der fran zösischen Julirevolution nach Deutschland kam. Er, der als Knabe die Freiheits kriege mit erlebt, der in seinem stillen Dörfchen Truppendurchmärsche aller Art gesehen, der schon auf der Lateinschule in Plauen zu patriotischen Gedichten sich begeistert hatte, hoffte jetzt eine Besserung der traurigen politischen Verhältnisse in Deutschland; er eilte nach Leipzig, nahm lebhaften Anteil an der dortigen

278

Bewegung, fand auch einen Verleger für seinen Aufsehen erregenden „Ritter Wahn“ und machte, als die Gemüter sich wieder beruhigt hatten, seine Speci mina, wie man es damals nannte, wodurch er zur selbständigen Rechtsanwalts thätigkeit und zur Anstellung als Richter befähigt wurde.

1831 fand Mosen Anstellung am Patrimonialgerichte zu Kohren. Der Besitzer der drei Rittergüter Kohren, Sahlis und Rüdigsdorf war Dr. Crusius, in dessen Familie der neue Aktuar die liebenswürdigste Aufnahme

fand. Hier entstand seine „Novelle mit Arabesken Georg Venlot“, sein Schauspiel „Heinrich der Finkler“ und die herrlichsten, zu wahren, unsterblichen Volks liedern gewordenen Gedichte „Der Trompeter an der Katzbach“, „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“, „Andreas Hofer“. Zu den beiden letzten erfand August Schuster, ein vogtländischer Landsmann und Freund des Dichters, der zuerst Theologie studiert hatte und dann zur Musik übergegangen war, die Tonweisen. Jedermann kennt die vom „Andreas Hofer“, und so sei hierdurch dem leider viel zu früh verschiedenen Komponisten ein ehrend Denkmal gesetzt.

In Kohren war es auch, wo der Aktuar Mosen ein Orgeldreherweib be strafen mußte, weil es ohne Gewerbeschein seine „letzten Zehn vom vierten Regi ment“ auf der Straße gespielt und gesungen hatte.

Das liebenswürdige Bestreben der Familie Crusius, den Dichter durch eine Verheiratung mit der Schwester des Herrn vom Hause dauernd an Kohren zu fesseln, veranlaßte den nach Ruhm und Freiheit strebenden Mosen, seine Aktuarstelle aufzugeben und seine Schritte nach Dresden zu lenken, wo er sich 1834 als Rechtsanwalt niederließ. Hier gab er in der folgenden Zeit seine „Gedichte“ und einen Band „Novellen“ heraus, die er später in den großen Novellenkranz einfügte, den er „Bilder im Moose“ genannt hat; ebenso ver öffentlichte er sein Schauspiel „Heinrich der Finkler“ und sein zweites und bedeutendstes Epos „Ahasver“, das des Schönen so viel enthält, daß es in vielen Stellen mit den ersten Meisterwerken der alten und neuen Zeit verglichen werden kann. Seinen Ruhm besiegelte außerdem die wohlgelungene und wieder holte Aufführung seines Dramas „Otto III.“

1840 erhielt Mosen wegen seiner Verdienste um das deutsche Theater von der Universität Jena die philosophische Doktorwürde honoris causa. Am 4. Januar 1841 verheiratete er sich mit Minna Jungwirth, der Tochter des 1825 verstorbenen Landgerichtsdirektors Jungwirth in Wittenberg, die seit dem Tode ihrer Eltern eine neue Heimat im Hause des Hofrats Kreißig in Dresden ge funden hatte. In ihr sollte der Dichter nicht nur eine gleichgestimmte Seele finden, die ihm in seinem Streben zu folgen und seine tiefsten Gedanken zu verstehen wußte, sondern auch eine treue, aufopfernde Lebensgefährtin, die mit ihrem ge mütlichen und heiteren Wesen den düstern Lebensabend des geliebten Mannes verklärte, soweit dies überhaupt möglich war.

Während seines Brautstandes hatte der Dichter ein schwungvoll lyrisches und zugleich leidenschaftlich tragisches Drama vollendet, „Die Bräute von Flo renz“– Der Dichter wohnte mit seiner jungen Frau in der Rosmaringasse, während

279

des Sommers in Strehlen, wo ein stattlicher Kreis gleichgesinnter Männer ihn umgab. Es seien genannt der Historienmaler Joh. K. Bähr, dem wir das beste Bild von Mosen vom Jahre 1838 verdanken, Prof. K. Förster, A. Ruge, die Bildhauer Hähnel und Rietschel, H. von Langenn, der Erzieher des damaligen Prinzen und jetzigen Königs Albert, Dr. Herm. Brockhaus, Baron von Weyrauch, Dr. A. Peters u. a. Auch Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Em. Geibel und A. Stahr besuchten hier Julius Mosen. Trotz seiner ausgedehnten amt lichen Thätigkeit fand er Zeit, im Anfange der vierziger Jahre den großen zwei bändigen Roman „Der Kongreß von Verona“, sowie die Trauerspiele „Herzog Bernhard von Weimar“, „Cola Rienzi“ und den „Sohn des Fürsten“ zu vollenden. Das letztgenannte Schauspiel, welches den Zwiespalt zwischen Friedrich dem Großen und seinem Vater behandelt, erfuhr seine erste Aufführung in Olden burg. Es ist ein wahrhaft prophetisches Dichterwerk, welches die Neugestaltung Deutschlands unter Preußens Führung voraussieht, diese vom Dichter so ersehnte Einigung des Vaterlandes, für die sein ältester Sohn Erich, der freiwillig 1866 und ebenso 1870 ins Heer eingetreten war, bei Mars la Tour sein Blut verspritzte.

Der Großherzog von Oldenburg Paul Friedrich August war durch den damaligen Konrektor des Oldenburger Gymnasiums A. Stahr auf Mosen auf merksam gemacht worden; „Der Sohn des Fürsten“ gab den Ausschlag; der ehe malige vogtländische Schulmeistersſohn wurde 1844 mit dem Titel Hofrat als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg berufen.

Wohl fiel dem Dichter der Abschied von Dresden schwer; doch die Aussicht, ganz der Kunst und seinem angebornen Berufe leben zu können, versüßte den Trennungsschmerz, und so zog denn Mosen mit seiner Gattin und seinen zwei Söhnen dem Norden zu, nachdem er zuvor der lieben sächsischen Hauptstadt und ihren Einwohnern als Andenken eine Abhandlung über die Dresdener Gemälde galerie hinterlassen hatte, die in der Gesamtausgabe seiner Werke unter dem Titel „Studien zur Kunst der Malerei“ enthalten ist.

Ja Oldenburg trat Mosen mit großer Begeisterung in seinen neuen Wirkungs kreis. Er wollte, unterstützt von einem kunstsinnigen Fürsten, das Hoftheater zu einer Pflegestätte wahrer dramatischer Kunst machen und sah es als seine Haupt aufgabe an, die Meisterwerke aller Zeiten und Völker zur Aufführung zu bringen. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die Leseproben der Schauspieler. So schreibt Gustav Moltke, damals erster Held und Regisseur des Schauspiels: „Wie meister haft verstand er ein Kunstwerk zu erläutern; wie wußte er die Charaktere zu klarer Anschauung zu bringen! Er durchdrang mit seinem feingebildeten Kunstsinn und seinem hellen Geiste bald den ganzen Aufbau einer Dichtung; bald wirkte er be lehrend und bildend auf jede Rolle ein... Freundlich und unermüdlich half er, wo er es für nötig und fördernd hielt, noch privatim weiter.“

Unter seiner Leitung gingen die besten Schauspiele von Shakespeare, Calderon, Lessing, Goethe, Schiller, Gutzkow, Laube, Scribe über die Oldenburger Bühne.

So ruhmreich auch diese Zeit für Mosen ist, die deutsche Litteraturgeschichte wird die Größe Mosens in jener Periode finden, wo er noch nicht dem ihm un ereichbaren Ziele nachstrebte, ein deutscher Shakespeare zu werden, sondern jene

Perlen vaterländischer Lyrik schuf, die ihn berechtigten, auf diesem Gebiet der würdige Nachfolger Goethes zu werden.

Diese Saite seiner Muse erklang nochmals, als Mosen 1846 die allerdings schon früher, vornehmlich in Dresden geschriebenen „Bilder im Moose“ ver öffentlichte, die eine dauernde Zierde unserer Litteratur bleiben werden. Sie sind in Prosa geschrieben, verdienen aber, eine Reihe lyrischer Gedichte genannt zu werden, denn welch eine Fülle der Liebe, welch eine Tiefe des Gemüts, welche Wärme des Gefühls ist in diesen „Bildern im Moose“ enthalten, die leider zu wenig bekannt sind. Wie viele gebildete Deutsche haben des Engländers Tennyson Gedicht „Enoch Arden“ gelesen, und niemand weiß, daß dies nur eine Umdichtung des „Ismael“ ist, jener herzergreifenden Erzählung aus den „Bildern im Moose“, die sich in der vogtländischen Heimat des Dichters abspielt!

Von seinen eigenen dramatischen Entwürfen vollendete Mosen in Oldenburg nur „Don Juan von Österreich“, das ein Seitenstück zu Schillers „Don Carlos“ und Goethes „Egmont“ ist.

Wer hätte geahnt, daß dieses Drama das letzte des Dichters sein sollte! Im Augenblicke, wo er sich immer mehr der Höhe seines Ruhmes näherte, zeigten sich bei ihm die Vorboten einer entsetzlichen Krankheit, die als gewöhnlicher Rheu matismus begann, sich aber später zu einer Lähmung entwickelte, die sich nach und nach über den ganzen Körper ausbreitete und zwanzig Jahre lang dauerte.

Eine Erkältung und zunehmendes Mißbefinden veranlaßten Moſen nach Helgoland zu gehen, aber er kam kränker zurück, als er hingegangen war. 1846 beſuchte er Wildbad im Schwarzwalde, 1847 und 1848 war er mit Frau und Kindern in der Waſſerheilanſtalt Leeſen in Mecklenburg, 1851 und 1852 in Wildbad Gaſtein; alles umſonſt. Trotz alledem ließ er, den die Krankheit brechen, aber nicht beugen konnte, nicht in ſeiner amtlichen und ſchriftſtelleriſchen Thätig keit nach; denn er entwarf noch die Trauerſpiele „Chriemhild“ und „Crom well“ und begann das köſtliche Kleinod unſerer Sprache „Die Erinnerungen“. Aber dies alles blieb unvollendet.

Nachdem der letzte Verſuch, eine Beſſerung ſeines Leidens herbeizuführen, als geſcheitert angeſehen werden mußte, war Moſen gezwungen, ſeine amtliche Thätigkeit einzuſtellen, obwohl er noch zuweilen auf ſeinem Zimmer Leſeproben abhielt. Die Krankheit verhinderte ihn zuerſt um Gehen, dann vermochte er nicht mehr zu ſchreiben, zu leſen, ja auch das Sprechen wurde ihm zuletzt unmöglich, und unendlich rührend iſt es, wenn wir erfahren, daß der arme Kranke klagte, nicht mehr im ſtande zu ſein, ſich die Thränen abzutrocknen.

Trotz ſeines Leidens ſuchte ſich der Dichter noch den Humor zu wahren, und die fröhlichen Stunden waren aus ſeinem Hauſe nicht ganz verbannt. Wenn er die nie raſtende Liebe der Seinen ſah, die in ihrer treuen, aufopfernden Liebe miteinander wetteiferten, wenn die beiden jugendfriſchen Söhne voller Burſchenluſt von der Hochſchule heim in die Ferien kamen, dann leuchtete ſein ſchönes, tiefes Auge vor Freude über das ihm gebliebene Glück.

Auch ſeine Freunde in Oldenburg ſuchten die Schwere ſeines Leidens zu mildern. Der General Mosle, Geh. Hofrat Günther, Präſident von Beaulieu

281

Marconnay, Profeſſor Laun und ſpäter auch Geh. Rat Jachmann und Präſident Meyer bildeten die ſogenannte „Donnerstagsgeſellſchaft“, die ſich regelmäßig in der Wohnung des Kranken verſammelte.

Die ſchönſte Freude wurde ihm zu teil, als zwei junge Freunde ſeines Hauſes, Aug. Schwartz und Rudolf Berndt, die ſchon längſt geplante Geſamt ausgabe ſeiner Werke in die Hand nahmen. War ſchon 1856 J. Scherr für dieſelbe thätig geweſen, ſo hatten doch Schwierigkeiten mancherlei Art das Jahr 1862 herankommen laſſen. Jetzt traten die genannten Schwartz und Berndt mit einer Subſkription auf die zu veranſtaltende Geſamtausgabe zunächſt an die deutſchen Turnvereine heran. Der Plan gelang, und nun begannen, wie ſein Sohn Reinhard Moſen in der Lebensbeſchreibung ſeines Vaters ſagt, für den Dichter Tage und Stunden, „in deren freudiger Aufregung die Krankheit oft faſt zu verſchwinden ſchien. Der kranke Körper richtete ſich auf, die großen dunkeln Augen flammten, und machtvoll klang die ſonſt ſo matte Stimme, ſei es, einen Kraftſpruch zu thun, ſei es, ein fröhliches Scherzwort in die Unterhaltung zu werfen.“ Übrigens war die Geſamtausgabe nicht aus pekuniärer Not unter nommen worden; vor ſolchen Sorgen ſchützten den Dichter die Hochherzigkeit ſeines Fürſten und eine Penſion aus der Schillerſtiftung.

Auch das deutſche Vaterland und vor allem ſein Vogtland nahmen teil an dem Schickſal des Dichters. Die Primaner des Gymnaſiums zu Platten ſchickten regelmäßig einen Glückwunſch zum Geburtstag, ein Dorf der Heimat ſandte dem Leidenden zum Troſt einen vollſtändigen „Waldgeſang“, d. h. ein aus Hänfling, Zeiſig, Fink und Stieglitz beſtehendes Quartett. Der „Lahrer Hinkende Bote“ ließ auf Grund einer von thut veranſtalteten Sammlung dem Dichter am Weih nachtsabend 1863 einen koſtbaren Ehrenbecher überreichen, deutſch-amerikaniſche Sänger und Offiziere ſchickten ein prächtiges Album, Freiligrath begrüßte ihn bei der Subſkription auf die Geſamtausgabe mit einem feurigen Gedichte, die Stadt Brake bat ihn, ein dort vom Stapel laufendes Schiff „Julius Moſen“ taufen zu dürfen, und die Tiroler Sängergeſellſchaft Holaus konzertierte nie in Oldenburg, ohne den armen Dichter durch den Vortrag ſeines „Andreas Hofer“ am Krankenbette zu erfreuen.

Das Morgenrot einer neuen Zeit für Deutschland, das Jahr 1866, hatte Julius Mosen gesehen, den Aufgang der Sonne, das Jahr 1870, sollte er, der treue Patriot, nicht erleben. Am 10. Oktober 1867 endete der Tod sein ruhm volles und doch so unglückliches Leben.

Zwei Fichten aus dem Heimatsdörfchen Marieney rauschen über seinem Grab und dem seiner treuen Gattin, die ihm 1880 im Tode folgte.

Eine Zeit lang schien der Sänger des „Trompeters an der Katzbach“, des „Andreas Hofer“, der „letzten Zehn vom vierten Regiment“ vergessen.

Wohl hatte man im Foyer des Theaters zu Oldenburg seine Marmorbüste aufgestellt, die Stadt Plaum eine Straße nach dem Dichter benannt, doch fehlte ein seinem Ruhme gebührendes Denkmal. Dieses geschaffen zu haben, ist das Verdienst des Vogtlandes, der Stadt Plauen und des Vereins Vogtländischer Studenten in Leipzig.

282

Am 8. Juli 1888, dem Geburtstage des Dichters, wurde in der Mitte der Stadt Plauen, am Postplatze, in Gegenwart des Prof. Gustav Mosen aus Zwickau, des einzigen noch lebenden Bruders, sowie des Oberbibliothekars Dr. Reinhard Mosen, des einzigen lebenden Sohnes des Dichters, und unter Teilnahme der Behörden und höheren Schulen, sowie des im Wichs erschienenen Vereins Vogtländischer Studenten ein stattliches Denkmal enthüllt, welches die von dem Bildhauer Dr. Kietz in Dresden entworfene Kolossalbüste Julius Mosens trägt.

Den Überschuß des Denkmalfonds überwies man dem Lehrerseminar, aus dem des Dichters Vater, der wackere Marieneyer Schulmeister, hervorging, und dem Gymnasium, das als frühere städtische Lateinschule den vogtländischen Dorf knaben zuerst mit den Musen bekannt machte, so daß aus den Erträgnissen je einem abgehenden braven Schüler der genannten Anstalten zu Ostern jeden Jahres Julius Mosens Werke als Prämie überreicht werden können.

Dr.. Max Zschommler.

Kapitel 67

Die Verfertigung von Muſikinſtrumenten in Markneukirchen und Umgegend.

Das obere Vogtland zeichnet ſich gleichwie das obere Erzgebirge durch Rauheit des Klimas und Unergiebigkeit des Bodens aus. Seine Bewohner würden daher trotz der üppigen Wälder und der reizenden Thäler, die im Sommer von den erholungsbedürftigen Großſtädtern aus dem Niederlande ſo gern aufge ſucht werden, doch ſehr beklagenswerte Menſchen ſein, wenn ſie nur auf die Be wirtſchaftung des Landes angewieſen wären. Aber bereits vor Jahrhunderten iſt ihnen die Induſtrie zu Hilfe gekommen, und ſo kann man heutzutage von einer eigentlichen Not durchaus nicht mehr reden, ſofern nur die Erzeugniſſe der Induſtrie immer den nötigen Abſatz finden oder, wie man zu ſagen pflegt, „das Geſchäft geht“. Unter den gewerblichen Unternehmungen, die im oberen Vogtlande ihren Sitz haben, und auf die das Vaterland förmlich ſtolz ſein kann, ſteht die Ver fertigung von Muſikinſtrumenten aller Art offenbar obenan. Dieſelbe iſt in der Hauptſache in Markneukirchen und in deſſen Umgebung, auch in den Städten Adorf und Schöneck, den Marktflecken Klingenthal, ſowie Erlbach und Brambach und einer Anzahl Dörfer, ingleichen in den angrenzenden böhmiſchen Orten Grasflitz und Schönbach zu finden.

Es iſt dieſe Induſtrie eine überaus ſeltene. Einen ähnlichen Induſtriebezirk giebt es nur im franzöſiſchen Lothringen um Mireécourt im Wasgenwald und zu Mittenwald in Oberbayern. Von dieſen drei Bezirken aus wird die ganze Welt mit Orcheſterinſtrumenten verſorgt. Die erzgebirgiſche Induſtrie iſt unter allen die älteſte; ihr Beſtehen läßt ſich bis auf das Jahr 1580, alſo bis 300 Jahre zurückverfolgen. Beſonders erlangte der ſächſiſche Inſtrumentenbau einen merk lichen Aufſchwung zu der Zeit, da viele evangeliſche Bewohner der nahen böhmi ſchen Städte Schönbach und Graslitz ihres Glaubens wegen die Heimat ver

ließen und ſich in Sachſen, namentlich in Markneukirchen und Klingenthal, an ſiedelten. Noch heute weiſen die gleichnamigen Firmen ſächſiſcher und böhmiſcher Inſtrumentenfabriken wie die von Glier, Paulus, Heberlein,

Reichel u. a. auf die gleiche Herkunft und Abstammung der Geschäftsinhaber hin.

Insbesondere war es der Geigenbau, der von alters her, begünstigt durch das Vorhandensein des damals noch geeigneteren Holzes in den riesigen Wäldern, namentlich am Südabhange des Gebirges, und durch Erfindung eines besonders guten Lackes, sehr gepflegt wurde. Die zahlreichen Geigenbauer Markneukirchens vereinigten sich 1677, die des Ortes Klingenthal 1766 zu Innungen und för derten so ihr Gewerbe nicht unbedeutend.

Im 17. und 18. Jahrhundert lebten in Italien, zu Brescia Caspar de Salo (1550–1612), Johann Paul Maz- zini (1590——1640) und zu Cremona Nico laus Amati (1596–1684), Anton Stradivari (1644––1737) und Josef Guarneri (1683–1745), die berühmtesten Geigenmacher aller Zeiten, deren Instrumente wegen ihres bestrickenden Klanges unerreichbar dastehen und heutigestags mit 30000 Mark und mehr bezahlt werden.

Diesen Vorbildern eiferten die Meister in Markneukirchen, dem sächsischen Cremona, nach, und obgleich sie dieselben niemals ganz erreichten, so ernteten sie dennoch die ungeteilteste Anerkennung ihrer Zeit. Sie zeichneten ihre Fabrikate mit Zetteln, wie J. G. Ficker in Cremona, J. F. Pfretzschner in Cremona aus, und bis auf unsere Tage hat man infolgedessen gemeint, daß die Genannten Schüler dieser großen italienischen Meister gewesen seien und in Italien gelebt hätten. Ihre Instrumente haben gegenwärtig, namentlich wenn sie geeignete Re paratur erfahren haben, ihrem Werte entsprechende, oft sehr namhafte Preise.

Durch Arbeitsteilung pflegt jede Industrie an Güte und Billigkeit der Er zeugnisse zu gewinnen, und so werden auch beim Geigenbau die einzelnen Bestand teile des Instrumentes von hierzu besonders befähigten Arbeitern gefertigt. Es entwickelten sich im vorigen Jahrhundert die Darmsaitenmacherei, die gegenwärtig zur Großindus- trie geworden ist und ihresgleichen in keinem Lande der Erde hat, die Bogenverfertigung, die Stege-, Hals-, Griffbrett- und Saitenhalterschnitzerei, die Verfertigung der Geigenkörper und andere Zweigindustrien, die namentlich in der Umgebung Markneukirchens ihre Heimat haben.

In Markneukirchen selbst ist der Sitz des Kunstgeigenbaues, d. i. Verfertigung solcher Geigen, die durch Güte des dazu verwendeten Rohstoffes und durch Sorg falt in der Anfertigung für das Spiel von Künstlern sich eignen. Hier ist ferner auch der Ort, wo an wertvollen Geigen die sich von Zeit zu Zeit notwendig machenden Ausbesserungen mit größtem Sachverständnis und peinlichster Genauig keit ausgeführt werden.

Die Werkstätten, in welchen der Geigenbau betrieben wird, beherbergen ge wöhnlich außer dem Meister nur einige Gesellen und Lehrlinge. Man nennt eine solche Herstellungsweise im kleinen „Hausindustrie“.

Neben dem Geigenbau und seinen Zweigindustrien ist jedoch das obere Vogtland auch der Sitz der Verfertigung aller übrigen Orchesterinstrumente und der sogenannten Musikspielwaren. Die letzteren werden fast ausschließ-

284

lich in Klingenthal und seiner an bevölkerten Industriedörfern reich gesegneten Umgebung gemacht; die ersteren haben mehr ihren Ursprung in Markneukirchen und Umgegend.

Zu den Orchesterinstrumenten gehören außer den bereits oben genannten Streichinstrumenten noch die Holzblas- , Blechblas- und Schlaginstru mente. Die Holzblasinstrumente, welche zu ihrer Herstellung feiner Berechnung Und besonderer Kunstfertigkeit im Bohren harter, zumeist fremder Hölzer und in der Anbringung einer Menge metallener Klappen bedürfen, müssen vom musik geübten Verfertiger angeblasen und genau ausgestimmt werden, ebenso, wie auch der Geigenmacher seine Geige vor der Ablieferung oder Versendung erst noch auf ihren Ton prüft. Aber auch der Metallblasinstrumentenmacher ist genötigt, das von ihm gefertigte Blechinstrument auf seine Tonschönheit und Tonrichtigkeit hin anzusehen und etwaige Mängel vor Ablieferung abzustellen.

Kein Wunder, daß man, durch Markneukirchen gehend, aus dem einen Fenster den summenden Klang eines Streichbasses oder einer Tuba, aus dem andern die schrillen Laute des Piccolo oder die klaren Töne der Oboe, hier die schneidende Schärfe einer Violine, dort das Kreischen einer Klarinette, bald wieder die vollen Klänge eines Waldhornes, die näselnden eines Fagottes oder den schmetternden Schall der Trompete und der Posaune hört. Und wenn man nun bedenkt, daß nicht bloß Meister und Gesellen das Instrument zu spielen pflegen, das sie verfertigen, sondern daß gewöhnlich die Knaben schon mit dem 10. Lebens jahre oder noch früher sich auf dem Instrumente üben, mit dessen Bau sie sich später beschäftigen wollen — was sie nur dann mit Vorteil thun können, wenn sie es gut zu spielen verstehen –, so wird es erklärlich, daß wohl nir gends in der Welt soviel Musik gemacht wird als in dem oberen Vogtland, und daß z. B. in der Stadt Markneukirchen nicht weniger als fünf Musikchöre vor handen sind.

Auch die Klänge von allerlei Saiteninstrumenten, welche angerissen werden, als Zithern, Guitarren, Mandolinen, Lauten, Bandurias und anderen, kann man vernehmen; denn auch mit diesen Instrumenten versorgt Markneukirchen die Welt.

In einzelnen kleinen Werkstätten, vielfach aber auch in großen Fabriken werden die Blechblasinstrumente gefertigt, die durch ihren goldenen Glanz, ihre seltsamen Formen und Biegungen das Auge fesseln und durch ihren gewaltigen Klang zu dem Gemüte sprechen. Gar kunstvoll muß das Maß, der Zuschnitt des Metalles, die Lötung der Rohre, die Biegung, die Zusammensetzung und die Ver schönerung und Ausstimmung der einzelnen Teile bedacht und vollbracht werden, ehe die Instrumente so vollendet sich darstellen, daß sie allen Ansprüchen, namentlich denen der Militärmusiker, genügen. Deshalb haben die Instrumentenmacher eine schwere Lehr- und Lernzeit zu bestehen und bedürfen gründlicher Bildung und eifrigen Weiterstrebens. Die Königlich Sächsische Staatsregierung hat hierzu Ge legenheit gegeben durch die Gründung und Unterstützung von Musik- und Fach schulen für Instrumentenmacher in Markneukirchen, Klingenthal und Adorf und des Gewerbemuseums zu Markneukirchen, in welchem sich mehr als 900 ver

285

schiedene Musikinstrumente befinden, die aus allen Teilen der Erde und aus den verschiedensten Zeiten stammen und zum Teil als Muster gebraucht werden.

Ein sehr weit verzweigter Teil der vogtländischen Musikinduſtrie ist auch die Verfertigung von Zungeninstrumenten, als Harmonikas, Konzertinos, Akkordions u. s. w. in Klingenthal und den Dörfern Zwota, Brunndöbra, Georgenthal, Ober- und Untersachsenberg u.a. Die Verfertigung solcher Instru mente ist gar nicht alt. Nachdem die Chinesen in ihrem „Schenz“, einer Art Mundorgel, schon vor Jahrtausenden Metallplättchen, welche zwischen rahmen artigen Ausschnitten schwingen, zur Anwendung gebracht hatten, wurde um das Jahr 1830 zuerst die Stimmpfeife und sodann in Wien die Blasharmonika her gestellt; und heutzutage werden in Millionen von Instrumenten von der geringsten Blasharmonika, die man auf dem Jahrmarkte für wenige Pfennige kauft, bis zum feinsten Harmonium, ja bis zur großen Kirchenorgel Metallzungen angewendet in einer Länge von 5mm bis 25cm und entsprechender Dicke und Breite. Zum Ausschneiden, Feilen und Ausstimmen derselben wendet man sogar besondere Maschinen an. Auch im Schwarzwalde und in einzelnen großen Städten, wie Wien, Gern und anderen, macht man derartige Instrumente. Ein Hauptbestand teil dabei ist der „Blasbalg“, dessen Herstellung im Vogtlande durch die Haus industrie geschieht.

Mit dieser großartigen und wunderbaren Industrie ist ein die ganze Welt umspinnender Handel verknüpft, dessen Sitz zumeist in Markneukirchen ist. Die Aufgabe besonderer Händler ist es zunächst, für die Industrie die Rohstoffe zu beschaffen. Die Vielseitigkeit derselben spottet aller Beschreibung. Alle Erdteile müssen Erzeugnisse

hierher abliefern. Einzelne Händler besorgen z. B. zu Geigen decken Fichtenholz aus dem Böhmerwald und den Karpathen; zu Geigenböden Ahornholz aus Tirol, Bosnien, Siebenbürgen; ferner Ebenholz und Elfenbein aus Ostafrika, Buchsbaumholz aus Persien und Kleinasien zu anderen Geigen bestandteilen; Pernambuk-, Pferdefleisch-, Eisen-, Schlangen- und andere Hölzer aus Südamerika, Muscheln, Schildkrot vom Großen Ocean, Horn aus den Pampas Südamerikas, Pferdehaare aus Sibirien und China: dies alles zu Geigenbogen; Schafdärme aus Rußland, Zentralasien, Sibirien, Schottland und Dänemark, Bimsstein und Schwefel aus Sizilien und anderen vulkanischen Orten zur Saiten fabrikation; alle möglichen Harze und Öle aus den verschiedensten Teilen der Erde zur Bereitung des Lackes; sodann Buchsbaum-, Rosen-, Grenadill-, Königs-, Jacaranda-, Nußbaum-, Ceder- und eine Menge anderer Hölzer aus Afrika und besonders aus Mittel- und Südamerika zur Verfertigung von Holzblasinstrumenten oder zur Verzierung von Zithern, Guitarren u. s. w.

Die Aufgabe anderer Händler besteht darin, den kaufmännischen Vertrieb der von den Meistern gelieferten Instrumente zu übernehmen. Weithin in alle Teile der Erde werden dieselben geschickt. Morgen- und Abendland sind willige Abnehmer; ganz besonders aber sind es Nord- und Südamerika, die englischen Kolonien und das große russische Reich, wo Unmassen von Instrumenten abgesetzt werden.

Bis zum heutigen Tage hat unsere heimische Instrumenteninduſtrie im Wettkampfe mit den gleichartigen Unternehmungen anderer Nationen, namentlich

der französischen, sich trefflich bewährt und neben der billigen auch die beste und feinste Ware hervorgebracht. Unter den Tausenden von Arbeitern sind viele, die durch Kenntnisse, Fleiß und Geschicklichkeit so hervorragen, daß ihre Erzeugnisse nicht nur gern gekauft, sondern auch sehr gut bezahlt werden. Daß die Instru mentenverfertigung ihre Leute wohl nährt, sieht man an den schönen, saubern Häusern und Gärten, die Markneukirchen zieren, und an den glücklichen, behäbigen Verhältnissen, die dort obwalten. Freilich wird wohl auch selten in irgend einem Orte ebenso fleißig gearbeitet und ebenso fürsorgend gespart.

A. Avian-Bennewitz.

Kapitel 68

Bad Elſter im ſächſiſchen Vogtlande.

In der ſüdweſtlichen Ecke unſeres Sachſenlandes, hart an der böhmiſchen Grenze, liegt in einem lieblichen Thalkeſſel der ſchöne Badeort Elſter. Tauſende von Kranken und Erholungsbedürftigen reiſen alljährlich dahin, um durch die reine Luft und durch die kräftigen Heilquellen, die aus der Erde ſprudeln, Ge neſung und Stärkung zu finden. Obwohl die Heilkraft der Quellen ſchon ſeit dem 12. Jahrhundert bekannt war, hat doch das Bad erſt ſeit dem Jahre 1849, in dem es der ſächſiſche Staat übernommen hat, in weiteren Kreiſen Berühmtheit erlangt.

Die Beſtandteile, die das Waſſer ſo heilkräftig machen, ſind hauptſächlich Eiſen und Salz. Wer blutarm und ſchwach iſt, geht nach dem Elſierbade, um durch den täglichen Genuß des eiſenhaltigen Marienbrunnens gerötete Wangen und ein friſches Ausſehen zu erlangen; wer aber keinen geſunden Magen hat, ſchöpft an der Salzquelle den friſchen, heilſamen Trank. Am frühen Morgen ſchon ſieht man die Badegäſte mit ihren Gläſern oder Bechern auf den ſchöngepflegten Wegen unter üppig grünenden Bäumen umherwandeln. Bei Regen wetter ergehen ſie ſich in überdeckten Wandelbahnen, wobei ſie von Zeit zu Zeit einen Schluck ihres „Brunnens“ ſchlürfen. Haben ſie einen Becher geleert, ſo eilen ſie zur Quelle, um ihn von den friſchen, blühenden Brunnenmädchen, die ſich in ihrer vogtländiſchen Tracht ſehr hübſch ausnehmen, wieder füllen zu laſ en. Mancher Kranke trinkt täglich 5 bis 6 Becher, alſo über 1 Liter von dem Heil quell. Daneben aber badet er auch fleißig, um ſeine Haut zu rühriger Thätigkeit anzuregen und ſo den Blutumlauf zu befördern.

Bei Kranken, die von Gicht und Zipperlein geplagt ſind, haben ſich nament lich die Moorbäder als ſehr heil-kräftig erwieſen. Die Moorerde, die aus ver witterten Pflanzenſtoffen beſteht und von dem eiſenhaltigen Waſſer durchdrungen iſt, ſieht zwar ganz ſchwarz aus und ladet durchaus nicht zum Bade ein; allein die Wirkung iſt ſo kräftig, daß Gelähnite oft ſchon nach dem Gebräuche weniger Bäder wieder allein gehen können. Dieſe ſchwarze Erde, die ſich in der Umgebung Elſters maſſenhaft vorfindet, wird im Bade mit Waſſer zu einem Brei eingerührt. Wer ein ſolches Moorbad genommen hat, muß ſich darnach durch ein Waſſerbad wieder reinigen. In jeder Moorbadezelle ſtehen deshalb zwei Badewannen.

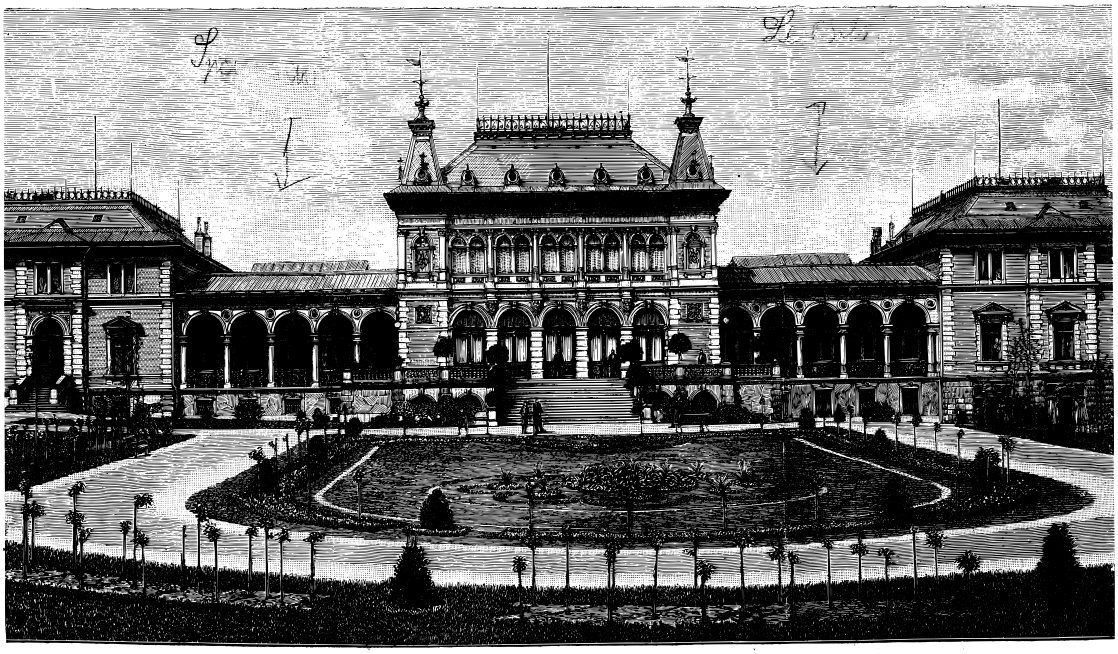

Abbildung 68.1: Das Kurhaus in Bad Elster.

288

Neben dem Trinken und Baden muß jedoch der Kurgast fleißig das Spazieren gehen pflegen. Das thut jeder gern; denn Elster ist durch die umliegenden Berge vor den rauhen Nord- und Ostwinden geschützt, und üppige, harzduftende Nadel wälder breiten sich nach allen Richtungen hin aus. Überall sind schöne, mit Sand bestreute Wege angelegt, und in kleinen Zwischenräumen sind Ruhebänke aufgestellt, die zur Rast einladen; auf besonders schönen Punkten aber hat man Häuschen errichtet, die bei Regenwetter ein schützendes Obdach für die Spazier gänger bieten. Wer im Sommer die Wälder in der Nähe von Bad Elster durch streift, der begegnet auf Schritt und Tritt feingekleideten Damen und Herren, die sich in der ungezwungensten Weise tummeln und die reine Luft in vollen Zügen genießen.

Während die Badegäste ihr Wasser schlürfen, spielt die Badekapelle, die sich von jeher eines guten Rufes erfreute, allerlei liebliche Weisen; dann und wann werden auch Abendkonzerte und Bälle im schönen neuen Kurhause veranstaltet. Da kann sich jeder, dessen Gesundheitsverhältnisse es gestatten, ver gnügt machen und sich neben seiner Kur auch dem Genusse der Freude und der Geselligkeit hingeben.

Wer den Badeort durchwandert, der wird sich freuen über die vielen schmucken Häuser, umgeben von schönen Gärten, die dem Fremden den Aufent halt recht angenehm gestalten. Jedes Haus trägt einen Namen, und wenn man die Aufschriften „Edelweiß, Veilchenstrauß, Paradies, Daheim, Vergißmeinnicht“ liest, so fühlt man sich sofort angezogen und zum längeren Bleiben veranlaßt.

Die schönsten und größten Gebäude sind das Kurhaus, ein wahrer Palast, der abends in feenhafter elektrischer Beleuchtung erstrahlt, das Badehaus mit den vielen Badehallen, das Kaffeehaus auf dem Kurplatze und die großen Gasthäuser, die im Sommer stets von Fremden gefüllt sind.

In der letzten Zeit wurde Elster während der Sommerszeit alljährlich von mehr als 7000 Badegästen besucht; dazu kommen aber noch viele tausend Durch reisende, die es nur im Vorübergehen besehen, und viele aus der nächsten Um gebung, die das Leben und Treiben der feinen Welt betrachten oder sich an der herrlichen Musik ergötzen wollen.

Ein prächtiges Kunstwerk, eine Stiftung des sächsischen Kunstvereins, steht auf dem Badeplatze. Es stellt die Göttin der Gesundheit dar, die der leidenden Menschheit aus einer Schale den heilkräftigen Genesungstrank spendet.

So findet sich in Bad Elster alles vereint, was nicht nur den Leib, sondern auch Herz und Gemüt erfrischt, und wir können es darum den Großstädtern nicht verdenken, wenn sie gern daselbst verweilen – und alljährlich in großen Scharen wiederkehren, eingedenk des Dichterwortes:

„Wohl dem, selig muß ich ihn preisen, Der in der Stille der ländlichen Flur, Fern von des Lebens verworrenen Kreisen Kindlich liegt an der Brust der Natur."

H. Arnold.

289

Kapitel 69

Sagen vom Stelzenbaum.

Die sächsisch-bayrische Staatseisenbahn erreicht bei dem Bahnhofe Reuth an der reußischen Grenze ihren höchsten Punkt, 552m über dem Spiegel der Ostsee. Nicht weit davon liegt das Bauerndorf Stelzen, und in der Gemarkung desselben, auf dem Höhenkamme, erhebt sich weithin sichtbar der Stelzenbaum, ein hochbejahrter Feldahorn von 5 Meter im Umfange. Am Fuße dieses mächtigen Baumes bietet sich eine vielgerühmte, entzückende Rundsicht. Man vermag bis zum Auersberg bei Eibenstock, bis zum Ochsenkopf im Fichtelgebirge, bis zum Frankenwalde und zu den Ausläufern des Thüringerwaldes zu schauen, während nach Norden und Nordosten in riesigen Wellen sich das Vogtland ausbreitet.

Solch ein ausgezeichneter Höhenpunkt muß schon frühe eine Kultstätte gewesen sein. In der That führt derselbe im Munde des Volkes den Namen „die Kappel“, und die Äcker im Umkreise heißen „die Kappelfelder“. In frühkatholischer Zeit war die dortige Kapelle ein Wallfahrtspunkt für die ganze Gegend. Zur Reformationszeit scheint die Kultstelle eingezogen worden zu sein. Kein Mauerrest, nur Sage und Flurname bewahrt die Erinnerung.

Der Stelzenbaum ist viele hundert Jahre alt. Seine herrliche Krone, von weitem einem mächtigen Steinpilze vergleichbar, hat in den letzten Jahrzehnten von Stürmen so viel gelitten, daß das Profil des Baumes nicht mehr die volle schöne Rundung zeigt, die ihm vor 25 Jahren eigen war. [1]

Zur Erntezeit halten die Schnitter in seinem Schatten Rast, und noch mancher hofft dort bei geschlossenen Augen wunderbare Dinge zu schauen und zu hören. Denn die Sage weiß viel Herrlichkeiten vom Stelzenbaume zu berichtete.

Zauberische Töne klingen nieder aus seinen Zweigen. Das Rauschen seiner Blätter hört sich an wie Äolsharfen, und wie die Vögel in seinem Gezweig singen, so schön singen sie im ganzen Vogtlande nicht wieder. Es sind seltsame, gold schimmernde Vögel. Des Baumes Schatten lindert Herzweh und Kümmernis. Wer zur rechten Zauberstunde auf seinen Wurzeln in Schlaf verfällt, wird von beglückenden Träumen umfangen und steht gekräftigt und begeistert zu neuem Schaffen auf.

[1] Im Jahre 1891 sollte er durch die Axt fallen. Auf diesen Umstand bezieht sich das Gedicht „Der Stelzenbaum im Frühjahre 1891“ auf Seite 291. Bunte Bilder aus dem Sachsenlande. I. 19

Von den vielen Sagen, die sich wie Epheuranken um den merkwürdigen Baum winden, mögen nur zwei mitgeteilt sein.

Die Hussiten kamen auf ihren Raubzügen auch an das Dorf Stelzen. Sie hatten es auf Plünderung und auf Wegführung junger Männer abgesehen, die ihnen als Führer, Träger und Fuhrknechte dienen sollten. Bei der Verfolgung eines Jünglings, der sich in den Wald flüchtete, gelangten sie auf eine Waldwiese zu einem alten Schäfer, der seine Herde weidete. Er sollte ihnen ansagen, wo hin sich der Flüchtling gewendet habe. Da er beteuerte, es nicht zu wissen, sahen sie ihn für einen Zauberer an, der seine Burschengestalt in eine Greisengestalt verwandelt habe, und bedrohten sein Leben. Umsonst schwur er, daß er unschuldig

290

und gottesfürchtig sei, und zum Zeichen, daß er die lautere Wahrheit spreche, wolle er seinen Schäferstock in die Erde stecken, der in drei Tagen wurzeln und grünen werde. Die Unholde mochten es nicht glauben und erschlugen den Alten.

Nach drei Tagen fing sein Hirtenstock an zu grünen. Bald hatte er Knos- pen und Zweiglein, und nach Jahren war er zum stattlichen Baume geworden, dessen Blätter denjenigen aller Laubbäume der Umgebung unähnlich sind. —

Eine andere Sage berichtet:

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, da Holks Scharen das obere Vogtland aus einem Garten in eine Einöde verwandelt hatten, lebte in Stelzen der Bauer Christoph. Hab und Gut hatte auch er durch den Krieg verloren. In seiner Not saß er manchmal am Fuße des Stelzenbaumes, der seinen verwüsteten Acker beschattete. Ermüdet war er einmal eingeschlafen. Da hatte er folgenden Traum:

Ein alter Schäfer stand bei ihm, zeigte mit seinem Stabe nach Bayern hin und raunte ihm die Worte zu: „Dein Glück findest du auf der Regensburger Brücke!“ Der Traum wiederholte sich an der nämlichen Stelle noch zweimal. Christoph that nun Brot in sein Bündel und wanderte gen Regensburg.

Auf der alten Steinbrücke geht er von einem Donauufer zum andern, drei mal und viermal, suchend und spähend. Da redet ihn ein invalider, bettelnder Soldat an, welcher beim steinernen Brückenmännchen saß, das den Erbauer der Brücke darstellen soll: „Alter Freund, Ihr geht nun schon siebenmal an mir vor über und achtet meiner Not nicht!“ Christoph klagt, daß er selbst nichts habe, aber er wolle gern seine geringe Barschaft im Lederbeutel mit ihm teilen. Da heim habe er Wiesen und Felder. Aber kein Huf, keine Klaue, keine Feder sei im Stalle und kein Körnlein in der Scheune. Die Kriegsfurie habe den Hof geleert und die Äcker verwüstet. Der Invalide weist das Scherflein des Bauers mannes zurück und fragt, was er hier in Regensburg wolle, und warum er so in einem fort über die Brücke schreite. Christoph seufzt, macht seinem gepreßten Herzen Luft und erzählt seinen Traum. Da ruft lebhaft der Kriegsmann: „Ei, höret, was mir geträumt hat! Im Vogtland draußen steht ein Blätterbaum einsam auf Bergeshöh. Darunter liegt ein Kasten voll Gold vergraben. Aber Traum ist Schaum! Wie soll ich den Baum finden?“

Christoph horcht auf, ruft: „Behüt’ dich Gott!“ und kehrt zur Heimat zu rück. In Gottes Namen will er nach dem Schatze suchen. Die Wurzeln des Blätterbaumes stehen ja in seinem Grund und Boden. Mit Hacke und Schaufel geht er ans Werk und findet eine metallbeschlagene Kiste voll güldner und silbener Münzen. — Noch lange lebte Christoph als der reichste Mann im Dorfe. Er ver gaß nicht, Gott auf den Knieen zu danken. Auch den Invaliden auf der Regens burger Brücke vergaß er nicht; er brachte ihm einen Beutel voll Silber.

Die Nachkommen Christophs lebten in ziemlichem Wohlstand. Der letzte Besitzer der Blechkiste in Stelzen hieß Hofmann. Sie ist dann durch Erbschaft nach Langenbach bei Mühltroff gekommen. Dr.. Richard Mauke.

291

Kapitel 70

Der Stelzenbaum im Frühjahr 1891.

Düſt're Mär iſt mir gekommen; Iſt es wahr, was ich vernommen, Was der Spatz geſungen jetzt? Mir, der ſich noch jugendhaltig, Wurzelſtark und krongewaltig Wind und Wetter widerſetzt?

Mir, dem würd'gen Veteranen Den geprieſen einſt die Ahnen Als des Gaues Wunderſtanim; Der in ſchwerer Zeiten Branden Unerſchüttert Wacht geſtanden, Grenzwacht ſtehet ſtolz und ſtramm? –

Heuer — heuer ſoll ich enden... Untergang von Menſchenhänden Droht mir durch des Beiles Schlag! O, erfuhren es die Alten! Ihren Liebling zu erhalten, Sie erſtünden jenen Tag!

Schonung heiſchend und Erbarmen, Lägen ſie euch in den Armen, Feſt an eure Bruſt gedrückt, Sprächen: „Höret unſer Flehen, Laßt den Recken, laßt ihn ſtehen, Bis ein Wetter ihn zerpflückt!“ —

Karl Völkel.

Kapitel 71

Die Perlenfiſcherei in der Weißen Elſter und die Perlmutterwarenfabrikation in Adorf im Vogtlande.

Köſtliche Perlen holt man nicht nur aus dem Grunde des Meeres, ſondern auch aus manchen Flüſſen. Sie liegen jedoch nicht ſo maſſenhaft darin wie die Steine, ſondern finden ſich nur ſelten in der Flußperlmuſchel, die beſonders in der Weißen Elſter und in deren Zuflüſſen noch vielfach anzutreffen iſt. Wenn man eine ſolche Muſchel auf dem Grunde des Waſſers erblickt, kann man ſie leicht für einen Stein halten; denn ſie hat äußerlich die graue Farbe des Thonſchiefers, liegt wie leblos da und wechſelt niemals ihren Platz. Die zwei Muſchelſchalen, die meiſt feſt geſchloſſen ſind, dienen der Perlmuſchel, einem bekannten Weichtiere, zur Wohnung und bieten ihr zugleich Schutz gegen ihre Feinde.

Früher war das Herausnehmen der Muſcheln jedermann geſtattet; im Jahre 1621 aber nahm der Staat die Perlenfiſcherei für ſich in Anſpruch und be auftragte den Ölsnitzer Fiſcher Schmerler damit, alljährlich eine Strecke der Weißen Elſter nach Perlmuſcheln abzuſuchen und die gefundenen Perlen an den Staat einzuliefern. In der Familie Schmerler hat bis heute das Recht der ſtaatlichen Perlenfiſcherei fortgeerbt. Wenn im Sommer die Elſter wenig Waſſer hat, dann geht der Perlenfiſcher an die Arbeit und ſucht unter den zahlreichen Muſcheln beſonders die aus, die ein wenig verkrüppelt ſind; denn ſie enthalten gewöhnlich die ſchönſten Perlen. Mit einem ſcharfen Eiſen öffnet er die Schale und ſieht nach, ob ſich eine Perle vorfindet. Iſt ſie ausgebildet, dann nimmt er ſie heraus; iſt ſie aber noch nicht groß genug, dann ſchreibt er die Jahreszahl außen auf die Muſchel und legt ſie wieder an den alten Platz.

In manchen Jahren iſt der Ertrag der Perlenfiſcherei ſehr reichlich geweſen. So wurden z. B. 11286 Perlen in dem Zeitraume von 1719 bis 1804 eingeliefert. Im Jahre 1805 ſuchte man die ſchönſten davon zu einer

Halskette aus, die heute noch im Grünen Gewölbe in Dresden zu ſehen iſt und einen Wert von 9000 Mark hat. Die übrigen Perlen verkaufte man damals für 21000 Mark nach Wien. Während der Jahre 1805 bis 1825

waren 2558 Perlen gefunden worden, die für 6468 Mark verkauft werden konnten. Von 1826 bis 1836 lieferte Schmerler 1549 Stück Perlen ab, die einen Erlös von 2679 Mark ergaben. Später war der Ertrag selten so groß. Belangreich war die Ernte im Jahre 1874; 203 Perlen, darunter 15 sehr feine, wurden gefunden, für die der Staat 1072 Mark einnahm. Im Jahre 1891 wurden 123 Stück, darunter 13 schöne weiße, abgeliefert, während in den vorhergegangenen Jahren das Ergebnis weniger befriedigt hatte. Von diesen Perlen sind nur die milchweißen oder hellen ziemlich wertvoll, während die halbhellen und die Sand perlen meist zu einem sehr niedrigen Preise abgehen. Oft ist die Perle auch so an die Muschel angewachsen, daß sie nicht herausgenommen werden kann.

Die Perlen sollen dadurch entstehen, daß ein kleines Sandkorn aus dem Wasser in die Muschelschalen eindringt und deren Bewohner in ihrem Wohl befinden stört. Um den Gegenstand unschädlich zu machen, überzieht ihn das Weichtier in seinem festen Hause mit einem Schleim, der sich nach und nach verdichtet und endlich das gleiche Aussehen erlangt wie die innere Seite der Muschelschalen; darum nennt man die Perlen auch gehärtete Thränen. Man hat verschiedene Male versucht, ein Sandkorn in die Muschel einzuführen und dadurch eine Perle zu erzielen; aber der Versuch ist ohne Erfolg geblieben. Der Ertrag der Perlenfischerei ist seit einiger Zeit in stetem Rückgange. Jedenfalls hat die Verunreinigung des Elsterwassers durch die vielen Fabriken, die an der oberen Elster liegen, das Gedeihen und die Vermehrnng der Perlmuscheln verhindert. Es sind zwar noch viele unreife Perlen vorgefunden worden; aber diese brauchen noch lange Zeit, ehe sie sich vollständig ausgebildet haben, und so wird voraus sichtlich in den nächsten Jahren die Einnahme nicht nennenswert sein.

Die harten Gehäuse blieben früher unbeachtet an den Ufern der Bäche und Flüsse liegen; höchstens wurden sie wegen des herrlichen Glanzes an der Innen seite von den Kindern als Spielzeug benutzt. Da kam im Jahre 1859 der Buch binder Friedrich August Schmidt in Adorf, der später zum königlichen Hof lieferanten ernannt wurde und im Jahre 1885 gestorben ist, auf den Gedanken, die Schalen der Muschel zur Herstellung von Geldtäschchen zu benutzen. Es ge lang ihm, die rauhen Außenseiten durch Salzsäure von ihrem schmutziggrauen Überzuge zu befreien, sie an einem Schleifsteine abzureiben und dann durch einen mit Öl getränkten Filzlappen zu glätten oder zu polieren. Dadurch erlangten sie das herrliche, schillernde Aussehen, wie es an der Innenseite ohne Anwendung künstlicher Mittel bereits vorhanden ist. Die Muscheln wurden an der aus gebauchten Rückseite mit einem Scharnier, oben mit einem Schlosse, inwendig aber mit Leder, Seiden- oder Baumwollstoff, ja, sogar vielfach nur mit buntem Papier versehen und konnten nun als Geldtäschchen auf den Markt gebracht werden. Sie wurden besonders gern von den Badegästen in Elster gekauft.

Aus größeren Schalen fertigte Schmidt auch Täschchen, wie sie die Damen in der Hand zu tragen pflegen. Dadurch legte er den Grund zu der Adorfer

293

Perlmutterwarenindustrie, die jetzt nahezu 1000 Menschen beschäftigt. Im Winter, wenn auf den Feldern oder auf den Bauplätzen die Arbeit ruht, be sorgen die Leute in Adorf und Umgegend das Schleifen und Polieren der Muscheln, die dann im Sommer in den Fabriken verarbeitet werden.

Nach und nach hat sich diese Industrie sehr vervollkommnet. Urſprüng lich verwendete man nur ganze Muschelgehäuse zu Täschchen, Aschenbechern, Schmuckschalen u. s. w.; später aber wurden sie mit feinen Laubsägen in Stücke geschnitten, die zu allerlei Schmucksachen, wie zu Broschen, Ohrgehängen, Hals ketten, Medaillons, Nadeln, Knöpfen und dergl. umgestaltet werden. Die in der Elster gefundenen Muscheln reichten nur kurze Zeit zur Deckung des Bedarfs aus; bald verschrieb man sich solche aus Bayern und Böhmen; später mußte das Meer mit seinen reichen Schätzen aushelfen. Heute werden sogar mehr See- als Süß- wassermuscheln verarbeitet.

Besonders reichhaltig gestalten sich die Musterlager der Perlmutterwaren fabriken durch die Einlegearbeiten. Die Muscheln werden in kleine, quadratförmige Stückchen geschnitten und dann auf einer Fläche nebeneinander befestigt. Diese erhält dadurch einen so vielfarbigen, prächtigen Glanz, daß man seine Freude darüber haben muß. Auf solche Weise werden Photographiealbums, Schmuck- und Hand schuhkästen, Bürsten, Spiegel, Bilderrahmen, Geldtäschchen, Dosen u. s. w. mit Einlagen von Perlmutter geschmückt.

Gleichwie das Elfenbein zu feinen Bildschnitzereien und allerlei Kunst arbeiten verwendet wird, so hat man in jüngster Zeit auch auf der Perlmutter durch feine Stahlgriffel sowohl erhabene als auch vertiefte Bilder angebracht. Dadurch ist dieser Erwerbszweig zu einer Kunstindustrie ausgebildet worden, deren Erzeugnisse auf verschiedenen Kunstausstellungen mit ehrenden Auszeich nungen bedacht wurden. Ganze Wagenladungen von Seemuscheln kommen jetzt nach Adorf, um von dort aus als herrliche Perlmutterarbeiten in alle Welt gegenden wieder versandt zu werden.

Die mancherlei Dinge aus Perlmutter, die man in den Seebädern kauft, stammen meist aus Adorf, und es kommt oft vor, daß jemand ein schönes An denken aus Ostende, Venedig, Neapel oder Konstantinopel mitbringt, das erst von Adorf aus dorthin gelangt ist. Auch bei dieser Industrie hat sich das Sprich wort bewährt: Kleines ist oft die Wiege des Großen.

H. Arnold.

Kapitel 72

Verzauberte Schätze.

72.1 Sagen aus dem oberen Vogtlande.

Das Vogtland ist reich an Sagen, namentlich aber an solchen, in denen ver zauberte Schätze eine Rolle spielen. Einige seien hier angeführt.

Als Orte, an denen Massen von wertvollen Dingen aufgestapelt liegen sollen, hat man von jeher die Punkte bezeichnet, wo ehedem feste Burgen und Schlösser gestanden haben; denn es liegt die Vermutung nahe, daß von all den Kostbar

294

keiten, die einstmals in den vornehmen Wohnungen zu finden waren, manches Prachtstück unter den Überresten der Mauern mit vergraben sein kann.

Dort, wo jetzt der Hohe Stein bei Markneukirchen seine spitzen Fels zacken gleichsam als Marksteine zwischen Sachsen und Böhmen emporstreckt, stand vor vielen hundert Jahren ein Schloß, das aber durch den Fluch eines Sängers, der die Tochter des Schloßherrn liebte und sie nicht bekommen sollte, in Schutt und Staub zerfiel. Wenn auch das gewöhnliche Menschenauge kein Zeichen von der ehemaligen Herrlichkeit erblickt, so ist sie doch nicht ganz entschwunden; denn tief im Felsen befinden sich, wie die Sage erzählt, noch feste Gewölbe; diese sind mit unermeßlichen Schätzen angefüllt, die dem zur Hebung vorbehalten bleiben, der zur glücklichen Stunde den über dem Mammon liegenden Zauber zu lösen vermag. Wie wunderselten sich aber dazu Gelegenheit bietet, geht daraus hervor, daß sich nur in jedem Jahrhundert einmal, und zwar in der Nacht vor dem Johannestage, das Gewölbe öffnet. Und selbst dann ist es nicht jedem Sterblichen, sondern nur den Sonntagskindern vergönnt, die Schätze zu erblicken. Auch diesen durfte nicht anzuraten sein, ohne weiteres die alten schaurigen Räume zu betreten, da die Öffnung sich sofort schließt, sobald ein Nichterkorener durch sie eintritt. Dieser müßte dann im ewigen Dunkel als Wächter des Zaubergutes sitzen bleiben und könnte vielleicht niemals wieder das Tageslicht erblicken. Zur Hebung des Goldes ist die Kenntnis einer gewissen Formel unerläßlich. Wer sie inne hat, dem bleibt das Felsenthor in der Stunde von 12 bis 1 Uhr geöffnet, und er kann die wohlgefüllten Kasten und Kisten

ruhig herausnehmen. Ein Geist, der verzauberte Schloßherr, wird ihm gern bei dem Herausschaffen behilflich sein; denn wenn die mancherlei Reichtümer in den Besitz des dazu geeigneten Menschen kindes übergegangen sind, wird er von seiner Ruhelosigkeit erlöst und kann zum ewigen Frieden eingehen. —

Gar nicht weit vom Hohen Steine, unweit des Dorfes Landwüst, steht eine Säule, Stundens äule genannt. Unter dieser befindet sich, wie alte Leute erzählen, ein riesiger eiserner Kasten, der ganz mit Goldstücken angefüllt ist, aber von einem Geiste bewacht wird. Dieser letztere sitzt fest auf der Truhe und weicht nur dann, wenn das rechte Zauberwort gesprochen wird. Wer den Schatz heben will, muß zunächst dieses Wort kennen, dann darf er aber auch weder auf dem Wege bis zur Säule, noch während des Grabens, noch auf dem Rückwege außer der Formel ein Wörtlein sprechen oder sich umsehen; denn sobald er das thut, verfällt er dem Tode. Es ist aber nicht leicht, fortwährend zu schweigen; denn die Geisterwelt wird alles mögliche thun, um den Goldsucher zum Sprechen und Umschauen zu verführen. Sein Name wird oft gerufen, und allerlei Spuk wird in den Lüften und Geästen gehört werden; darum gilt es, festzubleiben. Schon mancher Zauberkünstler hat sein Heil versucht, um den Kasten aus feiner Ver borgenheit hervorzuziehen, ja, oft war die Stundensäule förmlich unterwühlt; aber weil das rechte Wort nicht gesprochen wurde, so sank der Schatz immer tiefer in die Erde und wird für jedes Jahr schwerer erlangbar.

Mit diesem Golde hat es eine eigentümliche Bewandtnis. Vor uralter Zeit, als noch die Heerstraße von Adorf über Remtengrün, Schönlind und Landwüst

295

nach Eger hinführte, kam einmal in der Nacht ein Reiter in das Dorf Landwüst gesprengt und begehrte einen Bauer als Führer. Sein Mantel bauschte ganz gewaltig; denn er hatte einen großen Sack mit lauter blanken Goldstücken, die er durch Raub und Plünderung während des damals herrschenden Schwedenkrieges an sich gebracht hatte, darunter verborgen. Es fand sich ein Bauer, der ihm den Weg zeigen wollte, und beide verließen das Dorf bei dichter Finsternis. Als sie an den Ort gekommen waren, wo die Säule stand, verbarg der Reiter sein Gold in einem Kasten und befahl dem Bauer, diesen in die Erde zu vergraben, weil Pulver und Blei darin verschlossen wären. Der Mann grub aus Leibeskräften, versenkte die Truhe und deckte sie wieder sorgfältig mit Schutt zu. Für seine Mühe erhielt er zehn Dukaten; dafür bedankte er sich höflich bei dem Offizier – denn ein solcher war der Reitersmann. Kaum aber war der Bauer einige Schritte von der Säule entfernt, so kam ihm der Reiter nach und erstach ihn, damit das Geheimnis von dem Kasten niemandem bekannt würde. Der Offizier wurde im nahen Walde von seinen Kameraden, mit denen er das Geld teilen sollte, erwartet. Weil er mit leerem Beutel kam, hängten ihn diese an dem ersten besten Baume auf und ritten davon.

Am nächsten Tage fand eine Schar schwedischer Reiter, die den Wald und andere zu Verstecken geeignete Plätze nach Spionen und Vagabunden durchsuchte, nicht allein den gehenkten Schwedenoffizier, sondern auch den ermordeten Bauer. Weil letzterer aber zehn Dukaten in der Tasche hatte, die er vordem nicht besessen haben konnte, so sagten die Leute, er sei ein Schatzgräber gewesen, habe auch einen Griff in den Goldbehälter gethan, sei aber, da er jedenfalls während der Arbeit gesprochen oder sich umgesehen habe, von einem Geiste getötet worden. –

An dem Wege von Arnsgrün nach Bärenloh ist ein kreisrunder Graben, der ehedem ausgemauert gewesen sein mag, zu bemerken. Die Geschichte erzählt, daß dort das alte Schloß Schönfeld, das im vogtländischen Kriege 1354 bis 1357 zerstört worden ist, gestanden hat; die Sage aber will wissen, daß unter jenem Walle sich noch weite Räume befinden, in denen viel des edlen Goldes auf gehäuft liegt. Die Ritter, die vormals das Schloß bewohnten, bewachen den Schatz, auf daß nicht ein Unberufener ihn raube. Nicht ewig aber soll er für die

Menſchen verſchloſſen ſein, ſondern einſt durch einen Mann, der den paſſenden Schlüſſel dazu beſitzt und die vorgeſchriebenen Formeln und Wörter kennt, ge hoben werden.

Einem Bewohner von Adorf, Namens Hums, der um Mitternacht von Roß- bach kam und in der Nähe des alten Schloſſes vorüberging, war ſchon einmal Gelegenheit gegeben, ſich in den Beſitz der Koſtbarkeiten zu ſetzen; denn ein Ritter, der in einen altertümlichen Mantel gehüllt war und ein Schwert an der Seite trug, bot ihm einen goldenen Schlüſſel an, mittels deſſen er die verzauberten Schätze hätte erſchließen können. Der furchtſame Mann verſcherzte jedoch ſein Glück; denn er lief, ſo ſchnell er konnte, nach Hauſe, um dem geſpenſtigen Ritter zu entkommen. Drei Tage ſpäter ſtarb er, und es fragt ſich nun, wer jemals wieder von den alten Schloßeigentümern für würdig befunden werden wird, der Erbe ihrer Güter zu ſein. —

296

An der Landſtraße zwiſchen Adorf und Ölsnitz, am Ende des ſchönen Telterweinthales, bemerkt man einen Felſenvorſprung, der jetzt mit jungem Nadel holz bedeckt und allgemein unter dem Namen das „Alte Haus“ bekannt iſt. Aus der Geſchichte des Vogtlandes wiſſen wir, daß dort ehedem eine Ritterburg geſtanden hat, von der noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts Trümmer zu ſehen waren, jetzt aber keine Spur mehr vorhanden iſt. Das Volk behauptet, daß dieſe Burg den Raubrittern als Wohnung gedient habe, und daß von dort aus die Kaufleute angefallen und ihrer Waren beraubt worden ſeien; es iſt das nicht beſtimmt zu beweiſen, aber die ganze Lage des Gebäudes läßt darauf ſchließen, daß es nicht ohne Bedeutung geweſen ſein kann. Die Straße von Plauen nach Eger, die im Mittelalter ſehr belebt war, führte dort vorüber; der im Telter weinthale ſich hinziehende Weg, der nach Roßbach und Hof ging, mündete ganz nahe bei dem Schloſſe in die Heerſtraße, und überdies geſtattete der erhöhte Punkt eine Ausſicht auf zwei Thäler, das Telterwein- und das Elſterthal.

Daß dort, wo dieſes Schloß geſtanden hat, mancherlei Reichtümer verborgen liegen, wird von vielen Leuten noch heute geglaubt. Man erzählt ſich ja, daß der Kirchner Juſt aus Adorf, der alltäglich einen Spaziergang nach dem Alten Hauſe zu unternahm, viele Tage hintereinander jedesmal einen alten Groſchen gefunden habe. Er ſagte nichts davon, ſondern ſammelte die Münzen. Als er wieder einmal an den Fundort kam, bemerkte er keinen Groſchen; aber es lag ein Becher dort, den er nun mitnahm und der Kirche ſchenkte. Daß dieſer jetzt noch vorhanden ſein ſoll, iſt nicht richtig.

Ein Bauer aus Freiberg (Wollner ſoll er geheißen haben) hätte noch weit wertvollere Dinge im Alten Hauſe finden können, wenn er recht ſtark geweſen wäre. Zu dem genannten Bauern kam zwei Nächte hintereinander ein graues Männlein, das einen großen Hut mit breiten Krempen auf dem Kopfe hatte und ihn aufforderte, mitzugehen. Der Bauer war gottesfürchtig und hielt die Er ſcheinung für den lebendigen Gottſeibeiuns. Deshalb befragte er ſich erſt bei ſeinem Beichtvater, ob er der Aufforderung Folge leiſten ſolle. Dieſer konnte ihm weder zu- noch abreden, ſondern gab ihm nur den Rat, das Beten nicht zu ver geſſen. Als nun am dritten Tage das graue Männchen ſich wieder vor dem Bette Wollners einfand, ſagte dieſer das Sprüchlein: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ worauf die Erſcheinung antwortete: „Ich auch!“ Nunmehr kleidete ſich der Bauer an und folgte ſeinem merkwürdigen Gaſte, der einen ſolchen Lichtglanz um ſich verbreitete, daß trotz der herrſchenden großen Finſternis der Steig über die Wieſen nach dem Alten Hauſe ganz leicht zu ſehen war. Bald waren beide am Felſen angekommen. Dort öffnete die graue Geſtalt eine geheime Thür, durch die ſie nun eintraten.

Lange Zeit wandelten ſie durch einen unterirdiſchen Gang, bis ſie in einen prachtvoll ausgeſtatteten, hell erleuch- teten Saal kamen, in dem eine große Menge alter Ritter verſammelt war. Vor ihnen ſtanden große Weinkrüge, und daneben lagen die Würfel; aber die Ritter rührten ſich nicht und ſprachen auch kein Wort. Der Bauer und ſein Führer durchſchritten den Saal und gelangten endlich in ein hohes Gewölbe, in dem ſich bunte Truhen

befanden, die mit purem Golde gefüllt

297

waren. Während der Nachtwanderung hatte das Männlein kein Wort geredet; jetzt öffnete es zum ersten Male den Mund, indem es Wollner aufforderte, von dem edlen Metall so viel zu nehmen, als er wünsche. Da das verzagte Men schenkind keine Anstalt machte, der Aufforderung nachzukommen, so ergriff die Zaubergestalt selbst eine volle, schwere Kiste, trug sie mit leichter Mühe fort und ließ sich durch ihren Begleiter nur ein wenig helfen. Als der Bauer wieder ins Freie gekommen war, verschwand plötzlich der Graurock, und der Mann wollte nun den Kasten allein fortschaffen; aber trotz des Aufwandes aller Kräfte gelang ihm das nicht. Er eilte heim, um sich noch einen kräftigen Mann als Helfer zu holen; doch bei der Rückkehr saß ein hünenhafter Gesell auf der Kiste, der sie bewachte. Wollner forderte ihn im Namen Gottes auf, zu weichen, allein das geschah nicht; vielmehr zog der Riese ein Buch hervor und verlangte von dem Landmanne, daß er seinen Namen darein schreibe. Da sich Wollner dessen wei gerte, so verschwand der Kasten mit seinem Wächter, und man hat von ihnen nie wieder etwas gesehen. —

Eine ähnliche Geschichte wird von dem Steinbühel bei Oberhermsgrün erzählt. In dem genannten Dorfe hatte ein Bauernbursche zwei Nächte hinter einander eine ganz merkwürdige Erscheinung. Ein graues Männlein kam zu ihm und forderte ihn auf, er möchte ihm folgen; denn es wolle ihm zu großem Reich tume verhelfen. Der Jüngling war aber zu furchtsam und leistete der Auf forderung nicht Folge. Da er glaubte, das Männlein würde zum dritten Male an sein Bett kommen, so suchte er ihm auszuweichen, indem er sich in der dritten Nacht in eine andere Kammer begab. Aber auch dahin kam die graue Gestalt und wiederholte nur dringender die Bitte. Der Bursche versteckte sich unter die Bettdecke, um den Quälgeist los zu werden; doch dieser wich nicht. Er erzählte ihm sogar, daß in dem Innern des Steinbühels ein festes Gewölbe sei, in dem sich viel Geld befände, und daß dieses Geld ihm, dem Burschen, gehören würde, wenn er sich zum Mitgehen bequemen wolle; er könne dadurch ein reicher Mann werden und zugleich eine edle That vollbringen, weil er einen Geist damit erlöse. Trotz der Dringlichkeit des Männchens war der furchtsame Mensch nicht zu be wegen, das Bett zu verlassen. Am andern Morgen trieb ihn doch die Neugierde nach dem Berge hin; auch mag er wohl geglaubt haben, der Schatz sei am Tage sicherer zu heben. Aber er fand nur ein tiefes Loch und daneben einen Topf, in dem noch ein Silberkreuz lag. Nach den Berichten des Männchens von dem vielen Gelde war dies ein wahrer Hohn für den Jüngling. Dieser glaubte zwar, daß ihm die Gelegenheit zur Hebung des Schatzes noch einmal geboten werden würde; doch das graue Männlein zeigte sich nie wieder. —

Der Glaube an verzauberte Schätze ist im Erzgebirge und im Vogtlande weit verbreitet, und man meint, die Gottheit gebe bei gewissen Gelegenheiten den blöden Menschenkindern die Orte an, wo sich solche vorfinden. Dort, wo der Regenbogen auf der Erde steht, oder wo ein herrenloses Licht während der Nacht brennt, braucht man nur nachzugraben, um Massen edler Schätze aufzufinden. Freilich muß man es auch verstehen; denn manchen hat die Geisterwelt geneckt, ohne ihm die erwarteten Gelder in den Schoß zu schütten.

298

In Adorf gab es eine Frau, die während ihrer ganzen Lebenszeit bestimmt glaubte, daß sie durch die Hebung eines verzauberten Schatzes einmal reich werden würde. Auf einem Felde in der Nähe des Bahnhofes sah sie öfter in der Nacht ein Licht brennen, und sie hegte die feste Überzeugung, daß dies für sie eine bessere Zukunft andeute. Stundenlang grub sie in jenem Felde, um sich in den Besitz der verzauberten Güter zu setzen; allein ihre Mühe war vergeblich. Erst später er fuhr sie, daß einige junge Burschen das Licht auf das Feld gestellt hatten, um sie in ihrem Glauben zu bestärken. H. Arnold.

Kapitel 73

Sagen von Wald- und Moosleutchen und dem Waſſermann aus dem oberen Vogtlande.

Während die meiſten Sagen des Erzgebirges ſich mit den Berggeiſtern, Kobolden und Dämonen beſchäftigen, die es darauf abgeſehen hatten, den Berg mann bei ſeiner Arbeit zu necken und ihm allerlei Schabernack zu ſpielen, be faſſen ſich viele vogtländiſche Sagen mit Waldgeiſtern, Waldmännchen und Waldweibeln, die ſich in den Wäldern gezeigt, manchmal Unfug getrieben, meiſt aber Gutes geſtiftet haben ſollen. Was die Geſtalt anlangt, ſo ſollen die ſelben meiſt drei- bis vierjährigen Kindern ähnlich ſein. Ihr Geſicht iſt grau und faltig, und wegen der Trockenheit ihrer Haut hat man ſie manchmal auch Leder männchen genannt. In Preuskers „Blicke in die vaterländiſche Vorzeit“ wird behauptet, daß die Holzmännchen und Holzweibel einem Zwerggeſchlechte angehört hätten, das von den übrigen Volksſtämmen abgeſchloſſen war und in einſamen Waldgegenden lebte; die graue Farbe ihrer Haut rühre von ihrem hohen Alter her. Sie hielten ſich gern in ſolchen Häuſern auf, wo Frömmigkeit und Gottes furcht herrſchte, und brachten Segen mit; wo jedoch gezankt und geflucht ward, da war ihres Bleibens nicht. Auch dort, wo ſie geneckt wurden, mochten ſie ihre Wohnſtätte nicht aufſchlagen; ſie verkehrten aber freundlich mit den Menſchen, die ihnen Gutes thaten und ſich ihrer annahmen, ſobald ſie von Feinden verfolgt wurden. Ihre Nahrung beſtand aus Baumwurzeln und Kräutern, und ihre Wohnung befand ſich meiſt in hohlen Baumſtämmen oder in Höhlen, welche ſie ſich in die Erde gruben. Nicht ſelten machten ſie ſich den Menſchen nützlich, in dem ſie ihnen gute Ratſchläge erteilten, unter denen der:

„Schneid's Brot gleich, So wirſt du reich“

der bekannteſte iſt. Auch ein anderer, ähnlicher Sinnſpruch ſoll auf die Holz weibel zurückzuführen ſein; er lautet:

„Erzähl' keinen Traum, Schäl' keinen Baum, Röſte kein Brot, So hilft dir Gott aus deiner Not.“

Kommen auch die Sagen von dieſen Waldzwergen in mancherlei Formen vor, ſo wiederholen ſich doch einzelne davon in verſchiedenen Gegenden. Oft wird erzählt, daß die Holzweibel die Hausmütter gebeten hätten, beim Brot

299

backen auch einen Laib für sie mit zu versorgen. Bei Gewährung des Wunsches wurde den mitleidigen Hausfrauen der Dank von den Holzweibchen oft in klingendem Golde bezahlt; denn meist fand man das den armen Zwergen gespendete Brot später mit Goldmünzen gefüllt an dem Orte, an den man es hingelegt hatte, wieder vor.

Ein den Holzzwergen ähnliches sagenhaftes Geschlecht bildeten die Moos leutchen, die sich nur dadurch von jenen unterschieden, daß sie anstatt der grauen meist eine grünliche, dem Moose ähnliche Farbe zeigten. Ihre Wohnungen befanden sich unter den Baumwurzeln, und ihre Nahrung bestand aus Moos und Waldkräutern.

Jedenfalls haben wir es bei diesen beiden Zwergarten mit einer über lieferung aus dem Heidentume zu thun; denn es ist bekannt, daß die noch an viele Götter glaubenden alten Germanen, ebenso wie die alten Griechen, ihre Baum-, Fluß- und Berggötter verehrten und darum auch den Baumfrevel als eine schwere Sünde betrachteten. Schiller weist in seinem Gedichte „Die Götter Griechen lands“ wehmütig auf die schöne Zeit hin, da die Götter noch die Welt an der Freude leichtem Gängelband regierten, und kommt auch auf die Wald-, Fluß- und Berggeister zu sprechen, deren Dasein er mit den Worten schildert:

„Diese Höhen füllten Oreaden, Eine Dryas lebt' in jenem Baum, Aus den Urnen lieblicher Najaden Sprang der Ströme Silberschaum.“

Nachdem die Heiden zum Christentume bekehrt waren, konnten sie unmöglich ihren alten Glauben sofort aufgeben, sondern sie hielten an vielen Dingen mit einer gewissen Zähigkeit fest. Wie jene alte Frau, die uns Viktor von Scheffel in seinem „Ekkehard“ schildert, trotz der Verfolgungswut der christlichen Mönche und trotz der Qualen, die ihr von dem eifernden Volke angethan worden waren, doch nicht von ihren Pferdeopfern ließ, sondern ihren alten Heidengöttern bis zum Tode zugethan blieb, so gab es auch in unseren Gegenden gewiß genug Leute, die noch im geheimen ihren heidnischen Kultus fortbetrieben und nur äußerlich der christlichen Lehre angehörten. Jene alten Götzenhaine mögen oft noch lange nach der Einführung der Christusreligion Zeugen gewesen sein von heimlichen Opfern, die nachts den alten Göttern dargebracht wurden. Und als der heidnische Kultus endlich gänzlich aufhörte, da wurden die geweihten Opferplätze streng gemieden; denn eine gewisse heilige Scheu empfand das Volk immer noch vor den längst vergessenen Berg- und Waldgeistern. Daher mag es kommen, daß sie in mannig fachen Verwandlungen von Geschlecht zu Geschlecht fortlebten und endlich jene zwerghafte Gestalt annahmen, die wir bei den Wald- und Moosleutchen gesehen haben, bis auch diese der immer weitergreifenden Kultur zum Opfer fielen und sich in ein Schattenbild der Phantasie oder in ein Nichts auflösten.

Diese Andeutungen glaubte ich vorausschicken zu müssen, um daraus die Berechtigung abzuleiten, überhaupt über jene sagenhaften Gestalten reden zu dürfen; denn unsere Zeit will Greifbares haben und begnügt sich nicht mit Phan tasiegemälden und abergläubischen Dingen. Sofern diese jedoch mit der Kultur geschichte zusammenhängen (und das wird man in diesem Falle zugeben müssen), haben sie ein Anrecht auf die öffentliche Aufmerksamkeit.

300

Einzelne Sagen von den Holz- und Moosmännchen und -Weibchen, die im oberen Vogtlande sich erhalten haben, seien hier mitgeteilt.

In Ölsnitz ging einmal eine arme Frau bei einem Busche vorüber und seufzte still vor sich hin. Da rief eine Stimme hinter dem Strauche: „Was fehlt Euch?“ Die Frau blickte sich erschrocken um und gewahrte ein graues Männchen, das neben dem Busche saß. Diesem klagte sie ihre Not und gab vor allen Dingen ihre Traurigkeit

darüber zu erkennen, daß sie nicht einmal Garn habe, um sich ein Paar Strümpfe stricken zu können. Da händigte ihr die graue Gestalt einen Garnknäuel ein und sagte ihr, daß, solange sie von dem Garne stricke, dies ohne Ende sein werde, sobald sie jedoch einer andern Person davon geben wolle, es sofort abreißen würde. Die Beschenkte freute sich des Wunderknäuels sehr lange, und der Faden nahm kein Ende. Einmal strickte eine andere Frau davon, und sofort war kein Garn mehr vorhanden. —

Ein Knabe, der in der Gegend von Ölsnitz die Kühe weidete, sah während des Frühstücks zwei Holzweibchen. Diese baten ihn um ein Stück Brot, fragten aber vorher erst, ob Kümmel darin sei. Als der Knabe dies bejahte, beauftragten sie ihn, daß er seiner Mutter sagen solle, sie möchte für sie ein Brot ohne Kümmel backen. Der Knabe richtete den Auftrag aus und brachte an einem der nächsten Tage ein Brotlaib mit, in dem sich kein Kümmel befand. Da die grauen Weib lein sich nirgends zeigten, so legte er das Geschenk für sie auf einen Stein. Am andern Tage lag es noch dort, und da er wähnte, daß es verschmäht worden sei, so nahm er es wieder mit heim. Wie erstaunt war er aber, als er das Brot mit Gold angefüllt fand! Die Familie wurde dadurch vermögend und gedachte der Wohlthäterinnen noch oft in größter Liebe. —

In einer Mühle in Markneukirchen erwiesen sich die Holzweibchen als recht brauchbare Gehilfinnen in der Landwirtschaft; denn sie trugen Wasser und Stroh herbei, stampften das Viehfutter und halfen bei der Fütterung mit. Die Mägde waren erfreut über diese mancherlei Dienstleistungen der kleinen Leute und verabreichten ihnen dann und wann ein Stück Brot oder einen Labetrunk. Einst kam aber eine neue Magd ins Haus, die bei der Arbeit fluchte und wetterte, daß den Holzweibchen Hören und Sehen darüber verging und sie vorzogen, das Haus zu meiden. Von der Zeit an sind sie verschwunden und niemals wiedergekehrt. —

Während die Waldweibchen besonders zu den Landleuten Zutrauen haben, leben sie doch in fortwährender Angst vor ihren Feinden. Als solche sind bekannt der wilde Jäger und der Teufel. Man erzählt sich in Breitenfeld folgende Verfolgungsgeschichte: Zu einem Bauer, der auf dem Felde mit Eggen beschäftigt war, kam ein Holzweibel und bat ihn, es vor seinem Verfolger, dem wilden Jäger, zu schützen. Der Bauer hob seine Egge auf und versteckte das kleine, graue Wesen darunter. Gleich darauf kam der wilde Jäger und fragte den Landmann, ob er das Holzweibel nicht gesehen habe. Der Gefragte machte eine Notlüge, indem er vorgab, nichts gesehen zu haben, und der Verfolger zog ruhig weiter. Die Ver borgene kroch nunmehr aus ihrem Verstecke und füllte zum Danke für den em pfangenen Schutz dem Bauer die Taschen mit Birkenlaub. Dieses verwandelte sich in lauter Goldstücke, und der mitleidige Mann wurde groß und reich. —

301

Von einem Waldweibchen, das im Schönecker Walde seinen Wohnsitz hatte, wird folgendes erzählt: Da droben im Schönecker Walde lebte vor Zeiten ein Holzhauer, ein braver, stämmiger Bursche, der aber trotz rastloser Thätigkeit kaum so viel verdienen konnte, um eine alte, kranke Mutter und ein paar kleinere Geschwister zu ernähren. Es ging immer knapp her, und doch mußte hie und da noch ein Groschen für ein rotes Band oder etwas dergleichen abfallen, womit der Bursche die Tochter des Nachbars beschenkte. Die jungen Leute waren einander gut, aber ans Heiraten durften sie noch lange nicht denken; denn es fehlte ihnen ein eigenes Hüttchen, und die Eltern hatten nicht Raum für einen neuen Haus stand. Da entschloß sich der Bursche schweren Herzens, ein paar Jahre hinaus in die Welt zu wandern und sich irgendwo zu vermieten, bis er sich das Nötige verdient haben würde. Als er bald darauf durch den grünen Wald zog und trübe Bilder der Zukunft in seiner Seele auftauchten, da sprang plötzlich ein kleines, graues Mütterchen mit einem Korbe voll Reisig ans dem Gebüsch. Wie gehetzt lief es auf ihn zu und bat flehentlich, er möge schnell in eine umgebrochene Fichte, die just über dem Wege lag, drei Kreuze schneiden; denn der wilde Jäger folge ihm auf dem Fuße, und der sei sein Feind und

werde es töten. Das alles war das Werk eines Augenblicks. Kaum hatte der Bursche mit seinem Messer drei Kreuze in den Baumstamm geschnitten und war selbst mit dem fremden Weibchen darunter gekrochen, als auch schon das wütende Heer ankam. An den drei Kreuzen aber hatte die Macht des wilden Jägers eine Schranke; er zog sich fluchend und wetternd zurück, und das Holzweibchen war gerettet. Es gab seinem Helfer einen grünen Zweig aus seinem Körbchen, dankte gar geheimnisvoll und — war verschwunden. Dem Burschen war's noch ganz wirbelig und drehend im Kopfe von all dem Spuk; aber so viel war ihm doch klar, daß das graue Mütterchen, wenn es ihm einmal etwas schenken wollte, sich schon ein wenig mehr hätte angreifen können. Mißmutig wollte er den Zweig wegwerfen, besann sich aber doch noch und steckte ihn zum Andenken an das sonderbare Ereignis auf seine Mütze. Als er nun frisch weiterschritt, da ward ihm sein Mützlein immer schwerer und schwerer, und als er es endlich abnahm, da war der Zweig gewachsen. Und was war's überhaupt für ein Zweig geworden? Gelbe, glitzernde Blätter waren daran und wuchsen immer noch mehr, daß ihm schier Sehen und Denken und am Ende die Last, weiter zu wandern, verging. Er kehrte um, ohne eigentlich zu wissen, warum, und war vor Abend wieder daheim. Wie die alte Mutter sich wundern mochte! Der Tochter des Nachbars aber war die schnelle Heimkehr des Burschen eben recht; denn

„Wiederkommen bringt Freuden."

Der wilde Jäger hatte wohl Ursache, das Weibchen zu verfolgen; denn es hatte aus seinem Garten von dem wunderbaren Goldbaume sich ein Körbchen voll der besten Zweige geholt. Von diesen hatte der Bursche einen bekommen, und der trieb immer neue Blätter. Die Blätter schüttelte unser Holzhauer und verkaufte sie in den Städten, wo sie noch heute von den schönen Damen als Schmuck getragen werden. Nun konnte er freilich des Nachbars Kind heiraten, und das Paar mag wohl ein hübsches Haus gebaut haben. Das Goldbäumchen aber ist

mit der Zeit eingegangen; vielleicht hat sich's das Holzweibchen wiedergeholt, vielleicht auch der wilde Jäger. –

Wie die kleinen Holzmännchen und -Weibchen das Fluchen nicht vertragen konnten, so waren sie auch über manche andere Gewohnheiten der Menschen ärgerlich. Im Volksmunde geht die Sage, daß diese Zwerge oftmals darüber geklagt hätten, wie es alle Tage schlimmer auf der Erde werde, da die Leute die Brote in den Ofen und die Klöße in den Topf zählten und die Holzmacher die schöne Gewohnheit, auf jeden Stock eines geschlagenen Baumes drei Kreuze zu machen, nicht mehr ausübten. Diese grauen Leutchen durften nämlich nur von ungezählten Broten und Klößen essen und konnten nur in solchen Baumstöcken wohnen, die mit drei Kreuzen versehen waren, und zwar mußten diese von zwei Personen auf die Oberfläche des Stockes gemacht worden sein, während der Stamm noch im Fallen begriffen war. —

Die Moosweibchen mögen in der Hauptsache mit dem Waldweibchen gleich bedeutend sein; denn sie haben, wie schon oben erwähnt wurde, dieselben Wohnungen, dieselben Gewohnheiten, dieselben Feinde und dieselbe Nahrung.

Grimm erzählt in seinen deutschen Sagen manche hübsche Geschichtchen über die Moosweibchen; in der Hauptsache laufen alle darauf hinaus, daß die kleinen Geschöpfe drei Kreuze auf den von ihnen bewohnten Stöcken haben wollen, um vor ihrem Feinde, dem wilden Jäger, geschützt zu sein. —

In der Gegend von Planschwitz bei Ölsnitz geht über die Moosweibchen folgende Sage:

Seitdem der Teufel vom Himmel gestoßen wurde, jagt er die kleinen Moos weibchen umher. Die armen Wesen können sich vor ihrem Verfolger nur dadurch schützen, daß sie sich unter einen Baumstumpf, der mit den oben

erwähnten drei Kreuzen versehen ist, flüchten. Vergißt der Holzhauer, diese Zeichen während des Fällens der Bäume zu machen, so kommen die Gejagten in die Wohnung des Arbeiters, setzen sich auf die Ofenbank und geben durch freundliche Blicke und bittende Gebärden zu verstehen, daß der Holzfäller künftig diese schöne Sitte nicht außer acht lassen und ihnen auf diese Weise einen Zufluchtsort und zugleich eine Ruhestätte im Walde sichern möge. Kaum hörbar ist ihr Schritt, und wenn sie sich durch die Thür wieder entfernen, so glaubt man nur das Säuseln eines Lüftchens zu vernehmen.

Wenn auch das Geschlecht der Moosleute nicht mehr zu bestehen oder doch unsere Nähe zu meiden scheint, so gedenken wir seiner gleichwohl noch gern zur Weihnachtszeit, indem wir unter dem Christbaum einen Moosmann stellen, der ein Licht in der Hand hält und die auf dem Tische ausgebreiteten Sachen be leuchtet. Wir wissen zwar, daß es uns nicht mehr mit seinen goldenen Zweigen und Blättern beglückt; aber dennoch halten wir an der alten vogtländischen Sitte fest und würden es ungern sehen, wenn nicht auch das Lichtlein des Moosmänn chens die Christnacht erhellte.

303

Daß auch die Flusse und sonstigen Gewässer bei den alten Heiden ihren Gott hatten, wurde schon erwähnt; es dürfte darum von Interesse sein, darauf aufmerksam zu machen, daß die Nixen der Quellen und der Wassermann der Teiche und Flüsse an jene Gottheiten erinnern. Unser Elsterfluß hat auch seinen Wassermann. Sein Alter ist nicht anzugeben, doch soll er moosgrünes Haar und grüne Augen haben und von Gestalt sehr klein sein. An der Jahn–Mühle bei Ölsnitz zeigt er sich, wie die Leute erzählen, oft um die Mittagsstunde, wenn er am Ufer sitzt und sein Haar kämmt. Einen so bezaubernden Gesang, wie die Sirenen und die Lorelei erschallen ließen, vermag er freilich nicht hervorzubringen; auch wird der Kamm, dessen er sich bedient, nicht als ein goldener bezeichnet, und sein struppiges Haar ist mit den goldenen Locken der Lorelei ebenfalls nicht zu vergleichen. Seine Gesänge würden auch keinen Zweck haben, da kein Schiffer sich auf die Elster verirrt und auch sonst niemand Lust bezeigen möchte, sich um der häßlichen Gestalt willen in das Wasser zu stürzen.

Während die griechische Götterlehre meist nur äußerlich prächtige, üppige und tadellos schöne Erscheinungen kannte, die entweder Gutes oder Böses stifteten, haben wir oben gezeigt, daß unser Sagenreich auch häßliche Gestalten aufweist: doch werden diese mehr geliebt als gefürchtet, weil sie gutmütig, freundlich, wohl thätig und gefällig sind und niemandem ein Leid zufügen. Ihre Frömmigkeit wird dadurch bekundet, daß sie von dem Bösen und dem zu ewiger Unruhe ver dammten wilden Jäger verfolgt werden und drei Kreuze als ihr Schutzzeichen be trachten. Bewahren wir darum diesen Sagengestalten ein freundliches Gedenken!

H. Arnold.

Kapitel 74

Holzweibchen.

74.1 Sage aus dem Vogtlande.

Es ſtand eine Mühl' im Elſtergrund, Ein ſtattliches Gebäude; Mit dem ſich keins vergleichen kunnt' Wohl in der Näh' und Weite. Drin hauſt ein wackeres Geſchlecht; Kein Schimpfwort durften Magd und Knecht, Kein Fluchwort je gebrauchen.

Da ſtund die Wirtſchaft o, ſo blank, Als hätt' es Glück geregnet! — Die Müllersleute wußten's Dank Dem Herrn, der Fromme ſegnet; Die Nachbarn aber um ſie her Erzählten ſich die ſelt'ne Mär: Holzweibchen ſein's, die hälfen.

Doch weh, es ſtarb die Müllerin! – Und als die Zeit gekommen, Der Müller hat nach ſeinem Sinn Ein' andre ſich genommen. Die ſtammt' aus reichem Herrenhaus; Bei Saitenſpiel und Tanz und Schmaus Hat Einzug ſie gehalten!

Gar andre Wirtſchaft die begann, War feindlich frommen Sprüchen, Hing allem ihren Tadel an, Gebot mit Schimpf und Flüchen. Und rückwärts in der Mühle ging's, Und alle Leut' erzählten rings: Die Weibchen ſei'n — verſchwunden!

Karl Völkel.

Kapitel 75

Petition an König Auguſt den Starken.

Aus einem vogtländiſchen Archiv.

Als Höchſtſeel. Sr. Königl. Majeſtät in Pohlen und Churf. Durchl. zu Sachßen nach Pohlen reiſeten, ſo überreichte ein gewiſſer Pächter, Nahmens Finke, Ihro Majeſt. kurtz vor dero letzten Abreiſe nach Pohlen nachfolgendes allerunterthänigſtes Memorial in deutſchen Verſen, worauff er denn auch all Das jenige, ſo er darinnen gebeten, erhalten. Es lautet alſo:

„Tauſendguter, lieber König, Höre doch nur ein klein wenig, Wie du andern auch gethan, Deines Knechtes Vortrag an!

Ja, Du hörſt mich ohne Zweifel, Denn ich bin ein armer Teuffel; Du haſt an die Tauſend Leuten In den höchſtbeglückten Zeiten, Da Du Herr und König heißt, Gnade, Hülf und Schutz geleiſt.

Drum will ich die Tröſtung faſſen, Du wirſt mich nicht hülflos laſſen. Jetzo lauf' ich auf dem Lande, Bald im Kothe, bald im Sande, Auf dem Felde her und hin, Weil ich noch Verwalter bin.

Und bin auf dem Würthſchafts-Orden Steiff auf meinen Knochen worden, Darum bitt' ich, laß mein Flehen Dir zu Hertz und Ohren gehen, Räume mir ein Dienſtgen ein, Daß ich kann ein Schreiber ſein.

Denn ich wollte gern beim Schreiben, Bis ich ſterben werde, bleiben. Nun, ich will der Hoffnung leben, Du wirſt nur ein Aemtgen geben, Daß ich bei der Schreiberey Lebenslang verſorget ſey.

Das iſt eins; nun will ich's wagen, Dir noch etwas vorzutragen:

Wirff von Deinem hohen Throne Hundert Thaler meinem Sohne, Landes-Vater, gnädig hin, Weil ich gäntzlich Willens bin,

Wenn man wird Surrexit[1] ſingen, Ihn nach Wittenberg zu bringen; Gleichwohl iſt zum Ungelücke Kein d'argent[2] in meiner Ficke, Drum iſt meine Zuverſicht Dießfalls bloß an Dich gericht.

[1] „Er iſt auferſtanden," — nämlich Chriſtus, d. h. zu Oſtern.
[2] „Geld."

Denn, mein König, dieſe Gnade Iſt vor Dich ein kleiner Schade. Wenn mein Sohn vor Deine Gaben Wird was Gut's gelernet haben, Alsdann ſoll er Dir allein Lebenslang gewidmet ſeyn.

Laß ihm mit zum Rechten rathen[3], Oder mach ihn zum Soldaten. Das ſind nun die beyden Sachen, Die mir tauſend Sorgen machen. Großer König, ſetze Du Dieſertwegen mich in Ruh.

Du alleine kannſt die Plagen Mir aus meinem Hertzen jagen, Selbſt der Himmel wird Dir geben Vor das Wohlthun langes Leben; Auch ich, und mein armer Sohn Wünſche, daß Dein Königsthron

Möge feſt und herrlich ſtehen, Bis die Welt wird untergehen.

305

Nun, mein König, will ich ſchließen, Laß die Schrift Dich nicht verdrießen, Wie mein Anfang, ſo mein Schluß: Pauper sum diabolus.[4]

Ich bin, bis ich ſterbend ſinke, Großer König Dein Knecht Finke."

——————

[3] „Laß ihn einen Rechtsgelehrten werden."
[4] „Ich bin ein armer Teufel."

Kapitel 76

Lob des Erzgebirges.

Gedicht in erzgebirgiſcher Mundart.

Wenn dr Summr kimmt gegange, Packt, war Zeit hot Un viel Gald, Fix ſei Nänzl, un fort gieht's nu In de weite, ſchiene Walt, In de Alpn, nach Italjn, Bis ans Mär un nach Barli, — Miech zieht's nach men Arzgebörge, Meinr Hamet, lieb un ſchie.

Zwar, de kimmſt net bis zen Wulkn, Steigſt de of de Barge nauf; Adr biſt de uhm, da gieht dr, Glab merſch ſei, det Harze auf; Bis nach Böhma un nach Bayern Guckſt de, weit ins Niedrland, — Niſcht giebt übrſch Arzgebörge Un de Barg, lieb un bekannt.

Un dos Waſſr! Bachla porzln Aus dan Wäldrn vür zengſtrim, Kaſt's getruſt dir ſchmeckn laſſn, K. Baccillus ſchwimmt drin rim. Un hot's arſcht en mächting grußn Waſſrfall be'n Katzenſtaa, [1] Do rennt alls ins Arzgebörge Un lubt's Waſſr, klar un ra.

Un de Luft! Wos Blaurſch giebt's a In dr Schweiz net un Tirul, Un war an dr Lung rim zieh muß, im Gebörg, do ward's 'ne wuhl. Rute Backla kriegt a jedr, Dar in unſern Bargn wuhnt, — Drim lub ich mirſch Arzgebörge Un de Luft, ſu karngeſund.

Un de Wäldr! Kerzngrode Reckt ſiech ſtnlz de finſtre Ta';

306

Un kimmt's Frühgar arſcht, do fängt eich A Geſing un Pfeifa a: Stillitz, Hampftlig un Rutkälla, Zipp un Lärig ſing ſu ſchie När in unſrn Arzgebörge Un dan Wäldrn, friſch un grie.

Un die Leit! Zwar hot's da uhm rim Gar viel Plag un Arnmetei, Adr aach ins klanſte Heifl Zug Zafriednhat mit ei. Kimmſt de nauf, de biſt willkumma, Un drim ſog ich a aufs nei: — Niſcht gieht übrſch Arzgebörge Un die Leit, ſu lieb un trei!

Theodor Krauſch.

[1] Katzenſtein. Bunte Bilder aus dem Sachſenlande. I. 20

Kapitel 77

Eine Winterfahrt im Erzgebirge.

Nirgends kommt der Winter so zur Geltung wie in den Gebirgen. Ein großartiges Bild von der Macht und zugleich auch von der Schönheit des Winters bietet unser Erzgebirge in seinem oberen Teile, und es ist darum außerordentlich lohnend, dasselbe auch mitten im Winter einmal aufzusuchen.

Unter den acht verschiedenen Linien, die ins Erzgebirge führen, ist wohl die Linie Aue—Eibenstock—Schöneck, eine der anziehendsten. Ich wählte sie deshalb auch zu meiner Winterfahrt. Bereits als ich von dem mittleren Teile des Gebirges aus meine Reise antrat, war alles in blendendes Weiß ge hüllt, von dem das dunkle Grün der Fichtenwälder sich deutlich abhob. Je weiter ich aufstieg, desto reizvoller, aber auch desto wilder ward die Landschaft.

Die Mulde, an deren Ufer sich die Bahn bis fast auf den Gebirgskamm bei Hammerbrück hinzieht, und die erst unterhalb Aue durch Verbindung mit dem gleichstarken Schwarzwasser zum eigentlichen Flusse wird, tritt in ihrem Oberlaufe als echtes, mutwilliges Gebirgskind auf. Polternd und schäumend stürmt sie durch das tief eingeschnittene Waldthal. Klar wie Krystall und durch einen grünlichen Schimmer verschönt, drängen sich die glitzernden Wellen durch das mit Granit blöcken übersäete Bett. Zahlreiche Eisschollen treiben auf den Wellen abwärts und zersplittern und zerreiben sich an dem harten Gestein. Sie nehmen aber trotzdem kein Ende; denn jede Nacht bringt wieder neue hervor.

Langsam keuchte das Dampfroß auf dem steil ansteigenden und von frischem Schneefall schlüpfrig gewordenen Schienenwege aufwärts, und ich hatte Muße genug, um nach links und rechts Ausblicke thun zu können. Auf beiden Seiten zeigten sich im tiefen Schnee zahlreiche Spuren des Wildes, das nachts, vom Durste getrieben, aus den Wäldern ins Muldenthal herabgestiegen war oder, durch den Hunger geplagt, sich der Wohnung der tierfreundlichen Bahnwärter genaht hatte. Anfangs entdeckte ich nur Hasenspuren und nur ab und zu auch die Fährte eines Fuchses oder eines Rehes. Später, hinter Eibenstock, wo das

307

wildreiche Wiltzschhäuser Forstrevier beginnt, bemerkte ich auch häufig die Fährten des edlen Hirsches und erkannte, welche gewaltigen Anstrengungen die armen Waldtiere gemacht hatten, um ihren Hunger mit Baumrinde, mit den Knospen der zitternden Espe und den Zweigspitzen des Weißdorns zu stillen. Bei der Haltestelle

Wiltzschhaus kann man am Waldeshange fast jeden Morgen ein starkes Rudel Rotwild in der Nähe irgend eines Futterplatzes stehen sehen. Hier, wo sich die ausgedehntesten Waldungen Sachsens befinden, in denen der Hirsch von jeher heimisch war, sucht ihn der Mensch zwar vor dem Hunger zu schützen; der überaus hohe Schnee aber erschwert dem Wilde nicht nur das Fortkommen, sondern die über dem Schnee lagernde Eisrinde verletzt demselben beim Durch treten vielfach auch die Läufte, so daß manches stattliche Stück Wild selbst in den jenigen Wäldern zu Grunde geht, wo es nicht an Fütterung fehlt. An vielen Orten haben die sonst scheuen Tiere des Waldes alle Furcht verloren, namentlich in den einsamen Waldorten, wo zumeist ihre guten Bekannten, die Holzmacher, wohnen. Bei Rautenkranz konnte man die Fährten mehrerer starken Hirsche vom Wagen aus ganz leicht weithin verfolgen und sehen, wie die Tiere in der vorhergegangenen Nacht in das Dorf hineingetrollt waren und hier die Haus gärtchen geplündert hatten.

Von Rautenkranz und noch mehr von Jägersgrün ab, über Hammer brück und Schöneck hinauf, nahm die von schneeschweren Wolken überzogene Landschaft ein echt nordisches Aussehen an. Vom Sturm aufgewühlte und vom Frost festgebannte Schneewellen zogen sich, riesige Furchen bildend, über die ver schneiten Waldblößen und Flächen hin, knapp überragt von den Schindeldächern der Gebäude. Manche der letzteren waren hinter dem zusammengewehten Schnee vollständig versteckt, und nur der aus den Essen aufsteigende Rauch, einige Ebereschen oder Lärchen verrieten die unmittelbare Nähe menschlicher Wohnungen. Fast alle Häuser waren von tief ausgegrabenen, stollenartigen Schneegängen um geben oder durch solche miteinander verbunden, in denen, wie aus den ab und zu auftauchenden Mützen und Kopftüchern zu bemerken war, die Nachbarn fleißig miteinander verkehrten. Die Bewohner dieser außerordentlich rauhen Höhen sind in derartigen Schneearbeiten bewandert; Schnee und Kälte sind hier den größten Teil des Jahres hindurch vorherrschend. In dem tieferliegenden Rautenkranz und Jägersgrün hat es seit mehreren Jahren selbst im Juli und August leichte Fröste gegeben.

Vor Schöneck nahm die eingeleisige Eisenbahn nach und nach die Form einer schmalen, tiefen Rinne an, die sich wohl eine halbe Stunde lang in manneshohem Schnee hinzog; und dieser Schnee blitzte und flimmerte jetzt in der Sonne, als sollte es kein Frühjahr mehr geben und die Erde nie ein anderes Kleid tragen als ihren mit tausend Diamanten besetzten Winterpelz.

Die Station Schöneck, 750 Meter hoch, steckte bis an die Ohren im Schnee. Ein vollständiger Eisenbahnzug und eine Menge Arbeiter waren be schäftigt, den Schnee so weit zu beseitigen, daß ein leidlicher Verkehr auf dem Bahnhofe selbst möglich wurde. Dicht hinter dem Stationsgebäude war ein Pferd im Schnee versunken, und man bemühte sich, dasselbe wieder herauszu

schaufeln. Nach halbstündigem Aufenthalte und nach einem kurzen, aber herr lichem Rundblick auf das ganze, ebenfalls tief im Schnee liegende Vogtland, das von Schöneck aus fast vollständig zu übersehen ist, trat ich die Rückreise an.

Mein Begleiter war jetzt ein Geistlicher, der in einem Orte bei Hammer brück schon tags vorher zu einer Haustaufe erwartet worden war, den aber auf dem Wege dahin der Schnee zur Umkehr gezwungen hatte. Jetzt versuchte er, sein Ziel mit Hilfe der Bahn zu erreichen. In der Station Hammerbrück



Abbildung 77.1: Eine Schlittenfahrt im Gebirge.

wurde er denn auch von den Gevattersleuten freudig willkommen geheißen. Die Leute dort oben sind an solche „kritische Lagen“ gewöhnt; als „gute Christen“ bleiben sie dann 24 Stunden lang mutig im Hause des Täuflings beisammen und lassen sich’s bei Speise und Trank wohl sein.

Der Winter ist übrigens vom Erzgebirger durchaus nicht so gefürchtet, wie der Niederländer oft glaubt. Er glättet ihm die in der vorhergegangenen Regenzeit oft ganz unfahrbar gewordenen Wege, ermöglicht die Beförderung des Holzes in den unebenen Waldgegenden und verbindet somit mehr, als er trennt.

309

Außerdem gewährt er ihm ein Vergnügen, das der Bewohner der in milderem Klima liegenden Ebene gar nicht oder doch nur in einer sehr unvollkommenen Weise kennt — die Schlittenfahrt.

In den Häusern bietet die Winterzeit das Bild echter Gemütlichkeit. Auf der breiten Holzbank am riesigen Ofen, in dem knorrige Baumwurzeln und Stöcke im Feuer lustig knistern, und der den ganzen Winter über nie

völlig kalt wird, ſitzt ein Teil der Familie um den Großvater, der den Erzähler abgiebt; am Tiſche aber, geſchart um des Lichtes geſellige Flamme, wird fleißig geſchnitzt, geklöppelt oder ſonſtige Arbeit getrieben, während der Wind draußen mit den Schneeflocken ſpielt. Wer aber hinaus muß ins Freie, der nimmt den großen, langen Schafs pelz von der Wand, hüllt ſich bis über die Ohren hinein und ſpottet dann des Windes und der Kälte. Der Pelz iſt dem Ergebirger ein gar lieber Genoſſe; faſt das ganze Jahr hindurch legt er ihn nicht ganz beiſeite, oft bildet er ſogar noch ſein Pfingſtfeſtkleid. Darum trifft man auch im Munde des Volkes folgendes Verslein:

„Ein deutſcher Mann nach alter Art Trägt ſeinen Pelz bis Himmelfahrt; Und thut ihm da ein Glied noch weh, So trägt er ihn bis Bartholmä.“

Unter ſolchen Verhältniſſen wird die ziemlich acht Monate währende Winterszeit ohne Schwierigkeit überwunden. Ja der Winter wird vom Erz gebirger ſogar zu den Annehmlichkeiten des Jahres gezählt. Würden wir den echten Sohn des Gebirges fragen, ob er nicht lieber während des Winters in den Mauern der Großſtadt bei Konzert, Theater und anderen Luſtbarkeiten weilen wolle, er würde ſicher verächtlich den Kopf ſchütteln. G. V. Z.

Kapitel 78

De Kinner im Gebarg.

78.1 Gedicht in erzgebirgiſcher Mundart.

's tum anr aus 'n Niederland In's Gbarg dolezhie nuff; 's hatt' ſchtark gereift, dr Fichtelbarg Hat ſchu 's Schneemützl uff.

Mit Handſchchen an 'ne Fingern dra, In 'n Pelze, gruß un ſchwer, So kimmtr in a klanes Dorf Un thut, als obs 'n frör.

Do ſiehtr vur en niedern Haus, Dos an dr Schtroße log, Zwa klane Gung mit barbſgen[1] Baa, Die renn en Katzel noch.[2]

Mit barbſgen Baa, ka Mützl uff, Hemdarmlich, une Gack,[3] Su reun die Buſſn draußn rim Un lachn in anewag.

Un aus 'n Häuſl tritt 'ne Fraa, (De Muttr vun dan Gung) Die ſchreit'n noch: „Laßt's Katzel gieh, 's ſetzt Hau – un dos genung!"

Zer Fraa ging nu dar fremme Mah Un hat ſe ausgezankt, Se ſullt die Gungeln warm azieh, Siſt würdn ſe nach krank.

310

„Die krank, mei liebr Harr? Die ſeis Gewuhnt" — ſu ſpricht de Fraa; „„De Kinner im Gebarg, die ham 'n liem Gutt ſei Pelzel a!""[4]

Th. Krauſch.

---

[1] barfüßig.
[2] nach.
[3] Jacke.
[4] Ein erzgebirgiſches Sprichwort.

Kapitel 79

Die Gründung von Johanngeorgenſtadt.

Der Abſchluß des Weſtfäliſchen Friedens im Jahre 1648 brachte den Pro teſtanten Böhmens die lang erſehnte freie Religionsübung nicht. Kaiſer Fer dinand III. weigerte ſich hartnäckig, den Religionsfrieden auf ſeine Erblande auszudehnen, und ſuchte auf alle Weiſe dem Katholicismus zum Siege zu ver helfen. Deshalb wandten ſich die böhmiſchen Lutheraner an den Kurfürſten Jo hann Georg I. von Sachſen (1611–1656) und baten ihn um Vermittelung. Gern erfüllte er ihre Bitte; aber alle ſeine Verſuche, den Kaiſer zur Milde zu beſtimmen, ſcheiterten. Ferdinand beharrte bei ſeiner Unduldſamkeit und ließ durch ſeine Beamten erklären, daß er nicht geſonnen ſei, eine andere Religion außer der katholiſchen in ſeinen Landen zu dulden, und daß er lieber ein ver wüſtetes, denn ein ketzeriſches Land haben wollte. Dieſe Verhältniſſe veranlaßten den Kurfürſten, zu erklären, daß er bereit wäre, allen denjenigen in ſeinem Lande eine Zuflucht zu gewähren, welche ihrem proteſtantiſchen Glauben treu bleiben und nach Sachſen übertreten wollten. Von dieſem Anerbieten machten namentlich die Bewohner der Bergſtädte Joachimsthal, Gottesgab, Platten und Abertham Ge brauch und beſiedelten verſchiedene ſächſiſche Gegenden. So entſtand Johann georgenſtadt, über deſſen Gründung hier noch einige nähere Angaben folgen mögen.

Gegen Ende des Jahres 1653 mehrten ſich die böhmiſchen Einwanderungen, welche bisher nur vereinzelt ſtattgefunden hatten. Dies veranlaßte das Patent, welches unterm 10. Oktober 1653 zu Joachimsthal ausgeſtellt worden war, und welches die „Gerichte und beſonders namhaft gemachte Perſonen als Meineidige, Treuloſe, Ehr- und Pflichtvergeſſene aus den kaiſerlichen Landen andern zum Exempel banniſierete, mit dem expreſſen Befehl, daß, wer von ihnen Böhmen be treten würde, in Ketten und Banden nach Prag geſchaffet, und was ihre Präten ſion und Forderung ſei, liegendes oder fahrendes, in Sequeſtratur genommen, und nichts gefolget werden ſollte.“

Die Lutheraner aus Platten wandten ſich infolgedeſſen nach Sachſen; ſie richteten ihr Augenmerk auf den Faſtenberg, „da nichts denn Stöcke und Steine zu befinden“. Dieſen Punkt wählten ſie wohl deshalb, weil der Berg nur eine Stunde von ihrem Heimatsorte entfernt iſt, und weil auch einzelne der Ihren ſich hier bereits in den Jahren 1651 und 1652 mit kurfürſtlicher Bewilligung an geſiedelt hatten; vielleicht hofften ſie auch reiche

Silber-, Zinn- und Eisenlager zu finden.

311

Den ersten Anbauern folgten, wie es scheint um Ende des Jahres 1653, 39 Hauswirte, unter ihnen 4 Handelsleute, 6 Fuhrleute, 8 Köhler, 2 Glas macher, 2 Bäcker, 2 Zimmerleute u. s. w. Sie wählten wohl die Nacht zur Flucht, um einen Teil ihrer Habe „in das bittre Elend“ mitnehmen zu können. Ihre Häuser nebst Wiesen und Feldern, welche sie verlassen hatten, wurden durch „unparteiische Ratsfreunde aus Joachimsthal“ taxiert und verkauft.

Diesen Exulanten folgten bald andere nach. Als sie sich endlich sicher vor Verfolgungen fühlten, hatten sie neue Prüfungen zu bestehen; denn sie befanden sich in dem wildesten Teile des Erzgebirges. Dazu war ein strenger Winter hereingebrochen, und nur wenige und kleine Wohnhäuser standen ihnen zu Gebote. Es ergreift uns mächtig, wenn wir den Bericht des nachmaligen ersten Pfarrers Polykarp Weber lesen: „Es hat in manchem Hause von Menschen ge tönet, indem immer in die 12 bis 14 Paar Eheleute, ohne die Kinder und ledigen Personen, bei manchem sich aufgehalten, daß, wer aufgestanden, bald seinen Sitz missen und sich nicht wieder hat niedersetzen können.“ Aber trotz dieser Übel stände harrten sie mutig aus, und ihre Ausdauer wurde belohnt. Johann Georgs I. Huld und Gnade bereitete ihnen ein besseres Los. Sie beschlossen, um den Aufbau eines förmlichen Städtleins nachzusuchen, uud überreichten dem Kur fürsten durch zwei aus ihrer Mitte — es waren Johann Weigel uud Gregor Röber — ein Bittschreiben (Datum Fastenberg, den 12. Februar 1654). In diesem wiesen sie auf den reichen Bergsegen hin, welchen sie erhofften, und baten, der Kurfürst möchte einem jeden gegen leidlichen Erbzins Raum und Bauholz zum Aufbau eines Häusleins gewähren, auch ihnen gestatten, Kirche, Gottesacker, Pfarre und Schule zu errichten und einen Pfarrer und Schuldiener Augs burgischer Konfession anzustellen, dabei ihnen auch gönnen und zulassen eines Bergstädtleins Freiheit, Zunft und Innungen samt allen Handwerksgewohnheiten, sowie einen Mahl- und Malzgang uud eine Brettmühle; endlich ersuchten sie ihn, er möchte ihnen zur Ausführung ihres Vorhabens diese und jene Erleichterung und Beihilfe bewilligen.

Die vorgetragenen Bitten wurden erfüllt; denn ein kurfürstliches Schreiben bewilligte unterm 23. Februar/2. März 1654 alles Erbetene mit Ausnahme der Mahlmühle. Die kurfürstliche Genehmigung hatte folgenden Inhalt:

„Dem ehrenfesten Unserm Hauptmann der Ämter zu Schwarzenberg und Grünhain und lieben Getreuen Veit Dietrich Wagner zu Sachsenfeld, Oberst leutnant Georg Wolf von Carlwitz zum Rabenstein und Christian Person, Schösser zu Schwarzenberg.[1]

Von Gottes Gnaden Johann Georg, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg u. s. w., Kurfürst u. s. w.

Ehrenfeste und liebe Getreue! Was an uns die Exulanten von Platten wegen ihres am Fastenberge geplanten Anbaues wehemütig und unterthänigst haben gelangen lassen, das habt Ihr aus dem Einschluß mit mehrerem zu versehen.

312

Um nun diesen armen bedrängten Leuten billig an die Hand zu gehen, also haben Wir gnädigst bewilligt, daß sie eine Kirche, Gottesacker, Pfarre und Schule daselbst aufbauen und mit Unsers Oberen Consistoriums Vorwissen und Ein willigung einen Pfarr- und Schuldiener annehmen mögen, sind auch gnädigst zu frieden, daß Ihr einem jeden, der dieses Ortes an- und aufbauen will, gegen einen leidlichen Erbzins ein gewisses Stück und etwas Holz,

[1] Diese drei Männer nahmen sich der Verbannten wiederholt mit der größten Liebe an und übermittelten häufig ihre Anliegen an den Kurfürsten.

deſſen er zum Anbau not wendig bedarf, ohne Entgelt anweiſen und das Städtlein, welches Johann Georgens Stadt hinfüro genannt werden ſoll, den andern Bergſtädten gleich mit aller Frei heit, Zunft und Innung, Handwerks–Gewohnheiten, Brauen, Malzen, Schlachten, Backen, Schenken und einer Brettmühle verſehen möget. Wir wollen Uns auch betreffs der Bierſteuer, wenn Wir den wirklichen Anbau verſpüren, gebotener maßen und auf Euren vorhergehenden unterthänigſten Bericht mit ſeiner gnädigſten Conceſſion heraus wiſſen laſſen. Davon geſchieht Unſre Meinung, und Wir ſind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben zu Annaburg am 23. Februar im Jahre 1654.

Johann Georg, Kurfürſt.“

Eingegangen den 2. März im Jahre 1654.

Dieſer Stiftungsbrief von Johanngeorgenſtadt konnte verſchiedener Verhältniſſe wegen erſt am 11. März in Gegenwart der 39 Verbannten ver kündigt werden, welche ſich hocherfreut bedankten, daß ſie der Kurfürſt zu Unter thanen aufnehmen wollte; zugleich meldeten ſich 18 neue Exulanten.

Nun ſchritt man rüſtig ans Werk. Sobald es die Jahreszeit geſtattete, wurde — es war am 1. Mai 1654 — mit der Anlage der Stadt begonnen. Die Eingewanderten, deren Anzahl inzwiſchen beinahe bis auf hundert geſtiegen war, bedienten ſich eines Grundriſſes, welchen der Schulmeiſter zu Schwarzenberg, Zacharias Georg, mit vielem Geſchick entworfen hatte. Der Bau wurde raſch gefördert. Am 10. Mai konnte ſchon die Thürſchwelle zu dem erſten Hauſe gelegt werden. Aber es waren große Schwierigkeiten zu überwinden. Der Berg war dicht bewaldet und ſehr hügelig; auf dem Marktplatze waren z. B. 1690 größere Bäume auszuroden; es fehlte anfänglich an Waſſer und Lehm; die ge mieteten Maurer und Handwerker waren oft läſſig und überdies recht teuer; auch konnten einige wegen Geldmangels den Bau nicht beginnen; andere wurden von dem zeitigen Winter überraſcht, noch ehe ſie unter Dach waren; noch andere ent behrten acht Jahre lang der Fenſter und litten hart unter den Unbilden der Witte rung. Die Lage beſſerte ſich etwas, als genügend Waſſer und Lehm beim Grund graben aufgefunden wurden, und als der Amtsſchöffer Chriſtian Perſon unterm 25. Juli 1654 eine ernſte Verwarnung an die Arbeiter erließ. Auch beſtellten Veit Dietrich Wagener und der eben erwähnte Perſon vorläufig den ſchon vorher zum Schutze der Anbauer berufenen Georg Röber, der früher Richter zu Platten geweſen war, „zur Beförderung des Kommunweſens und zur Verſicherung vor unbilliger Gewalt“ zum Richter uud gaben ihm ſechs Aſſeſſoren zur Seite. Überdies erhielten einzelne auf ihr Anſuchen die Erlaubnis, im Auslande um Unterſtützung bitten zu dürfen.

Ende Juli 1654 waren bereits 40 Häuſer ziemlich vollendet, und Anfang Juni 1659 waren ihrer 150 vorhanden.

313

Am achten Sonntage nach Trinitatis 1654, d. i. am 16.Juli, erhielten die Anſiedler in der Perſon des Polykarp Weber einen Seelſorger und Pfarrer (1654–1680), dem noch in dem gleichen Jahre der aus Platten gebürtige Student der Theologie Georgi als Schulmeiſter zur Seite trat. Im Jahre 1665 machte ſich dann auch noch, da die Einwohnerzahl zuſehends wuchs, die Anſtellung eines Diakonus nötig; der erſte Diakonus war Johann Meißner.

Johann Georg I. bewahrte den Bürgern der neuen Stadt ſeine Huld; er unterſtützte ſie auch ferner und gewährte ihnen, was ſie baten, wenn es berechtigt war. Daſſelbe that ſein Sohn und Nachfolger in der Regierung, Kurfürſt Johann Georg II. (1656–1680). Wichtig für die Bewohner war vor allem die Verleihung der Stadtprivilegien, welche am 14. März 1656, alſo noch von der Hand Johann Georgs I. († am 8. Oktober 1656) erfolgte. Es erhielt die „neue freie Bergſtadt Johann Georgens Stadt“ u. a. das Wahlrecht von Bürger meiſter, Richtern und

Rat, die Erb= oder Untergerichte, ein Stadtsiegel, zwei freie Jahrmarkte, soviel Mahlmühlen, als bei der Stadt bedürftig wären, nebst einer Schneidemühle und ähnliches. Von den gewährten Rechten machte man alsbald Gebrauch; am 21. November 1656 wurden der erste Bürgermeister von Johanngeorgenstadt — es war Johann Löbell sen. — und die übrigen Behörden gewählt und am 3. Dezember desselben Jahres von der kurfürstlichen Landes regierung bestätigt.

Den Grund zur Kirche legte man am 10. Mai 1655 und weihte sie am 15. Februar 1657 feierlichst ein. Auch zum Kirchenbaue hatte der Kurfürst be trächtliche Geldsummen beigesteuert. Über dem Haupteingange war die Inschrift angebracht: „Jesus nobiscum state.“ Darunter befanden sich die Worte:

„Weil in Verfolgung viel bei Christo sind geblieben Und die Religion die Plattner hat vertrieben, Macht ihr Exilium, daß hier durch Gottes Gnad Gebauet wurd die Kirch und Johann Georgenstadt.“

Kurze Zeit darauf (vermittelst Befehls vom 20. Februar 1657) wurde die Jugeler Glashütte, welche bisher nach Eibenstock eingepfarrt gewesen war, der Parochie Johanngeorgenstadt zugewiesen.

Für den Ausbau der Kirche und für die heiligen Geräte sorgten der Kur fürst Johann Georg II. und seine Gemahlin, sowie andere „gutherzige Leute“. Bei alledem fehlte es doch sehr häufig an dem nötigen Gelde, so daß der Kirch turm erst 1713 äußerlich vollendet ward. Die Bürger erhielten zu den zwei kleineren Glocken, welche in einem Glockenstuhle auf dem Marktplatze hingen, vom Kurfürsten im Jahre 1671 eine größere von 17 Centner Gewicht und im nächsten Jahre noch eine kleinere von 2 Centner 43 Pfund Gewicht.

Mit dem Rathausbau begann man im Februar 1664 und vollendete ihn im August 1669; am 31. Dezember 1673 erhielt die Stadt das Recht, im Rat hause eine Gastwirtschaft zu eröffnen.

Unterrichtet wurde bis zum Bau eines eigenen Hauses, welcher im Früh jahr 1666 in Angriff genommen ward, in einer Wandelschule; seit 1688 waren mehrere Lehrer thätig.

314

Das Städtchen blühte trotz der vielen Schwierigkeiten, mit welchen die Be wohner anfänglich zu kämpfen hatten, fröhlich und rasch empor; denn immer strömten neue Exulanten herbei, und der Bergbau warf, namentlich um das Jahr 1670, großen Gewinn ab, so daß der Ort im Jahre 1671 bereits 240 Feuer stätten zählte. Dr.. Paul Arras.

Kapitel 80

Unera Hamet.[I]

80.1 Gedicht in obererzgebirgiſcher Mundart.

Wenn anr ins Gebörg rauf kimmt Dort aus n Niedrland,

Do möcht r alles ah ſu ſaah, Wie ſinſt in Bichrn ſtahnd.

Do ſölln da altn Hammerſchmied In gedn Naſt rim ſtih, Und Klipplmaad mit Klipplſöck[2] När eitl hutzn[3] gih.

A Wammes un da Pudlmitz Un ah da Laadrhus,[4] Dos ſölln da ganzen Leit noch trong, Geleich, öb klaa, öb gruß.

Do ſöll, wenn ah ſchu Summr is, Dr Schnee zennſtrim[5] noch lieng, Da Kuhlnbrennr batznweis In dickn Wald rim krieng.

Naa, naa,[6] ihr Leit, ſu is ſei net, Es is viel anrſch wurn, Es wärd in deren itzing[7] Zeit K. ſetts alts Zeig geburn.[8]

Gebliem ſei när da altn Baarg, Es Waſſr un dr Wind, Da Menſchn ſei wos anrſch wurn, Dos waß gedwedig[9] Kind.

Gebliem is ah da alta Sproch Noch bun[10] a ſeins paar Leit, Sa ſchnaadln[11] odr egal dra In daarer itzing Zeit.

[1] Heimat.
[2] Klöppelmädchen mit Klöppelſäcken.
[3] beſuchen.
[4] Lederhoſe.
[5] ringsum.
[6] Nein, nein.
[7] jetzigen.
[8] geboren.
[9] weiß jedes.
[10] bei.
[11] daran ſchneiden.

315

Gebliem is ah dr viela Reeng[12] Un is halt egal reg, Is gu[13] wos lus in Annebaarg Do hot's ah Niedrschlög.
Gebliem is odr ah noch wos Ja unrn wing Geblit, Un föll ah bleim wie unra Baarg: A orndlich guts Gemit.

C. F. Röder.

(Aus: „Alte und neue Gedichte und Geschichten in erzgebirg. Mundart".)

[12] Regen.
[13] ja.

Kapitel 81

Weihnachten im Obererzgebirge.

Unter allen Festen des Jahres nimmt unstreitig das Weihnachtsfest die erste Stelle ein. Bereits einige Tage vor dem Heiligen Abende reinigt die Hausfrau mit ihren Töchtern das ganze Haus, putzt Fenster und Gefäße und fegt die Stube. Auf die Dielen der Wohnstube streut sie Stroh, welches auch, solange die zwölf Nächte dauern, liegen bleibt. Der Heilige Abend gilt schon als halber Feiertag. Erwachsene und Kinder haben ihr Sonntagskleid angelegt. Es werden die am An dreas-tag gebrochenen Reiser herzugeholt, die in der kurzen Zeit bereits kleine Schoß- linge getrieben haben. Kaum ist die Sonne zu Rüste gegangen, so vereinigen sich die Familienglieder zum frohen Mahl; denn heute giebt es „Neunerlei“. Die sonst so sparsame Hausfrau hat den Ihrigen Semmelmilch, Klöße, Bratwurst und Linsen, Sauerkraut, Heidelbeeren und sonstige erzgebirgische Feiertagsspeisen, so daß sie neun Gerichte bilden, aufgetischt. Nach dem Essen bestreut der Hausvater einige Brotschnitte mit Salz und Nußkernen und giebt sie dem Vieh im Stalle; auch dieses soll wissen, daß heute Weihnachten ist. Um die Obstbäume im Garten schlingt er ein Strohseil, damit die in der Christnacht beschenkten Bäume reichlicher tragen. Brot und Salz bleibt im Tischtuche eingeschlagen auf dem Speisetische liegen; denn nur dann geht das ganze Jahr hindurch der Segen nicht aus. Viele verbringen die Nacht wachend, um, wie sie sagen, die Metten nicht zu verschlafen.

Das junge Volk vertreibt sich die Zeit durch allerhand Kurzweil. In ein volles Wassergefäß gießen die Mäd- chen durch einen Erbschlüssel flüssiges Blei und suchen aus der Form des plötzlich erstarrten Bleitropfens die Beschäftigung des zukünftigen Bräutigams zu erraten. Drei Silberpfennige läßt man in einer mit Wasser ge- füllten Schüssel schwimmen; nähern sie sich, so findet noch im Laufe des Jahres Hochzeit statt, wozu der Pfarrer, welchen der dritte Pfennig darstellt, seinen Segen giebt. Ein Auseinanderschwimmen bedeutet die Lösung einer an geknüpften Bekanntschaft. Die Zahl zwölf ist bedeutungsvoll bei verschiedenen aber gläubischen Gebräuchen. Zwölf Schüsseln stellt man auf den Tisch. In der einen liegt ein Brautkranz, in der andern ein Totenkranz, in der dritten ein Gevatter sträußchen u. s. w.; in die vorletzte hat man helles und in die letzte trübes

Wasser gegossen. Mit verbundenen Augen naht sich die fragende Person; je nach dem Wasser, wonach dieselbe greift, wird das Jahr trüb oder heiter sein. Wehe, wenn sie nach der Schüssel mit dem Totenkranze die Hand ausstreckte!

Zwölf Häufchen Salz formt der Landmann in der Chriſtnacht und ſetzt jedes auf eine Zwiebelſchale; nach dem Grade der Feuchtigkeit, welche das Salz bis zum andern Morgen angezogen hat, läßt ſich die Witterung der kommenden zwölf Monate beſtimmen. Sind mehrere Töchter im Hauſe, ſo nimmt eine nach der andern einen Schuh und wirft ihn nach der Thür; zeigt er mit der Spitze nach dem Aus gange, ſo verläßt das Mädchen im Laufe des neuen Jahres die väterliche Woh nung. Um Mitternacht hört man auf die durch das Kochen des Waſſers im Ofentopfe verurſachte Muſik; ſie prophezeit auf das ganze Jahr. Mit Glockenſchlag zwölf Uhr aber ſpendet das Brunnenrohr draußen im Hofe lauteren Wein.

Nach Mitternacht ſteigen einige Mitglieder der Kantoreifraternität die ſteilen Stufen im alten Wachtturme bis zur Türmerwohnung empor und ſingen da Weih nachtslieder. Durch die offenen Fenſter ſchallt der Choral „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ in die ſchweigende Winternacht hinaus. Noch iſt das Licht der Sterne nicht erblichen, da rufen die Kirchenglocken zur Chriſtmette. Reich und arm, groß und klein geht zum Gotteshauſe; wohl das ganze Jahr hindurch ſieht dasſelbe ſelten eine ſo zahlreiche Menge Andächtiger als an dieſem Morgen. Vom Chore herab ertönt das alte lateiniſche Weihnachtslied:

Quem Pastores laudavere, quibus, Angeli dixero: Absit vobis jam timere, natus est Rex gloriae.

Ad quem Reges ambulabant, aurum, myrrham, thus portabant, immolabant haec sincere, nato Regi glorae.

Exultemus cum Maria in coelesti Hierarchia, jubilando voce pia, dulci cum symphonia.

Christo Regi, Deo nato, per Mariam nobis dato, merito resonet vera, laus, honor et gloria.

(Entſtanden um 1400.)

In der Überſetzung lautet dieſes Lied:

Den die Hirten lobten ſehre Und die Engel noch viel mehre, fürcht euch fürbaß nimmermehre, euch iſt gebor'n der König der Ehre.

Zu dem die Kön'ge kam'n geritten, Gold, Weihrauch, Myrrhen brachten ſie mitte, ſie fielen nieder auf ihre Knie, gelobet ſeiſt du, Herr, allhie!

Freut euch alle mit Maria in des Himmels Hierarchia,

317

da die Engel ſingen alle in dem höchſten Thron mit Schalle. Lobet alle Leut zugleiche

Gottes Sohn vom Himmelreiche; uns zum Troſt iſt er geboren,

Lob und Ehr ſei Gott dem Herrn!

Auch die Weisſagung aus dem Propheten Jeſaias, welche im 9. Kapitel ſteht und mit den Worten anhebt: „Das Volk, ſo im Finſtern wandelt, ſiehet ein großes Licht“ u. ſ. w. wird geſungen. Ein jeder Kirchgänger hat ſein eigenes Metten licht mitgebracht, der Lichtſtumpf wird ſpäter daheim heilig aufbewahrt; denn zündet man denſelben während eines Gewitters an, ſo ſchlägt der Blitz nicht ein; ſo behauptet wenigſtens der Aberglaube. Die letzten Klänge der Orgel ſind kaum verklungen, ſo eilt ſchon die frohe Kinderſchar den elterlichen Wohnungen zu; in ihrer Abweſenheit hat ja das Chriſtkind ſeine Gaben ausgebreitet. Der Leuchter, welcher auch in der ärmſten Hütte nicht fehlt, iſt angezündet; die Pyramide dreht ſich; der „Berg“ ſtrahlt im hellſten Kerzenlicht. Der „Berg“ iſt ein in der Stubenecke terraſſenförmig aufgebauter Paradiesgarten mit Stall und Krippe, mit

Hirsch und Jäger, mit Engel und Stern, kurz, mit allem, was der Vater in den langen Winterabenden für seine Lieblinge zusammenbaute. Heller jedoch als alle die Lichtlein strahlen die Augen der beglückten Kleinen.

In Geyer knüpft sich an den Mettengottesdienst nachstehende Sage.

Ein altes Mütterchen, welches von Kindheit an gewöhnt war, die Christ matten zu besuchen, legte sich am heiligen Abend nicht schlafen, damit sie das Läuten nicht überhöre. Die Wanduhr war stehen geblieben; da schien es ihr, als ob die Glocken zur Kirche riefen. Rasch machte sie sich zum Kirchgang auf, die großen Bogenfenster der Kirche waren schon hell erleuchtet. Wie gewöhnlich hatte ein jeder Kirchgänger sein Mettenlicht angezündet, die Weissagung wurde gesungen, so auch das Quem pastores. Nur deuchte es ihr, als ob die Andächtigen bleicher als sonst aussähen, und als sie näher hinschaute, waren es lauter Verstorbene. Eine Nachbarin zupfte sie um Kleide und wisperte ihr ins Ohr: „Gevatterin, Ihr seid zu früh und deshalb in die Totenmetten gekommen; dort seht Ihr die Schatten bilder derer, die in dem kommenden Jahre die unsern werden. Damit Ihr nicht auch dazu kommt, so werft beim Verlassen der Kirche den Mantel ab.“ Erschreckt verließ das Mütterlein das Gotteshaus, that aber, wie ihr die Gevatterin ge heißen. Am andern Morgen fanden die Kirchgänger auf jedem Grabe des Fried hofes, welcher die Kirche umgiebt, ein Stücklein des Mantels, den die alte Frau beim Besuche der Totenmetten getragen hatte.

Hermann Lungwitz.

Kapitel 82

Annaberg und die Induſtrie des oberen Erzgebirges.

Annaberg, die bedeutendſte Stadt des obern Erzgebirges, oberhalb der Sehma und unterhalb des ſargähnlichen, über die Hochebene gelagerten Pöhl berges, wird in wenig Jahren das Jubelfeſt ſeines 400jährigen Beſtehens feiern; es gehört demnach zu den jüngeren Städten unſeres lieben Vaterlandes, iſt auch

318

nicht, wie der größere Teil ſeiner Schweſtern, von den Sorben gegründet, ſondern rein deutſchen Urſprunges.

Annaberg verdankt, gleich wie Freiberg, Schneeberg und Marienberg, ſeine Entſtehung dem Silberreichtume des Erzgebirges. Der Stadt gegenüber, am jenſeitigen Ufer der Sehma, liegt der Schreckenberg; und hier war es, wo im Jahre 1492 Silbererz entdeckt wurde. Die Sage erzählt darüber folgendes: Am Vorabende des Fronleichnamsfeſtes des Jahres 1492 ging der Bergmann Kaſpar Nietzold aus dem Orte Frohnau nach der nahen Sehma, um Fiſche für den folgenden Feſttag zu fangen. Um das Waſſer zu trüben, ſtörte er mit einem dicken Stocke im Fluſſe herum. Dabei lockerte er einen Teil des überhängenden Ufers; ein großer Erdklumpen fiel herab, und an der entblößten Stelle zeigte ſich ein Geſtein, das der kundige Bergmann ſofort für edles Erz erkannte. In Geyer, wo damals bereits der Bergbau blühte, wurde das Erz unterſucht, und es ergab ſich, daß es außerordentlich reich an Silber war. Nietzelt grub nun emſig weiter, und fand ſo viel Silbererz, daß er bald ein ſehr reicher Mann ward.

Natürlich gruben ſofort auch andere nach den unterirdiſchen Schätzen, und in kurzer Zeit wühlte und klopfte es in einem großen Umkreiſe. Aus dem ganzen Gebirge, ſogar auch aus ferneren Landesteilen, ſtrömten die Erzſucher herbei, und die Gegend ward dadurch ſo volkreich, daß man beſchloß, eine Stadt zu bauen. So entſtand der Plan zur Gründung der Stadt Annaberg. Am 21. September 1496 ward der Grundſtein gelegt, und ein Jahr ſpäter ſtand das erſte Haus fix und fertig da.

Anfangs führte der Ort den Namen „Neuſtadt am Schreckenberge“, ſpäter aber, im Jahre 1501, wurde dieſer Name durch kaiſerlichen Erlaß in Sankt Annaberg umgewandelt. Noch heute deuten im Wappen der Stadt

zwei Bergleute, die das Bildnis der heiligen Anna, der Mutter der Jungfrau Maria, halten, auf den Ursprung dieses Namens hin.

Der Silberreichtum der Bergwerke am Schrecken- und Schottenberge war ein unermeßlicher. Es wurde zuweilen so viel des edlen Metalles gefunden, daß es nicht in Geld umgeprägt und nur im Auslande verwertet werden konnte. Annaberg hatte zwar eine Münzstätte, allein sie reichte nicht hin, den Bergsegen zu bewältigen; mehrfach kam es vor, daß anstatt mit Geld mit Silberkuchen bezahlt werden mußte. Die in Annaberg geschlagenen Münzstücke, die nach unserem Gelde einen Wert von etwa 40 Pfennig hatten, führten nach dem Haupt fundorte des Silbers den Namen „Schreckenberger“ oder nach ihrem Gepräge „Engelsgroschen“.

Im 16. Jahrhundert galt Annaberg für einen der reichsten Orte des Landes. Überall ging die Rede von dem Reichtume der Annaberger Bergherren, und im Volksmunde bezeichnete man schließlich mit dem Worte „Annaberger“ jeden wohlhabenden, behäbigen Mann.

„Bist ein reicher Annaberger, Hast den Sack voll Schreckenberger“

lautete ein Sprichwort jener Tage. Und in der That, die Annaberger Berg herren waren unbeschreiblich reich. Viele machten von ihrem Reichtume einen



Abbildung 82.1: Ansicht von Annaberg und Buchholz mit dem Pöhlberg. Verlag von Herm. Graser in Annaberg.

gar guten Gebrauch, und die Namen Christoph Uttmann und Heinrich von Elterlein stehen noch heute in hohen Ehren. Vielfach verleitete aber auch der große Überfluß zu einer Üppigkeit und Verschwendung, die geradezu unglaublich ist. Bekannt nach dieser Seite hin ist der Bergherr Kaspar Kirschner. Der selbe gab Gastmähler, bei denen so viel gegessen und getrunken wurde, daß die Gäste ihrer Glieder nicht mehr mächtig waren und heimgefahren werden mußten. Er badete, um seinen Appetit zu reizen, seine Füße in Malvasier und ließ sie mit Semmel trocken reiben. Freilich hat derselbe Mann zuletzt sein Brot an den Thüren der Kirchen erbetteln müssen.

Der Silberreichtum in den Gruben der Annaberger Gegend erzeugte auch in den gewöhnlichen Bürgerkreisen und unter den arbeitenden Bergleuten die Liebe zu Prunk und Wohlleben, wie man aus folgenden Versen erkennt:

„Der Bergleute Weise gefällt mir so wohl, Sie trinken sich alle Sonntage voll In Städten und in Dörfern. Sie trinken das Bier und den kühlen Wein, Sie thun miteinander brav lustig sein.“

Allein dieses lustige Leben nahm mit der Zeit ein Ende. Die Bergwerke waren erschöpft, und während z.B. die Fundgrube „Himmlisch Heer“ von 1536 bis 1593 eine Ausbeute von 1800000 Mark geliefert hatte, konnte man in späteren Jahrhunderten von dem Ertrage kaum die Kosten des Betriebes decken. Zuletzt gab man den Bergbau ganz auf, und heute sind die Gruben verödet und verfallen.

Wie wichtig war es für Annaberg zur Zeit des Niederganges und des Ver falls der Silbergewinnung, und wie bedeutungsvoll ist es für das heutige Anna berg und das ganze obere Erzgebirge geworden, daß sich im Laufe der Zeit die Industrie dort einbürgerte, namentlich die Spitzen- und die Posamenten macherei!

Die Spitzenerzeugung ist von den beiden Gewerben das ältere. Ursprünglich war das Spitzenmachen eine sehr schwierige Arbeit. Im Mittelalter wurden Spitzen nur genäht und gestickt; sie wurden namentlich für Kirchen und Meß- gewänder hergestellt und daher auch in der Hauptsache in den Nonnenklöstern verfertigt. Später erfand man das Spitzenklöppeln. In Frankreich und den Niederlanden war solche Art der Erzeugung bereits im 15. Jahrhundert bekannt. Nach Sachsen ist diese Kunst im 16. Jahrhundert verpflanzt worden und zwar durch eine Brabanterin, die angeblich Um ihres Glaubens willen aus ihrem Vater lande geflohen war. Diese kunstfertige Frau kam nach Annaberg und fand hier freundliche Aufnahme.

Barbara Uttmann, die Tochter des schon erwähnten Heinrich von Elterlein und Gemahlin des reichen Bergherrn Christoph Uttmann in Annaberg, gewährte der armen Vertriebenen Obdach und Unterhalt, und diese bewies ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihre Wohlthäterin im Spitzenklöppeln unterrichtete. Barbara Uttmann erkannte die hohe Wichtigkeit dieser Kunst, und durch ihren persönlichen Einfluß und ihre reichlichen Unterstützungen breitete sich dieselbe gar bald in Annaberg und Umgegend in einer Weise aus, daß wir ihr wohl das Verdienst zuschreiben



Abbildung 82.2: Das Denkmal der Barbara Uttmann in Annaberg.

21

322

müſſen, das Spitzenklöppeln in Sachſen eingeführt zu haben. Das Jahr 1561 wird gewöhnlich als das Gründungsjahr dieſes Induſtriezweiges genannt.

Das Werkzeug, mit dem die herrlichen Spitzen hervorgebracht werden, iſt ein ſehr einfaches. Es beſteht aus einem walzenförmigen Kiſſen, dem Klöppel ſacke, und einer großen Anzahl kurzer Holzpflöckchen, die infolge der Ähnlichkeit, welche ſie mit kleinen Trommelklöppeln haben, den Namen Klöppel führen. Auf dieſe Klöppel wird das Garn gewunden, das zur Erzeugung der Spitzen verwendet wird. Damit das Garn nicht durch die Finger der Klöpplerin beſchmutzt wird, iſt jeder Klöppel mit einer lockeren Hülſe verſehen, die ihn vollſtändig deckt. So viel Fäden das Spitzenmuſter erfordert, ſo viel Klöppel werden am Klöppelſacke an geknüpft, ſo viel hängen vou demſelben herab und müſſen von der Klöpplerin genau im Auge behalten werden. Zu feinen breiten Spitzen ſind oft 100 Klöppel erforderlich. Sehr wichtig beim Klöppeln iſt der Klöppelbrief. Dieſer enthält das durch Punkte bezeichnete Muſter, nach dem die Spitzen anzufertigen ſind. Der Klöppelbrief wird auf dem Kiſſen befeſtigt, und an jedem Punkte wird eine Nadel eingeſteckt. Nun beginnt die Arbeit. Die Klöpplerin ſchlingt nach einer beſtimmten Regel die an den Klöppeln befindlichen Fäden um die Nadeln, indem ſie die Klöppel ſelbſt hin- und herbewegt. In der richtigen und geſchickten Handhabung der Klöppel beſteht die ganze Kunſt; würde nur ein einziger von den 100 Fäden um eine falſche Nadel geſchlungen, ſo wäre das Muſter verdorben und die Arbeit nicht viel wert.

Zu der Bewegung der Klöppel gehört eine Handfertigkeit, die nur durch große Übung von jung auf erzielt werden kann; darum werden ſchon Kinder im frühen Lebensalter zum Klöppeln angehalten und in den zahlreichen Klöppelſchulen regelrecht in dieſer Kunſt unterrichtet.

Lange Zeit, namentlich als die Mode das Tragen von Spitzen begünſtigte bildete das Klöppeln einen Hauptnahrungszweig des oberen Erzgebirges. Nach und nach aber iſt die Einträglichkeit dieſer Beſchäftigung ſehr zurückgegangen, und heutzutage verdient eine fleißige Klöpplerin oft nur ¼ bis 5 Pfennige in der Stunde.

Ein Induſtriezweig, der neben dem Spitzenklöppeln einen nicht geringen Teil der Bewohner des obern Erzgebirges beſchäftigt, iſt die Poſamenten fabrikation. Sie iſt faſt ebenſo alt wie die Spitzenklöppelei und hat ſich hauptſächlich von der um Schottenberge, Annaberg gegenüber liegenden, im Jahre 1504 gegründeten Stadt Buchholz aus verbreitet, in der ſie auch jetzt noch ihren Mittelpunkt und Hauptſitz hat.

Von einigen wird die Einführung der Poſamentenmacherei ebenfalls ver triebenen Brabantern zugeſchrieben; andere nennen als Begründer derſelben den aus Dinkelsbühl in Bayern gegen Ende des 16. Jahrhunderts eingewanderten Poſamentierer Georg Einenkel. Die Poſamentenfabrikation iſt weſentlich viel ſeitiger als die Fabrikation von Spitzen. Alles, was Kleiderbeſatz und Garnitur heißt: Ornament, Knopf, Borte, Franſe, Quaſte, Schnur wird unter der Bezeich nung Poſamenten auf den Tauſenden von Poſamentenſtühlen, Mühlſtühlen und Chenillemaſchinen gewirkt oder als Handarbeit geſchlungen, gedreht und genäht. Auch dieſes Gewerbe beſchäftigt ſchon Kinder im zarten Alter, und nur dadurch,

323

daß die ganze Familie bis zu den jüngſten Sproſſen herab mit arbeitet, läßt ſich bei den geringen Preiſen, die gezahlt werden, ein Verdienſt erzielen, der bei be ſcheidenen Anſprüchen zur Beſchaffung der nötigſten Lebensbedürfniſſe hinreicht.

Welche Massen von Spitzen und Posamenten im obern Erzgebirge verfertigt werden, geht daraus hervor, daß Annaberg über 100, Buchholz über 30 Posa menten- und Spitzenhandlungen aufzuweisen hat, und daß in Annaberg über 600 und in Buchholz über 400 Posamentierer wohnen. Ein großer Teil der gefer tigten Waren, jährlich für mehr als 5 Millionen, geht nach Nordamerika, weshalb die Vereinigten Staaten auch ein eigenes Konsulat in Annaberg errichtet haben.

Da der Handelsverkehr mit Amerika durch die hohen Zölle etwas beschränkt worden ist, so haben sich neu- erdings in Annaberg und Buchholz noch andere Erwerbszweige eingebürgert. In bedeutenden Kartonnagen- fabriken fertigt man Kartons von den einfachsten Apothekerschachteln bis zu den feinsten Bonbonnieren mit kostbaren Stickereien und Gemälden, sowie Holzkästen von den billigsten Spar büchsen und Federkästchen bis zu den schönsten Schreib-, Cigarren- und Nähschatullen. Die Prägeanstalten liefern aus Gold- und Silberpapier Sargverzierungen, welche besonders in Ungarn, Spanien und Südamerika beliebt sind, und bereiten aus Silber- und Papierkanevas tausenderlei Unterlagen zu Stickereien, von den Buch und Lesezeichen an bis zu Lampentel- lern und Schirmen, Papierlaternen, papiernen Soldaten, Christbaumschmuck u. dergl. Holzbildhauerwerkstätten erzeugen kunstvolle Möbelverzierungen und Gesimse, und auf eigenartigen Stühlen werden Perlengewebe für Etuis und Portefeuilles, Sessel, Kissen, Ofenschirme u. s. w. als Ersatz für kostspielige Stickereien hergestellt.

Diese neue Industrie entwickelt sich so rasch und kräftig, daß sie einen Ersatz für das im Niedergang begriffene Spitzen- uud Posamentengewerbe bietet. So ist dafür gesorgt, daß Annaberg im Verein mit der Schwesterstadt Buchholz unserm obern Erzgebirge auch in Zukunft das bleiben wird, was es bisher war: das Herz, von dem alles Leben ausgeht, und nach dem alles Leben wieder zurück strömt. Moritz Baron.

Kapitel 83

Der Greifenſtein und ſeine Sagen.

Wie mächtige Markſteine erheben ſich zwiſchen den alten Bergſtädten Geyer, Thum und Ehrenfriedersdorf auf einer Anhöhe die Felſen des Greifenſteins. Gern betrachtet jede der eben genannten Städte den Greifenſtein als ihr zugehörig, obwohl Chriſtian Lehmann in ſeinem „Hiſtoriſchen Schauplatz“ ſchon vor zwei hundert Jahren ausdrücklich ſagt, daß die Felſen zur Ehrenfriedersdorfer Gerichts barkeit gehörten und der Freiwald, in dem der Greifenſtein liegt, ſeit Menſchen gedenken im Ehrenfriedersdorfer Gebiete zu ſuchen ſei.

Jäh treten die Felſen aus dem Boden hervor, und gar ſeltſam ſind ihre Ge bilde. Da ruht Block auf Block, als hätten Cyklopen die Steine aufgetürmt. Es iſt Granit, der bei ſeinem Durchbruche Teile des Glimmerſchiefers losgeriſſen und in ſeine Maſſe eingeſchloſſen hat. Die Verwitterung trat ein; durch die Zer ſetzung wurde das Losbrechen des Glimmerſchiefers herbeigeführt, und der Granit

löſte ſich in plattenartige Bänke auf, ein äußerſt ſeltenes Vorkommnis, das den Beſuch vieler Geologen veranlaßt.

Aus der Ferne geſehen, gleichen die ſieben Felſen den Trümmern eines Rieſenſchloſſes. Kein Wunder, daß die im Volke überall vorhandene Neigung zur Mythenbildung die Steine, wie der Epheu die Burgruine, mit einem bunten Kranze von Sagen umſponnen hat. In dieſen Sagen iſt viel von einer Ritter burg die Rede. Iſt dies Singen und Sagen bloß der Romantik entſproſſen, oder hat es einen hiſtoriſchen Hintergrund? Nach Herzog im Archiv für ſächſiſche Geſchichte gab es eine Burg „Gryfenſtein“, und es wird dieſelbe als markgräf liches Lehen der Dynaſten von Waldenburg urkundlich im Jahre 1373 erwähnt. Der Herausgeber des Hiſtoriſchen Schauplatzes hat den Greifenſtein am 7. Auguſt 1683 beſtiegen. Er giebt über ſeine Beobachtungen einen ausführlichen Bericht, findet Reſte von altem Gemäuer, Steine, an denen noch Kalk klebt, Eiſenwerk, Pfitzſchepfeile, kurz allerlei Spuren einer menſchlichen Wohnung. Ja, man will ſo gar den Zerſtörer der Burg und das Jahr der Zerſtörung (nämlich 1397) wiſſen. P. J. Rehtmeyer, welcher die alte Büntingſche Chronik von Braunſchweig und Lüneburg neu herausgegeben hat, ſagt: „Anno 1397 zog Herzog Otto der Jüngere, regierender Fürſt im Lande Göttingen und an der Leine, mit Hilfe etlicher Thüringer über die Weſer und vor die Hindenburg; die ward hart belagert und eingenommen und wurden daſelbſt vierundvierzig Straßenräuber befunden und aufgehänget. Das Schloß ward deſoliert und zerriſſen. Alſo hat man auch auf dem Greifſtein gethan, und damit hat er den Schnapphähnen und Straßen räubern ein großes Schrecken eingejaget.“

Haben die Schnapphähne auf unserem Greifenstein gehauſt? Nach einem alten Ortsverzeichnis in der Braunſchweiger Bibliothek wäre die Hindenburg in der Nähe des Harzes zu ſuchen; hier muß auch der nur beiläufig erwähnte Greifenſtein gelegen haben. Hätte Herzog Otto der Jüngere einen ſo weiten Kriegszug bis zu uns herauf in das Meißener Land unternommen, ſo hätte dies auf alle Fälle der Chroniſt erwähnt. Wie ſteht es nun mit Chriſtian Lehmanns Wahrnehmungen? Der alte Verfaſſer des Hiſtoriſchen Schauplatzes beobachtet gut, wie unter anderm auch aus den beigefügten Zeichnungen des Greifenſteins zu erſehen iſt. Das Gemäuer, welches er vorgefunden hat, kann jedoch in alten Zeiten von Bergleuten angelegt worden ſein; denn ſicher iſt es, daß auf dem Greifenſtein ſchon Bergbau getrieben wurde, noch ehe man das Schießpulver als Sprengmittel anwandte. Es bleibt uns nur noch Herzogs Angabe übrig. Die Dynaſten aus dem ſchon längſt erloſchenen Hauſe Waldenburg, welche auf Wolken ſtein ſeßhaft waren, haben mit der Gründung der drei Bergſtädte viel zu ſchaffen gehabt. Doch genügt Herzogs kurze Notiz noch nicht für den endgültigen Beweis, daß mit der Burg „Gryfenſtein“ auch unſer Greifenſtein gemeint ſei.

Verlaſſen wir das Gebiet der Geſchichte, und ſteigen wir die Stufen hinauf, auf den einen Felſen; welch überraſchender Anblick bietet ſich dem ſtaunenden Auge dar! Wir ſehen ſüdwärts den ganzen Kamm des Erzgebirges mit den wichtigſten Höhepunkten, als Fichtel- und Keilberg, Scheibenberg, Auersberg, Pöhl berg, Bärenſtein, Haßberg u. ſ. w. Die Städte Annaberg, Scheibenberg, Schlettau

325

und Thum liegen ganz in der Nähe und gewähren ein reizendes Bild. Mit be waffnetem Auge ſieht man das Schloß Frauenſtein, die Heinzebank, die Brüder höhe mit Eiſenturm, den Marienberger Turm, die Kirche von Sayda, Öderan, Schloß Auguſtusburg mit Schellenberg, Schloß Sachſenburg, die Türme von Oſchatz, im Norden den Rochlitzer Berg und den Collmberg bei Oſchatz. Weiter weſtlich liegen zunächſt die beiden Städte Hohenſtein und Ernſtthal vor uns; über die ſogenannte „Langenberger Höhe“ hinweg eröffnet ſich uns eine neue Ausſicht nach der Gegend von Crimmitſchau, die ſich in nördlicher Richtung bis zum Peters berg bei Halle erſtreckt.

Das Kreuz auf dem gegenüberliegenden Felſen wurde von einem Arbeiter der Solbrigſchen Kammgarnſpinnerei in Harthau zur Erinnerung an den im heißen Kampfe fürs Vaterland im deutſch-franzöſiſchen Kriege am 2. November 1870 gefallenen Sohn des damaligen Spinnereibeſitzers, Oskar Solbrig, er richtet.

Am Fuße der Granitfelſen befinden ſich Steinbrüche, in denen der ſehr harte Stein zu Treppenſtufen, Trottoirplatten u. dergl. verarbeitet wird. Auch werden in der Nähe des Greifenſteines ſehr ſchöne Apatitkryſtalle, ſowie Turmaline und Topaſe gefunden, ebenſo auch der ſogenannte Veilchenſtein, ein von einer Alge (Byssus Jolizhus) überzogener Stein, der, wenn er angefeuchtet wird, einen veilchenartigen Wohlgeruch entwickelt.

Laſſen wir nun einige der ſchönſten Greifenſteinſagen folgen.

Die Berggeiſter des Greifenſteins beſchenken einen Wandersmann.

Es zog einſt aus den Ebenen von Sachſen ein Wandersmann ins Erzgebirge, um von da hinabzuſteigen in die geſegneten Auen von Böhmen. Unkundig des Gebirges, verlor er den Heerweg und betrat, nicht wiſſend, wohin er geraten möchte, einen ſtark befahrenen Kohlenweg, der nach einer Meilerſtätte des Freiwaldes führte. Beim blaſſen Scheine des Mondes durchzog er den Wald; er durchſpähte ſorgſam jede Rodung und horchte leiſe atmend auf das Bellen der Hunde, welches die Abendluft aus der Ferne herübertrug. Als er den Tönen nachzog, trat ihm plötzlich eine kleine Geiſtergeſtalt entgegen und forderte ihn auf, ihr zu folgen. Ihr Weg ging nun über Stock und Stein und fand endlich an den Felſen des Greifenſteines ſein Ziel. Kaum waren ſie in eine

daſelbſt befindliche Höhle eingetreten, als ſich auf einmal ein ungeheures Gewölbe dem ſtaunenden Wanderer öffnete. Seine Wände ſchienen von Silber, ſeine Tiſche von Gold zu ſein. Aus tauſend goldnen, mit Edelſteinen beſetzten Leuchtern, in denen die Strahlen der Lichter ſich unzählige Male brachen, ſtrömte ein überirdiſcher Glanz über das ganze Gewölbe. An einer langen, köſtlich beſetzten Tafel ſaßen ehrwürdige Männer, die ſich an den aufgetragenen Speiſen ſättigten. Ein Diener lud den Fremdling ein, ſich zu ſetzen, uud ein anderer brachte ihm ſchon, während jener noch ſprach, Speiſen von der Tafel. Sowie der Wanderer davon genoß, ward er zuſehends erquickt und war fröhlich und guten Mutes. Die ehrwürdigen Berggeiſter aber freuten ſich ſichtlich über ihn und befahlen den Dienern, ihm den Reiſeſack zu füllen, den er bei ſich hatte. Mit herzlichem Danke ſchied er darauf von ſeinen

326

Wirten. Als er aber nach einer ungeduldig durchwachten Nacht bei den erſten Strahlen der Morgenſonne den Sack aufthat, blitzten ihm die Goldgeſchirre und Edelſteine entgegen, deren Glanz ihn ſchon im Gewölbe in Erſtaunen geſetzt hatte. Zum Überfluß hatten ihn die gütigen Berggeiſter hart an die Straße gebracht, auf welcher er fröhlich gen Böhmen zog. Später ſiedelte er ſich ohnweit des Freiwaldes an und lebte in einem ruhigen Genuſſe ſeines Reichtums bis in ein ſpätes Alter. (Erzgebirgiſcher Bote, Zwickau 1809.)

Der Schatz auf dem Greifenſtein ſömmert ſich.

Eines Tages gingen zwei Mägde durch den Wald, in welchem der Greifen ſtein liegt; ſie hatten Streu geſammelt und trugen dieſelbe in ihren Tragkörben nach Hauſe. Als ſie nun auf einem ſchmalen Wege von der Höhe abwärts ſtiegen, ſahen ſie an den Zweigen der Fichten zu beiden Seiten Strohhalme hängen. Darüber wunderten ſie ſich; es ſah nämlich aus, als ob von einem mit Stroh beladenen Wagen durch die zum Teil über den Weg hängenden Zweige einzelne Halme losgeriſſen worden ſeien, wie man ſolches ja häufig an den mit Bäumen beſetzten Landſtraßen ſieht. Als die Mädchen aber nach Hauſe gekommen waren und ihre Streu ausgeſchüttet hatten, fanden ſie darunter eitel goldene Ketten. Der Schatz des Greifenſteins hatte ſich in Geſtalt von Strohhalmen an dieſem Tage geſommert und ſo waren einzelne Halme in die Körbe gefallen, wo ſie ſich in goldene Ketten verwandelt hatten.

Als der früher in Ehrenfriedersdorf angeſtellte Förſter Töpel eines Tages an dem Greifenſteine vorbeiritt, hingen ſo viel Gras- und Strohhalme von den nahen Bäumen herab, daß er kaum hindurchreiten konnte. Dabei blieben einige Halme auf ſeinem Hute liegen. Als er daheim ſeinen Hut abnahm, fand er,daß um denſelben eine goldene Kette gewunden war. Es ſoll noch ein Stück von dieſer Kette vorhanden ſein. (Moritz Spieß, Aberglaube u. ſ. w. 1862.)

Die Geyerſchen Stadtpfeifer werden vom Greifenſtein beſchenkt.

Einſt hatten die Geyerſchen Stadtpfeifer den Tanzenden im Thumer Rat hausſaale bis tief in die Nacht hinein aufgeſpielt. Nachdem der Reigen be endet war, traten ſie den Heimweg über den Greifenſtein an. Als ſie in die Nähe der alten Felſen kamen, ſchien es ihnen, als ob dieſelben in einem beſonderen Lichte erglänzten. Ein Spielmann machte den Vorſchlag, zu Ehren des Greifen ſteins eine muntere Weiſe zu blaſen. Wie geſagt, ſo gethan. Beim Abſtieg nach Geyer ſahen die Stadtpfeifer beim Scheine des Mondes große Zinnſtufen am Wege liegen; ſie meinten, der letzte heftige Gewitterregen habe ſie ausgewaſchen. Ohne Säumen hoben ſie die Stufen auf und ſteckten ſie in ihren Rucksack. Als die Frauen und die Kinder am andern Morgen die Rucksäcke nach einem Wurſtzipfel oder ſonſt einer Gabe durchſuchten, wurden ſie die Stufen gewahr und brachten ſie dem Schmelzmeiſter. Der erkannte ſie als pures Silber und lohnte die Frauen reichlich. Nutzen ſoll aber die reiche

Spende des Greifensteins den Stadtpfeifern nicht gebracht haben; es wird erzählt, es sei alles wieder durch die Musikantenkehle geflossen. Hermann Lungwitz.

327

Kapitel 84

Die lange Schicht von Ehrenfriedersdorf.

Wer kennt nicht Johann Peter Hebels herrliche Erzählung „Unverhofftes Wiedersehen“! Ein Bergmann wird in einem tiefen Schachte verschüttet. Nach Verlauf von fünfzig Jahren findet man seinen Leichnam wieder auf und zwar noch unversehrt, als hätte erst gestern der Todesengel seine Seele abgerufen. Kein Mensch kennt den Toten. Da wankt, auf Krücken gestützt, ein Mütterlein daher; mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sinkt die Alte auf die geliebte Leiche nieder; sie hat ihn erkannt, ihren Bräutigam vor fünfzig Jahren! Das Volk sieht mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieses seltenen Paares, davon das eine im Tode und in tiefer Gruft das jugendliche Aussehen, das andere bei dem Verwelken und Veralten des Leibes die jugendliche Liebe treu und unverändert erhalten hat, und wie bei dieser fünfzigjährigen goldnen Hochzeit der noch jugend liche Bräutigam starr und kalt, die altersgraue Braut voll warmer Liebe ist. Hebel hat bei seiner Erzählung willkürlich die Jahreszahl 1809 angenommen, während das Ereignis, welches der Dichter erzählt, im Dezember 1719 zu Falun sich zutrug. Der verfallene Bergmann hieß Matthias Israelis, doch wird er ge wöhnlich in den Erzählungen einfach der Bergmann zu Falun genannt.

Aber auch unser Sachsenland hat ein ähnliches Ereignis zu verzeichnen; das selbe ist unter dem Namen „die lange Schicht von Ehrenfriedersdorf“ im ganzen Gebirge bekannt. Noch heute nennt sich in der erwähnten Stadt eine Begräbnis brüderschaft „lange Schicht“. Es ist dies eine allgemeine Verbrüderung der dasigen Bergleute uud Bergmannsfreunde zu dem Zwecke, sich gegenseitig zur Religiosität und zu einem stillen Lebenswandel zu ermuntern, einander auch im Tode nicht zu verlassen und bei dem Ableben eines Mitgliedes nicht nur dessen Hinterbliebenen zu den Beerdigungskosten einen Beitrag zu leisten, sondern auch für ein würdiges Begräbnis durch unentgeltliche Gewährung des bergmännischen brüderschaftlichen Leichenornats, der freiwilligen Träger aus ihrer Mitte und einer angemessenen Begleitung zur Ruhestatt zu sorgen.

Die beiden bekanntesten Chronisten des Erzgebirges, Christian Meltzer und Christian Lehmann, erwähnen in ihren Schriften das Ehrenfriedersdorfer Er eignis. Letzterer berichtet: Ein altes Bergbuch zu Ehrenfriedersdorf, angefangen vom Jahre 1543, lautet also: „Kund und zu wissen sei, daß nachverzeichnete Alten, mit Namen: Thomas Kandler, Andreas Reiter der Ältere zu Ehrenfrieders dorf und Simon Löser zu Drebach vor mir,

Valentin Feigen, Bergmeister und Thomas Langern, Geschwornen im Bergamt, ausgesagt, daß ihnen wohl wissend und in gutem Gedächtniß sei, daß einer, mit Namen Oßwald Barthel, Bergmann, welcher allhier zu Ehrenfriedersdorf unten im Flecken in einem kleinen Häuslein gewohnet, da dieser Zeit Hans Rößler innen ist, im Jahre 1508 am Tage Katherina den 25. November im Sauberge verfallen, also daß ihm kein Mensch zu Rettung hat kommen können. Derselbe Oßwald Barthel ist heute Montags den 20. Sep tember im 1568. Jahr aus Brünlers Fundgrube im Sauberge, da man dieselbe abgewältigt, ungefähr in der 7. Lachter unter dem tiefen Saubergsstolln wieder gefunden worden. Ist also 60 Jahr, 9 Wochen und 3 Tage im Sauberge unter

328

Berg und Wasser gelegen. Darauf ist er den 26. September 1568 christlicher Weise auf der Gewerken des Sauberger-Stollns Unkosten zur Erde bestätigt worden, mit einer schönen Leichenpredigt, die der Achtbare, Ehrwürdige und Wohl gelehrte Herr Mag. Georg Raudte, der Zeit unser Pfarrer allhier, gethan und im Anfange der Predigt uns dieses zu Gemüthe geführet, daß groß zu verwundern, daß er einem eine Leichenpredigt thun sollte, welcher 35 Jahre eher, als er, der Pfarrer, geboren, gestorben wäre. Es ist aber gemeldeter Oßwald Barthel seelig, da in Gewältigen geräumt worden, erstlich ganz gefunden worden, also, daß nichts an ihm gemangelt, sondern der Leib, Kopf, Arme und Beine beisammen gewesen, hat eine Berghaube, wie die Alten gepflogen, auf dem Haupt gehabt, und schwarze Haare halber Ellen lang, einen weißen Zippelpelz am Leibe, ein Paar Gruben hosen, Schuhe an den Füßen, eine Unschlitttasche, einen Grubenzscherger[1] mit Blei begossen umgürtet. Es sind auch Schuhe, Hosen und Pelz ganz gewesen. Und man wohl dem Ansehen nach vermeinet, ihn ganz aus dem Sauberge zu bringen, da er aber angegriffen, ist er mitten entzwei gebrochen und also in zwei Stücken herausgebracht worden. Das zum Zeugniß, daß es eigentlich und gewiß geschehen, ist zur Beglaubigung alsobald ins Bergbuch einverleibt und männiglich, der es begehret, zur Nachricht eingeschrieben worden. Den 20. September im 1568. Jahr."

Die von Mag. Georg Randte gehaltene Leichenpredigt wurde 1588 in Frei berg bei Georg Hoffmann gedruckt, und ein Exemplar dieser gewiß seltenen Rede befindet sich heute noch im Pfarrarchive zu Ehrenfriedersdorf. Nachdem der Prediger über den Bibelspruch: „Der Du lässest die Menschen sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder", sich verbreitet hat, fährt er fort: „Da Moses sagt: Denn Tausend Jahr sind wie der Tag, der gestern vergangen ist. Will also den gottlosen Weltkindern einen Schweiß austreiben, die da denken, der Tod sei über Tausend Meilen, sie sind noch jung und stark, können noch viele Jahre leben, es habe lange noch keine Noth mit ihnen, und wenn sie also ihr Datum auf dies zeitliche Leben setzen, denken, sie haben noch viel Jahre für sich, so ist's bei Gott als eins, Tausend Jahr so vergangen sind als der heutige Tag, der heutige Tag aber als Tausend Jahr, denn bei Gott ist keine Zeit. Omne tempus est nunc et nihil habemus de tempore nisi nunc. Wir haben von der Zeit nichts, denn das gegenwärtige Nu. Praeteritum, das Vergangene, das ist nicht da, Futurum, das Zukünftige, ist auch nicht da, und stehet derhalben unser Leben auf dem nuhe, auf der gegenwärtigen Stunde oder Augenblicke, darin wir leben, gehen, stehen und sterben, darum sich niemand auf seine Jugend, Gesundheit und Stärke verlassen oder sich noch viele Jahre zu leben die Rechnung machen soll, und ob einer gleich Tausend Jahre lebte, so ist doch solche lange Zeit vor Gott anders und mehr nicht, denn als hätte er nur einen Tag gelebt. Eine Fliege oder Mücke fleucht vorüber, der Wind, der fähret dahin, das Wasser fleußt auch hinweg, und hat doch Alles seine Zeit, die man merken kann, es sei so schnell es

329

immer wolle, aber Tausend Jahr und ein einiger Tag gegen einander zu setzen, will sich gar nicht reimen.

[1] Ein um Gürtel getragenes Grubenmesser, dessen Griff durch Bleiarabesken ver- ziert war.

Praeterit ista dies nescitur origo secundi An labor an requies, sic transit gloria mundi.

Der heutge Tag vorübergeht, Vom morgenden gar nichts verſteht Menſchlicher Witz, ob er uns Ruh Oder Arbeit werd' bringen zu, All Ehr' und Reichthum dieſer Welt Iſt ungewiß, endlich dahinfällt."

Hermann Lungwitz.

Kapitel 85

Hieronymus Lotter, kurfürſtlicher Baumeiſter.

Im Jahre 1509 ſiedelte von Nürnberg nach Annaberg, der raſch empor blühenden Bergſtadt im ſächſiſchen Erzgebirge, Michael Lotter über. Ein Erb ſchaftsprozeß ſoll denſelben zum Verlaſſen der alten Reichsſtadt bewogen haben. Er kam mit ſeinen beiden Söhnen Hieronymus, welcher Ende 1497 oder Anfang 1498 in Nürnberg geboren war, und dem ſechs Jahre jüngeren Anton in Anna berg an. Vater Michael Lotter muß großen Wert auf die Erziehung ſeiner Söhne gelegt haben, da die Chronik berichtet, es ſei auch der Lehrer der beiden Knaben, mit Namen Michael Hausleuter, in die ſächſiſche Bergſtadt mit gezogen. Die reiche Ausbeute der Silbergruben verſchaffte dem Nürnberger Kaufmann bald Reichtum und Anſehen in ſeiner neuen Heimat, ſo daß die Annaberger Bürger 1536 Michael Lotter zu ihrem Bürgermeiſter erwählten. Von dieſer Zeit an fügte er zur Beſoldung des Pfarrers aus eigenen Mitteln jährlich 50 Gulden hinzu, unter den verſchiedenen Bildern, welche die Brüſtung der Empore in der herrlichen St. Annenkirche in Annaberg ſchmücken, trug das 28. Bild, Kains Brudermord darſtellend, die Inſchrift der Stifter: „Michael Lotter und Barbara, deſſen Ehefrau.“

Die beiden Söhne des Annaberger Bürgermeiſters, Hieronymus, welcher das Bauhandwerk erlernt hatte, und Anton, der ſich der Kaufmannſchaft widmete, wandten ſich nach erlangter Selbſtändigkeit nach Leipzig, wo ſie infolge ihrer Rührigkeit und Ausdauer allmählich zu Wohlſtand gelangten. Vor allem war es Hieronymus, welcher hier als Baumeiſter ſich auszeichnete. Von ihm ſagt Dr. Wuſt mann in ſeiner trefflichen Arbeit über Hieronymus Lotter: „Es iſt der einzige große Baumeiſter, den Leipzig während des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts aufzuweiſen hat, und vergleicht man mit ſeinen Bauwerken die Leipziger Archi tektur des 18. und 19. Jahrhunderts, ſo kann man ſogar noch weiter gehen und ihn mit Fug und Recht den ‚Baumeiſter von Leipzig‘ nennen.“

Lotter baute das Kornhaus auf dem Brühl, dem Frauenkollegium gegenüber, des Badſtubenhaus am Ranſtädter Thore, erhöhte den Nicolaikirchturm und ver ſah ihn mit einer Wächterwohnung, brach das alte Rathaus ab und vollendete den Neubau bis zur Bewohnbarkeit binnen 9 Monaten. Fremde Kaufleute, heißt es, die zur Oſtermeſſe den Beginn des Neubaues mit angeſehen hatten, waren,

als sie zur Michaelismesse wiederkehrten, „mit Verwunderung über so unverhofften Fortgang fast erstarret“. Dieses Rathaus, welches heute noch steht und von Lotter im Jahre 1556 erbaut wurde, zeigt seiner ursprünglichen Gestalt gegenüber nur geringe Abweichungen. An der Stelle, wo sich heute die Kaufmannsgewölbe befinden, war früher ein auf Säulen ruhender, bedeckter Laubengang. Das Pegauer Rathaus, eine vereinfachte und etwas abgeänderte Wiederholung des Leipziger Rathauses, ist nach Lotters Plänen von dem Leipziger Steinmetzen Paul Widemann erbaut worden. Übrigens besitzt ersteres das lebensgroße Bildnis des großen Baumeisters aus dem Jahre 1564.[1]



Abbildung 85.1: Hieronymus Lotter.

Auch die Gunst seines Landesherrn, des Kurfürsten Moritz, erwarb sich Lotter in hohem Grade, und es ward ihm der Auftrag, die Pleißenburg als Schloß und Festungsbau neu herzustellen. Mit der Weiterführnng dieses großartigen Baues wurde er als kurfürstlicher Baumeister auch nach dem am 9.Juli 1553 in der Schlacht bei Sieversshausen erfolgten Tode des Kurfürsten Moritz von dessen Bruder und Nachfolger, dem Kurfürsten August, betraut. Kurfürst August, unter dem Beinamen „Vater August “ in der Geschichte bekannt, ehrte seinen Bau meister, indem er, allein oder in Begleitung seiner Gemahlin, der Kurfürstin Anna, bei seinem Besuche der Stadt Leipzig in Lotters Behausung abstieg. Einst äußerte

[1] Nach diesem Ölgemälde ist vorstehendes Bildnis gefertigt.



Abbildung 85.2: Das Rathaus in Leipzig, ein Werk Lotters in seiner ursprünglichen Gestalt.

332

die Kurfürstin Anna den Wunsch, einen Kanarienvogel zu haben. Lotter, der einen solchen damals in Deutschland noch äußerst seltenen Vogel besaß, beeilte sich, seiner hohen Herrin ein derartiges Vöglein nach Dresden zu senden.

Mit dem Jahre 1560 finden wir Hieronymus Lotter in der alten Bergstadt Geyer. Er kaufte in dem erwähnten Jahre den sogenannten Preußerhof, einen damals mit Rittergutsgerechtsamen, selbst mit „Gerichten über Hals und Hand“ versehenen Freihof. Nach fünfjährigem Besitze veräußerte er diesen und erwarb dafür das Rittergut Geyersberg nebst etlichen nahestehenden Bürgerhäusern, die er zum Teil abtrug, als er sein Wohnhaus vom Grund aus neu aufführte, diesen soliden, zweistöckigen Bau mit sandsteinernen, einfach profilierten Fenstergewänden, der heute noch steht. Mit Lotter begann in der Stadt Geyer ein neues Leben. Durch seine Kunstfertigkeit zur Bauluft angeregt, ließ der Rat die beiden damals vorhandenen Brauhäuser und den Rathausturm neu herstellen und den Wachtturm mit Türmerwohnung und Glocken versehen. Vorzugsweise nahm aber der

Bergbau im Geyersberge Lotters Thätigkeit in Anſpruch. Um demſelben näher zu ſein, hatte er den Freihof gekauft und neu hergeſtellt. Daher findet ſich ſeitdem der Name Geyersberg auf dieſen Freihof übertragen, ſo daß an die Stelle der bisherigen Benennung Lehngut oder Freihof „aufm Geyer“ der Name Lotters „Geyersbergſcher Hof“ oder „Rittergut Geyersberg“ tritt. Überblickt man die geſamte Geſchichte des Rittergutes, ſo erreichte dasſelbe zugleich mit dem Bergbaue im Geyersberg unter Lotter unzweifelhaft ſeine Blütezeit.

Wie in Leipzig, ſo war auch auf dem Lotterhofe in Geyer der Kurfürſt nebſt ſeiner Familie, ſo oft er im Gebirge weilte, Lotters Gaſt. Hier ſuchte Kurfürſt Auguſt ſeinen Baumeiſter zu beſtimmen, ihm auf dem Schellenberge ein Schloß, die ſpätere Auguſtusburg, zu erbauen. Als ob Lotter geahnt hätte, wieviel Beſchwerlichkeit, Kümmernis und Undank gerade dieſer Bau ihm bringen würde, ging er anfangs nicht auf den Plan ein, ſondern ſchützte ſein hohes Alter — er ſtand damals in ſeinem 69. Lebensjahre — vor. Erſt durch die Kurfürſtin Anna ließ Lotter ſich beſtimmen, ihrem Herrn und Gemahl die Bitte nicht abzuſchlagen.

Im September 1567 beſprachen Bauherr und Baumeiſter auf dem Schellen berge die nötigen Vorbereitungen und die Baupläne, welche Lotter nebſt dem ge ſchnitzten Modell dem Kurfürſten übergab. Am 30. Mai 1568 fand die Grund ſteinlegung zum Bau des Schloſſes ſtatt. Auf der Bauſtelle waren anfangs 232 Maurer, 120 Helfer, 84 Kalkjungen, 30 Kalkſtößer, 63 Kalkführer, 52 Kalk ſetzer, 232 Handarbeiter, 10 Rüſtmeiſter, kurz, an 1000 Menſchen beſchäftigt; doch ermäßigte ſich dieſe Zahl bisweilen, wenn die Zuführung der Materialien bei dem Fortſchreiten des Baues ins Stocken geriet. Man kann ſich heutzutage ſchwer einen Begriff machen von den Schwierigkeiten, die damals beim Bau eines ſo umfangreichen Schloſſes auf einem ſo hohen und ſteilen Berge, fern von allen größeren Niederlaſſungen, bei dem Mangel von fahrbaren Straßen u. ſ. w. obgewaltet haben müſſen. Schon die Heranziehung ſo vieler Arbeiter verurſachte nicht geringe Mühe. Aber noch ſchwieriger war es, ſie im Zaum zu halten und bei der Arbeit zu beaufſichtigen. Anfangs erhielten die Maurer wöchentlich 18 Groſchen Lohn. Durch wiederholte Meutereien (Aus

ſtände) ſuchten ſie bald kürzere Arbeitszeit, bald höheren Lohn zu erzwingen. Obwohl man mit Strenge gegen ſie vorging und die Rädelsführer ohne weiteres in die Gefängniſſe brachte, deren der Kurfürſt gleich bei Beginn des Baues mehrere hatte errichten laſſen, ſo gab es doch mancherlei Störung und Verdruß, bis ſpäter der Lohn auf 21 Groſchen wöchentlich, eine für die damalige Zeit ſehr hohe Be zahlung, für die Maurer erhöht worden war. Neben den eigentlichen Bauleuten mußten auch die Amtsunterthanen harte Fronden leiſten, die Begüterten die Ma terialien anfahren und mit den Unangeſeſſenen täglich hundert Handlanger ſtellen. Auch die benachbarten Herren vom Adel wurden um Leiſtungen von Fuhren an gegangen. Die Schlöſſer der Ämter Schwarzenberg, Grünhain, Wolkenſtein und Lauterſtein, ja ſelbſt Noſſen, Colditz, Rochlitz und Leisnig mußten für Kalk ſorgen u. ſ. w.

Das Schloß Auguſtusburg gehört in ſeiner urſprünglichen Anlage zu dem Großartigſten und Herrlichſten, was das ſechzehnte Jahrhundert auf dem Gebiete der Baukunſt überhaupt geſchaffen hat. Auf dem breiten Rücken des Berges erhebt ſich in einer durchſchnittlichen Frontenlänge von 168 Meter ein quadratiſcher Bau. Denſelben flankieren 4 gewaltige Eckhäuſer: vorn, nach Norden und Weſten das „Sommerhaus“ und das nach der vor ihm ſich erhebenden uralten Linde benannte „Lindenhaus“, hinten links das „Küchen“- und rechts das „Haſen haus“. Zwiſchen dieſen Eckbauten fügen ſich die Thorgebäude, der Saalbau und der Kirchenbau dergeſtalt, daß der Hof, abgeſehen von den vortretenden Treppen häuſern, ein gleichſchenkliges Kreuz bildet. Das Schloß ruht auf mächtigem, kaſemattenartigem Unterbau. Im Norden, Weſten und Oſten ſchließen ſich Graben mauern an das Thorhaus an. Zum Haupteingange gelangt man über den Graben auf einer ſteinernen Brücke, deren vorderes

Ende wieder durch das Thorhaus brückenkopfartig bewehrt ist. So macht das Ganze durchaus den Eindruck einer kleinen Festung. Die hohen Wände zeigen geringen architektonischen Schmuck; nur das Portal und kleinere Pforten beleben mit den Fenstern in etwas die öde Fläche. Oben zog sich um das ganze Haus ein Sims und längs der äußeren wie inneren Fronten des Schlosses ein steinerner Rundgang, der sogenannte „Schloßgang“, welcher mit Bleiplatten abgedeckt war. Die Dächer waren ur sprünglich mit buntglasierten Ziegeln eingedeckt; kupferne Knäufe mit Windfahnen, welche das kurfürstliche Wappen zeigten, und hohe Schornsteine belebten das Äußere des Schlosses und ließen es, wie die Abbildung S. 97 (Dilichs Federzeichnung) beweist, um vieles zierlicher erscheinen, als dies jetzt der Fall ist. Der Volksmund sagt, das Schloß hat so viele Fenster als Tage, so viele Essen als Wochen und so viele Wetterfahnen, als Monate im Jahre sind. Das Schloß selber ist jetzt zum Teil verfallen und wesentlich entstellt. Es enthielt ursprünglich 5 große Säle, 7 Vorsäle, 74 Zimmer, 96 Kammern, 3 Küchen und 25 Keller. Reich war das Schloß mit Metallarbeiten, Möbeln, orientalischen Teppichen, venetianischem Glas werk geschmückt, namentlich auch mit Gehörnen von Hirschen, Rehen, Elens, Steinböcken, Gemsen u. s. w. Es wird von 4201 Stück berichtet.

Nachdem die Nachfolger des Erbauers der Augustusburg verschiedene Ver änderungen an derselben hatten vornehmen lassen, erlitt sie während des dreißig

jährigen Krieges schwere Verwüstungen, namentlich durch die Kroaten im August 1632. Schlimmeres noch verschuldete der Aberglaube 1669. In dem Glauben, Blei habe sich nach Verlauf von hundert Jahren in Silber verwandelt, riß man den Bleibelag von den Galerien ab und verursachte hierdurch deren Untergang. Das folgende Jahrhundert, in welchem die Augustusburg, namentlich während des sieben jährigen Krieges, öfters militärisch besetzt ward, ließ sie weiter verfallen, bis dann im Jahre 1798 die völlige Abtragung der Galerien sowie der oberen Zimmer und Erker erfolgte und die letzteren überdeckt wurden. In den Jahren 1800 bis 1802 erhielt das Schloß das Aussehen, das es in der Hauptsache jetzt noch hat.

Zu den Merkwürdigkeiten der Augustusburg gehört heute noch der Brunnen, den ebenfalls im Jahre 1568 Lotter und der Bergmeister Martin Planer zu Freiberg zu bauen begannen, der aber erst nach 1572 vollendet ward. Er ist 170 Meter tief und fast in seiner ganzen Tiefe in stark eisenhaltigen Fels ge trieben. Bis zum Jahre 1879 war er in Betrieb und versorgte das Schloß, ja, teilweise auch die Stadt Schellenberg mit Wasser, ohne jemals zu versiegen. Nur einmal wurde er gänzlich ausgeschöpft, nämlich im Jahre 1651, als bei einem Jagdfeste, das Johann Georg I. mit dem Landgrafen von Hessen hielt, 1000 Pferde 26 Tage lang auf dem Schlosse Augustusburg waren und täglich 150 Eimer Wasser verbraucht wurden.

Lotter hat den größten und schwierigsten Bau seines Lebens nicht vollendet. Es wurde ihm die schmerzliche Demütigung, daß der Bau kurz vor seiner Voll endung dem Grafen Rochus von Linar übertragen wurde. Dem ungeduldigen und äußerst sparsamen Kurfürsten schritt der Bau zu langsam vorwärts; auch verschlang er zu große Summen. Dazu mag noch gekommen sein, daß Neider dem Kurfürsten ins Ohr flüsterten, Lotter bereichere sich an den Baugeldern, während es doch Thatsache ist, daß er noch von der kurfürstlichen Kasse 15000 Gulden zu fordern hatte, welche ihm aber niemals ausgezahlt worden sind, und ferner Thatsache, daß der reiche Leipziger Kaufmann und Baumeister wenige Jahre nach Vollendung der Augustusburg ein armer Mann war.

Lotter war bei seinem Kurfürsten in Ungnade gefallen. Tiefgekränkt zog er sich auf seinen Hof Geyersberg zurück. Früher schon hatte er sich eines armen, verwaisten Knaben, Hans Heinrich Bauer, welcher aus Joachimsthal und wahr scheinlich ein naher Verwandter seiner Gattin war, auf deren Bitten als Vor mund und Pflegevater angenommen. Er hatte keine Mühe gescheut, von den Trümmern der väterlichen Verlassenschaft dieses Knaben zu

retten, was zu retten war, so daß der Knabe schließlich 11 000 Thaler besaß. Leider wagte es Lotter, der in dieser Zeit seinen Geyerschen Bergbau mit aller Energie betrieb, in der Hoffnung, durch Anwendung größerer Mittel zu noch größerem Gewinne zu ge langen, jene Summe größtenteils für seinen Bergbau zu verwenden. Doch dieser täuschte seine Hoffnung. Jetzt — es war im Jahre 1575 – verlangte der inzwischen mündig gewordene Bauer von seinem Vormunde mit der Rechnung die Heraus gabe seines Vermögens. Dazu standen andere Gläubiger mit großen Forderungen auf. Bei der Verheiratung seiner drei Söhne, Albrecht, Ludwig und Hieronymus, hatte Lotter in seiner günstigen Periode bedeutende Versprechungen als „Wider

335

lage“ der Mitgift ihrer Frauen gemacht, zu deren Erfüllung er jetzt allseitig ge drängt wurde. Zu seiner Beschämung mußte Lotter gestehen, daß er seine Gläu biger augenblicklich nicht befriedigen könne. Da schritt Bauer zu dem Äußersten, so sehr er auch dadurch seinen Pflegevater kränkte. Lotter, den einst seine Mitbürger in Leipzig zweimal als Bürgermeister gewählt hatten, der im ganzen Lande wegen seiner mit ausgezeichneter Geschicklichkeit allenthalben aus geführten Bauten geachtet war, mußte es erleben, daß Bauer, der ihm doch alles zu verdanken hatte, „vom Rat und Gerichte Kummer (Verkümmerung) in sein Hans verstattet worden“, und, heißt es in dem an die kurfürstliche Regierung gerichteten Briefe weiter: „wie derselbe, damit noch nicht zufrieden, mit dem alten und neuen Richter, Schöppen, Unterschöppschreibern und Gerichtsnotarien über den Markt in sein Haus gegangen, ihm, dem gewesenen Bürgermeister, der, ohne Ruhmrede, bei gemeiner Stadt soviel Gutes gethan, zu Schimpf und Unehren einen Span aus der Thür schneiden lassen. Zudem habe seine Schwiegertochter, die Albrecht Lotterin, als sie aus dem Rittergut ge zogen, 23 Fuder Geräte mit sich genommen, während sie doch wenig mitgebracht gehabt.“ In einem weiteren Briefe vom 5. Juni 1576 klagt Lotter seinen Schmerz dem Kurfürsten August: „Ich hab’ mir‘s von Jugend auf sauer werden lassen und einem Herrn zwanzig Jahre aneinander gedient, in Handelsgewerb und sonderlich als ich bei der Mannsfeldischen Saigerhandlung verwandt gewest, mein vornehmst Vermögen auf dem Geyer unter Eurer Kurfürstlichen Gnaden in mein Zinnbergwerk des Geyerbergs gewandt, der bei meinen Zeiten um 3 bis 400 Gulden zu kaufen und zu erlangen gewest; ich hab’ aber den Gregor Schützischen Erben beinahent um den halben Teil seines Geyersbergs, wie Euer Kurfürstlichen Gnaden das gnädigste Wissen tragen, 7000 Gulden baar Geld be zahlt, welches bemeldtem Zinnbergwerk nicht zu kleinem Aufnahmen gereicht, und ein groß Geld daselbst hin verbaut. Als ich nunmehr meines Alters im 79. Jahre durch meine Dienstleistungen und auferlegte Ämter mich abgearbeitet, alt und un vermöglich worden: so überfallen mich meine Kinder und unterstehen sich aus einem Mißtrauen, mich bei meinem Leben zu beerben, also daß ich ihnen ein groß Geld vergnügt (gegeben) und mit meinen Leipzig’schen Gütern und baarem Geld bezahlt und zufriedengestellt hab’, daß also sie mich nun bei meinem überbleibenden väterlichen Vermögen müssen bleiben lassen und mich um nichts mehr zu mahnen haben.“ Lotter erwähnt dann weiter, daß er zum Betriebe seines Bergbaues 4000 Gulden von seiner Schwester Tochtermann, einem Ratsherrn in Leipzig, habe erborgen müssen und ihm nur zur Versicherung sein Geyersbergisch Zinn bergwerk mit Schmelzhütten, Pochwerken und stattlichen Gebäuden verpfänden wolle, und schließt darauf mit der unterthänigen Bitte: „Eure Kurfürstlichen Gnaden wolle Ihren Konsens und Bewilligung in Schriften gnädigst mitteilen lassen und mein gnädigster Kurfürst sein und bleiben. Das will ich als Euer alter dreißig jähriger Diener nach Vermögen mit meinen gehorsamsten und unterthänigsten Diensten jederzeit willig und mit Fleiß verdienen. Datum, Leipzig u. s. w.“ Erst nach drei Jahren kam mit Bauer ein Vergleich zustande. Es war am 8. Dezember 1579, als hierzu die kurfürstlichen Kommissarien in Geyer erschienen.

336

Der kranke Lotter ließ sich durch seinen Sohn Ludwig vertreten. Man kam dahin überein: Von dem Kaufgelde

des Leipziger Hauses, von welchem Bauer bereits 2000 Gulden ausgezahlt erhalten hatte, solle er die noch übrigen deponierten 2000 Gulden erhalten, wegen seiner noch rückständigen Forderung aber solle ihm Hypothek auf das Rittergut gegeben und allmählich Abzahlung durch Lotters Sustentationsgelder — wöchentlich 6 Gulden oder jährlich 316 Gulden betragend — von dessen Tode an geleistet werden. Lotter hatte sich nämlich endlich auch seines ihm in doppeltem Sinne so teuren Zinnbergwerks entäußern und dasselbe seinem Leipziger Gläubiger zur Benutzung bis auf Abtrag der Schuld überlassen müssen, wobei er sich zu seinem Lebensunterhalte jene 6 Gulden wöchentlich vor-, behalten hatte, die nach seinem Tode auf seine Söhne, nun aber auf Bauer über gehen sollten.

So weit war es also mit Lotter gekommen, daß er als 82jähriger Greis nur noch eine verschuldete Wohnung und ein kleines Verpflegungsgeld hatte. Er bedurfte dessen nicht lange. Am 24. Juli 1580 legte er sein müdes Haupt zur Ruhe. In der St. Lorenzkirche zu Geyer hat der große Lotter seine letzte Ruhestätte gefunden. Hermann Lungwitz.

Kapitel 86

Evan Evans, der erſte Baumwollſpinner Sachſens.

Die Zeiten, in welchen die Hausfrau mit ihren Töchtern und Mägden während der langen Winterabende am Spinnrade ſaß und ſpann, ſind vorüber; nur dem Namen nach hat ſich das Andenken daran in verſchiedenen Gegenden erhalten. „Sie geht zu Rocken," ſagt man wohl noch heutzutage im Gebirge, wenn eine Nachbarin die andere beſucht; indes iſt an Stelle des Spinnrades und des Rockens oder der Kunkel das „Böckel" getreten, worauf die „ſchwarze Arbeit", welche zum Verzieren der Frauenkleider dient, aufgerollt wird. Das Spinnen beſorgen die großen Spinnereien, die ſich überall in unſerm Gebirge, wo irgend eine ge nügende Waſſerkraft vorhanden war, angeſiedelt haben. Und doch ſind noch nicht hundert Jahre verſtrichen, ſeitdem es überhaupt in Sachſen Spinnereien giebt!

Die Maſchinenſpinnerei iſt bekanntlich eine engliſche Erfindung; man ſchreibt ſie gewöhnlich Richard Arkwright zu. Doch haben ſpätere Nachforſchungen ergeben, daß Arkwright wohl ein großer Verbeſſerer, aber nicht der Erfinder der Spinnerei geweſen iſt. Schon im Jahre 1730 ſpann Wyatt in Litchfield einen Baumwollfaden ohne Hilfe der Finger; doch hatte ſein Verſuch keine weiteren Folgen. Im Königreiche Sachſen waren in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kleine Handmaſchinen zum Spinnen der Baumwolle in Gebrauch. Gegen Ende des Jahrhunderts führte Carl Friedrich Bernhard das engliſche Spinnereiſyſtem in Sachſen ein. Seine Maſchinen waren Mille maſchinen; ſie wurden in einem dazu errichteten Gebäude in Harthau bei Chemnitz durch einen Engländer, Namens Watſon, aufgeſtellt. Da Watſon als bloßer Maſchinenbauer die Maſchinen nicht in Gang zu bringen wußte, namentlich, ſo

337

wird erzählt, die Trommelſchnur nicht aufzuziehen verſtand, wurde im März des Jahres 1802 der engliſche Spinner Evan Evans herübergezogen, der auch alsbald auf den Maſchinen Garn ſpann. C. F– Bernhard hatte ſich im Jahre 1801 mit ſeinem Bruder Ludwig vereinigt, und ſie führten die Firma: Ge brüder Bernhard.

Evan Evans ward 1765 in Llangellidt in Caernarvonſhire in Nord-Wales des Königreichs Großbritannien geboren und kam im März 1802, wie ſchon er wähnt, auf erhaltene Veranlaſſung aus Mancheſter als Werk-

meiſter zu den Ge brüdern Bernhard in Harthau. Bei dieſen, denen das Verdienſt des Unternehmens gebührt, ſpann er auf neu von ihm konſtruierten Maſchinen die erſten Mulegarne, erfand hier die ſo weit verbreitete Spindelſchleifmaſchine, ehe eine dergleichen in England exiſtierte, erhielt auch dafür von der ſächſiſchen Staatsregierung außer 400 Thalern Prämie eine Verdienſtmedaille. Er war zugleich der Lehrer der erſten Spinner in Sachſen. Im Jahre 1806 fing er an, zu Dittersdorf ſelb ſtändig ſich mit Maſchinenbauen zu beſchäftigen, wählte aber 1809 Geyer zur Fortſetzung ſeiner zu immer höherer Anerkennung gelangenden Arbeiten. Evan Evans fertigte die Maſchinen für eine Menge neu entſtehender Fabriken in Erfen ſchlag, Wolkenburg, Wegefahrt, Mühlau, Lugau, Plane, Schlettau u. ſ. w., auch für viele kleinere Etabliſſements im Erzgebirge und im Vogtlande ſowie in und um Chemnitz. Im Jahre 1810 brachte er die ſelbſterfundene, ſpäter vielfach kopierte Maſchine zum Cylinderreifeln am Waſſer in Gang, während man ſich damals ſelbſt in England noch der Handarbeiten dazu bediente. Zwei Jahre ſpäter, 1812, legte er den Grund zu ſeiner Fabrik in Siebenhöfen bei Geyer, die ſpäter im Beſitze eines ſeiner Söhne fortblühte. 1823 brachte er die erſte ſächſiſche Spulmaſchine (Flyer) nach eigner Erfindung in Gang und empfing dafür von der Regierung eine Belohnung von 500 Thalern. Ebenſo erfand er eine andere Spulmaſchine zum Abwickeln des Garns, deren Kopien weit ver breitet waren. Auf der im Jahre 1840 in Dresden ſtattgefundenen Ausſtellung von ſächſiſchen Gewerbeerzeugniſſen erhielt der rührige Spinnmeiſter und Spinnerei beſitzer die große ſilberne Medaille auf ein Bündel vou baumwollenem rohen, zweidrähtigen Zwirn, von welchem der amtliche Bericht ſagt, daß die ausgezeichnete Beſchaffenheit des Fadens, ſowohl hinſichtlich der Egalität als auch der Haltbar keit, alles zu übertreffen ſcheine, was bisher in dieſer Art in Sachſen geleiſtet worden ſei. Evan Evans iſt in einem Alter von 79 Jahren am 9. Dezember 1844 geſtorben und auf dem Friedhofe neben der Hauptkirche zu Geyer beerdigt.

Der Ruhm der Evansſchen Spinnerei lebte unter Eli Evans, dem Sohne des Gründers, eine lange Zeit fort. 1845 erhielt die Spinnerei auf der Dresdner Ausſtellung die goldene Medaille für die ausgeſtellten zweidrähtigen Zwirne (Lacethread) Nr. 70 bis Nr. 120. Sie erſchienen nicht nur an ſich vollkommen, ſondern auch in dieſer Vollkommenheit und in Darſtellung der höheren Nummern in ganz Deutſchland als einzig in ihrer Art, und auch die Preiſe ſtellten verhältnismäßig billig.

über Evan Evans Perſönlichkeit berichtet Paſtor F. G. Blüher: „In einem 24jährigen Umgange habe ich Herrn Evans kennen, ſchätzen, verehren

22

338

gelernt als einen Mann, der unter allen Wechſeln der Zeit eine Redlichkeit, eine Hoheit des Charakters bewahrt hat, wie ſie uns hienieden nur ſelten begegnet. Alle, die ihn kannten, werden mir beiſtimmen.“ Ja, Blüher hat mit folgenden Worten in der „Leipziger Zeitung“ zur Errichtung eines Denkmals für Evan Evans aufgefordert: „Möge mich die Hochachtung für den Hingeſchiedenen ent ſchuldigen, wenn ich es wage, dem Gedanken vieler ſeiner dankbaren Verehrer eine Sprache zu geben und den Vorſchlag zu einem Denkmale zu machen, das dem um das ganze Sachſenland ſo hochverdienten Manne geſetzt werden möge an der Stätte, wo er ſeinen letzten Schlummer ſchläft. Ja Geyer hatte er zuerſt ſeine ſelbſtändige Werkſtätte auf dauernde Weiſe errichtet, in Geyer ſich durch die Thätig keit ſeines hochbegabten Geiſtes die Mittel zur Begründung der eignen Fabrik in dem angrenzenden Siebenhöfen erworben; Geyer galt ihm immer als ſeine zweite Heimat, und hier war es, wo er ſich ſeine letzte Ruheſtätte neben Gattin und Enkeln ſelbſt erwählte. Hier dürfte ſonach die paſſendſte Stätte für das Ehren denkmal ſein, das ſeine Verdienſte erheiſchen und ſeine dankbaren Verehrer ihm wünſchen. Wohlan alſo, laſſen Sie den gethanen Vorſchlag Wiederhall in Ihrem Herzen finden! Das Denkmal jenes Mannes ſei

zugleich ein EhrendenkmalSachsens und gebe Zeugnis, daß das Vaterland die Männer zu würdigen weiß, die seinen Ruhm und sein Wohl erhöhen!“

Die erwerbslosen Jahre, welche den politisch so hochbewegten Jahren voraus gingen, ließen den schönen Vorschlag Blühers nicht zur Reife gedeihen; der ge sammelte Betrag wurde zu einer Evansstiftung an den technischen Staatslehr anstalten in Chemnitz verwendet. Ein Denkmal von Stein erwarb sich Evan Evans nicht, wohl aber das Gedenken in den Herzen aller Edelgesinnten. Die Saat, die Evans gestreut, grünt und blüht noch heute im Gebirge und im ganzen König reiche fort. Zwar ist in dem mächtigen, von dorischen Halbsäulen flankierten Baue in Siebenhöfen jetzt eine schwunghaft betriebene Pappenfabrik und Präg anstalt untergebracht; aber es haben sich doch an den Ufern der Zschopau und ihrer Zuflüsse, zu denen auch der Geyersche Stadtbach zu rechnen ist, der kurz unterhalb der ehemaligen Evansschen Spinnerei einmündet, die größten und bedeutendsten Spinnereien des Sachsenlandes angesiedelt.

Zu den beiden Faktoren, Steinkohle und Eisen, welche die Welt regieren, ist als dritter die Baumwolle hinzugekommen. Der dünne baumwollene Faden bildet eine starke Kette von Erdteil zu Erdteil, von Volk zu Volk, von Werkstatt zu Werkstatt. Tausend fleißige Hände müssen sich regen, ehe die Baumwolle verarbeitet in den Besitz des Produzenten zurückkehrt. Zum Beleg für das Ge sagte diene folgendes Beispiel. Ein Neger arbeitet in einer Baumwollplantage Brasiliens. Die gewonnene Baumwolle wird dem Händler eingeliefert, wandert über den Ocean und kommt, nehmen wir an, in die Spinnerei von Arno und Moritz Meister in Erdmannsdorf im sächsischen Erzgebirge. Als gesponnenes Garn geht sie nach Thum, wird hier gewirkt, und die Weltfirma Moritz Samuel Esche in Chemnitz schickt sie über das Weltmeer zurück nach Amerika, und hier gelangt sie schließlich als Strumpf wieder in die Hände desjenigen Negers, der sie seinerzeit als Wolle in der Kapsel von der Staude pflückte. Hermann Lungwitz.

339

Kapitel 87

Die Hungersnot im ſächſiſchen Erzgebirge in den Jahren 1771 und 1772.

Auch der beſte Ertrag der Felder unſeres Erzgebirges iſt zur Ernährung der dichten Bevölkerung nicht völlig hinreichend. Wir ſind bei dem Getreide einkauf auf die Niederungen angewieſen, mit deren Bewohnern wir gegen unſere Induſtrieerzeugniſſe Brot eintauſchen. Jetzt umſpannt das Eiſenbahnnetz das ganze Feſtland; aus den entfernteſten Gegenden wird mit Leichtigkeit Getreide herbeigebracht. Wie war es aber früher, als es noch keine Bahnen gab, die Straßen nicht im beſten Zuſtande waren und oft der verſchneite Hohlweg den Verkehr auf Tage, ja auf Wochen hemmte? Auch in den Zeiten vor Errichtung der Bahnen mußte das Getreide drunten im Niederlande gekauft oder aus den ge ſegneten Gefilden des nahen Böhmerlandes herbeigeſchafft werden. Der Haupt handelsplatz war die Stadt Zwickau; hierher brachte der Altenburger Bauer ſein Korn; die Müller und Bäcker aus dem Gebirge kauften da ein. Wenn aber auch in den Niederungen Mißernte war, wenn Böhmen die Grenzen ſperrte und kein Getreide herausließ, dann pochte die drückende Sorge um das tägliche Brot an die Pforten der Wohnungen unſerer ſonſt ſo frohgeſinnten Gebirgsbewohner, dann trat wohl eine Hungersnot ein, wie ſie unſere Altvordern in den Jahren 1771 und 1772 erlebt haben. Da es gut iſt, in den Tagen des Glückes auch der trüben Zeiten zu gedenken, ſo laß dir, freundlicher Leſer, von der großen Hungers not in den erwähnten Jahren das berichten, was uns wahrheitsgetreue Aufzeich nungen überliefert haben.

Schon im Frühjahr 1770, als ein ſpäter Schneefall den Winterſaaten großen Schaden zufügte und darauf anhaltendes Regenwetter folgte, begann eine allgemeine Beſorgnis um die Zukunft ſich der Gemüter zu bemächtigen; ſie ver mehrte ſich, als nach Johannis von Woche zu Woche die Getreidepreiſe ſtiegen und eine Mißernte eintrat, die ſich nicht bloß über das Erzgebirge und über Sachſen, ſondern über die fruchtbarſten Gegenden Deutſchlands erſtreckte. War die Bedrängnis, welche dadurch für die dichte Bevölkerung des Obererzgebirges herbeigeführt ward, ſchon groß, ſo mußte ſie ſich zur höchſten Not ſteigern, als im nächſten Jahre der ſpäte Schneefall und die regneriſche Witterung ſich wieder holten. Die Felder boten den düſterſten Anblick, ſie waren von den Eigentümern entweder mit ſelbſt erbautem geringen oder teuer erkauftem Samen nur ganz dünn beſtreut oder aus Mangel an ſolchem gar nicht beſäet, und die Kartoffelſaat war hier und da durch die Armen wieder aufgewühlt. So war das Schlimmſte zu befürchten, eine nochmalige Mißernte. Und ſie trat ein! — trat zu einer

Zeit ein, als auch die andern Nahrungsquellen bei der herrschenden Erwerbslosigkeit versiegten und jedwede Zufuhr aus Sachsens Kornkammern, Böhmen und Alten burg, gehemmt war. Jetzt entrollte sich das Bild der furchtbarsten Hungersnot, die je erlebt worden war, vollständig. Man sah ganze Scharen von Bettlern umherziehen, darunter Greise, die, von ihren Angehörigen nicht mehr ernährt, fremde Unterstützung suchen mußten; Jünglinge, die, sonst kräftig und blühend, jetzt halb verschmachtet, mehr durch ihren Anblick als durch Worte sich Mit

340

leid erflehten; Männer, die nach Verkauf des letzten, was sie hatten, selbst ihrer Werkzeuge, an den Bettelstab gebracht waren; Leute, die bisher in Wohlstand gelebt, jetzt mit bittern Thränen andrer Milde ansprechen mußten. Man sah Scharen von Kindern, die, von Eltern hilflos gelassen, Brot aus reicheren Händen zur Stillung ihres Hungers zu erlangen suchten. Die Zahl der Bettler war so groß, daß, wie der Pfarrer Oesfeld in Lößnitz im Erzgebirge versichert, dort an einem Tage oft mehr als 400 vor den Thüren die Mildthätigkeit in Anspruch nahmen.

Der Kornpreis war vom Frühjahr 1770 bis dahin 1772 von 1 Thlr. 4 Ggr. auf 14 Thlr. gestiegen. Wie vielen Familien mochte es da unmöglich ge worden sein, das tägliche Brot zu kaufen! Bald nahm man seine Zuflucht selbst zu den unnatürlichsten Nahrungsmitteln: die gröbsten Kleien, unreife Waldbeeren, gekochtes Gras, zu Mehl zerriebene Baumrinde und dergleichen mehr mußten zur Stillung des peinigenden Hungers dienen.

Die unausbleiblichen Folgen waren bösartige, ansteckende Fieber, die allent halben im Jahre 1772 die Opfer des Todes ins unglaubliche vermehrten. In Geyer zählte man deren 423, während sonst in einem Jahre etwa 60 Leute starben. Nach einer Angabe des Geyerschen Rates hatte man am 19. Mai schon 192 Leichen, darunter 50 Hausbesitzer. In Ehrenfriedersdorf konnte man keine Bretter mehr auffinden zu Särgen für die Verstorbenen. Im Quartalbuch der Fleischerinnung derselben Stadt heißt es vom Anfang des Jahres 1773: „Das ehrsame Hand werk ist so in Verfall gekommen, daß keiner imstande gewesen ist, zu schlachten. Das liebe Brot mußte mit Einteilung gegessen werden. Es sind in diesem Jahre 585 Personen gestorben.“ In der Parochie Lößnitz wurden 587 Leichen ge zählt, 200 mehr als im Jahre 1633, da die Pest in dieser Stadt wütete. Die meisten Einwohner waren vom Hunger völlig abgemattet. Manche sanken auf offener Straße um und blieben tot liegen. Wie es in solcher Zeit um die Er nährung und Pflege der Kinder im Hause und ihre Sittlichkeit außer demselben stand, kann man leicht vermuten.

Das 49. Stück des Dresdner Gelehrten Anzeigers vom Jahre 1772 schreibt: „Hier ist ein Auszug aus einem Briefe eines sichern Mannes, der am 4. September die Gegend nach Johanngeorgenstadt zu durchreist hat. Ich habe das Elend in Breitenbrunn, Rittersgrün, Wiesenthal, Crottendorf, Pöhla, Wildenthal, Eiben stock und Neudorf gesehen. Nie wünsche ich mir und keinem andern, einen so traurigen Anblick wieder zu erleben. Schon auf der Reise fand ich nicht wenige unbesäet gebliebene, zum Teil schon zur Aussaat aufgerissene Felder; auf diesen nichts als Gras, das kaum zur Hutung nützen kann. Auf den Wiesen noch vieles Heu, das nicht hatte eingebracht werden können und nun verderben mußte, weil das Zugvieh und die erforderlichen Kosten gemangelt hatten, oder wo der Hauswirth krank oder gar gestorben war und ein Haus voll hilfloser Waisen ver lassen hatte; die Feldfrüchte, die nur in wenig Roggen, meist in Hafer bestanden, gar dünne und noch hin und wieder grün wie Gras und bei den schon einfallen- ‘ den kalten Nächten nicht viel Hoffnung zu ihrer Reifung. Die in Vergleichung mit andern Jahren wenig eingelegten Erdäpfel waren schon großentheils aus

341

gegraben und halb unreif verzehrt, die noch in der Erde liegenden der Dieberei ausgesetzt, und auf allen nur ein Vorrath auf einige Wochen. Das innere Elend der Orte wage ich mich gar nicht zu schildern. Traurig war es, von vielen so genannten Halb- und Viertelgutsbesitzern zu hören, daß sie nicht eine Hand voll Samen ausgesäet hätten, daß ihr Rindvieh größtentheils verstoßen und die wenigen Pferde aus Mangel an Futter gefallen wären; noch viel trauriger, die meisten Einwohner nicht so nothdürftig bekleidet, daß sie ihre Blöße bedecken konnten, und ihre Wohnungen von allem Hausgeräthe, ihr Lager von Betten leer zu sehen. Kleider, Wäsche, Betten, Haus- und Handwerksgeräthe hatten die meisten, ja viele die eisernen Töpfe und blechernen Röhren aus den Öfen, die Schlösser von den Thüren und ihre Äxte verstoßen und um ein Geringes verkaufen müssen — viele haben sogar die Fenster, die Ziegelsteine von den Feueressen u.s.w. aus Noth ver kauft; viele Häuser, die ausgestorben waren, sind von ihren Nachbarn ein gerissen und das Holz verbrannt worden –, um ihr und ihrer Kinder Leben auf einige Tage zu fristen. Handwerker und Professionisten hatten keinen Verdienst. Zu der schweren Arbeit in Eisenhämmern und Holzschlägen, welche sonst den Mannspersonen ihren Verdienst schaffen, jedoch itzt auch liegen, sind sehr viele zu entkräftet. Oft müssen sie von der Arbeit wieder abgehen, oft davon hinweg ge tragen werden: ja einige sind todt dabei liegen geblieben. Ich habe Männer in ihren besten Jahren gesehen, die nicht im Stande waren, das ihnen geschenkte Holz im Walde zu hauen und herein zu holen. Der Winter setzet die Männer außer allen Verdienst. Der Lohn bei den Fabriken, für welche die Weibspersonen und Kinder arbeiten, reichet nicht zu, das Brot der arbeitenden Person zu bezahlen, geschweige ganze Familien zu ernähren, Kranke zu erquicken, Kleider, Betten, Hausgeräthe anzuschaffen. Ja, ich habe Klöpplerinnen gefunden, die der Hunger dumm und blind gemacht hatte, andere, die wegen zurückgebliebener Mattigkeit und blöden Gesichtes wie die Kinder wieder mit kleinen Zäckchen und schmalen Borten zu arbeiten anfangen mußten. Ich erstaunte über die Gelassenheit der vielen Elenden, die mir allenthalben entgegen kamen, aber selbst zu Kummer und Klagen schon zu empfindungslos, zum Theil schon sorglos für sich und die Ihrigen waren, weil sie, wie mir einige selbst sagten, sich auf den bevorstehenden Winter weder zu rathen, noch zu helfen wußten. Viele haben sich schon des Lebens be geben. Die Krankheiten hatten auch wieder sehr überhand genommen, vornehm lich durch den Genuß unreifer Erdfrüchte und durch die Erkältung wegen Mangels hinlänglicher Bedeckung um Tage sowohl als besonders des Nachts. Die meisten Genesenden können sich wegen der schweren Kost nicht wieder erholen. — Mit Nahrungsmitteln, die im Niederlande zu dem nothdürftigsten Unterhalte gehören, kann man hier Sterbende retten. Doch habe ich in Breitenbrunn etliche vor Hunger schon halb Verschmachtete gesehen, die keine Gabe mehr retten, sondern ihnen den Tod nur weniger peinlich machen konnte. Viele wissen keine Krankheit und Schmerzen zu klagen, aber geschwollen, keuchend, ganz verschmachtet taumeln sie umher; vermuthlich sind ihre Eingeweide zusammengeschrumpft. — Nur erst vor vierzehn Tagen hatte man in der Gegend von Eibenstock zwei Kinder, die in den Wald gegangen waren, um sogenannte Schwarzbeeren zu holen, auf der Straße

342

aus Mattigkeit umgefallen und todt gefunden. Die fremden Almosen nehmen ab, und die Kollekten jedes Ortes sind, wenn gleich diejenigen, die noch wohlhabend heißen, über ihr Vermögen thun, doch ein Weniges für so viele Arme, die sich täglich vermehren. Mancher, der noch vor etlichen Monaten Almosen gab, bittet itzt um Almosen, und dadurch wächst die Zahl der Armen, soviel auch hinweg sterben, doch immer wieder so sehr, daß die an sich beträchtlichen Gnadengeschenke nur kleine Gaben werden. 150 Scheffel Korn mußten jüngst unter 12800 Arme vertheilt werden."

Ferner teilt die erwähnte Zeitung später mit: „Bei einem Bereisen einiger Dorfschaften im Monat März fand ein gebirgischer Medicus zu Rittersgrün in einem Hause den Wirth mit seiner Frau und sechs Kindern in äußerster Armuth, das siebente, eine Tochter von neunzehn Jahren, die für sich und die übrigen noch Brod

verdienen konnte, war vor etlichen Wochen gestorben, eine Tochter von sechzehn Jahren lag seit einigen Tagen vor Hunger an einer Diarrhoea sanguino lenta, ein Kind von neun Jahren an der Auszehrung darnieder. Von zween Broden, die der Hausvater in einer Woche noch verdienen konnte, und etwas Milch von seiner Kuh mußten sie alle leben. Seine Kinder zu retten, hatte er diese Kuh verkaufen wollen, aber nirgends einen Käufer gefunden. In einem andern Hause waren drei Genesene, aber der Hunger warf sie von neuem nieder. Ein Hausgenosse war vor zwei Tagen verhungert, lag aber noch in dem Bette, indem er gestorben war, weil Wittwe und Kinder, alle ganz unbedeckt, nichts zum Sarge auftreiben konnten. Nicht weit davon lag der Wirth vom Hause abgemattet auf dem Boden, ohne etwas klagen zu können. — Dessen Bruder mit einer Frau nebst sechs Kindern waren seit sechs Wochen eines nach dem andern verhungert. — In Crottendorf fand er einen Hausgenossen, dem in der Nacht vorher ein Kind verhungert war, und zwei Kinder nebst der Mutter lagen verschmachtet, dem Tode nahe. Aus eben diesem Hause war ein Knabe betteln ausgegangen, aber Abends nicht heimgekommen. Tages darauf, da man das Haus öffnete, lag er todt vor der Thür, ohne Geld, ohne Brod u. s. w.“

Der Notschrei, welcher vom Gebirge her erklang, fand im ganzen Sachsen lande und darüber hinaus Wiederhall; durch Spenden suchte man die Not zu lindern. Seit dem 12. Januar 1771 bis Ende des Jahres 1773 sind allein aus dem Leipziger Intelligenz-Comptoir 25726 Thlr. 6 Gr. 9Pfg. bares Geld, 300 Scheffel Getreide, 37 Centner Reis, auch viele Bücher und Kleidungsstücke eingegangen und ins Erzgebirge abgesendet worden. Chemnitz, Ehrenfrieders dorf, Eibenstock, Geyer, Johanngeorgenstadt und Schneeberg werden als die Schauplätze des größten Elendes damaliger Zeit genannt.

Die immer hoffnungsreicher hervortretende Ernte des Jahres 1773 richtete endlich die fast bis zur Verzweiflung niedergebeugten Gebirgsbewohner wieder auf und half durch ihre Gaben die letzte Not überwinden. Der Scheffel Korn, welcher 1772 mit 14 bis 15 Thaler bezahlt wurde, galt 1773 nur 4 Thaler und zu Anfang des Jahres 1774 nur 2 Thaler. Der Scheffel Kartoffeln kostete während der Hungerjahre 2 Thaler 18 Groschen, am Anfang des Jahres 1774 nur 8 Groschen. In einigen Städten ließ man Denkmünzen schlagen, auf

343

welchen die Getreidepreise in den Zeiten der großen Teuerung verzeichnet sind.[1] Am 16. August 1773 ward in Geyer mit dem Erntefest das ausgeschriebene all gemeine Dankfest für Rettung aus der großen Drangsal verbunden. Mit welcher Rührung und Inbrunst mögen die Geretteten daran teilgenommen haben!

Unter denen, welche die Bewohner des Erzgebirges während der Zeit der großen Not unterstützten, ist zunächst die sächsische Staatsregierung zu nennen. Die Bergleute erhielten das Korn auf Staatskosten um den halben Preis. Unter der Leitung des Landeshauptmannes Grafen von Soluis sind 1938 Kinder un entgeltlich unterrichtet, gespeist und zum Teil auch gekleidet worden. Auch sind edeldenkende Gewerke zu erwähnen, welche in diesen Jahren den Bergbau weiter trieben, obgleich sie keine Ausbeute zu ersehen vermochten. So haben holländische Gewerke in Johanngeorgenstadt, Marienberg und Ehrenfriedersdorf weiter gebaut. In Schneeberg ließ der Ratsherr und Kaufmann Christian Heinrich Richter an einem wüsten Berge einen schönen Lustgarten anlegen, und dabei hat er in dieser brotlosen Zeit vieler Armen Hände zu beschäftigen und mit Brot zu versehen ge wußt. In gleicher Weise werden die Namen Michael Landgraf in Lößnitz und Hans Heinrich von Elterlein in den Berichten rühmend genannt.

[1] Die im Besitz des Verfassers befindliche Denkmünze zeigt auf der einen Seite einen aus Wolken hervorragenden Arm mit einer Rute in der Hand, dazu die Umschrift: „Gottes Hand schlägt das Land.“ Auf der andern Seite: „Große Theurung 1771 und 1772. 1 Scheffel Korn 15 Thlr. 1 Scheffel Weizen 16 Thlr. 1 Scheffel Gerste 12 Thlr. 1 Scheffel Hafer 6 Thlr. Dresdner Maaß. 1 ℔ Brot 2 Grsch.“

Im September 1773 bereiſte der damalige Kurfürſt und ſpätere König Friedrich Auguſt I. nebſt Gemahlin und Gefolge das Gebirge, überall reiche Mittel uud infolge ſeiner Teilnahme Troſt ſpendend. Von Marienberg ging am 7. September die Reiſe zu Pferde über Ehrenfriedersdorf, Geyer, Zwönitz, Löß- nitz, Schlema nach Schneeberg und von da an denſelben Tage wieder zurück nach Marienberg. Am 9. September war der hohe Landesherr mit großem Gefolge in Annaberg. Hier[2] war alles in fröhlichem Aufruhr, und die halbe Bevölkerung des Gebirges hatte den Pöhlberg vom Fuß bis auf die Höhe beſetzt. Als der geliebte Fürſt aus der Stadt heraus in ſtattlichem Aufzuge dem Berg entgegen ritt, da rauſchte die Muſik, da donnerte es aus den von Bergleuten in Baſaltſteine eingebohrten, mit Pulver gefüllten Höhlungen, und weithin ſchallte der Jubelruf der unabſehbaren Menge. Auf dem dazu gebahnten Wege, am Weſtabhange des Berges, ritt der Kurfürſt, begleitet vom Bürgermeiſter der Stadt, Wex mit Namen, aufwärts. Als der Fürſt die Anhöhe bald erreicht hatte, gaben die Freiſchützen, die zur Begrüßung oben auf dem Berge aufgeſtellt waren, plötzlich eine Salve. Von dem plötzlichen Knall erſchrak das Pferd des Kurfürſten und machte einen Sprung nach dem Abhange zu. Nur die Beſonnenheit des Bürgermeiſters, der das Pferd noch zu rechter Zeit um Zügel auf den Weg herüberriß, rettete das Leben des Kurfürſten.

Hermann Lungwitz.

344

[2] Spieß und Berlet: Sächſiſche Geſchichte.

Kapitel 88

Erzgebirgiſche Zufriedenheit.

88.1 Gedicht in obererzgebirgiſcher Mundart.

Ihr Kinnr, ſogt mr, wos r wollt, Bun uns is wahrlich ſchie! Mr hoom gerod net Pfahr un Gold, Doch en zafriedna Si![1] Wechſt ah bun uns ka Citeru[2], K. Wei un annr Zeig: Uns machn unnra Schwarzbär fruh Un viel Ardöppeln reich.

Wos nutzet en da[3] viel Gelanz Un a gruß mölichs Haus? Is när's Suntigswammes ganz, 's annra macht niſcht aus. Ho ich a Kihla[4] in men Stall, Do hot's gar kana Nut; A Seila[5] find't ſich ah noch ball — Dr lieba Gott ſchafft Brut.

Un kimmt dr lieba Sunntig ra, Do härt da Arbet auf; Mr ſtimma unnr Mornglied[6] a Un ſteinig zr Körch dorauf. Do predigt unnr Paſtr doch Bun lieba Gott gar ſchie! Mr batn 's Vatrunſr nooch Un thun na wiedr gih.

Un manchmol ſingt dr Kantr ah Un 'n Paſtr ſeina Maad', Dazu geigt unnr Pfeifr[7] na, 's wackelt's Harz fr Fraad. Da Körch is aus, 's giht ahamm[8], Mei Alta ſchwitzt gewieß! Sa hot gekocht (du förſtlich Laam!)[9] 'n größtn Topp voll Klies.[10]

[1] Sinn.
[2] Citrone
[3] denn.
[4] kleine Kuh.
[5] kleines Schwein.
[6] Morgenlied.
[7] Stadtmuſikus.
[8] nach Heim.
[9] Leben.
[10] Klöße.

Un kimmt dr Sunntig Nogmittog, Do ginna mr za Bier, Vrgaſſn alla Sorg Un Plog, Spieln Schofkopp unnr vier. Gedroſchn is 's wing Getraad, Da Zinſn ſei bezohlt — Nu, Wintr, kumm! K. Harzalad[11] Is, wenn 'r Bluma mohlt.

345

Mr hoom n Budn vollr Steck Un Reiſig ah genunk! Werd's alla, gieht's halt im da Eck In Wald, 's is när a Sprunk. Dr Kachlufen is vrſchmiert, 's ka kaa Raach[12] meh dorch; Da Ufnbank is reperiert – Un wettr hot's kaa Sorg.

Un wenn's halt draußn arthaſt[13] ſchneit, Werd's Pfeifl agezindt; Eh's Heifl eiſchneit, hots ſchu Zeit, Dos giht net ſu geſchwind. Werd's ohmſt[14], do kumma Hutzngeſt[15], Nooch werd halt diſchkeriert[16], Weibsvölkr[17] klippln, hart un feſt An Klipplſtock retriert.

Oft werd drbei aans geſtimmt, Mr ſinga alla miet; Su giht's bis unnr Kunzguſt[18] kimmt, Nooch ſtieht mr auf un gieht. „Loſchaa,[19] kummt ſei inorng wiedr haar!" Su ſogt mr bun Gelat.[20] Da Kelt is net fr Lareſaar,[21] Hult noch en Stock, ihr Maad.

Da Alta hot drweil ins Bett 'n Wärmſtaa nei getha, Mei Sixeu! do drfriert inr net, Do ſieht mrſch[22] ſchu drim a. Kimmt endlich 's Frihjahr amarſchiert, Giht's ah geleich ins Fald, Do haaßt's ſich orndlich eigeſchmiert, Fr Togluh[23] hot's kaa Gald.

Su chobert mr 'n Summer dorch Un plogt ſich mit 'n Hei; Mr hot do ſchu ſei biſſl Sorg — Doch miſſn Sorng ah ſei. Su laam[24] mrſch 's lieba langa Gahr'. Un is dos Laam[25] net ſchie? Do blebt uns bis zr Tudtenbahr Doch a zafriednr Si.

C. F. Röder.

(Aus: „Alte und neue Gedichte und Geſchichten in erzgebirg. Mundart.")

346

[11] Herzeleid.
[12] kein Rauch.
[13] viel.
[14] abends.
[15] Beſuchsgäſte.
[16] diskuriert.
[17] Frauen.
[18] Name des Nachtwächters.
[19] Laß geſchehen.
[20] Geleit.
[21] Larifari.
[22] man es.
[23] Tagelohn.
[24] leben.
[25] Leben.

Kapitel 89

Kleinſtädterleben im Erzgebirge am Ende des 16. Jahrhunderts.

Die Leſer werden nicht ohne Intereſſe nachfolgende Mitteilungen über öffentliche Zuſtande des Volkslebens innerhalb unſeres engeren Vaterlandes vor mehr als 300 Jahren entgegennehmen. Dieſelben ſind in einem Aktenſtücke vom 15. Januar 1584 enthalten, in welchem der Rat der Stadt Schlettau im Erz gebirge eine „Stadt-Ordnung“[1] aufgeſtellt hat.

Man kann jene Zeit recht wohl zur „guten alten Zeit“ rechnen. Sie fällt in den von einer faſt 70jährigen Friedensperiode geſegneten Zeitraum von 1553 bis 1618, in welchem in Stadt und Land Wohlhabenheit herrſchte, Handel und Wandel blühte und das Volksleben feurig pulſierte, in dem aber auch allerhand. Ausſchreitungen vorkamen.

Kein Wunder, wenn die Obrigkeiten bemüht waren, der überſchüſſigen Lebenskraft und Luſt durch ſtrenge „Ordnungen“ einen Damm zu ſetzen. So wohl die „Straffälle“, wie die „Strafen“ geben ein treues Bild der Zuſtände in jener Zeit. Wir wählen einige Züge aus dieſem Bilde aus.

Zunächſt lag dem Rate die ſittliche und kirchliche Ordnung in der Stadt am Herzen. Er verordnete daher, daß jeder Einwohner an Sonn-, Feſt- und Feiertagen mit Weib, Kindern und Geſinde vor- und nachmittags zur Kirche gehen, auch daß die Wochentagspredigten aus jedem Hauſe von einer oder zwo Perſonen beſucht werden ſollten. Zuwiderhandlungen ſollten mit 5 Groſchen ge ſtraft werden, wovon die eine Hälfte dem Gotteshauſe, die andere dem Rate zufallen ſollte.

Sodann wird bekannt gegeben, daß der „Stadtknecht“ mit Eifer darauf zu achten habe, daß in der Kirche niemand „Vermutz (Vorwitz?)“, Plaudern und Waſchen und Mutwillen treibe. Wer dabei betroffen werde, ſolle mit 6 Groſchen oder mit „Gefängnus“ geſtraft werden.

[1] Bemerkt ſei noch, daß das Aktenſtück teilweiſe durch Unterſchriften vom Bürger- meiſter und ſieben Ratsmitgliedern, ſowie durch Beidruckung des Stadtwappens und der Wappen der Mitglieder des Ratskollegiums beglaubigt iſt.

Weiter solle in den Winkelzechen und verdächtigen Orten an Sonntagen unter der Predigt Zechen, Völlerei und sonderlich das Spielen ganz und gar verboten sein. Ein Hauswirt soll in seinem Hause auf Völlerei und Spielen wohl acht haben, im Betretungsfalle wird er, wie die Betroffenen, mit 5 Groschen Strafe belegt.

Es soll zwar einem Nachbar „vergünnt“ sein, zum andern zu gehen und eine Kanne Bier zu trinken oder die Tochter und die Magd spinnen gehen zu lassen, doch sollen dabei keine Thörlichkeiten und Ungebührlichkeiten getrieben oder ver dächtige Personen zugezogen werden.

Auch warnt der Rat, daß Personen, wo zwo einen Abschied (Vertrag) oder Vereinigung schließen, welche den einen nachher nicht „erbaut“, dann den Schreiber, die Gerichtsleut oder gar den Bürgermeister und Rat der Lügen bezichtigen. Es soll jeder ernstlich und treulich verwarnt sein. Würden einer oder auch mehrere mit solchen Worten oder Übelmachen betroffen, so sich zur Ver

347

schmälerung der Gerichte oder deren Benachteiligung richteten, sei er, wer er wolle, der solle mit einem guten Schock Geldes oder mit Gefängnis gestraft werden. Wer aber solches höre und verschweige, sonderlich wenn er mit „Eidespflichten verhafftet“ sei, der solle nach Erkenntnis mit zwiefacher Strafe unnachläßig gestraft werden.

Bezüglich der Gassenknechte, Gotteslästerer und des Gassengeschreies, „so sehr überhand nimmt“, ist folgende Ordnung geschaffen: So sicher einer oder mehrere um 9 Uhr abends zur Sommer- und Winterszeit zur Nacht mit losen Worten, Singen, Schreien und andern Leichtfertigkeiten ergreifen läßt, der soll mit 30 Groschen Strafe oder mit 8 Tagen Gefängnis belegt werden, die Gottes lästerer sollen 3 Sonntage vor der Kirche an den Pranger gestellt oder sonst nach den geistlichen Konstitutionen gestraft werden.

Wie auf sittliche und geistliche Ordnung, so hatte der Rat des „Stedleins Schlettau“ auch auf das leibliche Wohlergehen der Bürgerschaft ein wach sames Auge.

Darum faßte er das Bierbrauen, sonderlich das Bierverkaufen und das Bierverzapfen, ins Auge, damit es nicht „etlichen gelinge, welche gern schnell teure Zeit, insbesondere für Malz und Hopfen und anderes Getreyde, welche hoch von nöten sind, herzuschicken wollen und das Ansehen des Städtleins ins Verderbnis bringen“.

Zu diesem Zwecke wird folgende „Ordnung“ aufgerichtet:

(Vorbemerkt sei, daß das Bierbrauen noch nicht ein gesondertes Gewerbe war, sondern ein jeder Bürger seine „Braupfanne“ hatte, und daß auch ein jeder in bestimmter Reihenfolge und Zeit Bier verschenken und verzapfen durfte. Solche Schenkstellen, die durch ein besonderes Bierzeichen – eine ausgestellte Kugel — bemerklich gemacht wurden, sind wohl mit den jetzt ganz ungebräuchlich gewordenen weiter unten genannten „Örtern“ gemeint.)

An hohen Festen und Sonntagen sollen die „Örter und Zechen“ nur auf gethan werden, wenn die Glocken geschlagen, d. i. wenn der Gottesdienst beendet ist, und wer dann in die Örter kommt, soll dem Wirte erst 2½ Groschen zu er legen schuldig sein, ehe er anfängt zu trinken.

Es soll auch nur bis 7 Uhr abends getrunken werden und alsdann der Wirt „nicht Macht haben, mehr zu geben“.

Sollten sich aber „gute Freunde und Nachbarn“ noch länger an einem Trunke Bier „ergetzen“ wollen, soll es ihnen „vor ihr Geld“ noch „vergunnt“ sein, nur nicht länger als bis 9 Uhr. Das Spielen soll aber „ganz und gar“ verboten sein, auch „Braten und gehaltene Mahlzeiten“ mit 5 Groschen „Straff“ belegt werden.

Daß es auch in der „guten alten Zeit“ an allerlei losen Leuten nicht ge fehlt hat, geht aus der Bestimmung des Rats in Schlettau hervor, daß, wer in den Örtern dem Wirte die Zeche nicht zahlt, „ohne behelf“ (ohne Widerrede) außer der Zeche noch 5 Groschen „Straff“ zu zahlen gehalten sein oder ins Ge fängnis gesteckt werden soll, bis er bezahle. Ebenso soll, wer dem Wirte heimlich davonschleicht und ihm zum Fenster hinein gute Nacht wünscht und die Thür ver schließt, mit Gefängnis und doppelter–„Straff“, 10 Groschen, belegt werden.

348_–

Auch am Mittwoch soll Bier aufgethan werden; wer „darüber schreitet“ (also am andern Tage schenkt), soll mit 5 Groschen „Straff“ haften.

Damit immer gutes Bier zu haben sei, soll kein Wirt mehr Bier vom Brauer aufgießen lassen, als er „tragen“ (verschenken) mag. Auch soll er im Keller „nicht Kofent“ (Dünnbier) zum Biere gießen. Wenn er es versucht, soll ihm das Schenken verboten sein, damit die Leute vor Schaden behütet werden.

Der Rat hat auch erfahren, daß Leute in der Stadt sind, welche das Bier auf die Dorfschaften tragen, wie der Schuster die „Schuhe“, und es für einen „Kauf“ (Preis) geben, so sie es selbst nicht haben können, so daß man nicht wisse, ob es Bier oder Kofent sei (heutzutage Bierpanscher genannt), dadurch „das Stedlein in Vornehmen“ (soll wohl heißen in Verruf) gerät, daß die Dorfschaften ihr Bier anderswo einladen.

Weil für Malz und Hopfen „jetzund teure Zeit“ ist, soll einer ein Faß gut Bier nicht anders denn um 5 K. (wahrscheinlich Gülden) verkaufen, und kann er einen höheren Wert erzielen, soll es ihm „vergunnt“ sein; er soll sich aber nach den Preisen in den umliegenden Flecken richten, „bis der liebe Gott wieder andere Gelegenheit geben möchte“ (d. i. billigere Zeiten beschert).

Wer aber andern zum Schaden handelt (also billiger verkauft), soll zwei Jahre seiner (Brau-)Gerechtigkeit verlustig gehen.

Wegen richtigen Maßes soll, daß dem Armen wie dem Reichen sein Recht geschehe, der verordnete Bürgermeis- ter samt Konsorten (Ratsherren und Viertels meistern) mit „ernst darauf sehen, daß jedem, der Bier verzapfet, sein richtiges Maß eingesetzt werde. So aber einer im Verschulden befunden wird, soll er 5 Groschen ‚Straff‘ zahlen“.

Daß es auch damals „störrige Leut‘“ gab, ersieht der Leser aus der Ver ordnung des Rats, daß, „so einer durch den Stadtknecht gefordert wird (? aufs Rathaus) und sich verleugnet oder gar ausbleibt und sich nicht stellt, ohne sonder lich erhebliches Versuchen (Entschuldigung), soll dem Rate sobalde zu 5 Groschen Strafe verfallen sein, und wenn er zum andern betroffen wird und sich nicht stellt und sich gegen den Fronknecht unnütze Worte vermerken läßt, der soll ohne alle Mittel (Nachsicht) Zwehen (2) Tage in der Dimnitz (Haft) gefanglich gehalten werden und seine Straff’ nicht missen (entgehen)“.

Betreffs Säumiger im Zahlen der Steuern und Strafgelder wird geordnet:

Wenn jemand durch Ungehorsam (durch) Strafgelderauferlegung in große Schulden geraten, was gegen Rats und gemeinen Nutzen gehe, so soll der Käm merer (Einnehmer) gehalten sein, „weil (sobald) ordentlich und gründlich abgerech net ist: den Leuten (Schuldnern) leidliche Frist zu stellen, auch was jeder ver willige (in Terminen zu zahlen) annehmen und mit ernst von ihnen erzwinge, damit es einbracht werde“.

Dazu soll der verordnete Bürgermeister dem Kämmerer behilflich sein und thut „Gerichtsschutz“ mitteilen, sonsten aber weder Gunst, noch Freundschaft oder Feindschaft umsehen.

Da auch die Viertelsmeiſter (obrigkeitlich mit der Aufſicht über einzelne Stadtteile betraute Männer) klagen, daß ſie das „Wachgeld“ (ſtädtiſche Steuer)

349

nicht erlangen können, ſo wird ihnen die Einziehung desſelben abgenommen und jeder Einwohner verpflichtet, ſein Wachgeld unaufgefordert jedes halbe Jahr auf das Rathaus ſelbſt zu bringen bei Vermeidung von 5 Groſchen Strafe.

Von den Landesſteuern ſoll gelten:

„Was unſers gnädigſten Herren (des Kurfürſten) Gefälle anlanget, als Erbzins, Martinizins und Schulzwang, ſo ſoll es ſo gehalten werden:

Der Fronknecht ſoll 8 bis 14 Tage vorher vor den Kirchen ausrufen, wenn der Rat die Gefälle einnehmen will. Wer nicht längſtens 3 Tage nach den Terminen, welche abgewartet werden ſollen, zahlet, ſoll in die Fronveſte ein getrieben und nicht eher herausgelaſſen werden, bis daß er bezahlet.“

Auch eine Ordnung über das Hausgenoſſenweſen und über Anmeldung bei An- und Umzug auf dem Rathauſe wird feſtgeſtellt. Namentlich werden auch Vorkehrungen gegen Feuersbrünſte getroffen (Inſtandhaltung der Feueresſen und Aufſtellen von Gefäßen mit Waſſer vor den Thüren, namentlich zur Sommers zeit), gegen Verunreinigung der Straßen, ſowie gegen Begrenzung des Vieh ſtandes (niemand ſoll mehr als zwei Ziegen halten, was dem gemeinen [Ge meinde-]Walde nur zum Schaden gereiche).

Bemerkenswert dürfte noch ſein, daß der Rat zu Schlettau auch für nötig fand, ſeiner Bürgerſchaft „gute Manieren“ anzugewöhnen. Er verordnet: „Wer vor dem Rate und den Gerichten etwas zu ſchaffen hat, der ſoll mit beſcheidenen Worten vor- und abtreten, auch nicht ohne Erlaubnis und Vorladung in die Ratsſtube eintreten bei 5 bis 20 Groſchen Strafe je nach Verbrechung“.

W. Schilling.

Kapitel 90

Freiberg am Ende des 16. Jahrhunderts.

Wandern wir in der Gegenwart durch die herrlichen Promenaden Freibergs, die den älteren Teil der Stadt umgeben, bei dem Schlüssel- und den beiden Kreuzteichen, dem Schwedendenkmal und den nach Möglichkeit treu behüteten Überresten der alten Festungsmauer vorüber, so führt uns jeder Schritt hinweg aus der Jetztzeit in Freibergs ruhmreiche Vergangenheit. — Schauen wir uns nun einmal das Freiberg um Ende des 16. Jahrhunderts an!

Im Verlaufe von vier Jahrhunderten ist aus der Sächsstadt[1] eine volk reiche, starke Stadt geworden. Umschlossen ist sie von mächtigen Ringmauern, welche mit ungefähr 40 Türmen (der Stall- oder obere Wasserturm ist der stärkste) geschmückt und zudem mit Außenwerken versehen sind. Fünf mit Brustwehren und Zugbrücken ausgestattete Thore sind vorhanden, z. B. das Kreuzthor, in dessen Nähe auf dem Boden der alten Burg Freistein das kur fürstliche Schloß Freudenstein von 1572–1577 erbaut ward, und zehn Festungsteiche speisen den Graben.

Innerhalb der Stadt fällt die auf den gepflasterten Gassen und Platzen herrschende Sauberkeit, die Schönheit mancher Häuser (in der Stadt sind es

350

über 1800, in den Vorstädten 1900) auf, die alle nach dem Brande, der Freiberg im Jahre 1484 binnen drei Stunden fast vollständig vernichtete, mit steinernen Giebeln und Ziegeldächern versehen sind, und von denen viele noch zur Er innerung an Heinrichs des Frommen Wahlspruch: Verbum dei manet in aeternum, d. h. Gottes Wort bleibt in Ewigkeit! über den Hausthüren die Buchstaben V. D. M. I. Æ. zeigen.

Unter den Kirchen hebt sich infolge ihrer hohen Lage und ihrer drei Türme die Peterskirche heraus, deren Türmer allstündlich den Zugseiger zu ziehen, durch Blasen der Trompete um 3 und 11 Uhr vormittags und

[1] Dieser Name des ältesten Stadtteiles erinnert mit großer Wahrscheinlichkeit an die Gründung der Stadt durch Fuhr- und Bergleute aus Goslar in Niedersachsen (1163).

um 7 oder 8 Uhr nachmittags den Bergleuten den Anfang der „Schicht“ zu melden, weiter bei An näherung eines Reitertrupps in die Trompete zu ſtoßen und eine weiße, bei Aus bruch eines Feuers aber eine rote Fahne auszuſtecken, zudem als Stadtpfeifer täglich von 5–6 Uhr nachmittags vom Turme aus gute chriſtliche Lieder abzu blaſen hat. Vor allem aber iſt des Domes zu gedenken, der nach dem letzten Brande mit Hilfe des Ertrags des vom Papſte zunächſt auf 20 Jahre be willigten Ablaſſes und der Butterbriefe in neuer Schönheit erſtand. Viele Leute kommen herzu, um die „goldene Pforte“ zu betrachten, das iſt diejenige der vor handenen fünf Pforten des Domes, welche nach Mittag gelegen iſt und durch vergoldete Figuren das durch den Heiland gebrachte Reich Gottes darſtellt. Auch das mit Wappen und Bildniſſen reich verzierte Innere des Domes, ſowie die kunſtvoll ausgeſtatteten Grabſtätten Heinrichs des Frommen und ſeiner Söhne Moritz und Vater Auguſt finden zahlreiche Beſchauer uud Bewunderer.[2]

Am Obermarkte ſteht das ſtattliche Rathaus mit der Sitzungsſtube des Rates, über deren Thür das zur Gerechtigkeit mahnende Sprüchlein ſteht: „Halb iſt eines Mannes Rede, Drumb ſoll man hören beede“, der Rüſtkammer, der Gerichtsſtube, den Salz- und Brotbänken und anderen Gewölben, der Marter kammer und kleinen Gefängniszellen. (In einer derſelben ſaß Kunz von Kau fungen gefangen, ehe er auf dem Markte ent hauptet ward.) Unweit des Rat hauſes erhebt ſich das 1545 erbaute Kaufhaus. In demſelben befinden ſich zu ebener Erde die 67 den Stadtfleiſchern erblich verliehenen Bänke, während der obere Saal den Tuchmachern, Kürſchnern und Schuhmachern eingeräumt iſt. Zwiſchen dem Erbiſchen und dem nach dem ehemaligen Schutz heiligen der Stadt genannten Petersthore ſteht das Kornhaus mit beträchtlichen: Getreidevorrat, beſtimmt, bei Belagerungen die Stadt vor Hungersnot zu bewahren.

Bildungszwecken dient die 1514 errichtete, eines bedeutenden Zuſpruchs ſich erfreuende Lateinſchule, deren viel fach arme, bei den Bürgern wohnende Schüler ſich durch Singumgang und durch Unterricht der Bürgerstöchter den Lebens unterhalt erwerben. Auch eine Mädchenſchule beſteht, 1538 von Spalatin nach Wittenberger Art ins Leben gerufen.

Zur Aufnahme der armen Kranken und Siechen dienen zwei Hoſpitäler;

auch ein Findelhaus iſt vorhanden. Eine Apotheke giebt es ſchon ſeit langer Zeit; beſtimmte doch der Rat 1475, daß niemand Konfekt und andere Waren, die in die Apotheke gehören, verkaufen ſolle, ohne zu Jahrmärkten und Ablaßzwecken; dagegen darf der Apotheker, gleich den Kramern, mit „Würze“ handeln, nur muß er für dieſe Vergünſtigung die Stadt mit „Siegelwachſe und Tinten, ſoviel der Rat bedarf“, freihalten. 1588 wurden ſogar zwei Ärzte gegen jährliche Kündigung und eine Beſoldung von 90 Gulden angeſtellt, ihnen aber befohlen, die Gebrechen nicht ſchwerer zu machen, als ſie ſeien, nicht fremde, teuere Arzneien zu ver ſchreiben und darauf zu halten, daß in den Apotheken – es gab damals vorüber gehend derſelben zwei — zu jeder Leipziger Meſſe die Arzneien erneuert würden.

[2] Freiberg war von 1505–1539 Heinrichs des Frommen Reſidenz, Geburtsſtadt von Moritz und Auguſt und kurfürſtliches Erbbegräbnis von 1541–1694. Alle evan- geliſchen Fürſten unſeres Landes liegen hier begraben.



Abbildung 90.1: Ansicht von Freiberg.

Gutes Trinkwasser, durch Röhren aus dem Berthelsdorfer Teiche u.s.w. in die auf den Gassen und Plätzen errichteten Röhrkästen oder in die Bürger häuser geleitet, giebt es zur Genüge, und die Baderei mit je einer Stube für Männer und Frauen sorgt dafür, daß auch der Ärmste die beliebten Warmbäder nehmen kann, während die Reichen in ihren Häusern eigene Badestuben haben.

Abends durchschreiten Wächter mit brennenden Laternen die Stadt. Bricht zu dieser Zeit ein Feuer aus, so werden seit 1556 an den Gassenecken zur Be leuchtung Feuerpfannen aufgestellt; erfolgt solches Unglück hingegen am Tage, so werden von bestimmten Bürgern sofort die Thore besetzt, damit kein Raub

352

gesindel sich einschleichen kann. Allen Innungen ist im voraus eine bestimmte Thätigkeit zugewiesen, und jeder brauberechtigte Bürger hat mit Löschgeräten zu erscheinen.

Da die Pest die Stadt mehrfach arg heimgesucht hat — waren doch im Herbste 1520 in der Stadt und ihrer Umgebung 2000 Menschen daran gestor ben —, so besagt die Pestordnung von 1521, daß zu solchen Zeiten keine Person einzulassen ist, die nicht den Nachweis vierwöchentlichen Aufenthalts in einer „reinen“ Stadt erbringen kann, daß die Bürger nicht auf fremde Märkte ziehen oder nach der Rückkehr wenigstens 14 Tage vor der Stadt bleiben sollen, und daß die Schulen und die Baderei zu schließen sind. Bestimmte Pestbarbiere, Totengräber und Träger mit vorgeschriebenen Abzeichen an den Kleidern werden dann bestellt u. s. w. Von dem

letztgenannten Jahre ab haben die Begräbnisse innerhalb der Stadt aufgehört. Die Beerdigungen erfolgen jetzt auf dem Friedhofe vor dem die Stadt und die Umgebung beherrschenden Donathsthore, dem ältesten Thore Freibergs.

Da Freiberg seine Entstehung und seine Bedeutung dem Erzreichtum des Gebirges zu verdanken hat, so dürfen wir uns auch nicht wundern, daß alles, was man in den Straßen der Stadt oder in ihrer nächsten Umgegend zu be obachten Gelegenheit hat, an den Bergbau erinnert. Bergleute mit schmutzigen Kitteln, Grubenledern und Grubenlämpchen begegnen uns in Scharen. Sie kommen von der Schicht oder wollen in einer der zahlreichen Gruben einfahren, von denen einige sogar mitten in der Stadt, die meisten aber im Umkreise gelegen sind. Ihr fröhlicher Gruß „Glück auf!“ läßt uns dieselben als gemütvolle und biedere Leute erkennen, denen wir sofort unsere Sympathie zuwenden.

Die Landesherren bewiesen der Stadt in Ansehung des Reichtums, den dieselbe ihnen zuführte, jederzeit ganz besonderes Wohlwollen. Sie blieb daher bei allen Teilungen bis 1485 gemeinsamer Besitz, ihr Bergbau sogar bis zur Witten berger Kapitulation. Die Bürger Freibergs hielten aber auch seit alter Zeit treu zu ihren Fürsten; in den Zeiten der Kriege der Söhne Albrechts des Entarteten mit ihrem Vater, als die deutschen Kaiser Adolf vou Nassau und Albrecht von Öster reich gierig die Hand nach dem Meißner Lande ausstreckten, haben sie ihre Opfer freudigkeit und unverbrüchliche Treue gegen ihr Fürstenhaus glänzend bewiesen.

Die von Otto dem Reichen gewährten Freiheiten waren von seinen Nach folgern noch erweitert worden, sie erstreckten sich sogar auf Befreiung von jed wedem Frondienste, auf freien Bergbau, alleinigen Bier- und Salzverkauf für das ganze Gebirge, zollfreien Ab- und Zuzug der Bewohner u. s. w., so daß z. B. seit 1318 die Straße nach Böhmen nur über Freiberg gehen durfte und die Fuhrleute hier „3 Sonnenscheine üblichen Gebrauches nach“ freihalten müßten. Infolge dieser Vergünstigungen hat die Stadt bedeutende Einnahmen, die z.B. in dem Zolle für die nach und durch Freiberg gebrachten Waren (1 Wagen mit Ge treide bezahlt 2 Schillinge; für 1 Körbel Kirschen ist 1 Heller zu entrichten), in den Erträgen der Wage und des Salzes, sowie in den Abgaben für die Brauberech tigung, besonders aber in dem Anteile an dem Segen des Bergbaues bestehen.

Da infolge des steinigen Bodens Ackerbau und Viehzucht in Freibergs Um

353

gebung wenig lohnen, so findet hauptsächlich mit Böhmen ein lebhafter Handels verkehr statt. Dieses Land sendet Wein, Getreide, Hopfen, Obst u. s. w.; dafür erhält es im Durchfuhrhandel aus der Niederlage der Stadt das unentbehrliche Salz, die schmackhaften Heringe und allerhand gewerbliche Erzeugnisse, nament lich vortreffliches Tuch u.s.w.

Daß Freiberg nach und nach der Mittelpunkt des Verkehrs für das ganze Ge birge geworden ist, zeigt der reiche Besuch der beiden Jahr- und der Wochen märkte. Während auf dem Obermarkte die Gemüsehändler — nach dem Dorfe

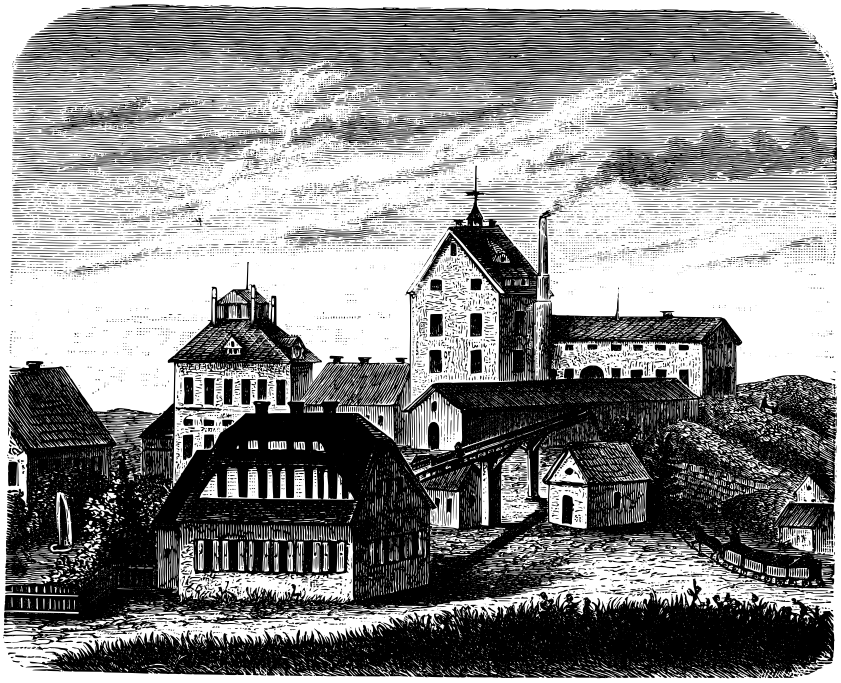

Abbildung 90.2: Der Abrahamsschacht bei Freiberg.

Grund Gründer genannt — ihre Waren auslegen, halten auf dem Untermarkte die fremden Töpfer und die zahlreichen Obsthändler feil. (1562 waren einmal 70 Fuder Obst da, so daß ein Scheffel Borsdorfer Äpfel für 6 Groschen zu haben war.) An einem anderen Orte der Stadt kann man sich mit Forellen und anderen Fischen, auch Krebsen versorgen; jedoch müssen sich die Fischhändler streng nach dem auf dem Fischmarkte am Röhrkasten aufgestellten Fischmodell, welches die Größe der zu verkaufenden Fohren (Forellen), Hechte u. s. w. bestimmt, richten. Anderwärts kann man böhmischen, holländischen und anderen Käse, böhmischen und anderen Kuchen, Federn, Kastanien und hunderterlei Gegenstände einhandeln so daß das Sprichwort gang und gäbe ist: „Wenn Leipzig mein wäre, so wollte ich es zu Freiberg verzehren."

23

354

Trotzdem leiden unter dieser Zufuhr die Gewerbtreibenden Freibergs nicht, da der Rat der Stadt denselben kräftigen Schutz verleiht. Die Gesetze für Handel und Verkehr sind sehr streng: Die Müller, die an der ungefähr eine halbe Stunde entfernten, durch die Flöße für die Stadt wichtigen Mulde wohnen, müssen Wagen haben, damit sich jedermann von der richtigen Menge des ge kauften Mehls überzeugen kann; die Bäcker dürfen nur nach der auf ein messingenes Täfelchen gestochenen Brotrechnung, welche z.B. bestimmt, daß bei einem Scheffel preise von 4 Groschen ein Zweipfennigbrot 5 Pfund 22 Lot wiegen soll, ver kaufen und werden häufig von einem Ratsmanne, dem Brotschätzer, der sich be sonders von der Güte des Gebäcks überzeugt, besucht; die Fleischer, die

nur im Kaufhause verkaufen und ihr Vieh in dreien der vier Schlachthäuser der Stadt töten müssen (das vierte ist den fremden Fleischern eingeräumt), haben ihre Waren täglich von einem andern Ratsmanne, Fleischschätzer genannt, besichtigen zu lassen (laut Ordnung von 1598 dürfen für 1 Pfund des besten polnischen Rindfleisches nur 9 Pfennige verlangt werden); auch die Tuchmacher und Leinweber sind gehalten ihre Erzeugnisse nach Länge, Breite und Güte von Sachverständigen prüfen und mit dem Stadtwappen versehen zu lassen; kein Weinhändler darf nach der Ordnung von 1569 zweierlei Sorten führen, und jeder muß am Sonnabend von 12 Uhr mittags an durch die dazu verordneten Weinrufer zur Prüfung und Preisbestimmung Proben nach dem Rathause senden (die Kanne besten Rhein weines kostete 1552 1 Groschen, die Kanne Landwein 8 und 6 Pfennige); es müssen auch die Brauhäuserherren, d. h. die brauberechtigten Bürger, bevor sie in einem der 12 Brauhäuser brauen dürfen, den Nachweis erbringen, daß sie sich mit Hopfen und Malz gehörig versorgt haben (1573 kostete eine Kanne Bier ¼ Pfennige). Durch solche und andere strenge Maßregeln sind aber die ver schiedenen Gewerbe der Stadt nicht geschädigt worden, sondern haben sich viel mehr bedeutend gehoben.

Es giebt auch gewisse Vorschriften, die städtischen Handwerke direkt zu schützen. Es darf z. B. kein ausländischer Händler herrengraues Tuch führen, da das hier hergestellte einen großen Ruf erlangt hat; das Freiberger Gebäck, nach dem Koche Friedrichs des Freudigen „Bauernhase“ genannt, darf nur in Freiberg hergestellt uud von hier aus versandt werden u.s.w. Bemerkenswert für die Be günstigungen, welche die Stadt genießt, ist ferner, daß zu der Zeit, als Kurfürst Moritz 1542 mit seinem Heere in Ungarn stand, zwei Freiberger Bürger den ganzen Sommer hindurch mit 13 Geschirren dem Heere Bier zuführen durften.

Freiberger Bier hat einen großen Ruf. Brauen doch Breslau, Frank furt a. O. und andere Städte ihr Bier nach hiesiger Art, und erbittet man sich doch vielfach vom Rate der Stadt Mälzer und Brauer! Freiberg versandte das Getränk vielfach auch als Ehrengeschenk; dem lieben Melanchthon z. B. war Freiberger Bier ganz besonders willkommen. Die an der Mulde gelegene Papier mühle liefert derart festes, besonders zu Zeugnissen und wichtigen Niederschriften geeignetes Papier, daß die Wittenberger Reformatoren sich oft davon schicken ließen. Schon seit 1550 besteht auch eine Druckerei, und Glocken und Ge schütze werden seit Jahrzehnten in der Stadt gegossen.

355

Infolge aller dieser glücklichen Umstände herrscht großer Wohlstand in Freiberg, der sich nicht selten in Kleiderpracht und sonstigem Luxus zeigt; oft werden auch große und glänzende Feste abgehalten, die gewaltige Summen ver schlingen. Das 1572 abgehaltene Fürstenschießen hat der Stadt allein 1395 Gulden gekostet.

Besonders beliebt waren früher die geistlichen Schauspiele. Sie wurden an den drei Pfingstfeiertagen öffentlich auf dem Markte abgehalten. Am ersten Tage wurden gewöhnlich der Fall der Engel, die Erschaffung und der Fall der Menschen, die Vertreibung aus dem Paradiese und die ungleichen Kinder Adams, am zweiten Tage unter Hinweis auf die Weissagungen die Verkündigung, die Ge burt, das Leiden und Sterben, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi und am dritten Tage das Gleichnis von dem jüngsten Tage dargestellt. Da sich aber 1523 am dritten Tage unter den Zwölfen, welche in der Gestalt der Teufel zu erscheinen hatten, wahrscheinlich der rechte Satanas eingestellt hatte — der eine der Zwölfe ward nämlich von Stund an nicht mehr gesehen —, so haben die Spiele aufgehört.

Das ist ein Bild Freibergs aus früheren Jahrhunderten! —

Die Zeiten sind andere geworden. Die alten Vorrechte sind gefallen, und der Ertrag des Silberbergbaues ist bedeutend zurückgegangen. Die Thatkraft der Bürger aber hat, begünstigt durch die Eisenbahnen, Freiberg

in gewerblicher Be ziehung zu hoffnungsfreudiger Blüte gebracht. Im Anschluß an das Hüttenwesen sind die Fabrikation von künstlichen Düngemitteln, von Zinn- und Blei-, Gold und Silberdrahtwaren, Sprengstoffen, Eisenwaren und dergl. entstanden.

Schreite auf dieser Bahn fort, du Stütze des Hauses Wettin! „Glück auf!“

Rob. Schwenke.

Kapitel 91

Halsbrücke und der höchſte Schornſtein der Welt.

Der Reiſende, welcher zum erſten Mal auf der Eiſenbahn von Dresden nach Freiberg fährt, blickt gewöhnlich höchſt verwundert aus dem Fenſter ſeines Wagnis, wenn der Zug bei den Muldener Hütten anlangt und auf hoher Brücke die Freiberger Mulde überſchreitet, an deren rauchgeſchwärzten und unfruchtbarem rechten Ufer hier die königlichen Schmelzhütten und die Münze liegen. Begierig fragt er: „Woher kommt es, daß in der Umgebung dieſer Hüttenwerke nur ein ſo kümmerlicher Pflanzenwuchs zu finden iſt?“ Gewöhnlich wird er zur Antwort erhalten: „Daran iſt der Hüttenrauch ſchuld.“ Und der Fragende ſucht ſich nun ſelbſt zu erklären, warum hier der Rauch viel ſchädlicher wirkt als etwa der Qualm, welcher über großen Fabrikorten lagert. Ob der Nachdenkende aber immer die richtige Erklärung findet, iſt zweifelhaft.

Allgemein bekannt dürfte ſein, daß in den Schmelzwerken zu Muldenhütten und Halsbrücke — letzterer Ort etwa 4,5 km nördlich von Freiberg gelegen – die durch den ſächſiſchen und auch durch ausländiſchen Bergbau gewonnenen Erze

auf Gold, Silber, Blei, Kupfer, Zink u.ſ.w. „verhüttet“ werden. Dieſe Metalle ſind faſt immer mit Schwefel und Arſenik aufs engſte verbunden, und eben dieſe Verbindungen, welchen ſich oft auch erdige Beſtandteile zugeſellen, nennt man Erze. Die Metalle von ihren Zuſätzen zu befreien, darin beſteht die Arbeit des Hüttenmannes; den Vorgang, durch welchen es geſchieht, nennt man Hütten prozeß. Er nimmt folgenden Verlauf: Die Erze werden zunächſt in Poch- oder Walzwerken zu Staub zerkleinert und vielfach auch gewaſchen, damit der leichte erdige Schlamm abfließe und das Erz reiner zurückbleibe. Der ſo gewonnene und geläuterte Erzſtaub wird alsdann geröſtet. Dies geſchieht in großen Öfen, gewaltigen Backöfen nicht ganz unähnlich, in denen unter beſtändigem Rühren ſeitens der Hüttenleute Schwefel uud Arſenik als ſchwefelige und arſenige Säure, ſowie als Staub — Giftmehl oder Flugſtaub genannt — entweichen. Schlagen ſich dieſe ſcharfen Säuren und dieſer Staub nieder, ehe ſie ſich mit großen Mengen reiner Luft verbunden haben, wie es wohl bei trübem und regneriſchem Wetter geſchieht, wo der Rauch bekanntlich fällt, ſo werden die in der Gegend wachſenden Pflanzen krank und ſterben oft ganz ab; und die Tiere, welch derartige Pflanzen freſſen, werden nicht ſelten dadurch vergiftet.

Seit langer Zeit war es daher das Beſtreben unſerer Hüttenbeamten, dem Hüttenrauche möglichſt viel von ſeinen ſchädlichen Eigenſchaften zu nehmen. Schon längſt fängt man den giftigen Flugſtaub auf, um ihn zu gewinnbringenden Stoffen weiter zu verarbeiten. Auch die ſchwefelige Säure wird in großen Kanälen und Kammern, deren Wände aus Bleiplatten beſtehen, zuſammen gehalten, dann fortgeleitet und auf chemiſchem Wege in Schwefelſäure verwandelt. Doch haben alle getroffenen Einrichtungen bis jetzt noch nicht dahin geführt, die ſchädlichen Dämpfe ganz zu bannen und nutzbar zu machen. Ein kleiner Teil derſelben entweicht noch immer und thut den Feldfrüchten und dem Viehfutter nach wie vor großen Schaden.

Die Regierung des Landes hat im Laufe der Zeit ſchon ſehr große Summen zur Vergütung der durch den Hüttenrauch angerichteten Schäden gezahlt; nebenbei aber blieb ſie ununterbrochen beſtrebt, die Beläſtigungen der Landwirtſchaft durch die flüchtigen giftigen Stoffe auf das geringſte Maß zurückzuführen. Und eben dieſes Streben iſt der Beweggrund zur Errichtung eines gewaltigen Bauwerkes geweſen, nämlich des größten Schornſteines der Welt. Durch dieſelbe ſoll es möglich werden, die ſchädlichen Gaſe in ſo hohe Luftſchichten zu führen und dort eine derartige Verteilung derſelben zu erzielen, daß eine beläſtigende Wirkung auf das Pflanzen- und Tierleben ausgeſchloſſen iſt.

Während das Dorf Halsbrücke mit ſeinen Schmelzhütten zumeiſt im tief eingeſchnittenen Thale der Mulde liegt, erhebt ſich das genannte großartige Bau werk auf einem nördlich davon befindlichen 366 m hohen Hügel. Majeſtätiſch überſchaut es weite Strecken unſeres Vaterlandes und übertrifft mit ſeiner Höhe von 140 m nicht nur alle Schornſteine der Welt, ſondern unter anderem auch den Turm der Stephanskirche in Wien. Steht der Beſchauer auf dem Land rücken zwiſchen Freiberg und Halsbrücke, und ſieht er die Schatten der Wolken an dem prächtigen, ſchlanken Schornſteine auf- und abgleiten, ſo ſtaunt er darüber,

357

daß Menſchen es wagten, ein ſo zierliches Gemäuer in die Lüfte zu bauen. Wie unſcheinbar ſtehen dagegen die zweiſtöckigen Häuſer der Umgegend da, wie niedrig, faſt plump, erſcheint der 72 m hohe Petersturm der Stadt Freiberg – Zwerge neben einem Rieſen! Aber erſt in nächſter Nähe, an ſeinem Sockel ſtehend, erkennt man die ganze Mächtigkeit des gewaltigen Schlotes. Seine Grundfläche, ein Geviert bildend, umfaßt 144 qm, alſo mehr als vielleicht mancher Tanz ſaal. Die Seiten des Sockels ſind 10 m lang. Beim Emporblicken nach der höchſten Höhe des Bauwerkes können ſich die meiſten Beſchauer des Gefühls von Schwindel nicht erwehren, und ſelten wird einer derſelben glauben wollen, daß die obere lichte Weite noch 2,5 m, der Durchmeſſer 3 m beträgt.

Die große Eſſe iſt durchweg aus maſſiven Thonſteinen, als dem beſten Bauſtoffe, welcher zu dieſem Zwecke zu finden war, hergeſtellt. Die Grube „Ilſe“ bei Senftenberg lieferte dieſelben, und zwar waren 4140000 kg davon erforderlich. Zur Bereitung des Mörtels wurden 170000 kg böhmiſcher Kalk, 1030000 kg Elbſand und 60000 kg Cement gebraucht. Das Gewicht des Baumaterials betrug insgeſamt 5400 000 kg. Es würden mithin neun Eiſen bahnzüge zu je 60 Wagen dazu gehören, um dieſe Maſſen fortzuſchaffen.

Um das Beſteigen des Schornſteines während des Baues und ſpäter zu er möglichen, wurden außen und innen Steigeiſen eingemauert. Die äußeren, welche auch für ſpätere Unterſuchungen dienen ſollen, wurden außerdem mit Schutzbügeln verſehen, welche den Aufſteigenden vor dem Abſturze rücklings ſchützen und ihm bei Ruhepauſen zur Rückenſtütze dienen. Zu beiden Seiten dieſer Vorrich tung führt ein 10mm ſtarker Kupferdraht bis an den Eſſenkopf hinauf und abwärts in die Erde, um das Bauwerk vor der Beſchädigung durch Blitz zu bewahren. Damit der Schornſtein nicht aufreißen kann, wird er von ſtarken eiſernen Ringen umgeben, welche, unten 5,5 m voneinander entfernt, nach oben immer näher bei einander liegen, ſo daß ihre Entfernung zuletzt nur noch 2 m beträgt.

Der Bau wurde nach dem von der Bauverwaltung der Schmelzhütten aufgestellten Plane durch das Special-geschäft für Fabrikschornsteinbauten von H. R. Heinicke in Chemnitz am 22. September 1888 begonnen und am 28. Oktober 1889 vollendet; er kostete 130000 Mark, wovon 120200 Mark an den Baumeister ausgezahlt worden sind. Noch im Herbste des Jahres 1888 wurden in 52 Tagen 650 cbm Mauerwerk hergestellt, welches freilich nur den Grund und eine Hälfte des Sockels bildet. Während des Winters ruhte dann der Bau bis zum 10. April 1889, und auch dann konnte er nur langsam betrieben werden, weil die Anlieferung des Materials nicht rasch genug von statten ging. Anfangs arbeiteten acht, später sechs, zuletzt nur noch vier Maurer an der Höher führung der Esse, da der Platz eine Beteiligung weiterer Arbeitsleute verbot. Die Herstellung erfolgte von innen in der Weise, daß die Maurer auf dem ziemlich starken Mauerwerke ihren Standpunkt hatten. Die Zuführung der Materialien geschah mittels Krans, welcher oben immer nachgezogen und an den inneren Steigeisen befes-tigt ward. Eine um Fuße der Esse stehende Dampf maschine, welche später auch die Maschine zur Erzeugung elektrischen Lichtes mit zu treiben hatte, lieferte die hebende Kraft.

358

Nachdem man am 4. Mai 1889 mit der Herstellung der eigentlichen Essen säule begonnen hatte, wurde im Juni und Juli das Werk durch Sturm und Regen häufig gestört. Um nun auch schöne Abend- und Nachtstunden zum Ar beiten benutzen zu können, ließ der Baumeister elektrisches Licht, oben vier Bogen lampen von je 400 Kerzen Leuchtkraft, in der Essensäule und unten auf dem Bauplatze Glühlampen anbringen, und rasch und glücklich wurde nun das gewaltige Werk zu Ende geführt.

Um den riesenhaften Schlot seinem Zwecke dienstbar zu machen, war noch ein Kanal in Länge von 500 m von den Hüttenöfen bis an den Fuß desselben anzulegen, wobei man auch die Mulde überbrücken mußte. Dieser Kanal besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil, in unmittelbarer Nähe der Hütten, wird von einer gewaltigen Bleikammer gebildet, deren Wände aus Bleiblechen im Gesamt gewicht von 103000 kg hergestellt sind, und die zur Ablagerung von Flugstaub massen dient; dieser Teil übersetzt auch die Mulde und reicht bis an den jenseitigen Uferabhang. Der andere Teil des Kanals, welcher am Ufer empor bis zur Esse reicht, besteht aus Mauerwerk von 1250 cbm Inhalt. Die ganze Leitung wurde durch ständige Hüttenbauleute ausgeführt und erforderte einen Aufwand von 105000 Mk. Ende April 1890 wurde die vollständige Anlage in Betrieb gesetzt.

Zu den berg- und hüttenmännischen Sehenswürdigkeiten bei Freiberg ist mit der Errichtung der Halsbrücker Esse eine neue getreten. Zuversichtlich erhofft man von ihr die Beseitigung der bisherigen großen Schäden für die Landwirt schaft und den Wegfall der bedeutenden Hüttenrauchentschädigungen. Möge die Anlage diese Hoffnung erfüllen, damit Sachsens Fluren fröhlich grünen und blühen auch da, wo der Bergmann der Silberader nachgräbt und der Hütten mann sein heißes Werk vollbringt. — Glück auf! Hermann Hennig.

Kapitel 92

Die Waldfee.

92.1 Eine Erzählung aus dem oberen Erzgebirge.

Wie las ich als Knabe voll Glückseligkeit Von holden, wohlthätigen Feen; Süß grüßt sie herüber, die wonnige Zeit, Wie blütenerweckendes Wehn.

Wie sehr doch dem Knaben das Märchen gefiel! Welch Wehgefühl er dann empfand, Als bald in des Lebens vielwechselndem Spiel Der kindliche Glaube entschwand!

Und doch giebt es Feen in Menschengestalt, Und Feen, die Engeln gleich sind.

Die unsern Hans grüßte dort draußen im Wald — Die kennst du gewiß, Sachsenkind! R. R.

I. Der Auerhahn.

„Herrendienst ist doch ein saurer Dienst! Statt im Städtchen drunten heut abend mit Freunden lustig beisammen sein zu können, muß ich hier im öden Walde bleiben.“

359

Unter diesen mürrischen Worten trat ein hochgewachsener, kräftiger Mann mit sonnenverbranntem Antlitz in die einfache Waldschenke ein, die oben im un wirtbaren Erzgebirge nahe der sächsisch-böhmischen Grenze sich befand. Sie sollte dem verdrießlichen Gaste, dem Forstgehilfen Herrn Andreas Peters, für die nahende Nacht Aufenthalt bieten. Seine Gesichtszüge ließen allerdings auf das Vorhandensein einer ihm reichlich innewohnenden Lebenslust schließen, einer Lebens lust, die man ihm in seinen Bekanntenkreisen um so weniger verdachte, als er jederzeit reichlich mit Geld versehen war, mehr, als man seinem Einkommen gemäß glaubte erwarten zu dürfen.

Der nächste Vorgesetzte Peters', Herr Oberförster Redlich, der in diesem ihm ungefähr seit einem halben Jahre zugewiesenen Gehilfen einen brauchbaren Jäger erkannt hatte, legte auf die Leichtlebigkeit desselben kein allzugroßes Ge wicht. Ihm war es genug, daß er an dem Manne im Dienste nichts zu tadeln fand. Nur seine

unerbittliche Härte gegen arme Leute, Holz- und Beerensucher, mißfiel dem alten Forstmanne, der trotz seines poltrigen Wesens ein warmes Herz für die Armut besaß. Schon manchmal hatte er Peters kopfschüttelnd beobachtet.

„Was steht Herrn Peters zu Diensten?“ fragte der Wirt, auf seinen Gast zutretend uud ihm die Hand entgegenhaltend, während er mit der andern sein Käppchen lüftete.

Obwohl anerkanntermaßen der Forstgehilfe Augen besaß wie ein Luchs, übersah er doch die treuherzig gebotene Hand. Während er sein Jagdgewehr in die Ecke lehnte, fuhr er ärgerlich fort:

„Was soll es weiter sein? Einen Hahn ‚verhören‘, von dem alle Welt ohnehin weiß, daß er sich am schwarzen Felsen ‚einschwingt‘, und wozu das? Damit ihn große Herren ‚anspringen‘. Gebt mir etwas zu essen und zu trinken und haltet das Zimmer hübsch warm — es wird wieder abscheulich frisch draußen — bis ich wiederkomme, um morgen in aller Frühe von hier aus dem Herrn gehorsamst entgegenzugehen und ihm zu melden, daß der Hahn noch auf dem alten Platze sitzt.“

Er redete in seiner Jägersprache von einem Auerhahn, der des Abends be lauscht wird, damit ihn früh der Jäger sicher beschleichen kann.

„Gott sei es geklagt,“ entgegnete der Wirt mit fester Stimme, „wie dreist Ihr redet von unserem guten Herrn! Alle Leute ringsum freuen sich, wenn er zu uns kommt; und wie ihn selbst, so verehrt man allgemein seine liebreiche Gemahlin. Er sollte Euch nur einmal hören!“

„Wie? Ihr wollt wohl den Ankläger machen? he?“ zischte Peters, und seine Augen funkelten wie die einer giftigen Schlange. „Kehrt vor Eurer Thür! Man munkelt allerlei von Wilddiebereien gewisser Leute. Hütet Euch!“

Sprachlos vor Entrüstung stand der biedere Wirt eine Weile still; bedenk lich rötete sich sein Gesicht. Da trat seine Frau herein, die alles angehört haben mochte. Mit einem tiefernsten Blicke schaute sie ihren Mann an, als wenn sie ihm sagen wollte: „Um Gottes willen, zanke nicht mit dem zornmütigen Menschen; du weißt, er ist mitleidslos und streitsüchtig.“ Sich gewaltsam bezwingend, hob der Wirt bloß warnend die Hand und sagte:

360

„Hütet Euch, Herr Peters; man hat es schon öfters erlebt, daß der, dem die Ehre eines andern nicht heilig ist, leicht um die seine kommt!“

Er verließ das Zimmer und vermied es, dem unlieben Manne, der nach ge thanem Waldgange in der Schenke kurzer Ruhe pflegte, wieder unter die Augen zu kommen.

Am andern Morgen in aller Frühe, es war noch vor Sonnenaufgang, mar schierte vor einem von der Waldschenke nicht allzufern liegenden Jagdschlößchen ein graubärtiger Forstmann auf und ab. Den Rauch seiner Pfeife blies er lustig in die reifkalte Nacht hinein. Es war der erwähnte Oberförster, ein Frei berger Kind, der in seinen jungen Tagen den Unterricht des Dichters und Schul mannes Döring genossen hatte. Daher kam es wohl auch, daß er eben leise aus dem „Bergmannsgruß“ citierte:

„Noch schweigend ruht die Flur, Im heil’gen Dunkel schlummert die Natur, Der Vogel selbst regt nur die raschen Schwingen, Wenn Furcht, wenn Hoffnung ihn im Traum umfingen.“

Die letzten Worte mußte er wohl etwas lauter gesagt haben, so daß sie der eben herantretende Schloßherr hatte hören können.

„Glück auf, mein poetischer Herr Oberförster!“ grüßte derselbe mit wohl klingender Stimme; „es scheint mir kein gutes Omen zu sein, wenn Jäger früh dichten. Es könnte ja leicht kommen, daß uns die Hoffnung auf glückliche Jagd nur im Traum umfinge, in Wirklichkeit aber täuschte. Wir sind doch sicher, daß wir den Hahn antreffen?“

Der Oberförster grüßte ehrerbietigst und antwortete dann:

„Ganz sicher; es müßte denn ein tückischer Kobold sein Spiel treiben. Ich habe Peters schon gestern abend vorausgeschickt und –“

„Und so bauen wir auf Hoffnung unverdrossen fort,“ fiel der Schloßherr ein, der in seiner Leutseligkeit sich nicht nur hier im Walde die ihm zukommenden Titulaturen verbeten hatte, sondern es auch gern sah, wenn der Oberförster sein Pfeifchen auf ihren gemeinschaftlichen Jagdgängen rauchte.

„Peters ist zuverläßig, wie?“ fragte der Schloßherr, sich dabei an ein Wort seiner menschenkundigen Gemahlin erinnernd, welcher der Forstgehilfe bei einer Begegnung mißfallen hatte.

„Gewiß, gnädiger Herr; er war ja Soldat!“ lautete die Antwort.

Das Gespräch verstummte. Während die beiden Jagdfreunde im Dunkel des Hochwaldes verschwinden, werde der Herr des Schlosses den lieben Lesern etwas bekannt gemacht. Die Herrschaften in großen Städten haben vielfach Landsitze, die sie nach des Winters Öde gern beziehen. Dieser Herr war nun mit seiner Gemahlin im Frühjahre gekommen, da er die Freuden der Jagd zu solcher Zeit liebte, und da in diesem Jahre trotz der noch kühlen Nächte der Lenz so wonnig war, daß seine Gattin zugleich ihren Malstudien im Freien ob liegen konnte. Sie wohnten für gewöhnlich in der Residenz, wo sie eine sehr verantwortungsreiche Stellung einnahmen. Von vornehmen Ansprüchen brachten sie aber herzlich wenig mit heraus in den Wald; da trat vielmehr ihre leutselige Weise ganz besonders zu Tage.

361

Der Herr, das haben wir schon im Morgengrauen bemerken können, war eine stattliche Erscheinung. Er trug eine graue Joppe, hohe Stiefel und eine Mütze, ähnlich der Dienstmütze des Oberförsters. An einem schön gestickten Bunde führte er ein kostbares Gewehr mit sich, bei dessen Anblick der Oberförster lieb äugelnd schon manchmal gemurmelt hatte: „Wie thut sich das Herze mir auf!“

An bestimmter Stelle trat Peters zu ihnen und versicherte, daß alles in Ordnung sei. Obwohl das Ziel, der schwarze Felsen, noch eine weite Strecke entfernt war, schritten doch die drei schon jetzt geräuschlos dahin. Der Weg führte über loses Geröll, durch Felsschluchten hindurch, an lustigen Bächlein da hin, die der Lenz den versteckten Schneelagern im Walde entlockte, und die nun geschwätzig dem Bache zueilten, der ob seiner weißschäumenden Fluten Weißeritz (d. i. die Schäumende) hieß.

Inzwischen näherte sich dem schwarzen Felsen von der entgegengesetzten Seite ein wunderliches Gefährt, ein vierrädriger Handwagen, einem kleinen Leiterwagen gleich, gezogen von einem blassen Weibe in ländlicher Tracht, mit einem bunten Tuche auf dem Kopfe, geschoben von einem blondlockigen Knaben im Alter von ungefähr acht Jahren, dessen roter Mund mancherlei plauderte, ohne daß ihm auf alles Antwort geworden wäre. Die Mutter brauchte ihren Atem; denn der Weg war steil und der Wagen schwer. Der Vater, der in demselben gefahren wurde, war krank. Aus dem großen Kriege von 1870 bis 1871 war er zwar mit dem eisernen Kreuze geschmückt, aber auch in krankem Zustande zurückgekehrt. Sein Leiden hatte sich nach und nach verschlimmert. Trotzdem hatte man dem Braven die anfangs gezahlte Pension gekürzt und ihn damit den Nahrungssorgen ausgesetzt. Bald war die Not für August Peters und seine Familie sehr groß geworden. Jetzt saß er im Wagen und ächzte

bei jedem Stoß an einen Stein und ſchauerte in der Kühle. Der Rheumatismus hatte ihn darniedergeworfen; die Beine waren wie gelähmt, ſogar das Sprechen ſtrengte ihn an und ver mehrte ſeinen quälenden Haſten. Was wollte er aber im Walde? Suchte er etwa Herrn Andreas Peters? O nein! Zwar war dieſer ſein Vetter und hatte Urſache, ihm dankbar zu ſein; doch unſer Invalid und ſeine Frau wußten nichts von deſſen Hierſein. Sie ſuchten den vielvermögenden Herrn aus der Reſidenz, von deſſen Verweilen im Schloſſe ſie gehört hatten. Wenn ein Menſch Rat ſchaffen konnte, ſo war es dieſer Herr, von dem man wußte, daß er im Wetteifer mit ſeiner edlen Gemahlin brave Invaliden beſonders gern unterſtützte. Sie hatten den Bericht über ihr Mißgeſchick zu Papier gebracht; den wollten ſie dem Herrn geben und dabei ihre Bitten ausſprechen.

Von fernher, aus einem armen Gebirgsdörflein, kamen ſie ſo früh, um recht viel Zeit zu haben, dem Herrn nahen und dann bis zum Abend wieder heim kehren zu können. Oftmals hielt das Gefährt ſtill, damit der Vater ſich erhole. Auch für die Mutter waren Pauſen nötig; denn der Knabe am Hinterteile des Wagens konnte nicht viel dazu beitragen, denſelben vorwärtszubringen. War es doch ſchon zu rühmen, daß er ſo tapfer die Nacht durchwandert und keine Furcht gezeigt hatte. Wie er es in einem Märchenbuche geleſen, das ihm früher einmal von einem lieben Paten geſchenkt worden war, meinte er, der Wald ſei

362

von guten Geiſtern belebt, die mit ihrer menſchenfreundlichen Herrin, der Waldfee an der Spitze, gern armen Leuten ſichtbar würden. Wiederholt hatte er geſagt:

„Gieb acht, die Waldfee kommt noch; ſie iſt mir ſchon einmal im Traume erſchienen!“

Der Vater hatte immer ungläubig gelächelt und die Mutter zuletzt gemeint:

„Sei nicht ſo thöricht, Hans; es giebt gar keine Waldfee.“

Hans wußte das aber beſſer, und wieder und wieder ließ er ſeine hellen Blicke umherſchweifen. Als ſie die Höhe des Weges erreicht hatten und die Mutter anhielt, ſchaute Hans in das Thal zurück und ſagte dann tröſtend:

„Vater, der Tag wird ſchön, die Elfen ducken ſich im Thale; bald wird dich nicht mehr frieren.“

Er war eben in ſeiner Kindlichkeit noch ganz dem Märchenglauben zugethan; wir würden ſagen: „Das Fallen des Nebels läßt auf helles Wetter ſchließen.“

Als ſich jetzt Gelegenheit bot, den holperigen Fahrweg mit einem allem An ſcheine nach gleichlaufenden Wald-pfade zu vertauſchen, – that dies die Mutter um des Kranken willen gar gern. Dabei hatte keines von ihnen eine Ahnung, daß ſie ſich zu ſehr unrechter Zeit dem ſchwarzen Felſen näherten, dem Aufenthaltsorte des vielbegehrten Auerhahnes. Leicht glitt der Wagen über weiches Moos dahin.

Auf der andern Seite des Felſens nahten mit der größten Vorſicht die Jäger. Als ihnen zum erſten Male die ſonderbaren Laute des königlichen Vogels entgegenklangen, blieben der Oberförſter und Peters unbeweglich zurück, um un nötiges Geräuſch zu vermeiden. Sie ſtanden wie Salzſäulen. Der Auerhahn iſt nämlich ein äußerſt ſcheuer Vogel, den der Jäger nur während des ſogenannten „Abſchlags“ beſchleichen kann, das ſind die letzten Töne ſeines Geſchreis, bei denen er einen wunderlichen Rundtanz aufführt, die Kehlfedern aufſtreift und die Flügel zitternd hängen läßt. So iſt der abſonderliche Vogel zugleich Spielmann und Tänzer. Der Jäger ſagt: Der Hahn balzt. Regungslos muß der Ver folger ſtehen, ob ihm das Herz vor Jagdbegier auch noch ſo ſehr klopft. Ruhe, Totenſtille muß herrſchen. Nur während des Abſchlags ſieht und hört der Be drohte nicht. Da darf der Jäger drei Sprünge vorwärts thun, bis er endlich einen günſtigen Standpunkt erreicht hat, von dem aus er das tödliche Geſchoß entſenden kann.

Die große Mühe und Vorsicht, welche der Jäger aufzuwenden hat, womit will sie der Leser wohl vergleichen? Vielleicht mit dem langen, mühsamen Schreiben eines Briefes, in dem kein einziger Fehler stehen darf. Mag er das thun. Wie nun, wenn beim Schlußpunkt ihm jemand die Feder aus der Hand schläge, daß ein Klex würde, wer weiß wie groß?

Die lieben Leser ahnen gewiß schon, was nun kommt. –

Eben hatte der Herr einen vortrefflichen Standpunkt erreicht und der Ober förster den besten Zeitpunkt gewählt, um zu flüstern, unhörbar für das feinste Ohr: „Hilf, Gott, und gieb Gedeihen dem Beginnen!“ Da, o weh! quitschte etwas um den Felsen herum mit häßlichem Tone, und rumpelnd stieß es an eine vorstehende Wurzel, als erwachten böse Geister, die schliefen. Als der Finger des jagdfrohen Herrn eben den Drücker des Gewehres berührte, da entschwand der

363

Vogel, und die Jagd war verdorben. Mißmutig setzte der Herr die Büchse ab; da stürzte schon mit zorngerötetem Gesicht schnell wie ein Hirsch der Oberförster an ihm vorbei und Peters hinterher dem Orte zu, wo der Störenfried zu ver muten war.

„Das wird ein schönes Wetter geben,“ sagte der Herr und verließ den un glückseligen Ort.

Bald vernahm er auch aus etlicher Entfernung des Oberförsters grimmiges Schelten, das allerdings von der poetischen Anlage des alten Weidmanns nichts verriet; Peters Worte und Laute einer kräftigen, weiblichen Stimme klangen dazwischen. Der Herr hatte keine große Sehnsucht, den Streitenden nahe zu kommen, und langsam schritt er vorwärts. Halb und halb verstand er die Reden. Jetzt zeterte die Frauenstimme: „Ein ehemaliger Soldat ist mehr wert als Euer lumpiger Auerhahn!“

Sie konnte grob sein, der Oberförster aber auch. Wie durfte die Thörichte es wagen, verächtlich von einem Auerhahn zu sprechen?

„Was?“ schrie der Oberförster heftig, „Sie heillose Person mit ihrem Schandfuhrwerke in meinem schönen Walde? Einen so prächtigen Burschen giebt es gar nicht wieder — ihr — ihr Gesindel!“

„I, was der Herr sagen!“ sprudelte die Frau erbost; „wir wären Gesindel? Und der Wald wäre sein? Das sind lauter Lügen!“

So klang es hin und her, bis der aufs äußerste erzürnte Oberförster donnerte:

„Peters, schaffen Sie die Gesellschaft ins Dorf; der Gemeindevorstand mag sie einsperren; das sind Staatsverbrecher; die Sache muß untersucht werden!“

„Vielleicht kommen wir hierdurch unsern Wilddieben auf die Spur,“ setzte Peters hinzu, worauf er sich beeilte, den befohlenen Transport auszuführen. Als der Herr herantrat, verschwand der Zug gerade im Walde. Beruhigend sprach der Herr:

„Lassen Sie es gut sein, Herr Oberförster! Warum so erregt? Wir ver suchen es morgen anderswo. Wer waren denn eigentlich die Leute?“

„Daß mir das passieren muß, gnädiger Herr! Aber Sie sagten es gleich, ein Jäger solle früh sich nicht dichterisch benehmen wollen. Ich bin trostlos!“

„Nur ruhig, Freund! Wer waren die Leute? Wie kommen sie jetzt hierher in den Wald?“

Betroffen sprach der Oberförster:

„Was sie hier wollten, weiß ich wirklich nicht; ich bitte um Vergebung, danach fragte ich nicht. Ich ärgerte mich zu sehr über die Frauensperson, daß sie sagte, ein ehermaliger Soldat sei mehr wert als ein — lumpiger Auerhahn. Gnädiger Herr, das waren ihre Worte!“

„Und ist das nicht wahr!“ sprach der Herr ernst und langsam.

Da schoß dem Oberförster eine Blutwelle ins Gesicht, und jener fragte weiter:

„War denn ein Soldat dabei?“

„Ja, gnädiger Herr,“ gestand der Oberförster offen, „und ich will nicht ver heimlichen, derselbe war krank; er wurde von seinem Weibe und einem kleinen Jungen gefahren, und – er trug — das eiserne Kreuz.“

364

„Wie? das eiserne Kreuz?“

„Ich hätte es vielleicht nicht gesehen; aber er zeigte es mir, ohne dazu reden zu können.“

„Und diese Leute wollen Sie gefangen setzen lassen? Herr Oberförster, ich möchte irre an Ihnen werden. Hoffentlich nimmt Peters Ihren Befehl nicht wörtlich. Wir werden die Leute entschädigen müssen. Doch jetzt kommen Sie! Führt dieser Weg nach dem Lerchenhübel? Bitte, gehen Sie voran!“

Schweigend gehorchte der Oberförster, obwohl er auf den zweiten Teil der Jagd gern verzichtet hätte. Jetzt war nicht nur die Auerhahnjagd verdorben, sondern der gütige Schloßherr zürnte ihm auch — und das mit Recht. Dabei konnte der Betrübte sich nicht einmal damit trösten, daß Peters die armen Leute gut behandeln werde. Sorgenvoll schritt er dahin. Gänzlich vergaß er zu citieren, was jetzt doch so gut am Platze gewesen wäre:

„Des Himmels Pforten thun sich auf im Morgen, Und hoch errötend tritt, noch halb verborgen, Aurora in die nachtbedeckte Welt, Die noch der Schlaf in seinen Armen hält. Gleich Fackeln flammt's an Bergeshöh'n empor, Der Himmel schwimmt in einem Feuerregen, Und wie ein wunderreiches Meteor Tritt bald die Sonne auf die Bahn voll Segen.“

II. Die Fee. Wenn man wieder einmal monatelang unter Menschen gelebt hat, die durch einander hasten und kaum Zeit haben, sich gegenseitig freundlichen Gruß zuzu rufen; wenn nach langen Nebeltagen über dem Häusermeere der Stadt ein klarer Himmel wieder sommerlich blaut; wenn in das Gewühl der engen Straßen und auch zum geöffneten Fenster herein linde Luft neue Frühlingsbotschaft aus Feld und Wald bringt; wenn der Steinkohlendunst des Winters mit den Veilchen duften des Lenzes im Streite liegt — dann zieht es uns hinaus, ach! von Jahr zu Jahr mehr, hinaus in den Wald, wo das Rauschen der Bäume zu flüstern scheint: „Vergiß deine Sorgen, du vielgeplagtes Menschenkind; ich grüße dich von deinen jungen Tagen, sende Mut und Kraft dir in dein Herz!“ Wie sehnt man sich doch, wenn wieder lau die Lüfte wehen, nach einem unbelauschten, friedlichen Fleckchen im Walde mit seinem märchenhaften Zauber! Dort unter hohen Tannen und Fichten, unter Buchen und Birken mit jungem Laube, durch das goldige Lichter niederzucken auf die grüne Samtdecke, dort, bei der plätschernden Quelle träumt es sich so süß. Jedes Jahr fragt sie mit leisem Vorwurfe: „Warum kommst du nur so selten zu mir? Weißt du nicht, daß einmal ein Sommer — wer weiß, ob nicht schon der nächste! — in das Land ziehen wird, ohne daß du zu mir kommen kannst?“ So heimlich lieb und traut ist es dort draußen, daß das alternde Herz wieder jung sich fühlt! —

So war es unseren Fuhrwerksbesitzern nicht zu Mute, obwohl sie nun alle die von uns Stadtmenschen ersehnten Dinge um sich hatten: Frühlingswehen und

365

Waldesrauschen, schwellendes Moos und Quellengesang und beglückenden Frieden, ein reines Paradies; dazu eine echt romantische Hütte, wie nur je ein Maler sie gemalt. Kinder des Waldes, harzduftige Tannen- und Fichtenstämme, denen der naturfreundliche Baumeister ihr Rindenkleid gelassen, bildeten ein Viereck, das mit Ästen und Rindenstücken bedeckt war, nicht allzu dicht, damit der Ausguck nach Sonne oder Mond nicht verhindert würde. Der Baustil der Fenster konnte dem Stile des Gesamtbaues nicht widersprechen, sie fehlten nämlich gänzlich; denn die vorhandenen Fugen und Spalten waren doch nicht als solche zu betrachten. Ein größeres Loch in dem Gefüge schien die Thüre vorstellen zu sollen. In der Nähe der Hütte kreuzten sich mehrere Waldpfade, um sich danach bald im Waldes dunkel zu verlieren. — Da drinnen saßen die drei Auerhahnverscheucher mit be trübten Gesichtern. Wie kamen sie hierher?

Zwar war es dem Vetter Andreas Peters, der durch das unverhoffte Zu sammentreffen nicht minder überrascht worden war als sie, nicht ganz gelungen, sein verdächtigendes Wort von den Wilddieben zu entschuldigen; aber er hatte sie doch nicht nach des bösen Oberförsters Befehl im Dorfe einschließen lassen und hatte auch — allerdings unter dringendem Hinweis auf schnelle, notwendige Heim kehr – ihnen eine Wendung ihrer Verhältnisse zum Besseren in Aussicht gestellt. Freilich, fort mußten sie auf der Stelle, und nie wieder sollten sie ohne ihn etwas wagen. Er war dabei recht heftig geworden. Aber Frau Peters hatte sich nicht so schnell beruhigen lassen.

„Daß wir den Herrn auffinden, ist unsere letzte Hoffnung; wir leiden Hunger, haben nichts mehr zu verkaufen, und der Vater muß ins Bad. Der Herr wird uns helfen, er muß uns helfen; es geht nicht anders!“ So hatte sie gesagt. Dein Vetter war aber sehr viel daran gelegen, die so plötzlich erschienenen, unbequemen Bitt steller schnell von der Bildfläche wieder zu entfernen. In seiner Verlegenheit hatte er sich mit einer Notlüge — er hielt seine Unwahrheit für eine solche – beholfen.

„Der Herr, an den ihr denkt, ist ja gar nicht da,“ hatte er geeifert, „dessen Jagdschloß liegt wohl zehn Meilen von hier, und diesen Sommer kommt er gar nicht dorthin, da reist er nach Schlesien. Der Herr aber, der hier ist, kümmert sich um euch nicht mehr wie um einen Pappenstiel. Macht, daß ihr fortkommt! Wenn man euch einmal einsperrt, dann kann ich euch nicht mehr helfen.“

„Da hat man uns ganz falsch berichtet,“ hatte die Frau geklagt; „ach, die bösen Menschen! Nun haben wir den ganzen Weg umsonst gemacht; die Anstrengung kann dem Vater viel schaden.“

Der Vetter hatte ihnen Geld und viele schöne Redensarten gegeben und fest versprochen, mit solcher Kraft für sie einzutreten, daß ein Erfolg nicht aus bleiben könne; sie sollten nur geduldig heimkehren. Sie hatten dies auch gewollt; aber der Zustand des Vaters verlangte dringend längere Ruhezeit, und so war denn der Vetter darauf gekommen, ihnen dieses abgelegene Asyl anzuweisen. Danach war er fortgeeilt, um anderen dringenden Pflichten nachzukommen. Eine geheime Angst, daß ihm doch noch Unheil ans der ganzen Sache erwachsen könne, wurde er dabei nicht los. Er hatte ja früher schändlich an den Leuten gehandelt und ihr Vertrauen schmählich betrogen.

366

Jungen Leuten, wenn sie auch ein noch so teilnehmendes Herz haben, kann man es nicht wohl begreiflich machen, wie finster es in einem Menschen aussieht, den in großer Not eine Hoffnung um die andere trügt. Die Leute in der Hütte waren so unbeschreiblich traurig und mutlos.

Der Vater litt offenbar schwere Schmerzen; die Mutter weinte, als müsse ihr das Herz brechen; die Tröstungen des Vetters wollten bei ihr nicht mehr ver fangen. Der Knabe schaute von einem zum andern und vergaß bei seinem Kummer die Bitte um Brot. Dabei schaute er auch zu den Ritzen in den Wänden hinaus ins grüne Reich des Waldes, in das um die Hütte golden niederflutende Sonnen licht. Da draußen wohnt die Waldfee; ob sie wohl käme, wenn man sie laut riefe? Da kriecht ein braunglänzender Käfer in der Ritze hin. Wo kommst du her; wo gehst du so eilig hin?

„Mutter, ich will vor die Hütte gehen!“ bat Hans schmeichelnd. „Ich komme gleich wieder.“

Ob die Mutter die Bitte gehört, wir wissen es nicht. Ein Blick aus Vaters Auge schien aber Hans Gewährung zu verheißen. So stand denn der Knabe bald in seinem ärmlichen Kleide vor der Hütte. Der Sonnenschein umhüllte die jungen Glieder; leise spielte der Wind mit den lichten Locken. Was schreien da oben die Raben und Krähen? Ja so, sie haben einen Hühnerhabicht entdeckt, einen kecken Räuber. „Weiche, weiche aus unserm Gebiet!“ kreischen sie; „was hier zu stehlen ist, nehmen wir selber!“ Hans versteht das nicht; er meint, sie reden ihm zu, immer die Fee zu suchen. Eine Amsel pfeift vom Bache her. Springt nicht da oben ein Eichhorn? Hans sah und hörte das alles.

Jetzt schritt er vorwärts.

Da — was war das? Da grüßte ihn eine Fee dort vom grünlichen Felsen her, eine engelschöne Fee in himmelblauem Gewande. Der kleine Hans hatte es nicht wohl sehen können, woher die freundliche Erscheinung gekommen war, aber wir hätten es bemerken müssen, wenn wir ausgeschaut hätten.

Dort den geebneten Waldpfad her war die Fee gekommen mit zwei anderen Feen und einem gar feinen Diener in glänzender Kleidung. Dieser trug ver schiedenes Gerät, darunter eine kleine Staffelei, einige Kästchen, Feldstühle und einen Teppich. So leicht und leis waren sie gekommen, als ob sie wirklich der Feenwelt angehörten. Die vorderste der Damen in dem himmelblauen Kleide gewahrte den Hans vor der Hütte zuerst und war sofort von dem reizenden Bilde, das er in seiner Unschuld darbot, eingenommen; sie war ja Malerin. Sie befahl ihrer Begleitung, zurückzubleiben und ging auf Hans zu, ihm freundlich winkend.

Hans spürte nun nichts mehr vom Walde und dem Leben darin; er sah nur die Fee. Wie ein Zauberschein strahlte der Blick aus ihren Augen ihm entgegen. Als ob er diesem Banne folgen müsse, schritt er näher und näher. Jetzt faßte die Fee gar mild und sanft nach seinem Händchen uud sprach mit bestrickender Stimme:

„Du herziges Bürschlein, komm ganz her!“

Ein tiefinniges Vertrauen leuchtete aus den Augen des Kindes der Dame entgegen.

367

Bist du die Fee?“ fragte der Knabe.

„Die Fee?“ antwortete die Dame erstaunt; schnell fand sie sich in die ihr angewiesene Rolle und fuhr fort:

„Vielleicht — für dich. Und wer bist du?“

„Der Hans!“ klang es kurz zurück, als ob sich dies von selbst verstünde.

Die Feenschaft der Dame erlitt durch ihre menschliche Unkenntnis verratende Frage in Hansens Augen keine Einbuße. Er zeigte überhaupt eine so zuver sichtliche und siegesgewisse Miene, als ob er die ganze Sachlage in erwünschter Ordnung fände. Und er ward denn auch so mitteilsam, daß die Dame, ohne große Fragekunst

anwenden zu müſſen, bald klar war über alle Wünſche des kleinen Herzens und über die Notlage der Familie. Sie hatte gehört, daß Haus von der Fee erwarte, ſie werde ihn und die Eltern mit Kuchen und Wein ſpeiſen, dann in ſchönem Wagen nach Hauſe fahren und Geld, viel Geld geben für Brot und für den Vater zum Bade, damit er nicht ſterben müſſe. Aus den Augen des lieben Kindes waren dabei zwei Thränen hervorgerollt, die hatten der Dame koſtbarer geſchienen als teure Perlen aus des Meeres tiefunterſtem Grunde. So kam es, daß ſie zum nicht geringen Erſtaunen ihrer in einiger Entfernung ver harrenden Begleitung mit dem Knaben an der Hand in der Hütte verſchwand.

Was da drinnen alles geſprochen ward? Wer weiß es? Das Bächlein, das geſchwätzig ſchnell vorbeifloß, hielt nicht einen Augenblick an in ſeinem Laufe, um zu horchen, und es hätte doch viel Gutes vernehmen können.

„Wohl," ſagte die eine Dame der Begleitung, ihr Haar war ſchon mit einigen Silberfäden, den erſten Boten des Alters, durchzogen, „wohl hat Gott unſerer teuren Herrin das Glück nicht beſchert, eigne Kindlein zu hegen und zu pflegen; dafür aber iſt ſie eine Mutter für alle Kinder weit und breit."

„Und für die armen zumeiſt," ſagte die zweite Dame, die jünger, aber auch recht freundlich war.

„Gott ſegne ſie reich; ſie iſt eine Mutter auch für uns Alte!" fügte der Diener halblaut hinzu.

III. Im Schloſſe.

Bald bewegte ſich das uns bekannte Gefährt wieder durch den Wald hin, diesmal auf dem bequemen Wege, welchen die Damen und der Diener vorhin gekommen waren. Zu Hanſens nicht geringem Erſtaunen hatte die Fee nach län gerer Unterhaltung mit den Eltern ohne ſonderliche Mühe hilfreiche Hände herbei gerufen, die den Vater mit dem weichen Teppich umhüllten. Ob der die Mutter im Ziehen des Wagens vertretende würdige Alte auch in das Feenreich gehörte, das hätte Hans gar gern gefragt und vieles andere noch dazu. Neben dem Wagen ſchritt nun die gütige Fee, liebreich dem Kranken Troſt zuſprechend. Die anderen Feen gingen mit Hans und der Mutter.

Die Dame mochte wohl rechtes Erbarmen mit dem Invaliden haben, deſſen hohler Huſten in der That beängſtigend klang; ſie vergaß neben ihm ſcheinbar die übrigen. Mit tiefem Bedauern hatte ſie in der Hütte die Leidensgeſchichte

368

der Familie angehört und auch vernommen, daß dieſe das Schloß des Herrn, welcher helfen ſollte, jetzt meilenweit ſeitwärts wähnten. Auch den ſchriftlichen Bericht hatte ſie erhalten. Da war ihr denn klar geworden, wie ſie am beſten helfen könne. Noch hatte ſie aber ihren Namen und Stand nicht verraten.

Als Frau Peters jetzt die Gelegenheit für günſtig hielt, eine ihr zur Seite gehende Dame danach zu fragen, vernahm die Herrin dies doch. Sich zurück wendend rief ſie:

„Sagen Sie einfach: Frau Albert. Das genügt."

Die anderen Damen lächelten unwillkürlich, und Frau Peters hatte alle Ver anlaſſung, dieſe Auskunft gegenüber ihrem in verſchwenderiſcher Ausführlichkeit gegebenen Familienbericht als eine magere Gegenleiſtung zu betrachten. Jetzt tauchte vor ihren Augen das uns ſchon in früher Morgenſtunde bekannt gewordene Jagdſchloß auf. Hell blitzten deſſen Fenſter in der Sonne.

Was Hanſens kindliche Seele zu hoffen ſich erlaubt hatte, geſchah. Der Zugführer lenkte hinein. Da hielt Hans Augen und Ohren offen; denn das paſſiert einem nicht alle Tage, in ein Feenſchloß eintreten zu dürfen. Dort hinter dem Gitter graſten zwei zahme Rehe. Fröhlich bellende Hunde ſprangen den Ankommenden entgegen.

„Sie bellen ganz natürlich, die Feenhunde," meinte der beobachtende Knabe. Nicht ohne Verwunderung sah er auch die vielen Hirschgeweihe, welche den Haus flur schmückten. Dessen hätte er sich von einem Schlosse zarter Feen nicht in erster Linie versehen. Dafür fand er ganz in der Ordnung, daß man ihn und die Eltern in ein behagliches Zimmer brachte und ihnen alsbald allerlei Speisen und Getränke, darunter auch den erhofften Kuchen und Wein, vorsetzte. Überlassen wir es ihnen, damit fertig zu werden. —

Auch am Lerchenhübel hatte sich das Jagdglück nicht gut gelaunt gezeigt. Als die beiden Jäger heimkehrten, konnte man von dem Gesicht des aller Ver stellung rein unfähigen Oberförsters Redlich eine ganze Stufenleiter widerwärtiger Empfindungen ablesen. Wiederholentlich hatte er sich heute leise gelobt, nie wieder vor einem Pirschgange Verse zu sagen, weder Döringsche noch andere. Die nach den Jägern ausschauende Schloßherrin, die blaue Fee, sah mit der Liebe scharfem Auge, daß auch ihrem Gemahl die volle Zufriedenheit fehlte, obwohl er ihr schon von weitem grüßend winkte. Das that ihr leid; denn sie wünschte dem Geliebten, dem seine Stellung allezeit schwere Sorgen brachte, von Herzen heitere Erholung. Doch sie wußte schon, daß sein elastischer Geist kleine Verstimmungen bald über winde. Der Aufenthalt im Walde, ob mit oder ohne Jagderfolg, und ihre für sorgende Liebe waren ihm Haupterfordernisse zur Erhaltung ungetrübter Gemüts ruhe. Der irdische Reichtum hatte die beiden nicht verwöhnt.

Trotzdem hielt es die Herrin für rätlich, mit ihrem Bittgesuche für ihre ein geschmuggelten Armen noch ein wenig zu warten und somit eine Tugend zu üben, die vielen anderen Menschen bedauerlicherweise abgeht.

Kaum in den Schloßhof eingetreten, schickte der Oberförster einen zuverlässigen Diener nach dem Dorfe mit dem bestimmten Auftrage, die dem Gemeindevorstande übergebenen Leute sofort in das Schloß zu bringen — aber hübsch manierlich;

369

der Schloßherr wolle sie sprechen. Als er danach dem Herrn in eines der Schloß- zimmer folgte, fand er bei ihm die Herrin, die lächelnd den Jagdbericht ihres Gemahls vernahm. Sie verstand dabei so liebenswürdig zu scherzen, daß auch von des Oberförsters Stirn langsam die Wolken des Mißmuts verflogen,

Inzwischen kam der ausgesandte Bote zum Gemeindevorstand und brachte sein Anliegen vor. Der schüttelte anfangs den Kopf.

„Mir sind keine Leute übergeben," sagte er nachsinnend; „doch der Tausend, sollte der Herr Oberförster die meinen? Gestern brachte der Gendarm zwei Spitz buben, zwei Zigeuner; die ließen wir im Gemeindehause einsperren. Sollte der Herr sich für diese interessieren?"

„Das weiß ich nun zwar nicht," sagte der Diener, „aber wenn keine anderen Leute da sind, so sind jedenfalls diese gemeint, und wir müssen sie in manierlicher Art hinbefördern."

Der Gemeindevorstand brummte allerlei; endlich ward er mit dem Diener einig, behufs geeigneter Transportie- rung der plötzlich interessant gewordenen Vaga bunden seine Staatskutsche zu benutzen.

„Das mag geschehen," erwiderte der Diener.

So widerfuhr denn den Zigeunern das Unerwartete, zur Belohnung für ausgeführte Diebereien in des Dorfes bester Kutsche nach Hansens Feenschloß gefahren zu werden. Ob sie im Anschluß an dieses Feenkunststück auch auf ein wohlvorbereitetes Frühstück hofften, darüber hatten sie nicht Zeit, sich auszu sprechen; denn der Vorstand, der es sich nicht hatte nehmen lassen, selbst zu kutschieren, hieb gewaltig auf die Pferde ein und brachte so seine

kostbare Ladung schnell in das Schloß. Dort wurden die schwarzen Gesellen in ihrer vollen Un sauberkeit — es blitzte nichts an ihnen als die listigen Äuglein — vor den Herrn gebracht. Das war demselben doch zu arg. Der Oberförster sah ganz verdutzt drein. Die Dame staunte; sie wußte nicht, auf wessen Antrieb dieser Besuch herbeigeführt worden war. im Selbstgefühl treuer Pflichterfüllung standen hinter den Strolchen der Diener und der Gemeindevorsteher. Lachend beschaute die strahlende Sonne das seltsame Bild.

„Wollen Sie mich aufklären, Herr Oberförster?“ sagte der Herr frostig.

Der redliche Forstmann wußte aber selbst nicht, wie ihm geschah, und konnte mit dem besten Willen nicht erklären, wie und wodurch die Verwandlung des In validen, dessen Frau und Jungen in zwei vollwichtige Zigeuner möglich geworden war. Daran konnte die Dichterei doch nicht schuld sein!

„Ich will, daß man mir den kranken Soldaten mit seiner Familie vorführe,“ sprach jetzt der Herr. Damit wandte er sich und trat in ein Nebenzimmer. Seine Gemahlin folgte ihm.

Da stand denn nun der Oberförster mit den wie aus allen Himmeln gefallenen vier Personen. Die Unglückszigeu=ner faßten sich zuerst und schienen in Ruhe und Geduld abwarten zu wollen, inwieweit das in Aussicht stehende Hagelwetter sie treffen werde. Nachdem die nötige Entfernung von den herrschaftlichen Zimmern gewonnen war, brach der Sturm in aller Gewalt los. Der Oberförster übertraf sich selbst in urderben Wendungen, als ob er Hoffnung hege, damit die Zauber

24

370

formel für die wünschenswerte Rückverwandlung der Personen zu finden. Der Gemeindevorstand, den der Diener treulos verließ, versicherte wiederholt, daß ihm andere Leute nicht übergeben worden seien; sein Einwurf fand aber nicht die verdiente Würdigung. Endlich wurde er auch unhöflich und fuhr, ohne Ab schied zu nehmen, mit seinen Zigeunern davon, nur die sehr wahren Worte zurück rufend:

„Sie können reden, was Sie wollen, Herr Oberförster, hexen kann ich aber keinen Soldaten, weder ohne, noch mit Familie.“

In seiner Not fiel dem Oberförster endlich Peters ein, welchem er mit gutem Grunde die alleinige Schuld an diesem letzten Ärgernis zusprach.

„Der muß herzu!“ schnaubte er mehrere Diener an, die sich am Schauspiel ergötzt hatten, nun aber das Gesicht in ernste Falten zogen. Mit der scharfen Weisung, schnellstens den Verlangten anherzuliefern, sandte er sie nach verschiedenen Seiten aus. Er selbst stürmte eine Strecke in den Wald hinein.

„Der ganze Tag ist verpfuscht,“ zürnte er dabei weiter, „was fällt mir auch ein, frühmorgens die Waldnacht anzusingen, als ob ich ein lyrisch gestimmter Jüngling wäre! Der Herr traf gleich früh den Nagel auf den Kopf. Ein Jäger mag das Dichten anderen Leuten überlassen!“

Inzwischen hatte die Dame mit ihrem Gemahl ein Zwiegespräch. Hierbei betonte derselbe:

„Jeder brave Mensch verdient Ehre und, sofern es not thut, Teilnahme und Unterstützung; ein braver Soldat aber ist mir ein Kamerad — und, wenn er das eiserne Kreuz trägt, ein lieber Kamerad. Ist ein solcher Ehrenmann aber krank, vielleicht krank infolge von Kriegsstrapazen, und will sich mir nahen, so soll ihn niemand von mir weisen. Das hat unser Oberförster zwar nicht gewollt, dazu trägt er seinen Namen mit zu großem Recht; allein

er ließ ſich durch ſeinen Jagd eifer zu einem ungeſetzlichen Befehl hinreißen und führt mir nun — zwei Vaga bunden vor.“

„Das iſt eine Verwechslung; dafür kann der gute Redlich ſicher nicht,“ meinte die Gattin begütigend.

„Glaube wohl; doch dieſe fatale Verwechslung ſcheint mir ein Beweis dafür, daß man die unſchuldigen Leute gleich dieſen Zigeunern in ehrverletzender Weiſe eingeſperrt hat.“

„Ich glaube ſelbſt, daß dieſe Familie gefangen ſitzt,“ entgegnete ſie lächelnd, „wer weiß aber, ob derſelben dies unangenehm iſt!“

„Was?“ klang es fragend zurück.

„Bedenke auch, die Leute haben ein wenig Strafe immerhin verdient; ſie ſtörten dir die Jagd, und dem Oberförſter war deren guter Verlauf doch Ehren ſache; zudem war die Frau ſehr hitzig ihm gegenüber.“

„Das ſehe ich alles ein; deswegen kann aber die Frau doch brav und wie die Ihrigen ehrenhaft ſein.“

„Soll ich ihnen helfen?“

„Diesmal kommſt du zu ſpät, liebe Allerweltshelferin; du ſiehſt, wie es mir ſelber ſchwer gemacht wird, das ihnen zugefügte Unrecht auszugleichen.“

371

„Vielleicht könnte ich es doch; ich fühle mich heute ſo ganz als Fee.“

„Für mich biſt du es ſtets, du Teure; in dem vorliegenden Falle aber kannſt du jetzt nicht helfen; ſpäterhin magſt du immer deinen mildthätigen Sinn auch nach dieſer Seite bethätigen.“

„Mich hat heute ſchon ein fremder Mund Fee genannt; habe Reſpekt vor meiner Kunſt!“

„Möglich, du findeſt ja immer bedürftige Weſen auf. Prüfe ja, ob ſie deine Liebe verdienen!“

„Soviel wie deine Schützlinge gewiß.“

„Hm, der Mann war Soldat.“

„Das macht's noch nicht, der Forſtgehilfe Peters war auch Soldat und iſt gar nicht brav.“

„Sage das nicht ſo ſchnell! Und wenn auch, mein Soldat hat das eiſerne Kreuz!“

„Mein Schützling auch!“

„So? auch?“ Der Herr fixierte ſeine Gemahlin ſcharf. Als er fand, daß ſie in vollem Ernſte redete, fuhr er fort: „Mein Soldat hat Familie.“

„Meiner auch.“

„Eine Frau und einen kleinen, hilfloſen Jungen.“

„Meiner auch.“

„Und iſt ganz arm und ſehr krank.“

„Meiner auch.“

„Und muß in einem Wagen gefahren werden.“

„Meiner auch.“ Und damit umarmte sie den verwunderten Gatten. „So glaube es nur, deine Fee ist dir in deinem guten Werke zuvorgekommen, und meine Schützlinge sind die deinen.“

„Aber, Kind, wie geht das zu?“

„Feenhaft, mein lieber Herr, wie sonst? Hier, lies dies!“ Damit nahm sie das Bittschreiben des Invaliden aus ihrer Tasche.

„Du weißt also mehr von ihnen?“

„So gut wie alles!“

„Da hast du sie wohl in der Nähe?“

„Gut geraten! Doch lies nur, das Schreiben ist an dich gerichtet, dann sollst du sie sehen und hören.“

Mit wachsendem Staunen hatte der Schloßherr seine Gemahlin betrachtet, als ob es gar noch möglich wäre, daß sie unter Rosenschein und Rosenduft vor seinen Augen entschwinde. Sie aber schlang ihren Arm in den seinen und wieder holte: „Lies nur!“

Der Herr entfaltete das Papier und las mit Aufmerksamkeit, was darauf geschrieben war. Die Darstellung war umständlich und bedurfte mitunter eines erklärenden Wortes der Dame. Geben wir hier den Bericht nach unserer Weise:

Der Bittsteller August Peters war aus den ersten Schlachten des deutsch französischen Krieges, an denen Sachsen beteiligt waren, unverwundet und mit Ehren hervorgegangen. Bei St. Privat hatte er sich bereits das eiserne Kreuz

372

verdient. In der großen, blutigen Schlacht bei Sedan am 1. September 1870 hatte er sich wieder ausgezeichnet. Es war dies im Kampfe gegen die Zuaven geschehen, welcher, nachdem die Munition verschossen war, mit Kolben und Hirsch fänger hatte geführt werden müssen. Der Befehlshaber des Bataillons, ein Major Graf von Holtzendorff, hatte Peters danach öffentlich belobt. Auch in dieser für die braven Sachsen so mörderischen Schlacht war er unverwundet geblieben; aber er hatte sich dabei eine so gefährliche Erkältung zugezogen, daß er im Lazarett nur mit Mühe dem Leben erhalten werden konnte. In die Heimat entlassen, hatte er unter der Pflege seiner Frau Besserung gefunden und leichtere Arbeiten wieder verrichten können. Auch war ihm eine angemessene Pension bewilligt worden. Da war es ihnen nicht nötig erschienen, von der ihm durch den genannten Grafen erteilten schriftlichen Empfehlung für Übertragung einer geeigneten Stellung oder zur Erlangung der Mittel für eine Badekur Gebrauch zu machen. Später aber war sein Leiden in erneuter Heftigkeit wiedergekehrt. Bald hatte er gar nichts mehr verdienen können. Dazu war die Pensionssumme gekürzt worden. Dem Zureden des Vetters folgend, hatte man diesem zu weiterer Benutzung, natürlich im Interesse der Familie, die gräfliche Empfehlung und auch den letzten Notpfennig anvertraut, alles ohne Erfolg.

Dies und mehr noch las der Herr aus dem Berichte, der mit der dringenden Bitte um Abhilfe des eingetretenen Notzustandes schloß.

„Die Familie ist zu bedauern,“ sagte der Herr; „sie ist schmählich behandelt und betrogen worden. Bitte, führe mich zu ihr!“

Das that die edle Dame gar gern. Auf dem Wege zu den Armen flüsterte sie ihm noch zu:

„Sie kennen mich bloß unter dem Namen Frau Albert; wenn es dir recht ist, lassen wir sie dabei.“

Als das Paar in das Zimmer trat, in welchem den aufgetragenen Lecker bissen wacker zugesprochen worden war, und der Invalid den Herrn sah, ging eine große Veränderung in seinem Gesicht vor. Er wollte reden; infolge großer Auf regung brachte er aber nicht einen Laut hervor. Auch schien es, als wolle er sich erheben; doch blieb es natürlich bei dem schwachen Versuche.

Der Herr trat auf ihn zu.

„Still, kranker Kamerad,“ sprach er, „reden Sie nicht, bleiben Sie ganz ruhig! Ich komme in der Absicht, Ihrem Mißgeschick abzuhelfen, und bin dabei nichts anderes als“ — er lächelte seiner Gemahlin zu — „als der Mann dieser Dame hier, also kurz: Herr Albert!“

Mit leuchtenden Augen saß der Invalid da; die Hände lagen gefaltet in seinem Schoße, als wäre er in der Kirche. Die Frau stand neben ihm und wartete bescheiden ab, was weiter erfolgen werde. Hans staunte, daß die Fee auch einen Gatten besaß. Von solcher Ausdehnung der Feenrechte hatte sich sein Knaben verstand nichts träumen lassen.

Die Dame zog den Knaben an sich heran und strich ihm leise über die blühen den Wangen. Der Herr begann zu examinieren. Sein Blick ruhte dabei mit durch dringender Kraft auf dem Antlitz, der Frau Peters, so daß diese hinterher sagte:

373

„In solche Augen habe ich noch nicht gesehen. Da schauten Milde und Geduld zugleich aber auch Feuer und Kraft heraus. Ich glaube, dem Herrn könnte kein Mensch in das Angesicht lügen.“

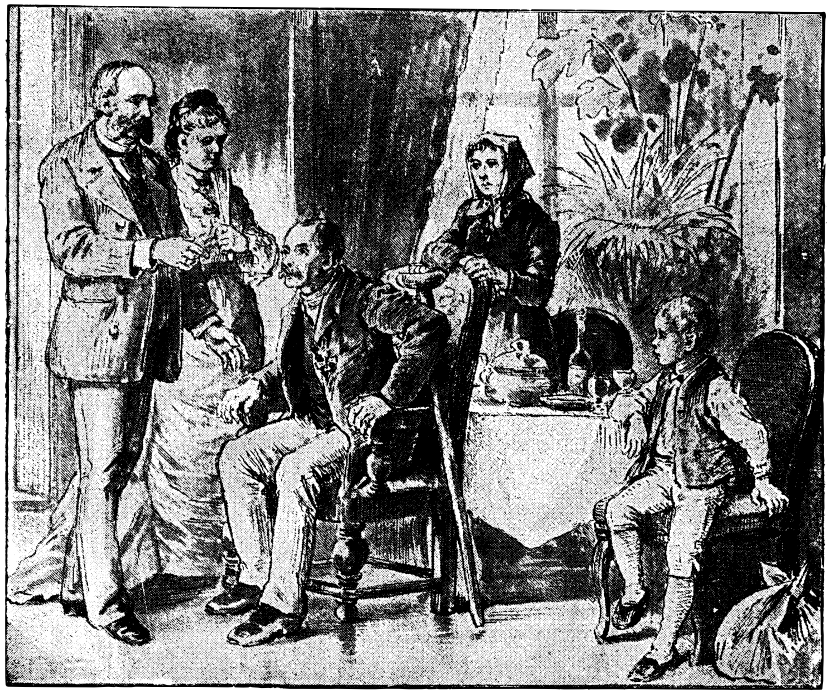

Abbildung 92.1: Abbildung zu der Erzählung „Die Waldfee“.

Bei dem Verhöre ſtellte ſich denn nun mit voller Gewißheit heraus, daß die Familie Peters von dem Forſtgehilfen ſchmählich übervorteilt worden war. Der ſelbe hatte volles Vertrauen genoſſen, alle Quittungen unterzeichnet, die Penſions beträge einkaſſiert — kurz, ohne bisher zur Rechenſchaft gezogen worden zu ſein, den Kranken in ſeinen wenigen Rechten vertreten — und ihm auch noch bares Geld abgeſchwindelt. Wären die Betrogenen nicht mit einem letzten Reſte von Thatkraft aufgebrochen, um perſönlich Hilfe zu ſuchen, hätte man nicht infolge glücklichen Zuſammentreffens verſchiedener Umſtände auf ſie aufmerkſam werden müſſen, ſo wäre ihnen wohl niemals eine Hoffnung auf Beſſerung geworden.

Frau Peters wußte zwar noch nicht, daß ſie den geſuchten, vielvermögenden Herrn vor ſich hatte; aber ſie fühlte unter ſeinem Schutze trotzdem eine gar große Beruhigung.

„Sie vermögen uns ſicher zu helfen, edler Herr; ach, thun Sie es um Gottes willen!“ bat ſie inſtändig. „Hungern iſt ſchlimm, und wir waren immer ordentlich und haben noch nie gebettelt. Helfen Sie uns! Wenn Sie ſich erbarmen, wird auch unſer Vater nicht ſterben. Wir haben niemand auf Gottes weiter Welt, der uns hilft. Auf den Vetter können wir uns doch nicht verlaſſen.“

374

„Das ſcheint mir auch ſo, liebe Frau,“ antwortete der Herr, „gebt Euch zufrieden, Euer Recht wird Euch werden!“ —

Als der Oberförſter ſich einigermaßen beruhigt hatte und in das Schloß zurückkehrte, hörte er von dieſer ſonderbaren Geſchichte, die ihm in ihrer Ab ſcheulichkeit faſt unmöglich ſchien.

„Ihr Befehl von heute morgen“ ſprach der Schloßherr, „war ungeſetzlich und unverzeihlich, ob Sie auch die Störung verdrießen mußte. Helfen Sie mir nun, den Betrüger zu entlarven. Ich möchte, daß er ungewarnt vor mich tritt, und zweitens, daß die Dorfpolizei unter Vermeidung von Aufſehen — alſo ohne Kutſche — in das Schloß kommt. Wollen Sie das übernehmen, Herr Oberförſter, ſo bin ich Ihnen dankbar.“

Selbſtverſtändlich war der Oberförſter gern bereit, dieſen Wünſchen nach zukommen. So geſchah es, daß der Forſtgehilfe Peters die Ehre hatte, ſchon weit vor dem Schloſſe von ſeinem Vorgeſetzten in Empfang genommen zu werden und ſich ſeiner Begleitung zu erfreuen. Luſtig pfeifend war er dahergekommen. Hatte er ſich doch überzeugt, daß ſeine Verwandten aus der Waldhütte verſchwunden waren. Der Oberförſter ging ſchweigend neben Peters her, da es ihm nicht möglich war, gleichgiltige Worte zu ſprechen und er auch nichts verraten wollte. Peters kannte ihn zu genau; er wußte nicht, was er denken ſollte. Das Schweigen ſeines Vorgeſetzten, deſſen ſonderbare Seitenblicke machten den Dreiſten betreten.

„Herr Oberförſter,“ ſagte er mit ſcheinbarer Offenheit, nur um ein Geſpräch in Gang zu bringen, „werden Sie verzeihen? Ich habe die Leute, welche uns die Jagd ſtörten, davonziehen laſſen. Ihr Befehl war doch etwas ſtreng. Ich meinte Sie würden hinterher damit einverſtanden ſein.“

„Hm, hm!“ brummte der Oberförſter.

„Was ſoll das heißen? Ein andermal würde er auffahren. Ich muß ihn zum Reden veranlaſſen.“ Hierauf ſagte Peters laut:

„Es war recht ärgerlich, der Auerhahn hatte einen ausgezeichneten Stand. Den Herrn verdroß es wohl auch ſehr. Da kann ihm aber nichts helfen. Wir hatten die meiſte Mühe damit.“

„Unterlaſſen Sie ein für allemal ſolche nichtswürdige Bemerkungen!“ ver ſetzte der Oberförſter ernſt.

Ohne daß Peters den Mut faſſen konnte, nach dem Warum zu fragen, wurde er vor den Schloßherrn geführt. Aus einem Nebenzimmer trat auch deſſen Gemahlin herzu, die Verbindungsthür offen laſſend.

Nun begann das Verhör, deſſen Einzelheiten wir übergehen. Die Aus flüchte und Lügen des böſen Menſchen verdienen unſere Aufmerkſamkeit nicht. Genug, von den Fragen des jetzt ſehr ſtrengen Herrn hart bedrängt, verwirrte er ſich in ſeinen Ausſagen. Als nun gar aus dem Nebenzimmer Frau Peters mit Hans hereintrat und der Kranke auf einem Rollſtuhle hereingefahren ward, da erblaßte der Betrüger. Traurig ſah der Invalid auf den Treuloſen hin, deſſen frecher Mut jetzt zuſammenbrach.

Seine Schandthaten wurden offenbar. Die Penſionsſumme war nie gekürzt worden, ſondern jahrelang zum größten Teile in des falſchen Peters Taſche

375

gefloſſen. Umſonſt berief ſich der Schlaue darauf, daß eine Urkundenfälſchung, alſo ein beſonders hart zu beſtrafendes Verbrechen, ihm nicht nachgewieſen werden könne, da er die Quittungen mit A. Peters unterzeichnet habe, was auch ſein Name ſei, und daß ihm die leichtſinnige Gutmütigkeit ſeiner Verwandten den Betrug an die Hand gegeben habe. Der Herr entgegnete abweiſend, man werde das vor Gericht ſchon genau unterſuchen.

So ſah denn der falſche Mann keinen Ausweg mehr vor ſich. Nun ſollte und mußte er ernten, was er geſäet hatte. Zerknirſcht geſtand er endlich auch ein, daß er die gräfliche Empfehlung zur Erlangung ſeiner gegenwärtigen Stellung und den letzten Notpfennig der Familie in ſeinem alleinigen Nutzen verwandt habe.

Die Dorfpolizei war demnach nicht vergebens herbeigerufen worden. Sie hatte Grund genug, den tiefgesunkenen Mann festzunehmen und fortzuführen nach dem Landgerichte einer größeren Stadt, deren Vergnügungen er nach der Meinung seiner Wirtshausfreunde immer ersehnt hatte. Niemand wagte, für ihn zu bitten; niemand mochte ihn auch bedauern, als man von seiner Bestrafung hörte.

Frau Peters bekam eine sehr eindringliche Verwarnung wegen ihrer Ver trauensseligkeit. Sie schlug zwar jetzt in großer Aufregung über solche unerhörte Bosheit die Hände über dem Kopfe zusammen, erkannte aber ihre Schuld und klagte sich selbst streng an. Unter ihrer Verantwortung war alles geschehen. Ihr sonst mehr überlegender Mann war durch sein langwieriges Körperleiden auch im Wollen geschwächt worden. Trotzdem hatte er sie zu verschiedenen Malen ge warnt. Laut gelobte sie, von nun an besonnener zu handeln. – Der Herr winkte ihr, zu schweigen, und wandte sich zu dem Oberförster:

„Zwischen uns bedarf es keiner Auseinandersetzungen weiter. Sie sind nach wie vor mein redlicher Redlich. Wollen Sie für Ihren allzugroßen Jagdeifer noch etwas büßen, so sorgen Sie nur freundlichst dafür, daß diese braven Leute mit dem Notwendigsten versehen und in einem bequemen Wagen nach Hause ge bracht werden. Dann aber müssen Sie uns auch weiter helfen, mir, wie auch meiner Gemahlin, welche bei jedem guten Werke, das in meiner Nähe geschieht, fast immer den Hauptanteil hat, und darüber nachdenken, was für diese unsere Jagdstörer noch zu thun ist."

Tief ergriffen bückte sich der alte Forstmann und küßte seinem gnädigen Herrn die Hand; begeistert strahlten dabei seine Augen. Dieser aber wandte sich nun zum Kranken und sprach:

„Kamerad, was Ihre Frau in dem vorliegenden Falle versehen hat, haben geschickte, mir so liebe Hände wieder gut gemacht. Der liebe Gott wird es nun auch fügen, daß Sie wieder gesund werden. Wollt Ihr mir aber," damit schaute er auf beide Eheleute, „ein wenig dankbar sein, so betet daheim und lehrt Euer Kind das gleiche Gebet, daß Gott zum Segen für mich und für so viele weit und breit lange noch erhalte — meine innigstgeliebte Gattin!"

Dem Invaliden rollten zwei Thränen über die bleichen Wangen; Frau Peters schluchzte laut. In die trostlose Nacht ihres Elendes war ein heller Strahl hoffnungspendender Liebe gefallen. So kam es, daß sie weinten. Ihre Thränen waren nun nicht mehr vom Kummer erpreßt, es waren Dankes- und Freudenthränen.

376

Hans hatte die Vorgänge des Tages nicht in ihrer schwerwiegenden Be deutung erfaßt; aber das sah er, daß seine Fee eine Hauptperson dabei gewesen war. Er suchte allein ihre lieben Augen, aus denen ein Himmel voll stillen Glücks strahlte. Er erhob die kleinen Ärmchen — und sieh, was geschieht? Die Dame mit dem herrlichen Gemüt neigt sich hernieder und läßt sich von Hänschen umschlingen.

„Hast du mich lieb?" fragte sie leise.

Da nickte Hans selig.

Nicht viel, aber doch gar Schönes ist noch zu erzählen. Feenhaft war die Heimfahrt der Familie Peters. In einem herrlichen Wagen, der noch mancherlei schöne und nützliche, auch etliche eßbare Geschenke für seine Insassen barg, gewiegt auf schwellenden Polstern, kamen die in der Nacht so armselig Ausgezogenen zum großen Erstaunen aller Nachbarn in ihr Dörfchen zurück. Wenige Tage darauf brachte sie derselbe Wagen zur Eisenbahnstation. Alle drei mußten ins Bad reisen, wo sie bequem untergebracht wurden. Die Badekur war von gutem Erfolg begleitet. Der Invalid lernte seine Gliedmaßen wieder gebrauchen. Wer ihn mit seiner Frau und seinem Hans

im Kurgarten spazieren gehen sah, erst an Krücken, dann frei und aufrecht, der hätte in ihm und den Seinen die traurigen Gäste der einsamen Waldhütte nicht wieder erkannt. Ihres Glückes sich erfreuend, kehrten sie heim. War ihnen Gnade erwiesen worden, so wurde ihnen nun auch ihr Recht gewährt. —

Was den wahren Namen der wohlthätigen Herrschaft anlangt, so ist nur zu melden, daß Frau Peters längst genaue Auskunft darüber erhalten hatte. Hans wollte sich aber nicht belehren lassen; er blieb noch lange dabei:

„Die gute Dame war die Waldfee.“

Als er später groß genug war, um einzusehen, daß es trotz seines Märchen buches Feen, wie man als Kind sie sich erträumt, heutzutage nicht mehr giebt, da sagte er, was allen wohl gefallen dürfte:

„Die edle Dame ist ein Engel!“

Richard Rother.

Kapitel 93

Die Eigenart der ſächſiſchen Stämme.

Man hat den Sachſen von alters her wenig Schlimmes nachgeſagt, und das iſt um ſo höher anzuſchlagen, als der Spott der Stämme untereinander in der Regel recht derb iſt Und ſelbſt die Vorzüge gern als Schwächen hinſtellt. Die Höflichkeit und Gemütlichkeit der Sachſen wird ſchon im vorigen Jahrhunderte von fremden Reiſeſchriftſtellern anerkannt und heute noch von Freund und Feind gerühmt; freilich verſucht der letztere gern, die Übertreibung der Höflichkeit ſo dar zuſtellen, daß ſie lächerlich wirkt. Die guten und ſchlechten Witze über dieſe über triebene Höflichkeit finden immer dankbare Hörer; auch der Sachſe ſelbſt hört ſie gern und beweiſt damit, daß ſie ihn nicht treffen. Daß die Anſpruchsloſigkeit im Genuſſe ihm die Namen Kaffee- und Kartoffelſachſe gegeben hat, kann er ſich füg

377

lich gefallen laſſen, obwohl weder der eine, noch der andere vollkommen berechtigt iſt. Endlich iſt auch die „Helligkeit“ der Sachſen, obſchon ſie mehr ſpöttſich als ehrlich gemeint wird, als ein Stammesvorzug derſelben anerkannt. Es wäre intereſſant, zu erkunden, wann und auf welche Weiſe das zum geflügelten Worte gewordene Attribut der Sachſen entſtanden iſt. Freilich iſt die Unterſuchung darüber ungemein ſchwer und wird vorausſichtlich auch zu keinem ganz giltigen Ergebniſſe führen. Der Gedanke, welcher dem Beiworte zu Grunde liegt, iſt alt. In den meiſten Reiſebeſchreibungen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts wird die „Aufklärung“, die „Bildung“, der „Verſtand“ des Sachſenvolkes ge rühmt; und wenn dieſe Ausdrücke auch dem Sinne nach nicht mit der ſprichwörtlich gewordenen „Helligkeit“ übereinſtimmen, ſo dürfte doch dieſe Bezeichnung aus dergleichen Beobachtungen hervorgegangen ſein.

Eine Eigenart des geſamten ſächſiſchen Stammes giebt es im Grunde ge nommen nicht. Wohl ſind manche gemeinſame Grundzüge vorhanden, aber mehr noch Verſchiedenheiten, und dieſe ſind ſo tiefgreifend, daß beiſpielsweiſe der Leip ziger mit dem Erzgebirger wenig Ähnlichkeiten aufweiſt. Wer tiefer forſcht und einen feinen Spürſinn für gewiſſe Beſonderheiten hat, wird finden, daß ſich Ab weichungen in den die Eigenart beſtimmenden Zügen nicht nur bei den verſchiedenen Stämmen, ſondern auch in den verſchiedenen Thälern des Stammes,

ja, sogar in den verschiedenen Städten und Ortschaften finden. Übrigens schleifen sich diese Eigentümlichkeiten, je mehr der Verkehr überhand nimmt, immer mehr ab. Eine gänzliche Entäußerung ist gegenwärtig unmöglich; vielleicht wird sie einmal mög lich werden, wenn jener Zug nach Einerleiheit, der immer bemerkbarer wird, weiter mächtig bleibt. Das Tiefland mit seiner unterschiedlosen, gleichförmigen Bodenentwickelung ist der Erhaltung der Eigenart weit weniger günstig als das dem Hereinwogen fremder Einflüsse mehr verschlossene, in Thalzüge und Höhen gruppen sich zerspaltende Hochland. So sind denn auch die Stammesunterschiede im nordsächsischen Tieflande weit mehr geschwunden als im sächsischen Hochlande. Vollständig unberührt von dem verwischenden, gleichmachenden Hauche der Kultur ist auch das Hochland nicht geblieben; doch können wir hier noch vier besondere Stämme wohl unterscheiden, die Vogtländer, die Erzgebirger, die deutschen Lau sitzer und die Bewohner des Meißner Hochlandes.

Der Vogtländer gilt im Lande als Urbild strotzender Gesundheit und mächtiger Kraftfülle. Wenn man vom „vogtländischen Typus“ spricht, so versteht man darunter eine Erscheinung, der die Gesundheit aus den hellen Augen und den roten Wangen leuchtet, deren Kraft sich in der Stämmigkeit des Wuchses und der Schwerfülle der Glieder kundgiebt. Freilich ist das blühende Äußere nicht immer ein Zeichen innerer Gesundheit; Lungenkrankheiten sind nicht selten, und der Kropf kommt beim weiblichen Geschlechte häufig vor, häufiger wenigstens als im Niederlande. Sein derbes, gesundes Aussehen verdankt der Vogtländer nicht nur der herrlichen Luft seiner Heimat, sondern auch dem Umstande, daß man in der Regel gut und reichlich ißt. Fleisch ist zwar bei wohlhabenden Bauern nicht alltägliches Gericht; dafür sind aber auch die Portionen nach den gewöhnlichen Begriffen ungemein groß. Die Kartoffel bildet das Hauptnahrungsmittel; aber

der Vogtländer versteht wie kaum ein anderer, den Genuß derselben mannigfaltig zu gestalten; die „grünen Klöße“ werden auch im Niederlande gern gegessen, während Hefenklöße und der vielgerühmte „Pampus“ (eine Art Kartoffelschmarren) wenig Verehrer außerhalb des Vogtlandes gefunden haben.

Derb wie das Äußere ist auch das Auftreten und Wesen des Vogtländers. Alles Zimperliche und Zarte, alles Sentimentale und Weichliche ist ihm zuwider und fordert seinen Spott heraus, mit dem er überhaupt nicht zu kargen pflegt. Oft entwickelt sich die Derbheit zur eigentlichen Grobheit; doch muß man wohl Unterscheiden, ob die Grobheit beabsichtigt ist oder nicht. Bei dem echten Vogt länder klingt selbst eine beabsichtigte Höflichkeit, ja, eine versuchte Schmeichelei oft grob. Gerät er aber in Zorn, dann steht ihm eine Menge von Worten zu Gebote, die man in solcher Stärke und in solch elementarer Kraft bei keinem anderen Stamme findet. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß der Vogtländer im eigentlichen Sinne händelsüchtig sei wie etwa sein südlicher Nachbar. Die gute Laune behält in der Regel die Oberhand und verhindert eine Ausartung des Streites.

Jene Derbheit des vogtländischen Wesens ist aber um so höher zu schätzen, als sie Hand in Hand geht mit einer herzlichen Biederkeit, auf die man sich verlassen kann. Wenn das Mißtrauen, nicht eine besondere Eigenheit des vogt ländischen Stammes, sondern wie so manches andere eine allgemein bäuerliche Eigentümlichkeit, einmal überwunden ist — und die Überwindung desselben ist verhältnismäßig nicht schwer —, so giebt sich der Vogtländer, wie er ist, nicht mit jener Verschlossenheit, welche den Wenden nie verläßt, oder jener scheuen Zu rückhaltung, welche der Erzgebirger einem Fremden gegenüber zu zeigen pflegt. Man wird selten einen Volksstamm finden, der dem Fremden so rückhaltlos einen Einblick in sein Wesen gestattet, wie es der Vogtländer thut.

Diese Biederkeit ist aber nicht etwa die Folge mangelhafter Begabung, im Gegenteil: findige Klugheit und praktischer Verstand, Anstelligkeit und schnelles Erfassen sind den Vogtländern in hervorragendem Maße eigen.

Sie verdienen durchaus nicht die üble Nachrede, welche sie gern in Verbindung mit jenen Tieren bringt, die in ihrer Stammesheimat ganz vorzüglich gedeihen. Wenn der vogt ländische Bauer den Neuerungen etwas mißtrauisch gegenübersteht, so ist auch dies nicht Stammeseigenschaft, sondern er hat diese Eigentümlichkeit mit den meisten deutschen Bauern gemein. Das, was man Mutterwitz zu nennen pflegt, ist im Vogtlande ganz besonders zu Hause. Mutterwitz leuchtet schon aus dem hellen Auge der Kleinen; Mutterwitz spricht aus den Versen, die Burschen und Mädchen in der Spinnstube oder zu Sommerszeiten auf dem Dorfplatze einander entgegen rufen; Mutterwitz blitzt auch aus dem grauumbuschten Auge des alten Bauern, den irgend ein allerweltskluger Großstädter beschwatzen will. Der Mutterwitz äußert sich in einer Schlagfertigkeit, der es selten am rechten Worte und an der treffenden Gegenrede gebricht.

Ein wesentlicher Zug würde aber im Gesamtbilde des Vogtländers fehlen, wenn sein Hang zu fröhlicher Geselligkeit unerwähnt bliebe. Früher bot im Winter die „Huzzenstube“, d. h. die Spinnstube, die allgemein beliebte Gelegenheit zu

379

geselligem Beisammensein. Es ist bekannt, daß diese Spinnstuben, weil sie oft zu Stätten der Unsittlichkeit wurden oder doch wenigstens Beförderungsmittel derselben zu sein schienen, durch die Verwaltungsbehörden verboten worden sind. Dieses Verbot hat sie zwar nicht ganz vertilgt, aber doch seltener gemacht. Im Sommer tritt an Stelle der Spinnstube der „Summerhaufen“, d. h. die Ver einigung lediger Burschen und Mädchen an einem Platze der Dorfstraße oder des Dorfangers. Von hier aus pflegen dann die jungen Leute in breiter Reihe, Arm in Arm oder Hand in Hand, durch die Dorfgasse zu schleudern und allerhand Lieder und Rundas zu singen. Das Hauptvergnügen nicht nur des jungen, sondern auch des alten Vogtländers ist der Tanz. Ihm giebt er sich mit ganzer Seele hin, in ihm geht er vollständig auf. Der vogtländische Tanz hat nicht das Nüchterne, Schulmäßige und Angelernte, was der Tanz des Niederländers zu zeigen pflegt, sondern etwas Ursprüngliches; er erinnert in seiner Lebendigkeit an den bayerischen und Tiroler Tanz. Von seinen fränkischen Ahnen hat der Vogt länder die Liebe zur Musik und die Freude am Gesange geerbt. Er singt, wo er nur singen kann, und hat nicht nur ein gutes Gedächtnis für Melodien, die er gehört hat, sondern auch eine bewundernswerte Fähigkeit, sich selbst für irgend ein Liedchen eine Weise zu schaffen oder wenigstens eine ihm bekannte umzu modeln. Eins hat der Vogtländer mit dem Norddeutschen gemein: bei der Feld arbeit singt er gewöhnlich nicht, es müßte denn die Art der Arbeit selbst zum Gesang ihn herausfordern. Wenn aber die „Hofleute“ vom Felde heimwärts gehen, dann pflegt das erste Wort eine Aufforderung zu gemeinschaftlichem Ge sange zu sein.

Fröhlich und mitunter in überschäumender Lust feiert der Vogtländer seine Feste, unter denen die „Kirmst“ und Weihnachten die bedeutendsten sind. Zur Kirmeß ist er außerordentlich gastfrei und freut sich um so mehr, je mehr Gäste ihm die Ehre anthun. Speise und Trank giebt es an diesem Feste auch in den Hütten der Ärmeren in Hülle und Fülle; mit einer gewissen Beharrlichkeit arbeitet man sich durch die Genüsse hindurch; es ist eine Ehrenpflicht, die Freuden der Kirmeß nicht nur oberflächlich zu kosten. Das Weihnachtsfest ist im Vogtlande mit lieblichen Bräuchen und sinnigem Zauber noch mehr umwoben als anderswo. „Bornkinnel“ heißt das Fest sowohl, als auch das Geschenk, das es bringt; Krippen, teilweise von des Vaters Hand geschnitzt, werden aufgestellt; Christbäume oder öfter noch Papierpyramiden oder sogenannte Kronleuchter werden angezündet; die ganze festliche Zeit ist eine Zeit nicht nur der Ruhe, sondern auch innigen Zu sammenlebens und mannigfacher Feier.

Gar vieles hat der Vogtländer mit dem Erzgebirger gemeinsam. Man könnte den Unterschied dahin zusammenfassen, daß dieser gemütlicher, jener derber, dieser bescheidener, jener selbstbewußter, dieser sinniger, jener fröhlicher

sei; aber der artige Zusammenfassungen haben bei Charakterisierungen immer ihr Bedenkliches, hier aber besonders deswegen, weil der erzgebirgische Hauptstamm in eine ziemliche Anzahl von Einzelstämmen zerfällt, die, wenn auch nicht in wesentlichen Punkten, so doch in manchen Eigenheiten sich voneinander unterscheiden. Schon im viel kleineren Vogtlande kann man den Obervogtländer, der um Adorf und Brambach wohnt,

380

von dem niederen Vogtländer um Reichenbach und Mylau wohl unterscheiden; je näher dem Niederlande, desto weniger pflegen die stammlichen Besonderheiten aus gebildet zu sein. Im Erzgebirge ist nun nicht allein der Unterschied zwischen dein südlichen Hochlande und der nördlichen Abdachung bemerkbar, sondern auch der zwischen dem östlichen niederen und dem westlichen höheren Gebirgszuge. Das, was im folgenden als Eigenart des Erzgebirgers besprochen werden wird, findet sich in ungetrübter Reinheit nur in dem Teile, den man sonst sächsisches Sibirien nannte; aber einzelne Spuren, wenn auch verwischt und verschwommen, lassen sich noch bis dahin nachweisen, wo das Hügelland zum Wellenlande wird. Während im Norden die ausgleichende Macht der Ebene bemerkbar wird, läßt sich im Osten schon der eigentlich meißnische und weiter nach Süden hin, besonders in den Zinn gegenden, der böhmische Einfluß beobachten.

Wohl über kein Land und keinen Stamm haben sich die herrschenden An sichten in den letzten Jahren so geändert, wie über das vermeintliche sächsische Sibirien und seine Bewohner. Man hat gesehen, daß dieses vielverkannte und vielgeschmähte Bergland eine Fülle landschaftlicher Schönheiten in seinen bach durchrauschten Thälern, in seinen würzig duftenden Wäldern, auf seinen weit ins Land lugenden Höhen beut; man hat bemerkt, daß auch der Winter, obgleich hier von ihm das Wort des Claudius, daß er ein harter Mann sei, kernfest und auf die Dauer, in ganz anderem Sinne noch Geltung hat als in der Ebene, nicht sibirische Zustände schafft, sondern manches wahrhaft große Landschaftsbild und manche Annehmlichkeit, welche der zahme Winter der Ebene nicht zu bieten ver mag. Das Urteil über die Bewohner, die man früher für fast bedürfnislos und damit für fast vollkommen kulturlos hielt, hat sich in gleicher Weise geändert, wenn auch nicht allenthalben. Man lernt eben das Land eher kennen als die Leute; und wie viele giebt es, die sich gar nicht Mühe geben, die letzteren kennen zu lernen! Aber auch derjenige, welcher mit der in unserem Zeitalter des Dampfes üblich gewordenen geschäftsmäßigen Hast die erzgebirgischen Höhen und Thäler durchwandert hat, wird bemerkt haben, daß die Erzgebirger wohl ein ärmliches und bedürfnisloses Volk sind, daß aber dieser Statuen auch seine Vorzüge und seine Besonderheiten hat, um die ihn der kulturmüde, aller Eigenart beraubte Sohn der Großstadt beneiden könnte.

Im allgemeinen ist der Erzgebirger schwächer Und bläßer als sein westlicher Nachbar. Urkräftige Gestalten mit allen Zeichen der Frische und Gesundheit, wie wir sie im Vogtlande oft, ja fast regelmäßig finden, begegnen uns hier ungleich seltener. Daß dieser Umstand zum Teil aus der mangelhaften Ernährung der ärmeren Klasse, die im oberen Erzgebirge den Grundstock der Bevölkerung bildet, zu erklären ist, soll nicht im mindesten geleugnet werden, obwohl die in den land läufigen Volkskunden verbreiteten Nachrichten über die Ernährung und Wohnung der Erzgebirger zumeist sehr übertrieben sind. Fleisch wird allerdings selten ge gessen, um Sonntage aber fehlt es bei den wenigsten Familien; dagegen ist der Käse, bekanntlich eines der am meisten eiweißhaltigen Nahrungsmittel, fast all gemeine Zuspeise. Daß die Kartoffel die Hauptkost mittags und abends bildet, ist keine besondere erzgebirgische Eigentümlichkeit; in den Dörfern des Meißner

381

Hochlandes, wie überhaupt in den meisten ländlichen Haushaltungen ist das gleiche der Fall. Der Erzgebirger hat aber vor dem Niederländer das voraus, daß er aus der Kartoffel allerhand verschiedene und schmackhafte Gerichte zu bereiten ver steht. Er kann alltäglich in der Woche Kartoffeln essen und ißt doch an keinem Tage

das gleiche Gericht. In Paläſten wohnt der Erzgebirger nicht, aber auch nicht in Hütten, die von den Höhlen der Urmenſchen wenig verſchieden wären. Die Wohnungen auch der Armen machen meiſt einen freundlichen Eindruck, insbeſondere da der Bewohner des Gebirges mit ſeiner Luſt um Schnitzeln und „Peſteln“ und bei ſeiner Liebhaberei für Bilder und Blumen mancherlei zum Schmucke ſeines Wohnraumes anbringt. In übervölkerten Dörfern herrſcht eine Art Wohnungs not, die aber lange nicht ſo ſchwer und von ſo unheilvollen Folgen begleitet iſt wie die Wohnungsnot in den modernen Stadtkoloſſen. Daß eine Stube durch Kreide ſtriche in vier Teile geteilt wird, von denen jeder von einer Familie bewohnt wird, kann vielleicht einmal vorkommen, es aber als Regel, als beſondere Eigentümlich keit des Erzgebirges hinzuſtellen, iſt durchaus unberechtigt. Auch daß das Lager der Leute im oberen Gebirge oft nur Stroh und Moos ſei, iſt ein Irrtum. Da mit ſoll das Vorhandenſein der Armut nicht im mindeſten geleugnet werden. Das obere Erzgebirge iſt arm. Die Grunde dieſer Erſcheinung ſind zu bekannt, als daß ſie einer beſonderen Aufzählung bedürfen.

Der Erzgebirger ſelbſt iſt an ſeiner Armut ſelten ſchuld; er iſt fleißig. Schon die Kinder erzieht er zu nützlicher und einträglicher Geſchäftigkeit. Während ſie im Sommer die mannigfachen Schätze des Waldes, die „ſchwarzen und die roten Beer“, die Suppen- und Heilkräuter, wohl auch die Tannenzapfen und anderes zuſammenſuchen, ſitzen ſie im Winter um „Klipplkaſten“ oder an der Spule oder fangen an zu ſchnitzen und zu ſchneiden. „Viel Kinder, viel Segen“ gilt daher im Erzgebirge in ganz beſonderem Sinne; hier helfen die Kinder nicht nur verzehren, ſondern auch verdienen. Bettler ſind ſelten in den Dörfern. Als der Touriſtenſtrom noch nicht durch die erzgebirgiſchen Thäler wogte, ſah man ſelten bettelnde Kinder; jetzt freilich iſt das in jenen Gegenden, durch welche der Hauptweg führt, nicht ohne Schuld der Fremden ſelbſt, etwas anders geworden. Eine Eigenſchaft fehlt den Bewohnern des Erzgebirges vollſtändig, das iſt die Willenskraft. Seine Gemächlichkeit zeigt ſich ſchon in ſeiner Mundart, in der Weiſe des Sprechens und in der Eigenart ſeiner Bewegungen. Der Vogtländer hat noch eine Spur von der bayeriſchen „Schneid“, dem Erzgebirger fehlt ſie ganz. Am liebſten bleibt er das, was der Vater geweſen; und mag ein anderer Beruf noch ſoviel klingenden Lohn verſprechen, er wendet ſich nicht von dem er erbten oder gewählten ab. Wie viele erzgebirgiſche Hauſierer klagen über die Not der Zeit; allein auf die Aufforderung, ſich doch einem anderen Gewerbe zuzuwenden, bringen ſie nichts anderes vor als: „Doas ka ich net!“ Die Gewohnheit iſt eine Macht im Leben des Erzgebirgers. Neuerungen brechen ſich langſam Bahn, mit Mißtrauen werden neue Erwerbszweige angeſehen. Wer, um die Lage der Leute zu verbeſſern, irgend ein gewerbliches Unternehmen anfing, hatte von dieſen Eigen tümlichkeiten des Stammes viel zu leiden. Wenn nun einerſeits dieſe Gemäch lichkeit inſofern bedenklich iſt, als ſie eine kräftige Willensthätigkeit ausſchließt

382

oder wenigſtens nicht ſofort aufkommen läßt, ſo hängt doch mit ihr auch jene tief innerliche Gemütlichkeit zuſammen, die den Erzgebirger auszeichnet. Dieſe Ge mütlichkeit äußert ſich überall. Er hängt mit großer Liebe an ſeinen Blumen, an ſeinen Vögeln, nach deren Beſitz er ſo lüſtern iſt, daß er ſchon oft genug mit den Wächtern der ſtaatlichen Ordnung in böſen Streit kam; er iſt ungemein ſorglich und mitleidig mit ſeinem Vieh. Das Leben in der Familie und zwiſchen den ver ſchiedenen Familien iſt vertraulich und herzlich. Wie er an ſeinen Ahnen und Eltern mit großer Liebe hängt und mit einer ſeltenen Hochachtung zu ihnen empor ſchaut, ſo iſt er auch durch die Bunde innigſter, nie verlöſchender Liebe mit ſeinem Heimatlande verknüpft. In der Fremde verläßt ihn das Heimweh nimmer; die Äußerungen desſelben ſind um ſo rührender, als ſie den Eindruck unmittelbarer Em pfindung machen und wie von ſelbſt hervorzuquellen ſcheinen. Der „Leitermann“, der – ſeine Leitern und Rechen durch die Dörfer fährt, der „Karlsfelder“ mit ſeinem hohen Tragkaſten, der Spitzenmann und der „Schiehader“ (Schönheider), ſie alle ſehnen ſich heim und freuen ſich, wenn ſie um die Adventszeit ſich zur Heimkehr rüſten dürfen. Auch an den alten Reſten verſchwindenden Volkstumes und Volks glaubens hängt der Erzgebirger mit

wunderbarer Festigkeit; Sagen und Märchen, die sonst verschwunden sind, haben sich hier erhalten.

In den erzgebirgischen Familien ist die Überlieferung noch lebendig. Die alte Ahne im Lehnstuhl, die nicht mehr klöppeln kann, weil ihre Finger zittern, erzählt den Kleinen die Wundersagen und die besonderen Geschichten des Thales und des Dorfes, und diese erhalten sich in den Herzen und Köpfen und werden von den altgewordenen Hörern weiter vererbt. Hier eben ist noch manches lebendig, was anderwärts schon lange tot und mit Moder bedeckt ist. Hier leben in den langen Winterabenden die Gestalten der altdeutschen Sage wieder auf, und leuchten den Auges lauschen die Kleinen den Märchen von dem reichen Silberherrn, den der Satan geholt, von dem Bergmanne, der die Silberstufen gefunden, von dem grauen Männchen in Schneeberg und dem Schwarzkünstler zu Geyer. Wie an seiner Heimat und deren Sagen, so hängt er auch an den alten Bräuchen und Sitten. Die erzgebirgische Tracht ist zwar fast ganz verschwunden — nur ver einzelt sieht man noch den roten Brustlatz mit blanken Knöpfen, öfter noch die schwarzledernen Hosen und den Samtbartel –, aber mit ihr nicht die eigenartige Sitte des Gebirges. Besonders mächtig ist noch die christliche Sitte. Was man im Niederlande schon als überlebt beiseite geworfen hat, ist in den Bergen noch lebendig. Die christliche Sitte ist eben keine bloße Äußerlichkeit; sie ist ein Aus druck des Erzgebirgers, der sich nicht nur in seinem Thun und Treiben, nicht nur in seinem Verhältnisse zur Kirche und deren Dienern, sondern auch in seinen Sprichwörtern und seinen sprichwörtlichen Redensarten kundgiebt. Gemeinsam mit dem Vogtländer ist ihm die sinnige Feier des Weihnachtsfestes. Was bei jenem die Krippe, ist bei ihm das Bethlehem, eine Darstellung des Weihnachts wunders, oft vom Vater geschnitzt, oft auch in den Familien forterbend, um welche sich die Familie zum Feste sammelt. Die Stelle des Lichterbaumes wird, besonders iu den Bergwerksgegenden, durch einen Bergmann vertreten, der ein Licht hält, oder auch durch einen großen Leuchter. Die Art der Festvorbereitung, der Fest

383

feier und ihre Bedeutung für das Gemeinschaftsleben erinnert in den meisten Punkten an das Vogtland.

Eine Kunst versteht der erzgebirgische Arbeiter nicht, die Kunst des Sparens. In der Regel wird das Verdiente auch verbraucht, und die Mehrzahl der kleinen Leute lebt im eigentlichen Sinne aus der Hand in den Mund. Wenn der Erz gebirger demnach oft selbst die Schuld trägt, daß Schmalhans Küchenmeister wird, so ist er doch wiederum so genugsam und so heiter, daß er den Mangel leicht er trägt. In seinen Liedern wird die Genügsamkeit manchmal in herzlicher und herzbewegender Weise laut. Seine Heiterkeit sprudelt nicht so über, wie die des Vogtländers; sie ist stiller, wie das ganze Wesen des Erzgebirgers ein innerlicheres ist. Das schließt freilich nicht aus, daß hin und wieder diese heitere Grund stimmung des Gemütes in neckischem Scherze, in fröhlichem Witze und in frischem Sange laut wird; aber der Erzgebirger singt weit seltener als sein westlicher Nachbar.

Verhältnismäßig kurz können wir uns über die Eigenart der Lausitzer und der Bewohner des Meißner Hochlandes fassen. Die Gebirge sind im Osten unseres Vaterlandes niedriger und schon viel länger dem allgemeinen Verkehre geöffnet als die weltfernen Thäler und die unwegsamen Höhen des Erzgebirges; die un mittelbare Folge dieser Thatsache ist die schon weiter vorgeschrittene Abschleifung der besonderen Eigentümlichkeiten des Stammes.

Der Lausitzer, mehr noch der Westlausitzer um „Steewumsdg“ (Steinicht wolmsdorf) und „Cunewahle“ (Cunewalde) als der Ostlausitzer bei Zittau und Warnsdorf, ist rauher und derber als der Erzgebirger. Schon aus der Mundart geht dies hervor. Die Lausitzer Mundart mit ihrem rollenden R-Laut, ihren dumpfen Vokalen, ihrer ganzen poltrigen Art hat etwas Rauhes und scheinbar Hartes. „Kummt ockerei'“ (Kommt doch herein) klingt ebensowenig wie eine freund liche Einladung, wie jene fast zum geflügelten Worte gewordene Frage:

„Aß't 'r oh no mie?“ (Eßt ihr auch noch mehr?) Aber die Härte iſt nur eine ſcheinbare. Derb und zugehackt wie ſeine Sprache iſt wohl auch die Art des Lauſitzers; aber die rauhe Schale birgt in der Regel einen guten Kern. Wenn man ihm auch im allgemeinen große Innerlichkeit nicht zuſchreiben kann, ſo iſt doch ſein Gemütsleben nicht arm; er verſchmäht es nur, ſeinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Oft aber leuchtet aus einem einzigen Worte, aus einer Redewendung, einer eigentümlichen Tonart die Tiefe ſeines Gefühles hervor. An ſeiner Heimat mit ihren „ſchianen, ſchianen Barg'n“ hängt er mit treuer Anhänglichkeit und faſt ſchwärmeriſcher Sehnſucht, und das Gefühl der Stammeszugehörigkeit iſt mächtig entwickelt, ſo daß er in der Fremde gern ſich zu Stammesgenoſſen hält. Zu harter Arbeit iſt er gezwungen, das macht ihn ernſt und ſtill. Die Sangesluſt des nachbarlichen Wenden beſitzt er nicht, die ausgelaſſene Luſtigkeit des Vogtländers iſt ihm voll kommen fremd. Eine gewiſſe Neigung zur Einſamkeit Und zum Grübeln iſt ihm nicht abzuſprechen. Daher kommt es auch, daß der deutſche Lauſitzer gern ſich liberal nennt und gern für aufgeklärt gilt.

Von dem Bewohner des Meißner Hochlandes läßt ſich inbezug auf ſeine Eigenart noch weniger ſagen. Er bildet, wie geographiſch, ſo auch volks pſychologiſch den Übergang vom Erzgebirger zum Lauſitzer. Beſtimmend hat

384

außerdem auf die Entwickelung ſeines beſonderen Weſens der Umſtand gewirkt, daß er ſeit langer Zeit ſchon in lebhaften Verkehr mit Leuten anderen Stammes trat. Ein Reiſender rühmt am Ende des vorigen Jahrhunderts die Offenheit und Biederkeit der Bewohner der „Heide“, wie man damals das Meißner Hoch land nannte; auch von der Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit derſelben weiß er mancherlei zu erzählen. Das Meißner Hochland iſt inzwiſchen zu einem be liebten Wanderziel geworden; aus ganz Deutſchland ziehen wanderluſtige Leute durch das Hauptthal und ſeine beliebteſten Nebenthäler. Daß unter ſolchen Um ſtänden mancher eigenartige Zug verſchwindet, mancher weniger hervortritt, iſt ſelbſtverſtändlich; man muß ſchon in die vom Hauptwege weiter abſeits liegenden Thäler gehen, wenn man die Eigenart der Leute ohne fremden Zuſatz kennen lernen will. Ein beſonders hervorſtechender Zug im Charakterbilde iſt die Sauber keit, weniger noch an der eigenen Perſon als an der Behauſung. Schmuck ſind die Dörfer und Häuſer, ſchmuck die Straßen und Wege, ſchmuck ganz beſonders die Schulhäuſer, für die man in der Regel beſſer ſorgt als für die Kirchen. Fleißig und rührig ſind die Bewohner; was ihnen die karge Natur verſagt hat, ſuchen ſie durch Emſigkeit und Regſamkeit zu erſetzen. Die Folge dieſer rührigen Thätigkeit iſt ein allgemeiner Wohlſtand, der freilich mehr auf der an das eigent liche Hochland grenzenden Hochebene als in dieſem ſelbſt zu Hauſe iſt. Dagegen geht den Bewohnern des Meißner Hochlandes der Sinn für ihre beſondere Eigen art faſt gänzlich ab. Daß ſie ſich nicht als einen Stamm fühlen, geht ſchon daraus hervor, daß ſie keinen Geſamtnamen für den Stamm haben.

Wohl kann man das allmähliche Verſchwinden der Stammeseigentümlichkeiten bedauern, hindern wird man es nicht können. Der gleichmachende, alle bezeich nenden Unterſchiede verwiſchende Zug der Zeit hat bereits begonnen, ſich auch in den weltfernſten Teilen unſeres Vaterlandes bemerklich zu machen, und er wird von Jahr zu Jahr immer mächtiger, ſeine Thätigkeit wird immer ſichtbarer werden. Mit jedem Schienenſtrange, der in ein bisher unberührtes Thal gelegt wird, ſchwindet ein Stück der Eigenart; durch jede Erleichterung des Verkehrs wird jene Vermiſchung der Eigentümlichkeiten unterſtützt. Es iſt deshalb von beſonderem Intereſſe, die Eigenart der Stämme zu beobachten, ſolange noch eine ſolche Beobachtung möglich iſt. Bald genug wird auch das Bild eines Vogt länders und Erzgebirgers, wie wir es zu ſchildern verſucht haben, der Ver gangenheit angehören.

Dr.. Georg Oertel.

Kapitel 94

Wahlſprüche und goldene Worte ſächſiſcher Fürſten.

Schon im grauen Altertume begegnen wir der ſchönen Sitte, ein Sprichwort, eine kurzgefaßte Weisheitslehre als Wahlſpruch, als Leitſtern und Richtſchnur des Handelns anzunehmen. Meiſt geſellte ſich zum Sinnſpruch ein Sinnbild, um das erwählte Loſungswort ſich und anderen anſchaulich und dadurch eindringlicher zu machen. Agamemnon, der Anführer der Griechen auf dem Zuge gegen Troja, führte einen Bärenkopf im Schilde mit der Umſchrift: „Das iſt der Schrecken der

385

Menſchen.“ Im Trauerſpiele des griechiſchen Dichters Äſchylus „Die Sieben vor Theben“ erſcheinen alle dieſe Helden mit ſinnbildlichen Figuren und entſprechenden Umſchriften auf den Schilden.

Mit griechiſcher Bildung kam der Brauch nach Rom, und von faſt jedem namhaften Dichter, Gelehrten und Schriftſteller iſt uns ein Sinnſpruch, ein Loſungswort überliefert, welches ſeine Gefühls- und Denkungsweiſe ausdrücken ſollte. Auch die Kaiſer folgten dieſer Sitte.

Die chriſtliche Kirche nahm dieſen Gebrauch auf, heiligte ihn und bildete ihn zur chriſtlichen Symbolik aus. Bei den geiſtlichen und den nach deren Vor bilde geſtifteten weltlichen Ritterorden wurde die Sitte, einen Wahlſpruch zu führen, zur ſtehenden Regel, Durch die Orden kamen die Turniere und Wap pen in Brauch und mit den Wappen die Wappenſprüche. Bald durfte auf keinem Turniere die Schildinſchrift (Deviſe) fehlen, welche man ſtolz „Die Philoſophie des Edelmanns“ oder „Die Sprache der Helden“ nannte, im Gegenſatze zur „Weisheit auf der Gaſſe“, dem vom Volksgeiſte geſchaffenen Sprichworte. Die Wahl eines Denkſpruchs für den zum Ritter geſchlagenen Knappen war eine wich tige Angelegenheit. Einige wählten einen Spruch, der geeignet ſchien, ſie auf dem Pfade der Tugend und der Ehre zu erhalten, andere geheimnisvolle Buch ſtaben und Bildzeichen, ein Brauch, dem der jetzt wieder ſo beliebte Rebus ſeine Entſtehung verdankt.

Die Blütezeit der Spruchpoeſie fällt in den Zeitraum vom Anfange des 15. bis ins 17. Jahrhundert. Allmählich artete der ſchöne Gebrauch in Überladung und gelehrte Spielerei aus. Oft wurden einer und derſelben Perſon

eine ganze Reihe Wahlsprüche zugeschrieben, die vielleicht unter wechselnden Verhältnissen gewählt wurden, aber dann aufhörten, einen sicheren Schluß auf das Wesen ihrer Träger zu gestatten.

Ein edles Fürstengeschlecht wie das der Wettiner, welches immer auf der Höhe seiner Zeit stand und an deren geistigen Bewegungen und Gewohnheiten nicht nur hervorragenden Anteil nahm, sondern dieselben sogar oft wesentlich mit gestalten half, entzog sich auch dem ritterlichen Brauche nicht, Wahlsprüche zu erkiesen. Von beinahe allen sächsischen Fürsten sind uns Sprüche überliefert, die fast ausnahmslos Eigenart und Gesinnung derselben knapp und treffend angeben, in jedem Falle aber ein Zeugnis der edlen Absichten sind, von denen ihre Träger beseelt waren.

Eine Zusammenstellung dieser in den Quellenschriften der vaterländischen Geschichte vereinzelt auftretenden Sprüche liefert den Beweis, daß die Sachsen sich immerdar des Wortes getrösten konnten: „Wohl dem Lande, des König edel ist!“[1]

386

Albrecht der Beherzte (1485–1500). „Ich bin gewohnt, nicht wie Weiber mit Worten, sondern mit Mut und Faust zu kriegen.“

Friedrich der Weise (1486—1525). „Crux Christi nostra gloria.“ (Christi Kreuz unser Ruhm.) „Verbum Dei manet in Aeternum“ abgekürzt: V. D. M. I. A. (Gottes Wort bleibet in Ewigkeit.) Sein Lieblingsspruch war: „Ohne mich könnet ihr nichts thun.“ Joh. 15, 5. — An eine Wand im Schlosse Lochau schrieb er den Vers:

„Wenn ein Fürst selbst ist ein Kind, Hat Rät', die unerfahren sind, Priester, die bös Exempel geben, Leut', die ohne Gottesfurcht leben, Ein' unversuchte Ritterschaft, Ein'n Adel, der kein' Tugend acht't, Ein'n Richter, der kein Unrecht straft, Da steht das Recht auf Gunst und Gab', Und nehmen Land und Leute ab.“

Johann der Beständige (1525–1532). „Ich kann des göttlichen Wortes so wenig entraten als des Essens und Trinkens.“ „Es sind zween Wege, entweder Gott verleugnen oder die Welt; denke nun ein jeglicher, welches am besten sei.“ „V. D. M. I. A.“

Johann Friedrich der Großmütige (Kurfürst bis 1547, † 1554). „Alles in Ehren.“ „Ich habs gestallt ins Herrn Gewalt.“

Georg der Bärtige (1500–1539). „Semper laus ejus in ore meo.“ (Sein Lob ist immerdar in meinem Munde. Ps. 34, 2.) „Geradezu macht gute Renner.“

Heinrich der Fromme (1539—1541). „V. D. M. I. A.“ Seine Hof bedienten führten diese Buchstaben in Seide gestickt auf ihren Ärmeln.

Moritz (1541–1553). „Vielleicht gelingt's! Vielleicht glückt mir's auch!“ „Fortes fortuna adjuvat!“ (Dem Tapfern hilft das Glück!)

Vater August (1553–1586). „Tandem bona causa triumphat.“ (Endlich siegt die gute Sache.) „Omnis victoria a Deo.“ (Aller Sieg von Gott.) „Ach Gott, erhalte uns bei Deinem Wort.“ Ps. 119, 108.

Christian I. (1586–1591). „Fide et vide!“ (Trau und schau!)

[1] Wo aus den zu Gebote stehenden Quellen ein bestimmter Wahlspruch sich nicht ermitteln ließ, tritt an dessen Stelle ein bedeutungsvolles „goldenes Wort“ des betreffen- den Fürsten. Aus den Bemerkungen über die Zeit der Entstehung und die Ausbreitung der Sitte, Losungsworte zu erwählen, ergiebt sich der Grund, weshalb die Zusammen- stellung nicht eher begonnen werden konnte als mit dem Stammvater unseres erhabenen Königshauses. Bunte Bilder aus dem Sachsenlande. I. 25

Christian II. (1591–1611). „Fide sed vide!“ (Trau, aber schau!) „Haud timet mortem, qui vitam sperat.“ (Wer das Leben hofft, fürchtet nicht den Tod.) „Time Deum, honora Caesarem!“ (Fürchte Gott, ehre den Kaiser!) „Parva etiam virtus vim magnam vincit et iram.“ (Auch schwache Tugend besiegt große Kraft und großen Zorn.) „Ich wollte, daß ich jedermann könnte reich machen.“

Johann Georg I. (1611–1656). „O Herr, in allen Sachen mein wollst Anfang Du und Ende sein.“ „Caste et pie!“ (Keusch und fromm!) „Scopus vitae meae Christus!“ (Christus, meines Lebens Ziel!) „Meinen Jesum laß ich nicht.“

Johann Georg II. (1656–1680). „Maternis precibus nil fortius.“ (Nichts ist stärker als mütterliche Gebete.)

387

Johann Georg III. (1680–1691). „Jehova vexillum meum.“ (Der Herr ist mein Panier.)

Johann Georg IV. (1691–1694). „Sola gloriosa, quae justa.“ (Nur was gerecht, ist rühmlich.)

August der Starke (1694–1733). Als Kurprinz: „Divinae sedes doctrinae firma manebit.“ (Der Thron göttlicher Lehre wird fest bleiben.) Später: „Tantum quantum possum.“ (Soviel, als ich vermag.)

August III. (1733–1763). „Fas!“ (Recht!)

Friedrich Christian (1763). „Cum Deo et die.“ (Mit Gott und mit der Zeit.)

Friedrich August der Gerechte (1763–1827). „Meine Politik ist die eines ehrlichen Mannes.“ „In einem 45jährigen Zeitraume Unserer Regierung haben Wir unter dem Wechsel der Ereignisse die Wohlfahrt des Landes und das Beste Unserer Unterthanen zum einzigen Gegenstande Unserer Bestrebungen gemacht und für alle Sorgen in dem sich immer gleich gebliebenen Vertrauen und der unverbrüchlichen Anhänglichkeit Unseres Volks die erwünschteste Belohnung gefunden.“ (Patent vom 23. Febr. 1813.) „Providentiae memor!“ (Der Vor sehung eingedenk) Devise des von ihm 1807 gestifteten Ordens der Rautenkrone.

Anton der Gütige (1827–1836). „Suum cuique!“ (Jedem das Seine!)[2]

Friedrich August II. (1831–1836 Mitregent, bis 1854 König). „Ver trauen erweckt wieder Vertrauen.“

Johann (1854–1873). „Mit Gott für das Recht!“ (Proklamation vom 14. Juni 1866.) „Mit derselben Treue, mit der ich zum alten Bunde gestanden, werde ich zu der neuen Verbindung halten.“ (Proklamation vom 26. Okt. 1866.)

Albert. „Providentiae memor.“ (Der Vorsehung eingedenk.)

Prinz Georg. „Ist Gott mit mir, wer will wider mich sein!“ Röm. 8, 31.

Randumschrift der Silberthaler sächsischen Gepräges, Wahlspruch und täg liches Gebet aller treuen Sachsenherzen: „Gott segne Sachsen!“

P. Kruschwitz.

[2] Als dem Könige am 17. Oktober 1829 bei seiner Anwesenheit in Zittau ein lateinisches Gedicht überreicht wurde, antwortete er, das Latein habe er ziemlich ver- gessen, nur die für einen König wichtigen Worte ‚Suum cuique‘ vergesse er nie. 25*

Kapitel 95

Sachſentreue.

Zu Wittenberg, im alten, got'ſchen Zimmer, Sitzt Meiſter Lukas Cranach ſtill, allein; Vom hohen Bogenfenſter fällt der Flimmer Der warmen Morgenſonne hell herein. Die Elbe rollte wieder ihre Wogen Dahin, von ſtarrem Wintereis befreit, Der holde Lenz war ringsum, weit und breit, Sieghaft in Wald und Fluren eingezogen.

388

Dem Meiſter will der Frühtrunk heut' nicht munden, Ein banger Kummer drückt ſein Herze ſchwer, Die Kunſt, in der er ſonſt in manchen Stunde So reichen Troſt für alles Leid geſunden, Sie dünkt ihm heute elend, nichtig, leer.

Er hebt den Blick: Was er ſchon lange plante, Das Bild ſchaut halb nur fertig von der Wand, Als ob es zur Vollendung ſtreng ihn mahnte: Auf, Meiſter, ſpute dich und rühr' die Hand!

Er greift zum Pinſel endlich, greift zum Stabe; Wie ſcheint ihm beides jetzo ungewohnt. Ach, traurig ſchaut der holde Jeſusknabe, Es ſchaut Maria, die auf Wolken thront, Mit Schmerzen hin auf ihn, den ſie geboren, Auf den ſie, aller Himmelswonnen voll, Die Blicke, göttlich leuchtend, wenden ſoll, Als wär' er ſchon als Kind dem Tod erkoren.

Doch weh, was zittert die ſonſt ſichre Hand? Was wirfſt du, Meiſter, Stab und Griffel wieder Von dir hinweg? Was ſinkſt du unverwandt Auf deinen Lehnſtuhl wie gebrochen nieder?

Ach, ſeit dem Tage, da der grüne Tann Sich rot gefärbt von deines Herren Wunde, Seit jenem Tag bei Mühlberg, da die Kunde, Die ſchwere, dich getroffen, — da begann Das Leid, das, ob es Nacht war, ob es tagte, An deinem Herzen kummervoll dir nagte!

Er fährt empor, der tiefbeklemmten Bruſt Entringen ſich die ſchmerzensvollen Laute: „O Wittenberg, du meine Freud' und Luſt, Du meines Herzens Buhle, wonnigtraute, Biſt du nicht jetzt ein ödes, ſtilles Grab, Seit alles, dem mein Sinnen nachgehangen, Aus deinen Mauern jach hinweggegangen, Seit ich des Landes Herrn verloren hab'?

War's nicht genug, daß in der Schlacht geſchlagen, Mein edler Johann Friedrich unterlag? Das hätte ich, ſo ſchwer es auch, ohn' Klagen Erdulden wollen. Aber wie vermag Ich das zu dulden in des Alters Tagen,

389

Daß er, an dem das Land mit Liebe hing, Gefangen, und des Throns verluſtig ging?

Ja, müſſen nicht des Volkes Thränen fließen? Der Kaiſer will, ich hör's, auf Albas Rat, Das Todesurteil, früher oder ſpat, An meinem Herrn, den Ketten eng umſchließen, Vollziehn, er will das teure Blut vergießen!



Abbildung 95.1: Lukas Cranach. Abbildung zu dem Gedicht „Sachſentreue".

Und du, bei dem ich Troſt in Gottes Wort, Durch Liebeswerke jederzeit gefunden, Philippe, unſrer teuren Kirche Hort.

Du ſchlugeſt meinem Herzen tiefe Wunden, Als du dich angeſchickt, hinwegzuziehn! Ihr, lieben Freunde, die in allen Stunden Mir hilfreich, willig ihren Schutz verliehn, Was mußtet ihr, da in den ſchweren Zeiten Die Feinde Tod und Untergang bereiten, Aus meinem lieben Wittenberg entfliehn?

Doch täuſcht mich nicht mein Ohr? Drauß' an der Pforte Erknarrt der Riegel, ſo den Eintritt wehrt?"

390

Ein Bote iſt's, ſchon hört er ſeine Worte. Er tritt hinaus, er ſieht auf hohem Pferd Aus Karols Lager einen Hakenſchützen, Der reicht ihm einen Brief herab zu Hand:

„Vom Kaiſer," ſpricht er, „was ſoll ich ihm nützen? Vom Kaiſer Karl ein Brief, an mich geſandt?"

Er lieſt, ob ſeine Augen ihn nicht trügen, Hat er vom Kaiſer wirklich das empfahn?

Er lieſt, da ſteht's in deutlich großen Zügen, Er ſolle dem Befehl ſich eiligſt fügen Und ſich des Feindes Lagerplatze nahn.

Schon ſitzt der Greis auf andaluſiſchem Roſſe, Schon fliegt er über Wieſen hin und Feld, Gefolgt von ſpan'ſcher Reiter flinkem Troſſe, Und kommt mit Bangen an des Kaiſers Zelt.

Doch welch Empfangen wird ihm hier bereitet! Iſt das des Kaiſers ſtolze Majeſtät, Die ſich durch Blick und Miene ſchon verrät, Die, ohn' ihn zu beachten, vor ihm ſchreitet? Der Welten Herrſcher lädt zum Sitz ihn ein; Schon iſt geraume Zeit dahingegangen, Glühn jugendwarm des Meiſters greiſe Wangen, Denn nicht von Kriegesnöten nur allein, Von allem Möglichen muß er erzählen, Und immer weiß der Meiſter klug und fein Bei jedem Stoff die Worte auszuwählen.

Indes in ſolcher Rede Allerlei Die Zeit den beiden unvermerkt verronnen, Kommt ſchließlich das Geſpräch auf Malerei, Als Karl zu Cranach alſo nun begonnen:

„Ei, Meiſter, du verſtehſt wohl deine Kunſt Wie ſonſt ein andrer kaum in deutſchen Landen, Bei Fürſten biſt du, biſt bei mir in Gunſt, Iſt mir doch ſelbſt ein Bild von dir zu Handen, Das Sachſens Kurfürſt, der mich ſchwer gekränkt, Zu Speier, in der deutſchen Stadt, der alten, Da wir vor Jahren Reichstag dort gehalten, Zur Kurzweil mir zu jener Zeit geſchenkt.

391

Iſt mir das eine Bild ſchon Augenweide. An dem mit Luſt ich, ſinnend, gern verweilt, Heg' ich ein andres noch wie ein Geſchmeide, Das oft von Trübſal mich und Kummer heilt. iſt in meinen treuen Niederlanden Ein lieb Gedenken an die Jugendzeit,

An dem ich oft mit Rührung ſtill geſtanden: Ich war ein Kind, da du mich konterfeit: Weißt du, wie alt ich damals war als Knabe?"

Der greiſe Meiſter thut es eiligſt kund: „Iſt mir's doch juſt, ich hätt' das Bild zur Stund' Gemalt, das damals ich vollendet habe!

Zu Mecheln, im ehrwürd'gen, alten Saal, Harrt' ich, des Dienſt's bereit, der Majeſtäten. Ganz plötzlich ſeh' ich durch das Hauptportal, Gott hab' ihn ſelig, Max, den Kaiſer, treten, Euch, hocherlauchten Prinzen, an der Hand. Es war in jenen Tagen aller Orten,

Da Ihr acht Jahre zähltet, dort zu Land Des Kaiſers Enkel, Euch, gehuldigt worden.

Ich ging ans Werk, ein Seſſel ward gebracht, Der Ältervater hieß ihn Euch beſteigen.

Er ſprach zu Euch: ‚Mein Karl, nun gieb mir acht, Sitz' ſtill, dem Meiſter folgſam dich zu zeigen!'

Die erſten Züge warf ich flüchtig hin Und glaubte ſchon das Schwerſte leicht vollendet, Als ihr, in leichtem, jugendlichem Sinn, Voll Ungeduld Euch hin- und hergewendet, ihr machtet, Majeſtät, bei ſolchem Sitzen Den armen Meiſter wahrlich weidlich ſchwitzen!

Wer war der Retter nun aus dieſer Pein? Was keinem in dem Saale glücken wollte, Ja ſelbſt des Kaiſers Anſehn nicht, das ſollte Dein Herrn PräCeptor vorbehalten ſein. Er war's, der Eures Herzens Neigung kannte, Gar wohl berechnend eines Kind's Natur Kam er, ohn' lang zu grübeln, auf die Spur, Wie er den Sinn in ſtrenge Feſſeln bannte.

392

Ein Pfeil, von selten auserles'ner Pracht, Von Elfenbein, mit Goldblech leicht beschlagen, Ward von dem strengen Herrn herbeigetragen Und an der Wand genüber angebracht. Das wollt' des Kaisers Enkelsohn behagen.

Nun saht Ihr, die Ihr vorher nur gedahlt, Fein ruhig sitzend, nach dem Waffenstücke Und rührtet Euch nicht mehr. Mir war's zum Glücke, Den Griffel faßt' ich, herzhaft ward gemalt; Und da wir so Euch leichtiglich bezwungen, Kam's, daß Ihr baß vergnügt darein geschaut. Bald war das Bild der Tafel anvertraut, Gefiel mir selbst doch, was wir so errungen!"

Weil diese Worte Karls Gemüt erfreu'n, Spricht er: „Du machst, da sich der Kindheit Stunden Durch deine Wort' erinnernd mir erneu'n, Vom Gram, der an mir naget, mich gesunden, Nie soll mich, daß ich dich dahier gefunden, Nie dieses Tages eine Stunde reu'n!

Du weißt, das Reich, das mir der Herr gegeben, Erstreckt sich über der Welten weites Meer, Doch bin ich arm, so reich euch dünkt mein Leben, Mein Thron ist einsam, ist an Freuden leer! Auf die ich sonst geblickt, die wen'gen Lieben, Sie sanken alle längst vor mir hinab — Was ist dein mächt'gen Karl noch übrig blieben, Als was des ärmsten Bettlers harrt, ein Grab!

Gesuchet haben wir in allen Landen, Wo offen uns entgegenschlüg' ein Herz, Doch wir gewahrten, ach, zu uns'rem Schmerz, Daß wir nicht, was wir mühsam suchten, fanden! Die Räte alle, die uns rings umstanden, Die ehrfurchtsvoll vor uns gebeugt das Knie, Die Fürsten, Grafen, die hispan'schen Granden — Dem Herzen nahe kamen sie uns nie!

Du aber, deutsch in Fühlen und in Denken, Du trates't, kaum gesehn, dem Herzen nah, Auf dich mußt' ich mein Auge freudig lenken, Da ich nach langer Zeit dich wiedersah! O, bleib' bei mir! Gleich einem zweiten Vater

393

Sollst du an meinem Hof gehalten sein; Ein Freund mir, ein willkommener Berater, Geh' an dem Throne aus bei mir und ein! Nach blut'gem Krieg ersehne ich den Frieden, Der mir seit langer, langer Zeit geraubt, Komm' mit mir, sei es mir durch dich beschieden, Gieb mir, was längst verloren ich geglaubt, Zutrau'n zu Menschen wieder, gieb mir Frieden!"

Längst rollten Thränen von des Meisters Wang', Sein Busen keucht, es zittern ihm die Glieder, Aufs Knie stürzt er vorm mächt'gen Herrscher nieder Und ruft, aufseufzend unter Thränen bang':

„Ach, allgewalt'ger Herr, übt an mir Gnade, An mir, dem alten, hilfsbedürft'gen Mann, Ob Zorn ich auf mein greises Haupt auch lade, Laßt ab von dem, der Euch nicht dienen kann! Zwar weiß ich, was Ihr bietet, voll zu schätzen, Weiß, was Ihr mir vor allen andren schenkt: Ein Herz, das für mich schlägt und edel denkt, Doch kann ich Euch nicht dienen; denn verletzen Würd' ich dann eine hohe, hehre Pflicht! Durch einen heil'gen Eid bin ich gebunden An einen, dem es jetzt an Macht gebricht, Der, ach, in seinen! Kerker bang' die Stunden Des Lebens, das ihm noch verbleibet, zählt. Der Eine, brauch ich ihn Euch erst zu nennen, Der sich in Zweifeln schier sein Herz zerquält, Der Eine ist's, sollt' ich mich von ihm trennen, Von Johann Friedrich, meinem güt'gen Herrn? Dem treu ich stets gedient seit langen Jahren, Sollt' ich im Unglück nicht die Treue wahren? Nur dies verlangt nicht, dieses sei mir fern! Ich kann nicht anders, laßt, laßt mich enteilen, Laßt mit dem Fürsten mich den Kerker teilen!"

Ein Schatten legt sich über Karls Gesicht, Die Stirne decken fast des Unmuts Falten, Doch weiß er sich zu fassen, und er spricht:

„Es sei mir ferne, dich zurückzuhalten. Nun erst erkenn' ich deinen ganzen Wert! Gott sei mir für, solch Sinnen muß ich ehren, Die Bitte sei dir ganz und voll gewährt,

394

Zieh hin in Frieden, nicht will ich dir wehren! Ja, ich thu' mehr, wie du von mir verlangt: Des Zweifels Qual, in der dir schmerzlich bangt, Will ich mit einem Male dich entheben. Und daß du ganz mein Innres kennen lernst, Will ich dir sagen: Niemals war mir's Ernst, Den Fürsten seinen Richtern preiszugeben. Geschlossen bleibt zwar jetzo und hinfür Ihm des Gewahrsams leicht gefügte Thür', Doch, wisse, niemals wollt' ich ihm ans Leben

Leb' wohl, bring' in den Kerker ihm die Post, Wie mein Gewissen reiflich sie ermessen, Leb', Meister, wohl, sei immerdar getrust, Ich will der heut'gen Stunde nie vergessen!" —

Vergangen waren Jahre, und die Hast Bot wenig freud'ge, manche trübe Stunden, Doch ungebrochen blieb die alte Kraft, Da beide Tröstung im Gebet gefunden. Der Meister wußte durch die holde Kunst Die stillen Zeiten freundlich zu gestalten Und sich des edlen Fürsten volle Gunst, Wie einst im Glück, im Unglück zu erhalten.

Da kam ein Tag, an dem der Sonne Strahl Wie nie so wonnig heiter wieder lachte, Ein Tag, der die Erlösung aus der Qual, Der in der alten Heimat trautem Thal Die nie gehoffte Freiheit endlich brachte.

Und als nun wieder drauf ein langes Jahr Dahingegangen, läuteten die Glocken, Da lag der Meister auf der Totenbahr', Kein Auge blieb bei seinem Scheiden trocken. Mit seinem Herren und der Kunst allzeit War er geblieben treu und eng verkettet, Und wurde, unter fürstlichem Geleit, Zur letzten Ruhe feierlich gebettet In Weimars Kirche, wo sein schönstes Bild, Der Herr am Kreuz, zum Schiffe niederschauet, Das alle Frommen segensreich und mild Zu Gott erhebt und ihr Gemüt erbauet.

395

An jedem Festtag, wenn von der Empore In mächt'gem Ton die Orgel niederrauscht, Dünkt es noch heut dem andachtsvollen Ohre, Das unter jenem Bild dem Klange lauscht, Als sänge sie, wie einst, auch heut' aufs neue Von Meister Cranachs Kunst und seiner Treue.

Emil Irmscher.

Kapitel 96

Kronprinz Albert von Sachſen im Liede ſeiner Soldaten.

Zu den erlauchten Fürſten aus dem Hauſe Wettin, deren Heldenſtirn der Siegeslorbeer ſchmückt, und denen es vorbehalten war, in den ſchweren Kriegs zeiten ſich unverwelklichen Ruhm zu erwerben, gehört in erſter Linie König Albert von Sachſen. Schon ſeit früheſter Jugendzeit, bereits vor ſeinem Ein tritte in das Offiziercorps des ſächſiſchen Heeres als aktiver Offizier im Leib infanterieregiment (24. Okt. 1843), war er dem Militär mit herzlicher Liebe zu gethan; und weil er von jeher durchaus Soldat mit Leib und Seele geweſen iſt und ein echt kameradſchaftliches Mitgefühl ſowohl den Offizieren wie auch den Soldaten entgegengebracht hat, ſo war er und iſt er noch der erkorene Liebling ſ einer Soldaten, in deren Kreis er ſich allgemeinſter Verehrung und größter Beliebtheit erfreut.

In allen Feldzügen gab Prinz, ſpäter Kronprinz Albert, immer an der Spitze der wehrhaften Jünglinge und Mannen des Sachſenlandes ſtehend, ſeinen Truppen ein leuchtendes Beiſpiel ſoldatiſcher Bravour, indem er nicht von ihrer Seite wich, vielmehr die kämpfenden Söhne ſeines Vaterlandes durch ermutigende Worte zur Tapferkeit anfeuerte. Mußte es nicht begeiſternd auf die Truppen wirken, wenn Prinz Albert, was am 13. April 1849 im däniſchen Kriege geſchah, ſich im heftigſten Geſchütz- und Gewehrfeuer zeigte und die ſächſiſchen Soldaten zum Ausharren ermunterte? Solche Beweiſe von Unerſchrockenheit, Kaltblütigkeit und perſönlicher Tapferkeit eines fürſtlichen Helden vergeſſen die Soldaten nicht ſo leicht. Sie bilden den Gegenſtand ihrer Unterhaltung im Biwak, auf dem Marſche, in den Kaſernenſtuben. Wird einmal auf dem Marſche ein erfriſchendes Lied angeſtimmt, was kann dann anders ſein Inhalt ſein als die Thaten und die löblichen Soldateneigenſchaften des königlichen Helden? Überwältigt von ſeiner Perſönlichkeit, ſangen ehemals die braven Erſtürmer der Düppler Schanzen, die wackeren Streiter und Sieger in Jütland:

„Alſobald hat man die ganzen Tod und Wunden ſpei'nden Schanzen Feſten Sturmſchritts in Gewalt. Prinz Albert, jung, ein tapfrer Degen, Als Kamerad im Kugelregen Feuert an, wo's platzt und knallt!

Drum, ihr Brüder, ſtoßt an: Hoch lebe der General,

Prinz Albert soll leben, Der die Schanzen that nehmen, Und ein jeder Offizier! Tapf're Sachsen sind wir.“

Oder:

Wer wollte nicht zu Felde, Felde ziehn, Wenn uns der Oberst führt? Wer wollte nicht wie Mauern, Mauern stehn, Wenn uns Prinz Albert kommandiert? Wenn's heißt, der Feind rückt an, Freut sich ein jeder Mann. Legt an! Gebt Feuer und ladet, ladet schnell Und weicht von keiner Stell'!“

Wie die im dänischen Kriege und in den Manövern und Übungen bewiesene echt soldatische Haltung den hohen Beifall des Vaters[1] des königlichen Helden und den des Generals von Prittwitz[2] fand, der seinem Ordonnanzoffizier, dem Prinzen Albert, uneingeschränktes Lob zollte, so gefiel sein leutseliges Wesen besonders dem gemeinen Soldaten, und dieser feierte die Anspruchslosigkeit seines Führers, der die Entbehrungen der Soldaten auf dem Marsch und im Biwak gern Und freiwillig mit ertrug, in einfachen, aber herzlichen Weisen:

„Soldat, das ist mein Leben, Soldat ist meine Lust, Der Kronprinz kommandieret, Trägt Sterne auf der Brust.

Er schaut auf uns hernieder, Er reitet uns voran, Es kennet unser Albert Wohl einen jeden Mann.

Er thut mit uns kampieren Im Biwak auf dem Felde ‚Guten Morgen, Kameraden!' Das Leben mir gefällt.“

Der Unglückliche Ausgang des Krieges in Böhmen 1866 that dem Glauben an die Kriegstüchtigkeit und das Feldherrntalent des Kronprinzen, das

397

sich bei Gitschin und Königgrätz bewährt hatte, keinen Abbruch. Die Soldaten poesie bekennt die Unerschrockenheit, die Tüchtigkeit des Feldherrn:

„In Böhmen, Kameraden, Der Kronprinz kommandiert'; ‚Thu keiner sich ergeben, Und niemand retirier'.'“

„Mit unserm Kronprinz an der Schar Ging's frisch hinein in die Gefahr, Da reitet Albert zu uns ran: ‚Stell heute jeder seinen Mann!'“

Trotz des Mißerfolges blieb er der erklärte Liebling, das Ideal seiner ihm treu ergebenen Soldaten; sie sangen:

„Kronprinz Albert steigt zu Pferde, Zieht mit uns ins Feld; — ‚Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, Sterben als ein tapfrer Held.'“

Wer hört nicht in den wuchtigen Tönen dieses echten Soldatenliedes die Siegeszuversicht und das unbedingte Vertrauen zum erprobten Schlachtenführer? Es ist dieses Soldatenlied: „Kronprinz Albert steigt zu Pferde“ zu einem Ge meingut aller Sachsen geworden, die des Königs Rock getragen haben und tragen, eine Lieblingsweise des sächsischen Heeres. Als nun in den Augusttagen des Jahres 1870 die todesmutigen Sachsensöhne mit unvergleichlicher Tapferkeit unter den Augen ihres Feldherrn die festungsähnlichen Höhen von Roncourt und Marie

[1] Prinz Johann erzählt in seinem Tagebuche: „Während wir (im Rittergut Zschorna gelegentlich eines Manövers) beim Souper saßen, kam Albert herein, um etwas Nahrungsmittel zu fassen. Ich lud ihn ein, an meinem Tische Platz zu nehmen; er lehnte es aber ab, um zu seinem Posten zurückzukehren. Diese echt militärische Haltung des jungen Mannes gefiel mir sehr gut, sowie ich überhaupt mit Freude hörte, daß er sich sehr ausdauernd und soldatisch gezeigt habe.“

[2] Der die sächsischen Truppen befehligende General von Prittwitz schrieb (16.Aug.1849) an den Prinzen Johann: „Prinz Albert besitzt die Gabe, nicht allein die Verehrung und treue Anhänglichkeit einzelner Personen, sondern auch die Herzen aller derer zu gewinnen, welche nur irgend des Vorzugs teilhaftig werden, in Berührung mit Sr. Königl. Hoheit zu kommen. Diese Gabe, verbunden mit Verachtung der Kriegsgefahr, Bewahrung des kalten Blutes in den ernsten Lagen und dem Geschick, Offizieren und Soldaten gegenüber stets die richtige That oder das richtige Wort zu finden, haben den Prinzen schnell auf einen Punkt gestellt, der eine Leitung entbehrlich machte . .“ u. s. w.

aux chênes stürmten und mit flatternden Fahnen in die feuersprühenden Gassen von St. Privat eindrangen, da war diesem Soldatenliede ein neuer, lebens kräftiger Inhalt gegeben, da erfuhr es bald eine Weiterbildung und Ausgestaltung:

„Kronprinz Albert steigt zu Pferde, Reitet uns voran, Wenn ihn sehn die roten Hosen, Fliehet jedermann.

Brüder, auf mit lust'gem Klange Kronprinz Albert hoch, Der voran mit der Kolonne Ein nach Frankreich zog!"

Als Kronprinz Albert immer neue Lorbeeren um seine fürstliche Stirne wand und die für unbesiegbar gehaltenen Franzosen in mehreren entscheidungs vollen Kämpfen schlug, einmal sogar in der Nacht seine Truppen wecken ließ und mit einem Teile derselben die feindlichen Führer frühmorgens überraschte und dann beim weltgeschichtlichen Entscheidungskampfe fünf Stunden früher eingriff, als er erwartet wurde — fünf ereignisreiche, schwerwiegende Stunden —, da war seinen kampfesmutigen und sangesfreudigen Kriegern für ihre schlichten Dichtungen ein würdiger, großartiger Stoff gegeben, und die Erinnerungen an diese unvergleichlichen Siege boten Veranlassung zu folgenden Soldatenweisen:

„Vivat hoch, der Kronprinz lebe, Unser tapfrer Kommandeur! ‚Immer vorwärts' heißt es eilen, Also machet ihm auch Ehr!

398

Hoch im Winde flattern Fahnen, Grün und weiß; hurra! Stürmen wir vom Berg hernieder, Ist kein Feind mehr da.

Kronprinz Albert thät sie fangen Früh am hellen Tag, Tausend von den roten Hosen, All' auf einen Schlag.

Unser sind die Mitrailleusen, Die Monturen rot, Da dem Feind die Kanonade Guten Morgen bot."

Und einem bekannten, den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm feiern den Volksliede nachgebildet, sangen die Sachsenbrüder:

„Unser Albert, Prinz von Sachsen, War dem Marschall auch gewachsen, Schloß sogar den Kaiser ein Und dabei noch obendrein Mac Mahon, Mac Mahon, Albert kommt und hat ihn schon."

Die hervorragende Thätigkeit des Kronprinzen beim „Kesseltreiben" von Sedan Und seine große Neigung, die er dem edlen Weidwerk in Friedenszeiten entgegenbringt, gaben später einem sächsischen Soldaten Anlaß zu nachfolgender Dichtung:

„Herr Albert wollt' einst jagen Wohl in den Augusttagen Ein Wild gar seltner Art. Er ließ die Treiber wecken: ‚Fahrt aus durch Busch und Hecken, Nur sachte, mit Bedacht!' Halli, hallo, halli, hallo, Der Kronprinz weckte so.

‚Daß keiner mir jetzt schwatze, Sein Pfeiflein keiner schmatze, Gebt Feuer nicht noch Dampf! Wenn ihr es habt gefangen, Könnt alles ihr verlangen, Doch vorwärts jetzt zum Kampf!' Halli, hallo, halli, hallo, Der Kronprinz jagte so.

Bald war das Wild gefunden In frühen Morgenstunden, Im Schlummer lag es noch. In wald'gen Thales-gründen, Da war das Wild zu finden. Früh aufsteh'n lohnt sich doch. Halli, hallo, halli, hallo, Der Kronprinz fing es so.

Und als vorbei das Jagen, Spricht Albert mit Behagen: ‚Das habt ihr gut gemacht! Jetzt sucht hervor die Pfeife, Zum Brotsack jeder greife, Die Jagd ist nun vollbracht!' Halli, hallo, halli, hallo, Der Kronprinz lobte

so.“[3]

So wurden alle wichtigen und erfolgreichen Ereignisse, welche die von Kronprinz Albert befehligten Krieger in ihrer Gesamtheit berührten, in schlichte Verse gebracht. In diesen fand sowohl die gemeinsame Stimmung als auch die tüchtige Gesinnung unserer sächsischen Kriegsleute einen vollkommenen, wahren

399

und unverfälschten Ausdruck. Haftet diesen Klängen auch manches Rauhe und Ungefüge in Wort und Wendung an, so machten sie dennoch bald die Runde durch alle Truppenteile und waren in aller Munde, bis endlich neuere Ereignisse sie verdrängten und die Gemüter, welche von der lebendigeren Gegenwart näher berührt werden, davon abgelenkt wurden.

Die schlichten Weisen der singenden streitbaren sächsischen Kriegsleute aber sind von hoher Bedeutung: ein deutliches Zeugnis der hohen Verehrung für ihren bewährten Kriegsherrn, den sie auf gleiche Höhe mit den gefeiertsten Helden Deutschlands stellen: Prinz Eugen, Friedrich II. uud Wilhelm I., die im Liede fortleben werden bis in die fernsten Zeiten.

Ernst Rich. Freytag.

[3] Die vorstehenden Dichtungen sind dem Werke: „Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres. Dresden 1892. Glöß“ entnommen.

Kapitel 97

Der Sachſen Dank.

Zu Dir, o König, ſchaut in Treuen Dein glücklich Sachſenvolk empor. Was Du ihm biſt, in immer neuen Und freud'gern Liedern quillt's hervor. Wie auch des Schickſals Loſe fallen In Zukunft unſerm Vaterland: Um Deinen Thron die Fahnen wallen, Gelobend hebt ſich Herz und Hand.

In großer Zeit haſt Du gerungen für unſers Reiches Herrlichkeit. Um Deine Stirne iſt geſchlungen Der Lorbeerkranz für alle Zeit. Drum, wenn ſich ringsum Wolken türmen, Blickt man auf Dich voll Zuverſicht: Du Säul' des Reichs, erprobt in Stürmen, Wir rufen's ſtolz: Du wankeſt nicht!

Nun iſt in goldnen Friedensjahren Dein königliches Haar gebleicht. Das höchſte Glück haſt Du erfahren, Dem wohl auf Erden keines gleicht; Nicht einſam ſtehſt Du auf dem Throne, Fremd Deinem Volk und Deiner Zeit: Nein, jugendfriſch trägſt Du die Krone, Die Du dem höchſtem Dienſt geweiht!

400

was Deines Volkes Wohlfahrt mehrte, mit Vaterſinn brachſt Du ihm Bahn. Was Edles uns die Kunſt beſcherte, An Deinen Namen knüpft ſich's an. So iſt's Dein Geiſt, der uns erhoben, Dein edles Herz, das uns entflammt: Noch ferne Tage werden loben Den Segen, der von Dir entſtammt!

Und Dir, o Königin, gebühret In gleicher Treu der tiefſte Dank, Den Dir ſo manches Herz gerühret Im ſtillen widmet lebenslang! Wir brauchten des nicht Zeugnis geben, Was innig jeder Mund bekennt: Du weihteſt Dein erhabnes Leben Dem Volke, das Dich Mutter nennt!

Wann hätte je die Not gefunden Dich, hohe Frau, nicht hilfsbereit? Und für des Unglücks tiefe Wunden Fandſt Du nicht Balſam allezeit? Die Armut ging mit reichen Gaben Von Deiner königlichen Thür: Ihr Dankblick möge reich Dich laben! O ſei geſegnet für und für!

Heil uns, daß wir die Zeiten ſchauen, Die unſre Väter einſt erharrt, Und treuen Sinns am Werke bauen Im Friedensglück der Gegenwart! Heil Dir, dem edlen Fürſtenpaare! Du ſchreiteſt uns auf lichter Bahn Für alles Große, Gute, Wahre mit königlichem Sinn voran!

Rudolf Schlitterlau.

———————————

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Kolophon

Das Buch wurde digitalisiert und neu erstellt mit folgender freier Software:

- Xsane (Scan)
- Gimp (Bildbearbeitung)
- ImageMagick (Bildbearbeitung)
- Perl (Kleber)
- Tesseract (OCR)
- Asciidoc (Textauszeichnung)
- docbook XML (Textsatz)
- dblatex (LaTeX)
- potrace (Vektorisierung)
- Calibre (Ebook-Verwaltung)
- epubcheck (Validierung EBook)
- SVGCleaner (Minimierung SVG)

Besonderen Dank geht an die Entwickler des freien Frakturzeichensatzes UnifrakturMaguntia, an das Trennmuster Projekt des Dante e.V. und die Autoren von Tesseract und Potrace für ihre besondere Unterstützung.

Extra bedanken möchte ich mich bei Kai Grünler, der mir oft weitergeholfen hat.